This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

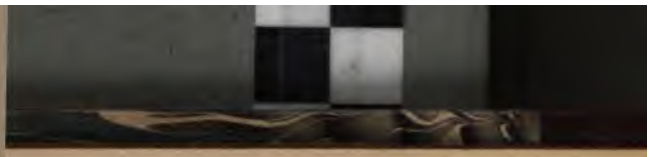
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stan y Libraries



Erstausgabe

Wilpert / Gühring 1035 / 17

80.–

07008 b

36521

Paul Horn

Freie Vorträge

von

W. H. Riehl.

Erste Sammlung.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Aus zwei Hörsälen.

Als Vorwort.

Schelling pflegte zu sagen: „die besten Gedanken kommen Einem auf dem Katheder," — vorausgesetzt, daß man die guten bereits mit hinauf bringt, möchte ich hinzufügen.

In dem doppelten Bemühen, gute und gutgeordnete Gedanken auf das Katheder mitzubringen, um dort die besten zu finden, sind diese „Freien Vorträge" entworfen und durchgebildet worden.

Freie Vorträge heißen sie in zwiefachem Sinne; einmal, weil ich sie ursprünglich frei sprach und erst hinterdrein aufschrieb; dann aber auch, weil ich so frei war, in der Wahl wie im Gestalten der Stoffe meine eignen Wege zu gehn.

Reden und Schreiben ist zweierlei. Den Redner belauschen wir beim Arbeiten, der Schriftsteller bietet uns die fertige Arbeit. Wer darum spricht wie ein

Buch, der wird kalt laſſen, und wer ſchreibt wie ein Redner, der ermüdet. Stenographirte Reden ſind ein Nothbehelf für den Leſer, — der nicht zuhören konnte; und abgeleſene Reden ein Nothbehelf für den Redner, — der nicht reden kann.

Der freie Vortrag wird naturgemäß knapper und gedrungener, ſowie man ihn aus der Sprache der Tribüne in die Sprache des Buches überſetzt. Denn der Leſer kann nachdenkend bei einem Satze verweilen, er kann noch einmal zurückgreifen, wenn er den Faden verloren hat; der Hörer dagegen wird raſtlos fort getrieben, bleibt er ſtehen oder blickt er rückwärts, ſo kommt er aus dem Zuſammenhang. Der Redner ſoll Plan und Eintheilung ſeines Stoffes recht deutlich durchblicken laſſen, — das könnte beim Schriftſteller pedantiſch ſein; er ſoll ſich der kunſtlos einfachſten Sprache befleißen, welche im Buche auf die Dauer nachläſſig erſcheinen würde; es kann eine Tugend des Redners heißen, wenn er in einleitenden und umſchreibenden Wendungen ſich Zeit gönnt, ſeine Gedanken zu ordnen und den Zuhörern Athem läßt, dieſen Gedanken ruhig zu folgen: die beſten Schriftſteller hingegen laſſen ihre Leſer gar nicht zu Athem kommen, und von einem gedankenreichen Buche rühmt man, daß es den Leſer zeitweilig zwinge, innezuhalten, um die erweckten Ge-

danken gleichsam mit geschlossenen Augen wiederholt zu denken. Umständliche Klarheit sei die Losung des Redners, Klarheit ohne Umstände, des Schriftstellers.

Deßwegen aber ist die freie Rede nicht schmucklos; sie schmückt sich nur in andrer Weise wie das geschriebene Wort. Der Redner tritt uns persönlich entgegen, getragen von der Inspiration des Augenblickes, die sich im wechselnden Klangcharakter der Stimme, im wechselnden Tonfall offenbaren wird: schon dies ist ein Schmuck, den die kalte Schrift gar nicht wiedergeben kann; sie vermag ihn nur durch höhere Drucker des Styles einigermaßen zu ersetzen. Dennoch wird der Redner bei der gebotenen stylistischen Breite und Kunstlosigkeit leicht monoton, wenn er nicht auf andere Weise zu helfen und seinen im Einzelnen kunstlosen Vortrag wenigstens im Ganzen künstlerisch zu gestalten sucht. Dies kann er durch die wechselnde Form der Einkleidung. Alle meine Vorträge sind Lehrvorträge; aber ich hüte mich wohl, fortwährend blos den Lehrton anzuschlagen. Schon auf dem akademischen Katheder übt man damit dauernd keine Wirkung, wie viel weniger vor einem gemischten Publikum, vor Herren und Damen, die nicht blos belehrt, sondern auch anmuthig angeregt sein wollen. Jeder erfahrene Redner weiß, wie es plötzlich lautlos stille wird im Saal,

wenn er am rechten Orte aus der lehrhaften Form in die erzählende übergeht, oder aus dieser in die schildernde, in die kritische, epigrammatische, in die humoristisch-ironische, in die pathetische, oder auch wenn er seinen Vortrag, dem Stoffe gemäß, ganz in eine dieser Formen kleidet, ein anderesmal aber eine völlig neue Form erwählt. Der Eindruck ist um so größer, und läßt sich mit demselben Mittel beim Schreiben nicht annähernd erreichen, weil zugleich naturgemäß auch der Klangcharakter der Stimme, das Tempo, die Dynamik des Tones wechseln muß. Ich habe es in diesem Sinne sogar gewagt, bei zwei der nachfolgenden Vorträge, dialogisch, ja halbwegs novellistisch zu improvisiren, und der Erfolg im Hörsaal rechtfertigte mein Wagniß.

Wird nun aber der frei gesprochene Vortrag gleichsam in eine andere Sprache übersetzt, wenn man ihn nachgehends umgestaltend niederschreibt, dann fragt es sich, ob ich überhaupt ein Recht habe, diese hier gedruckten Aufsätze noch „freie Vorträge" zu nennen. Ich glaube doch! Denn wenn auch kein einziger Satz genau so gedruckt stünde, wie ich ihn gesprochen, so würden doch diese Essays völlig anders geworden sein, wären sie nicht von Haus aus freie Vorträge gewesen. Der Grundplan blieb unverrückt, die Gedanken blieben, die

Form der Einkleidung blieb, und was das Wichtigste, der frische, freudige Schwung des Geistes, welchen man nur gewinnt, wenn man seinem Publikum Aug' in Auge sieht, die persönliche Fühlung mit dem Publikum, verließ mich auch am Schreibpulte nicht. Und so sind und bleiben diese Vorträge, obgleich sie wörtlich niemals so gesprochen wurden, dennoch meine „freien Vorträge", und sollten einige meiner ehemaligen Zuhörer jetzt meine Leser werden, so zweifle ich nicht, daß sie die Wahrheit dieses Wortes empfinden.

Obgleich ich den Grundsatz habe, denselben Vortrag nicht zu wiederholen, so sind doch alle diese Vorträge zweimal gesprochen worden, aber in grundverschiedener Form, in verschiedenem Zusammenhang und in zweierlei ganz verschiedenartigen Hörsälen.

Die Schule der freien Rede war für mich der akademische Lehrstuhl, und ich habe seit bald zwei Jahrzehnten wohl Zeit genug gehabt, dort etwas zu lernen von dieser edeln Kunst. Im Hörsaale der Universität herrscht und soll herrschen die wissenschaftliche Systematik. Ein Collegium ist ein Ganzes und wer es beurtheilen will, der muß dem Vortrage vom Anfange bis zum Schlusse des Semesters folgen. Aber in diesem Gesammtgebilde gibt es ab und zu Episoden, die auch für sich bestehen können, Kapitel und Paragraphen, die zu freierer

ſelbſtändiger Ausführung locken. Ich habe als Probe in dieſer Sammlung einige ſolcher Epiſoden aus meinem ſtaatswiſſenſchaftlichen Collegium mitgetheilt, und wenn der nichtakademiſche Leſer oder die Leſerin etwa den Vortrag über die „öffentliche Meinung", über das „Plebiſcit" oder über die „Landtags-Dilettanten" lieſt, ſo dürfen ſie denken, ſie hätten eine Stunde in meinem Collegium geſeſſen und zugehört, wie ich die betreffenden Paragraphen durcharbeitete, nur „mit etwas andern Worten!"

Allein auch alle übrige Vorträge dieſes Buches entſtammen in ihren Grundbeſtandtheilen dem akademiſchen Hörſaal. Nicht als ob ich dort über „Rheinlandſchaften" und „Alpenwanderungen" oder über die „Leiden der kleinen Miniſter" docirte. Ich trage Culturgeſchichte nach den großen Perioden chronologiſch vor und Politik und Sozialtheorie ſyſtematiſch, und dabei finden jene Themen in der hier gegebenen Form keinen Platz. Aber der weſentliche Stoff- und Gedankengehalt meiner Themen iſt dennoch in jenen umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Lehrvorträgen mit enthalten, nur in ganz anderem Zuſammenhang. So ſind mir meine Collegienhefte allezeit die reiche Rüſtkammer, in welche ich greife, wenn es gilt, einen freieren, künſtleriſch durchgebildeten Vortrag vor einem gemiſchten Publikum zu halten. Beide Aufgaben gewinnen bei dieſem Verfahren: vor den Studenten

stähle ich mich für die populäre Rednerbühne und vor den Herren und Damen, die mich dort umringen, glätte und verfeinere ich meine Redegabe für das gelehrte Katheder.

Der Hörsaal der Universität besitzt die wundersame Eigenschaft, den eifrigen Docenten jung zu erhalten: denn wie sollte es uns nicht verjüngen, wenn wir täglich unsere besten Gedanken durchbilden und in erweckende Worte fügen für die Blüthe der Jugend! Und doch birgt das täglich wiederkehrende Gleichmaß der Collegien eine verhüllte Klippe für die Kunst der Beredsamkeit. Der Lehrer bleibt geistesfrisch, aber die äußere Form seiner Rede versteift gar leicht in stehenden Wendungen und Manieren, — fast so leicht, wie beim Pfarrer auf der Kanzel. Man soll in erster Linie lehren, nicht darstellen: also tritt die gestaltende Kunst weit hinter den Inhalt zurück; dazu ist der Alltag ein grausamer Gleichmacher, und die Studenten sind genügsam in ihren Ansprüchen an einen original, geistvoll und harmonisch durchgebildeten Vortrag, weil sie's nur allzuoft sein müssen.

Hier kommt uns nun das moderne Associations-Wesen zu Hülfe mit einem andern Hörsaal. Ueberall entstehen Bildungsvereine, von den gelehrten und literarischen Klubbs bis zu den Handwerkervereinen herab. Den

größeren Zusammenkünften soll in der Regel ein anregender Vortrag Gehalt und Weihe geben. Wir Deutsche lernen nachgerade reden und hören, während wir geraume Zeit blos schreiben und lesen konnten. Auch der Professor kann reden lernen in solchen Vereinen, er kann sich dort herausreißen aus den Schlingen des Katheder-Schlendrians.

Unter den Vorträgen dieses Buches stammen zwei aus diesem Boden; der eine wurde im Kunstgewerbeverein zu München, der andere im kaufmännischen Vereine zu Mannheim gesprochen.

Man gründete aber auch in vielen Städten eigene „Vereine für wissenschaftliche Vorträge." Ihre alleinige Aufgabe zielt also auf den Lehrstuhl, um welchen sich die ganze gebildete Gesellschaft — Herren und Damen in bunter Reihe — versammeln soll. Auch die Reihe der Redner und ihrer Themen ist meist bunt genug; denn man will Methoden und Resultate verschiedener Wissenschaften kennen lernen, wie sich dies ja für den Gebildeten ziemt, der auf Einem geistigen Gebiete zu Hause, auf den andern aber wenigstens als Gast orientirt sein soll.

In manchen Städten sucht der Verein die Vortragenden lediglich am Orte selber, und ist er arm an Geldmitteln, so kann er gar nicht anders. Darum

war dies Verfahren das anfängliche; denn die Sache hat arm und klein begonnen. Aber man kann auch in Folge eines Ueberflusses so verfahren, eines Ueberflusses an Candidaten für die Rednerbühne. So vorab in Universitätsstädten, wo es mitunter leichter wäre, hundert Redner aufzutreiben, als hundert Zuhörer. Man beschränkt sich also auf die heimischen Kräfte. Dies thut aber auf die Dauer selten gut.

Glänzender gestaltete sich darum das Unternehmen in reichen Industrie- und Handelsstädten, wo man zwar wenige Redner am Orte besitzt, dagegen desto mehr Mittel, die bedeutendsten Kräfte wechselnd von allen Enden Deutschlands zu berufen. Hier wartet nun des Professors eine strenge Probe. Vor und nach ihm sprechen berühmte Berufsgenossen von demselben Katheder, er hört sie nicht, er hat für sich keinen Maßstab der Vergleichung, aber das Publikum hat ihn; also muß er das Höchste aufbieten, um würdig mit den ungehörten Nebenbuhlern zu wetteifern. Die Luft eines solchen Hörsaals ist schwül, der Boden glatt; mancher gefeierte Gelehrte ist da schon ein wenig ausgeglitten. Der Verein, welcher ihn berief, bietet nicht blos stattlichen Ehrensold; er ehrt auch den Gast oft mit einem Uebermaße persönlicher Auszeichnung und liebenswürdiger Gastfreundschaft; dafür kann er dann

aber auch mit Recht eine treffliche Leiſtung verlangen. Und überdies iſt es ja nicht blos der Vortrag, welchen das Publikum hören will; es will in dem Vortrage den Mann hören, den Mann, welchen es vielleicht längſt aus ſeinen Schriften kennt. Darum gilt es, Haltung und Form zu zeigen, vom Styl und Aufbau des Vortrags bis zur Dialektreinheit, bis zu Ton, Stimmbildung und Geberden herab. Die heilſame Zucht der Oeffentlichkeit tritt hier auch an den deutſchen Profeſſor heran, der ſonſt nur allzu leicht geneigt iſt, in der gemüthlichen Häuslichkeit ſeines akademiſchen Hörſaals ſich recht bequem gehen und hängen zu laſſen. Das Publikum ſitzt bei dem Gaſte in der Schule und ahnt nicht, daß der Gaſt da droben auf dem Katheder oft noch viel mehr bei ihm in der Schule ſitzt. Heutzutage reiſen alſo nicht mehr blos die Sängerinnen, ſondern auch die Profeſſoren auf Gaſtrollen. Ich habe dieſe Gaſtreiſen immer als wahre Studienreiſen angeſehen, auf welchen man in ernſter und doch ſo feſtlich heiterer Arbeit erſtaunlich viel für Buch und Katheder lernt.

Ja ich kann ſagen, ohne die Gaſtvorträge, zu welchen mich die wiſſenſchaftlichen Vereine von Frankfurt a. M., Hamburg, Crefeld, Düſſeldorf, Elberfeld, Barmen, Eſſen, Bielefeld und Darmſtadt während der letzten drei Jahre

beriefen, wäre dieſes Buch gar nie geſchrieben worden. Es thut dem Gelehrten ſo gut, wenn er bei ſolchem Anlaß wahrnimmt, welch reges geiſtiges Streben unter den Kaufleuten und Fabrikanten des deutſchen Nordens herrſcht! Hierfür wollte ich Zeugniß geben, und dieſes Zeugniß iſt zugleich ein öffentliches Wort des Dankes.

Schon öfters hörte ich die Frage: „ob denn die Wiſſenſchaft gefördert werde durch aphoriſtiſche Vorträge vor einem gemiſchten Publikum?“ Materiell und unmittelbar ſchwerlich, aber mittelbar und formell gewiß, und wäre es auch nur deßwegen, weil der Gelehrte dabei ſeine Gedanken beſſer geſtalten und ausſprechen lernt. Ferner: „Ob die Zuhörer bei ſolchen gemiſchten Vorleſungen in irgend eine Wiſſenſchaft gründlich eingeführt würden?“ Ganz gewiß nicht! Solche Vorträge ſind geſprochene Eſſays, nichts weiter. Eine formvollendete Einzelſtudie mag die Wiſſenſchaft ſpezialiſtiſch bereichern, neue Gedanken wecken, neue Geſichtspunkte erſchließen, und uns äſthetiſch erheben wie ein Kunſtwerk; aber gründlich in die Wiſſenſchaft einführen, wird ſie niemals. Der Gelehrte ahnt, wie heiter die Kunſt des Lehrens, der Ungelehrte, wie ernſt die Kunſt des Lernens ſei. Und das iſt äußerſt nützlich für Beide.

Wer noch bezweifelt, ob der literariſch-wiſſenſchaftliche Eſſay überhaupt ein Recht habe, der bleibt

bei den gedachten Vorträgen zu Hause, und wen es nicht reizt, einen Gelehrten oder Schriftsteller auch einmal in seiner Arbeit persönlich zu belauschen, der thut deßgleichen und liest zum Ersatz etwa die Bücher des Mannes oder er liest sie auch nicht. Da es aber sehr viele Gebildete, ja sogar Gelehrte gibt, welche noch nicht ausschließend buchgelehrt genug sind, um sich blos mit gedruckten Autoren zu begnügen, Gebildete und Gelehrte, die zugleich jene literarische Form des Essay, welche schon Lessing und Schiller so glänzend in unser Schriftthum eingeführt, lieben und schätzen, so finden künstlerisch durchgebildete Lehrvorträge auch allerorts eine zahlreiche und gewählte Hörerschaft.

Wer diesen Gedankengang weiter verfolgen will, dem sei der erste meiner Vorträge zum Lesen empfohlen: „der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten", — oder lieber gleich das ganze Buch, denn es nimmt, wie der ganze Autor, feste Stellung inmitten dieses Kampfes.

München, am 8. Februar 1873.

W. H. R.

Inhalt.

Erſter Cyklus.

Culturgeſchichte.

	Seite
Der Kampf des Schriftſtellers und des Gelehrten	3
Die deutſchen Kunſtſtädte	30
Rheinlandſchaft	57
Alpenwanderung eines Hiſtorikers	92
Sebaſtian Münſter und ſeine Kosmographie	135
Der Muſiker in der Bildergalerie	161
Die Zopfperiode des deutſchen Liederſatzes	197
Gluck als Liedercomponiſt	237

Zweiter Cyklus.

Politik.

Deutſche und franzöſiſche Freiheit	263
Das Plebiſcit und die politiſche Heuchelei	296
Oeffentliche Meinung und Gefühlspolitik	314
Die Partei	343
Verfaſſungskunde im Volkskatechismus	383
Der Dilettant auf dem Landtage	413
Die Leiden der kleinen Miniſter	443

Erſter Cyklus.

Culturgeſchichte.

Der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten.

(Gesprochen im „Verein für wissenschaftliche Vorträge" zu Darmstadt, am 30. Oktober 1869.)

I.

Das Kampfgetöse der politischen, kirchlichen, socialen Parteien tönt so laut in unser Ohr, daß es selbst Taube hören können; ich rede hier von einem minder ohrenfälligen Kampfe moderner Gegensätze, von welchem Viele nichts merken, weil er in der Stille geschlagen wird, nur feineren Organen erkennbar. Dennoch bewegt er zahllose Geister und wirft einen kräftigen Gährungsstoff in all unsere höhere Bildung.

Dies ist der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten.

Vielleicht sind die beiden hier gegen einander gestellten Hauptwörter nicht ganz treffend; ich weiß aber keine besseren und helfe darum durch eine Erklärung nach.

Es treten uns zwei Männer der Wissenschaft gegenüber. Der Eine forscht im Archiv oder im Laboratorium nach

neuen Quellen und Thatsachen, und sinnet, wie er die bewegenden Gesetze des Erforschten ergründe. Er vertieft sich dabei ins Einzelnste, er wird nothgedrungen Specialist, und indem er seine Ergebnisse in Schrift und Rede vorträgt, wendet er sich an den engen Kreis der Meister und Jünger des Fachs. Schreibt er ganze Bücher, so dient die Feder doch nur dem Zwecke, das Stoffliche seiner Forschung und die Gedankenkette seiner Erkenntniß scharf und rein im Worte wiederzugeben. Das Buch steht oder fällt in der Geschichte der Wissenschaft, und der Verfasser ist ein schreibender Gelehrter.

Ein Mann ganz anderer Art ist dagegen der wissenschaftliche Schriftsteller. Auch er forscht nach neuen Stoffen und neuen Gesetzen. Allein das Einzelne hat für ihn nur Werth, sofern es über sich selbst hinaus zu einem höheren Ganzen leitet, zum Aufbau eines in Form und Maßen harmonisch gefügten Werkes. Es drängt ihn dabei, viel mehr selber zu denken, als aufzuspüren, was Andere gedacht haben, und indem er verschiedene Wissenskreise verbindet, glaubt er auch dem Einzelstoffe gerechter zu werden, als bei der specialistisch abgelösten Betrachtung. Er schreibt nicht blos um des Stoffes willen; die in sich verschmolzene Doppelkunst des Gedankenbaues und des Styles soll seinem Buche zugleich den Reiz der Schönheit gewinnen, und mit der Hand des Künstlers will er die Wahrheit entschleiern. Gelingt das Buch, so gehört es nicht blos der Wissenschaft, sondern auch der Literatur.

So zeichne ich den Gelehrten und den Schriftsteller — zwei feindliche Brüder! Und doch sollten sie gute Brüder

sein; denn das Recht des Einen stehet so fest, wie des Andern, Beide ergänzen sich, und Beiden drohet gleich sehr die Gefahr verderblicher Einseitigkeit. Eben darum liegen sie aber auch in Fehde miteinander.

Zur Zeit der „Stürmer und Dränger" des vorigen Jahrhunderts rühmte sich ein bedeutender Schriftsteller, daß er niemals in eine Bibliothek gehe, und in unsern Tagen legt man einem sehr gründlichen Gelehrten das Wort in den Mund: er betrachte jedes Buch mit Argwohn, sowie er merke, daß es gut geschrieben sei — ein Argwohn, den er vielleicht bei seinen eigenen Büchern nicht zu fürchten braucht. Das ist eine alte Geschichte, die immer neu wird: der wissenschaftliche Schriftsteller zuckt die Achsel über den schreibenden Gelehrten, und umgekehrt, und jeder von Beiden hält seine Art für höher, echter und reiner. Solcher Rangstreit hätte nun an sich nicht viel zu bedeuten, man könnte ihn mit gutem Humor anhören, wie das Zankduett des Doctors und Apothekers in der alten Oper; allein der ungelöste Gegensatz greift unendlich tiefer: er ist nicht von heut oder gestern, sondern zieht sich ebbend und fluthend durch Jahrhunderte; bald waren die Gelehrten, bald die Schriftsteller obenauf, und stürzten sich wieder wechselnd durch ihre eigene Einseitigkeit, so daß dieser Kampf zum culturgeschichtlichen Wahrzeichen ganzer Perioden wird. Andrerseits aber stehet hier nicht blos Mann gegen Mann, Partei gegen Partei; der Conflict greift auch verwirrend in die Seele des Einzelnen, gerade in den tiefer angelegten Naturen ringt der Gelehrte mit dem Schriftsteller, und nicht Wenige sind an diesem Widerstreit im eigenen Innern zu Grunde gegangen.

II.

Herrschen gegenwärtig die Gelehrten, oder herrschen die Schriftsteller?

Ohne viel Besinnen werden die meisten Stimmen den Gelehrten die Uebermacht zugestehen. Wir sind längst gewöhnt, die moderne Ueberlegenheit der strengen reinen Wissenschaft gegen frühere Perioden als ausgemachte Sache zu betrachten, während wir in der wissenschaftlichen Literatur zu größeren Altmeistern, mögen sie nun Lessing oder Platon, Schiller oder Tacitus heißen, bescheiden hinaufblicken. Im Beobachten und Forschen gilt uns die heutige Schule schlechthin als die beste, während wir in der Kunst der Darstellung doch ganz getrost bei manchem längst Verstorbenen in die Schule gehen dürfen. Ueber die herrschende Wissenschaft selbst aber schwingt wiederum das Scepter: der gelehrte Specialismus. Wer da predigt, daß man sich einseitig aufs Kleinste beschränken müsse, um zur wahrhaft gründlichen Erkenntniß durchzudringen, dem fallen stracks Tausende bei; wer dagegen behauptet, daß man vorerst vielseitig müsse werden, um überhaupt recht fruchtbringend einseitig sein zu können, der wird kaum verstanden. Ein originaler Kopf gilt für bedenklich; Vielseitigkeit des Wissens ist verdächtig, Vielseitigkeit des Könnens noch weit verdächtiger. Der wissenschaftliche Schriftsteller steht vereinsamt; die Gelehrten dagegen halten fest zusammen, sie bilden eine unsichtbare Loge. Bedeutende und mittelmäßige Köpfe finden sich da brüderlich verbunden, und stützen und fördern einander. Denn gewiß ist dies: wir zählen Denker ersten Rangs zu unsern strengen

Fachgelehrten; andrerseits ist es aber auch einem ganz mittelmäßigen Manne möglich, ein berühmter Gelehrter zu werden, wofern er sich nur treu einer bewährten Schule anschließt und mit der guten Methode seiner begabteren Meister eisernen Fleiß verbindet. Ob es aber auch die gut geschulte fleißige Mittelmäßigkeit zum berühmten Schriftsteller bringen kann? Heutzutage wohl kaum; in früheren Zeiten war es möglich, und wird auch wieder möglich werden, nämlich wann wieder einmal die Schriftsteller herrschen.

Allein obgleich gegenwärtig die Gelehrten mächtiger sind, so lockt und reizt der Zauber schriftstellerischer Kunst doch nicht Wenige unserer größten Gelehrten. Ja, man hat sogar neuerdings gesagt: „Unsere größten Gelehrten sind unsere besten Schriftsteller.“ Epigramme treiben den Gedanken auf die Spitze, und übertreiben; dennoch liegt eine gewisse Wahrheit in diesem Epigramm. Diese Wahrheit enthüllt sich klarer in einem allgemeinen Satz: „Jede wirklich große Epoche der Wissenschaft bringt einen Friedensschluß im Kampfe des Gelehrten und des Schriftstellers, eine Versöhnung, und unsere Zeit würde gar nicht jene wissenschaftliche Größe besitzen, deren sie sich doch so gerne rühmt, wenn der Zug zu dieser Versöhnung nicht tief durch ihre Seele ginge.“

III.

Dies ist meine These. Um sie zu beweisen, eröffne ich zunächst Fernblicke, die Rundschau eines weiten culturgeschichtlichen Horizonts. Unvermerkt aber werden wir

aus der Ferne wieder zu uns selbst, zu unserm Ausgangspunkte, zurückgekehrt sein.

Es gab eine goldene Zeit, wo der Gegensatz des Schriftstellers und des Gelehrten noch ganz in sich versöhnt schlummerte — das classische Alterthum. Schreibende Gelehrte, die nicht schreiben können, waren damals noch unbekannt. Die Großmeister der Philosophie und Geschichte waren zugleich die bedeutendsten Prosa-Schriftsteller, und man nahm das ganz naiv hin, als ob sich's von selbst verstünde. In dieser unlösbaren Verschmelzung des literarischen und des gelehrten Elements ruht der Quell der ewigen Jugend, welche den besten antiken Prosa-Werken zu eigen fiel. Warum lesen wir fort und fort unsern Xenophon, Platon, Thucydides, Cicero, Tacitus? Warum gehören diese Männer nicht blos den Fachleuten, sondern der gebildeten Welt? Wahrlich nicht wegen des gelehrten Stoffes, welchen sie uns heute noch bieten könnten, sondern wegen der Kunst der Gedanken, wegen der Kunst der Form, der Sprache, kurz, wegen des literarischen Kunstwerkes, welches diese Meister immer neu, original und schön vor unsern Augen aufbauen.

Und diese Harmonie von Wissenschaft und Literatur gehört wesentlich in das große Capitel der classischen Harmonie überhaupt. Als ganze Menschen überwanden die Alten auch den Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten, und wo in spätern großen Epochen die Gelehrten wieder ganze Menschen wurden und etwas Ganzes leisteten, da sonnten und erwärmten sie sich zuvor in den verjüngenden Strahlen dieser classischen Harmonie.

IV.

Ganz anders ſtand es im Mittelalter. Es entfernte ſich eben ſo naiv von der Verſchmelzung des gelehrten Forſchens mit der literariſchen Kunſt, wie das Alterthum dieſelbe naiv und von ſelber gewonnen hatte. Schon aus dieſem einzigen Grund konnte das Mittelalter keine Glanzepoche der Wiſſenſchaft ſein, auch wenn andere Gründe nicht dazu gekommen wären.

Das Mittelalter hat Chroniken, Biographien, Memoiren, Lehr- und Streitſchriften; es hat Poeſie und Proſa neben einander; es beſitzt poetiſche Nationalliteraturen, aber keine Nationalliteratur der Proſa. Seine ſchreibenden Gelehrten brachten es nicht zum Schriftſteller. Kein Menſch lieſt heutzutage den Einhard, Widukind, Liudprand oder die Scholaſtiker um des literariſchen Kunſtgenuſſes willen.

Vielleicht wundert ſich Mancher, wenn ich ſage: „In den mittelaltrigen Büchern herrſcht ſchroffſte Theilung der Arbeit und einſeitigſter Specialismus.“ Und doch iſt es ſo. Der Dichter und der Proſaiker gingen damals meilenweit geſchiedene Wege. Niemand merkt es dem Nithart an, daß er gleichzeitig mit dem Dichter des Heliand ſchrieb, oder dem Arnold von Lübeck, daß er ein Zeitgenoſſe des Nibelungen-Sängers geweſen, während in jeder claſſiſchen Periode Dichter und Proſaiker in ergänzender Wechſelwirkung ſtehen. Beide waren in der beſten Zeit des Mittelalters ſogar ſtändiſch geſchieden: der Mann des Volkes und der Ritter dichten wetteifernd, indeß der Kleriker gelehrte Bücher ſchreibt, jener in deutſcher, dieſer in lateiniſcher Sprache. Ja, der größte

deutsche Kunstdichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, war so weit von jener Wechselwirkung der Wissenschaft und Poesie entfernt, daß man ihm nachsagt, er habe überhaupt nicht einmal schreiben können. Mögen seine Gedichte dadurch gewonnen haben: die Wissenschaft gewinnt nicht durch solche Vereinsamung der Geister.

Ich nenne ferner das Mittelalter eine Blüthezeit des Specialismus. Man wird mir entgegnen, daß gerade das Mittelalter die ausgesprochensten Polyhistoren besitze, und daß Albertus Magnus, der größte Vielschreiber Europa's, dessen Bücher nach Hunderten zählen, über alle Wissenschaften mit einander geschrieben habe. Als ob Einer nicht auch Specialist in der Vielschreiberei sein könnte! Und wer aus allen Wissenschaften mit äußerlichem Fleiß Bücher zusammenstellt, der ist ein solcher Specialist. Ist ein solches Verfahren möglich und nützlich wie zu Albertus Zeit, dann steht die ganze Periode eben wissenschaftlich tief. Himmelweit davon verschieden ist der wahre Universalismus, welcher gegentheils die Wissenschaftsgröße eines Zeitraums kennzeichnet. Er gründet nicht im Vielwissen als solchem, sondern in der weittragenden Gedankenmacht schöpferischer Geister, welche Resultate und Methoden verschiedener Wissenskreise verbinden, eine Wissenschaft der andern befruchtend dienstbar machen, und in der originalen und harmonischen Form der Darstellung dem wissenschaftlichen Werke das unvergängliche, allgemein gültige Gepräge des Kunstgebildes geben. Das vermochten die Scholastiker nicht, eben wegen ihres Specialismus der Vielwisserei, aber echte Universalisten wie Kant, wie Lessing und Humboldt vermochten es.

V.

Aus dem Mittelalter entwickelt sich die Renaissance — die Wiedergeburt der Wissenschaften. Sie bringt ein ganz neues Phänomen in Sachen unseres Kampfes. Die drei großen Propheten der Renaissance — Dante, Petrarca und Boccaccio — waren nicht blos bahnbrechende Dichter, sie waren zugleich auch bahnbrechende Gelehrte. Bei Dante steckt der Gelehrte im Dichter; bei Petrarca und Boccaccio stehen Poesie und Gelehrsamkeit mehr neben einander, doch immer eng verbunden; bei allen dreien aber bedingt der künstlerische Umschwung zugleich den wissenschaftlichen.

Durch die Kunst wurden wir wieder zum Alterthum geführt, zur Harmonie der antiken Wissenschaft. Die gelehrten Humanisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts copiren die Griechen und Römer im Denken und Schreiben, ja sie versuchen selbst das antike Leben nachzuleben. Aber den Frieden des Schriftstellers mit dem Gelehrten haben sie daneben doch noch in einer besonderen Weise zu schließen versucht: sie machten Verse, lateinische Verse; und italienische Humanisten haben sich sogar zu Versen in der Muttersprache herbeigelassen; sie konnten sich eben auf Dante und Petrarca berufen. Die Wissenschaft der Renaissance sah ihren Messias in Platon — in dem größten Poeten unter den Philosophen des Alterthums. Der echte Humanist forschte wissenschaftlich; nicht minder gewichtig erschien es ihm aber eine elegante lateinische Prosa zu schreiben und einen glatten lateinischen Vers. Er war nicht Dichter um der Dichtkunst willen, sondern der Gelehrte dichtete, um

deſto gründlicher ein Meiſter der ſchriftſtelleriſchen Kunſt in der Proſa zu werden. Ich nenne das nur einen Friedensſchluß, wohl gar blos einen Präliminarfrieden des Schriftſtellers mit dem Gelehrten, denn es war eine etwas äußerliche Verſöhnung. Aber die lateiniſchen Verſe eines Celtes und ſeiner Freunde erſcheinen mir doch in neuem und bedeutſamem Lichte unter dem Geſichtspunkte dieſes Friedensſchluſſes. Die „Obſcuranten“ hingegen rangen nicht nach ſolchem Frieden, ſie waren rein gelehrte Specialiſten; hätten ſie beſſer ſchreiben gelernt, dann hätten ſie auch geſcheidter gedacht, und wir beſäßen keine Epistolae obscurorum virorum, welche auf die ſchlechten Schriftſteller ſchlagen, um die ſchlechten Gelehrten zu vernichten.

Das ſechzehnte Jahrhundert entfeſſelte aber eine ſolche Fülle ſchöpferiſcher Geiſter, daß damals ganz verſchiedene Leute auf zwei neuen und grundverſchiedenen Wegen neben einander den Ausgleich zwiſchen dem Gelehrten und dem Schriftſteller ſuchen konnten. Ich denke an die Reformatoren und ihre Geiſtesverwandten neben den Humaniſten.

Die Reformatoren waren zwiſchendurch doch wohl auch tüchtige Gelehrte, und jedenfalls brachen ſie dem Denken und Forſchen eine neue Bahn, was beiläufig vielleicht auch mit zur Wiſſenſchaft gehört. Dies vermochten ſie aber nur, weil ſie ſo wortgewaltige Schriftſteller in ihren Reihen zählten, den Luther vor allen. Sie ſchrieben deutſch, und gerade durch ihre Kunſt, eigene Gedanken auf gut Deutſch zu ſagen, wirkten ſie für ihre Idee, ja oft noch weit über die Tragweite ihrer Ideen hinaus. Heute noch erfriſcht es uns, wenn wir Luther auch nur um ſeines ſubjectiven Styles

willen lesen; heute noch können wir uns an Sebastian Franks Geschichtsbildern, Volksschilderungen und philosophischen Betrachtungen erbauen, ja selbst seine Interpretationen deutscher Sprichwörter fesseln uns, wie kleine Kunstwerke. Nicht der gelehrte Stoff, welchen er bietet, hat noch sonderlichen Werth für uns: seine originellen Gedanken sind es, die uns unwiderstehlich packen, und die hinreißende Kraft seiner Sprache. Der Schriftsteller hat in Luthers und Franks Werken den Gelehrten weit überlebt, wobei ich das Schriftstellerische freilich nicht blos in der Form suche, sondern auch im Geist und Charakter, in der ganzen Persönlichkeit.

Die gelehrten Reformatoren schrieben ihre deutschen Bücher volksthümlich, und darin wurzelt ein gut Theil ihrer Schriftstellergröße. Populär schrieben sie selten, und noch viel seltener popularisirten sie. Jeder gute Prosa-Schriftsteller muß vom Odem der Poesie angehaucht sein. Die antiken Prosaiker empfingen diesen Hauch der Poesie, indem sie als Künstler Gedanken und Sprache plastisch gestalteten; die Humanisten, indem sie lateinische Verse machten und die alte Kunst der Prosa täuschend copirten; die Reformatoren und ihre Vorläufer, die deutschen Mystiker, indem sie sich an der dichterischen Kraft der Volkssprache erhoben und begeisterten. Und mit dieser neuen, jungfräulichen Sprache kamen ihnen auch neue tiefere Ideen; denn der Geist zeugt nicht blos das Wort, sondern das Wort zeugt auch wiederum den Geist. Darum haben die volksthümlichen Mystiker und Reformatoren, obgleich ihr Schriftthum keine gelehrte Kunststudie war, wie bei den Humanisten, dennoch eine unendlich tiefere Schriftstellerkunst neu begründet,

in dem unlösbaren künſtleriſchen Zuſammenhange des zeugenden Geiſtes mit dem zeugenden Worte.

VI.

Iſt man aber von der einen Seite raſch auf den Gipfel des Berges gekommen, dann geht es auf der andern um ſo geſchwinder wieder herab. Es folgt das 17. Jahrhundert — eine herrliche Zeit der geiſttödtenden Trennung des Gelehrten vom Schriftſteller, des Schriftſtellers vom Künſtler. Die Wiſſenſchaft verfiel mit der Kunſt der Proſa und der Poeſie; die reine Gelehrſamkeit triumphirte. Wer ſich ſo ſehr vor gut geſchriebenen wiſſenſchaftlichen Büchern fürchtet, vor dem Bunde der Wiſſenſchaft mit der Kunſt, der verſenke ſich in die deutſche Gelehrtenliteratur des ſiebzehnten Jahrhunderts: er wird dort ſein Ideal leibhaft verkörpert finden.

Während aber damals in Deutſchland die Schriftſteller gar nicht aufkommen konnten vor den Gelehrten, und ſelbſt die zunftgerechten Dichter in gelehrter Pedanterie erſtickten, taucht bald nachher in England und Frankreich eine Gruppe von übermüthig kecken, einſeitigen Schriftſtellern empor, die den Gelehrten offenen Krieg bieten, ja dieſelben mit Spott unter die Füße treten. Denn ein Uebermaß erzeugt das andere, und nicht blos die Zeiten, auch die Nationen löſen ſich ab in dem Kampfe des Schriftſtellers und des Gelehrten. Die Bühne dieſes Kampfes iſt nicht die nationale, ſondern die internationale, die allgemeine Culturgeſchichte.

Man findet jene Schriftſteller in der Gruppe der ſogenannten Freidenker und Encyklopädiſten. In Sachen unſers

Thema's nenne ich nur wenige, aber ſcharf bezeichnende Namen: Shaftesbury, Bolingbroke, Voltaire, Diderot. Sie ſtanden im Bunde mit der Poeſie und Philoſophie gegen die ſpeciellen Fachwiſſenſchaften, und man kann überhaupt ſagen, daß in den Perioden, wo Philoſophie und Poeſie das Scepter führten, immer auch die Schriftſtellerkunſt mächtig geworden iſt. Mag das zu Zeiten der Freidenker eine recht ſeichte Philoſophie geweſen ſein: der Gedanke war dennoch zukunftreich, daß ein philoſophiſch geſchulter Kopf das Recht habe, die zerſtückten Fachwiſſenſchaften unter ſich und das Wiſſen mit dem Leben zu verbinden, nicht weil der Philoſoph alles weiß, ſondern blos, weil er weiß, wie man zum Wiſſen kommt. Die Encyklopädiſten waren oft genug frech, leichtſinnig, oberflächlich, ſie richteten viel Unheil an, ſie ſchmeichelten der frivolen, vornehmen Welt, während ſie ihr den Boden unter den Füßen hinweggezogen; ſie blieben dem Herzen des Volkes fremd, und zündeten die zerſtörende Brandfackel an, ſtatt des ſegenſpendenden Lichtes. Aber ſie konnten denken und ſchreiben, und zeigten den erſtaunten Leuten die faſt vergeſſene Macht dieſer zwei kleinen Fähigkeiten. Die Humaniſten hatten als gelehrte Schriftſteller jene fachgelehrten Obſcuranten bekämpft und verſpottet, welche im pedantiſchen Specialismus vertrockneten. Die Freidenker und Encyklopädiſten waren bereits keine Gelehrten mehr, ſie waren geiſtreiche Schriftſteller, die allerlei gelernt hatten, und noch weit mehr aus dem Aermel ſchüttelten. Allein wenn Shaftesbury mit ſeinen „Charakteriſtiken von Menſchen, Sitten und Zeiten," wenn Bolingbroke mit ſeinen „Briefen über das Studium der Geſchichte" auch nichts weniger als

das ernste historische Studium förderten, so behaupteten sie doch das Recht des Geistes und Witzes und des gesunden Menschenverstandes selbst in historischen Dingen — und die gediegeneren Forscher späterer Zeit haben sich das zu Nutzen gemacht.

Voltaire in seinem „temple du goût“ sieht sich auf dem Wege zu diesem Heiligthum von Gelehrten aufgehalten, die in dicken Bänden Wörter commentiren, welche sie selber nicht verstehen. Da erblickt er Leute, wie Dacier und Salmasius, starrend von gelehrten Albernheiten, das Gesicht vergilbt, die Augen roth und trocken, den Rücken krummgebogen unter griechischen Folianten, die Finger voll Dinte und den Rock voll Bücherstaub. Er ruft ihnen von weitem zu, ob sie nicht auch in den Tempel des Geschmacks gehen und sich säubern wollen? Sie aber antworten: Das ist, gottlob, nicht unsere Sache.

„Le goût n'est rien, nous avons l'habitude
De rédiger au long, de point en point,
Ce qu'on pensa — mais nous ne pensons rien.“

Niemals zuvor hatte der Schriftsteller den Gelehrten so offen und durchdacht als seinen Feind erklärt, und ihm mit gleichem Trotz und Hohn, mit gleicher Selbstüberhebung den Handschuh hingeworfen. Und das rächte sich sofort: der Schriftsteller wurde literatenhaft. Denn wie die Wissenschaft erstarrt, wenn der Gelehrte den künstlerisch gestaltenden Schriftsteller verachtet, so wächst die Literatur ins Kraut, wenn der Mann der geistreichen Feder den gründlichen Forscher und Sammler höhnt. Nur unter einer Voraussetzung erblühet eine wahrhaft große Literaturperiode in unserer

modernen Welt: der Künſtler muß dem Gelehrten und der Gelehrte dem Künſtler die Hand reichen.

VII.

Dies geſchah in Deutſchland in jenen goldenen Tagen, welche wir die claſſiſche Zeit unſerer neueren Nationalliteratur nennen.

Zum erſtenmal in der ganzen abendländiſchen Culturgeſchichte ſind es hier die Dichter, und zwar ganze Dichter, von Gottes Gnaden, welche den Streit des Schriftſtellers und des Gelehrten zu ſchlichten ſuchen. Man hat die erhabene Gruppe dieſer Männer — Klopſtock, Leſſing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller — ſchon gar mannichfach beleuchtet; ich faſſe ſie hier im Licht ihres Univerſalismus.

Der dichteriſch Größeſte von dieſen ſechs — Goethe — überragt alle Dichter nicht blos Deutſchlands, ſondern der Welt in einem Punkt: er erreichte ein höchſtes Ziel in allen Hauptformen ſeiner Kunſt, als Epiker, Lyriker und Dramatiker, und es wäre thöricht zu fragen: ob Goethe's Dichtergenius reiner und originaler hervortritt im Fauſt und in der Iphigenie oder in Hermann und Dorothea, oder in ſo manchem kleinen Lied; es wäre ungerecht, wollte man Goethe nur nach einer einzelnen Gruppe ſeiner Hauptwerke meſſen: in allen zuſammen, in der Univerſalität, womit er die ganze Poeſie ſchöpferiſch beherrſcht, ruhet die Größe des Meiſters. Sophokles und Shakeſpeare errangen ihren Weltruhm als Dramatiker, Homer, Dante, Wolfram als Epiker, Horaz und Petrarca als Lyriker, und ſo geht es fort durch

die Epochen und Nationen bis zur beginnenden Neuzeit, bis zu Cervantes und Milton, Corneille und Molière; ihre Stärke sammelte sich in einer Gattung der Poesie, und was sie etwa anderes dichteten, das war nur Nebenwerk. Der Dramatiker Shakespeare war eine gewaltigere Dichternatur als Goethe, aber Goethe war der universellste Poet, der universellste Künstler unter den Poeten. Und ein ähnlicher Zug des allumfassenden Dichtergeistes findet sich auch bei Schiller; Goethe und Schiller überwanden den poetischen Specialismus, Klopstock, Lessing, Wieland und Herder hatten ihnen vorgearbeitet auf diesem Wege, und es ward von nun an der Ehrgeiz unserer besten deutschen Poeten nicht blos einer Dichtart, sondern aller Arten Meister zu werden.

Das gleiche, allumfassende Schaffen zeichnet aber nicht blos die großen Dichter unserer classischen Epoche aus, sondern auch die gleichzeitigen großen Musiker: die besten Meister der Italiener und Franzosen waren nur in irgendeiner Gattung epochemachend: Haydn, Mozart und Beethoven, jeder in den verschiedensten Gattungen, und alle drei zusammengenommen im Gesammtreiche der Tonkunst. Ihre vielseitige Vollendung hebt sie selbst über Händel, Bach und Gluck, wenn sie auch von jedem dieser drei Heroen auf einem besondern Gebiet übertroffen werden, wie Goethe von Shakespeare. So wurde damals der Universalismus zur höchsten Signatur der sieghaften deutschen Kunst, und nur Leonardo, Raffael und Michelangelo, nicht als bloße Maler, sondern als Beherrscher der bildenden Künste, bieten eine ebenbürtige Parallele in früherer Zeit und bei einer andern Nation.

Doch ſage ich dies Alles nur in Parentheſe. Denn unſere claſſiſchen Dichter, in der Poeſie ſo vielgeſtaltig ſchaffend, waren alleſammt wiederum nicht bloſe Poeten, ſondern auch zugleich wiſſenſchaftliche Schriftſteller, und erſt durch dieſen Doppelcharakter behaupten ſie ihren eigenthümlichen Platz in der Weltliteratur, und nehmen Stellung in dem Kampfe, von welchem ich rede.

Man kann ſich ein Bild vom damaligen Zuſtande der deutſchen Wiſſenſchaft machen, wenn man lediglich die geſammelten Schriften jener Dichter lieſt. Klopſtock, Leſſing, Herder, Wieland, Schiller, Goethe repräſentiren zuſammen eine ganze philoſophiſche Facultät und noch ein Stück der theologiſchen dazu. Sie betrieben aber die Wiſſenſchaft keineswegs als bloſes Nebenwerk oder Liebhaberarbeit; im Gegentheil, die wiſſenſchaftliche That war bei ihnen Allen ein weſentliches Fundament ihrer dichteriſchen Thaten; als Philoſoph und Hiſtoriker erarbeitete ſich Schiller Kraft und Vollgehalt ſeiner Gedankenpoeſie, und bei Leſſing und Herder hält der Gelehrte dem Poeten derart die Wage, daß man niemals recht gewußt hat, ob man ihnen das Großkreuz mit dem Pegaſus oder das Großkreuz mit der Eule, verleihen ſolle; ſie waren eben Künſtler in der Wiſſenſchaft, groß Schriftſteller ſchlechthin, für welche es gar keinen rechten Orden gibt.

Solche Geſtalten ſind echt modern und dazu deutſch von Haus aus. Wir leſen auch heutzutage noch Leſſings kleine und kleinſte Schriften mit immer neuer Luſt und Erquickung, nicht wegen ihres materiellen Inhalts, der zum größeren Theile längſt veraltet iſt — denn was kümmert

uns etwa die Theorie der Fabel, was kümmert uns Pastor Lange's schlechte Horaz-Uebersetzung! — Aber die wundervolle Kunst der Dialektik packt uns unwiderstehlich, mit welcher Lessing hier sich seine Theorie der Fabel aufbaut, dort den armen poetischen Pastor zu Staub zerreibt. Und aus dieser echt wissenschaftlichen Kunst des durchsichtigsten Gedankenbaues erwächst dann nothwendig und von selber die Kunst des Styles, naturnothwendig wie die Blume aus dem Kelchblatt.

Wenn man mich fragt, welches das gelesenste deutsche Geschichtsbuch sei? so antworte ich: Schillers dreißigjähriger Krieg. Jeder Gebildete weiß, daß Schiller ungenügende Quellenstudien gemacht hatte, und vielfach in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen war. Dennoch hat sich sein Buch als literarisches Kunstwerk lebendig erhalten, während fast die ganze gelehrte Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts in den Bibliotheken verstaubt. Die historische Divination Schillers des Poeten, die leuchtende Gedankenkraft Schillers des Philosophen, und die Darstellungskunst des ganzen Schiller — diese drei Dinge sind es, welche vereint dem Buche Dauer und Wirkung gegeben haben, trotz seiner sachlichen Mängel.

Schiller, der Poet, hat als Professor in der bekannten Eröffnungsrede seiner Jenaer Geschichtsvorträge den Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten zum Hauptthema genommen; er veräußerlicht allerdings den Gegensatz, indem er auf die eine Seite den „Brodgelehrten" stellt, auf die andere den „philosophischen Kopf," und malt den ersteren etwas gar zu schwarz. Der Stolz des schaffenden Genie's

gibt dem Dichter und Denker das Wort ein wider den Brodgelehrten: „Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur einen Maßstab, die Mühe.“

Versöhnter faßte Goethe den Gegensatz, der darum nicht minder tief auch durch seine Seele gegangen ist, wenn er in der „Metamorphose der Pflanzen“ bemerkt: ein Künstler habe es schwer, wenn er den Gelehrten predige: „nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten Beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen könnten.“

Von einem berühmten Naturforscher hörte ich den Satz: „Die Wissenschaft weiß nichts von Goethe's Farbenlehre.“ Das mag richtig sein, soweit es die Lehre von den Farben betrifft. In anderem Sinn aber weiß die Naturwissenschaft gar wohl von jenem Buch und überhaupt von Goethe. Ohne Goethe, den Naturforscher, wäre Alexander v. Humboldt, der Schriftsteller, gar nicht denkbar, und wir würden uns so wenig an Humboldts Kunst des Styles erfreuen können, wie an Liebigs Naivetät des Styles, die in ihrer Art auch ein Goethe'sches Gepräge zeigt. Goethe lehrte die deutschen Naturforscher schreiben, er öffnete ihrer Wissenschaft die Pforten der Nationalliteratur. Dafür kann man eine verkehrte Farbentheorie in den Kauf nehmen. Uebrigens zeigte er trotz derselben, daß die Naturbeobachtung des echten Dichterauges ebenso fein und scharf sei, wie die Beobachtung

des Naturforschers. Man lese Humboldts Vorrede zu den „Ansichten der Natur," oder seinen unter Schillers Einfluß entstandenen Aufsatz „der Rhodische Genius," um sich zu überzeugen, wie klar bewußt in jener classischen Zeit auch der Forscher rang, der literarischen Kunst gerecht zu werden. In diesem Ringen gewann er den innern Universalismus, welcher mancherlei Wissenschaft und Kunst verbindet, wie durch seine Reisen den äußern Universalismus der Beobachtung. Der Volkswirth fordert, daß der Theilung der Arbeit auch die Conföderation der Arbeit entspreche. Für jene wirkt der Fachgelehrte, für diese der wissenschaftliche Schriftsteller.

Die Humanisten betrieben Gelehrsamkeit und schulgerechte Poesie nebeneinander; unsere neueren deutschen Classiker aber fügten die Arbeit des Denkers und des Dichters wechselwirkend ineinander, und befreiten dadurch gleicherweise Poesie und Wissenschaft von den starren Banden des Schulzopfes. Bei keiner andern Nation hat eine große Dichtergruppe so epochemachend wissenschaftliche Literatur begründet. Das ist unser Stolz, eine eigene und neue Errungenschaft des deutschen Geistes, die wir uns nicht nehmen lassen wollen.

Ich könnte die nächsten Entwicklungen dieser historischen Thatsache weiter verfolgen. Sie sprechen sich aus in der gelehrten Tüchtigkeit auch so vieler unserer spätern Poeten (es sei nur an Uhland, Rückert und Platen erinnert), andrerseits in den Excessen der Romantiker, Junghegelianer und Jungdeutschen, von denen so Manche glaubten: die bloßen Einfälle und die Federgewandtheit des Literaten und Poeten

genügten, um den ernsten Forscherfleiß frech zu meistern und in die Rumpelkammer zu werfen. Der alte Streit entbrannte aufs neue, das Schauspiel, welches vordem die französischen Encyklopädisten, die deutschen Stürmer und Dränger gegeben, wiederholte sich in veränderter, nicht gerade vertiefter Form. Ich gehe darüber hinweg zur Gegenwart.

VIII.

Wie steht es jetzt mit dem Kampfe des Schriftstellers und des Gelehrten?

Die Lage ist völlig verändert. Die Poesie begleitet nur noch die ideelle Bewegung der Zeit, die Wissenschaft leitet sie. Wenn wir heutzutage keine poetische Weltliteratur zu schaffen vermögen, dann trösten wir uns in dem Gedanken, daß die Gegenwart — Deutschland voran — an einer Weltwissenschaft arbeite wie keine frühere Zeit. Es ist also nicht mehr wie in der classischen Periode, wo die tonangebende Literaturmacht der Poesie selbst den widerstrebenden Fachgelehrten zur künstlerischen Gestaltung seines Buches drängte. Allein, wenn die Allianz der Poeten dem Schriftsteller jetzt mindern Rückhalt bietet, so gewann er andere künstlerische Verbündete dazu. Ein Geschlecht, welches so viele Gemälde-Ausstellungen besieht, so viele Concerte besucht, so viele Dichter aller Zeiten und Völker liest, wie das unsrige, gewöhnt sich derart an die Kunstform, daß es mindestens eine Spur derselben selbst im gelehrten Buche begehrt. Die individuelle dichterische Schöpferkraft mag gesunken sein, aber die allgemeine künstlerische Empfänglichkeit ist gewachsen.

Das ſpornt und hebt den wiſſenſchaftlichen Schriftſteller, der ſelber ein Stück von einem Künſtler iſt. Mag er über Pfahlbauten ſchreiben oder über die neueſte Staatengeſchichte — wenn er die Andacht beobachtet, mit welcher die Menge eine Beethoven'ſche Symphonie hört, dann darf er denken: dieſe Andacht kommt auch meinem Buche zu gut.

Der moderne Schriftſteller hat, neben der Poeſie, auch noch eine andere mächtige Allianz nahezu verloren: die Allianz der Philoſophie. Aus dem einfachen Grunde, weil die Philoſophie gegenwärtig überhaupt keine Macht iſt. Ich unterſchätze gewiß nicht, was auf dieſem Gebiete geleiſtet wird — als eine Verheißung für kommende beſſere Tage. Aber es läßt ſich nicht läugnen, daß die philoſophiſchen Hörſäle, vor 25 Jahren noch die gefüllteſten, jetzt häufig die leerſten ſind; die ſyſtematiſche Philoſophie gibt nicht mehr die Parole der wiſſenſchaftlichen Parteiung, ſie zeichnet nicht mehr den übrigen Wiſſenſchaften Plan und Methode: es fehlt das herrſchende Syſtem, der herrſchende Meiſter.

Im Centrum der großen Dichtergruppe unſerer claſſiſchen Zeit ſtand ein großer Philoſoph, Kant, und nur in einem philoſophiſchen Zeitalter konnten die beſten Dichter zugleich die beſten Schriftſteller werden und mit dem poetiſchen Univerſalismus den literariſch wiſſenſchaftlichen unlösbar verbinden.

Wie iſt das jetzt alles ganz anders geworden! Statt der einen Centralwiſſenſchaft, der Philoſophie, haben wir einen Dualismus, wir haben zwei herrſchende Wiſſenſchaften, die ſich häufig fliehen, ſelten ſuchen — Naturforſchung und Geſchichte. Und von den Dichtern iſt die maßgebende Pflege

der höhern Proſaliteratur vielmehr auf die Gelehrten übergegangen.

Die Naturforſcher und Hiſtoriker theilen ſich aber auch wiederum in je zwei Gruppen. Ein großer Theil der exacten Naturforſchung gehört unbeſtritten den ſchreibenden Gelehrten. Kein vernünftiger Menſch wird bei der Löſung mathematiſcher, phyſikaliſcher, chemiſcher Probleme den Aufbau eines literariſchen Kunſtwerkes verlangen. Hier waltet der Specialiſt, und mit dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft kam er zunächſt zu immer einſeitigerm Rechte. Und indem er ſich obendrein mit den Praktikern verbündet und den nützlichen Erfindungen jeglicher Art ſeine guten Dienſte bietet, kehrt er der geiſtigſten Kunſt, der Poeſie, nun vollends den Rücken. Es gibt aber ein anderes Gebiet der Naturforſchung, das anthropologiſche, wo die Unterſuchung des menſchlichen Leibes alsbald auch zu Fragen über die Natur der Seele führt, und das Studium der Entwicklungsgeſchichte des Individuums zur Frage vom Entſtehen der Racen und der Menſchheit. Ob der Menſch vom Affen ſtamme? Die Naturforſcher mögen darüber ſtreiten, aber mit dieſem Streit öffnen ſie der Philoſophie die Hinterthüre, und dem Philoſophen folgt der Schriftſteller auf dem Fuße.

Aehnlich ergeht es bei den Hiſtorikern. Die reinen Quellenforſcher brauchen nicht ſchreiben zu können, aber der Geſchichtſchreiber muß es um ſo mehr. Die ſtrengere kritiſche Methode führte zu einer großen Theilung der Arbeit. Es ſchien eine Zeit lang, als ſollte hier derſelbe Specialismus ſiegen, wie bei den gelehrten Aerzten, welche demnächſt für jedes Glied des menſchlichen Körpers eine beſondere Fach-

professur errichtet haben werden. Eine Weltgeschichte zu schreiben, gilt fast für reine Dilettanten-Vermessenheit; wer im neunten Jahrhundert zu Hause ist, der darf sich beileibe nicht ans neunzehnte wagen; wer Urkunden edirt und Regesten abfaßt, der ist ein ganz anderer Mann als wer Urkunden benützt. Wir haben auf diesem Weg einen äußerst reichen Nachwuchs zunftgerecht geschulter junger Specialhistoriker erhalten bei einem empfindlichen Mangel guter junger Docenten der Geschichte. Denn man kann doch nicht jahraus jahrein bloße Monographien auf dem Katheder vortragen, und zum wirksamen akademischen Vortrag gehört immer auch ein weiterer Horizont des Gegenstandes, eigene Gedanken, eigene künstlerisch gerundete Form, kurzum ein Hauch vom Genius des Schriftstellers.

Der Specialismus der Historiker curirt sich übrigens — homöopathisch — durch sich selber. Von der Staatengeschichte haben sich im Laufe der Zeit, und zwar neuerdings in immer gesteigertem Maße, selbständige Zweige abgelöst: Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte, Handelsgeschichte und so fort. Das heißt: wir behandeln jegliche Gesittungsform des Volkslebens historisch. Nun läßt sich aber eine Staatsaction viel leichter vereinzelt erforschen und darstellen, als irgend eine noch so beschränkte Entwicklung der Volkscultur. Wer eine Kirchengeschichte schreibt, der muß auch in die Staats- und Rechtsgeschichte, in die Kunst- und Literaturgeschichte hinübergreifen, der Kunsthistoriker kann seinerseits des Studiums der religiösen Zustände, der Volksalterthümer, des Gewerbewesens nicht entbehren. Kurzum, jeder dieser Specialisten wird ganz unvermerkt Culturhisto-

riker, und als solcher um so mehr Universalist, je gründlicher er's mit seinem Einzelfache nimmt.

Die Culturgeschichte, welche die Gesittungszustände des Volks im einzelnen ergründet, um sie dann in ihrer Wechselwirkung zu begreifen, damit der Geist der Völker in seinen eigenen Werken von sich selber Zeugniß gebe — die Culturgeschichte wird durch diese ihre Methode recht eigentlich „die moderne Philosophie der Geschichte." Und hierdurch ersetzt sie auch dem Schriftsteller jene Allianz, welche ihm die Fachphilosophie zur Zeit nicht mehr bieten kann. Fast unsere ganze abhandelnde Literatur trägt culturgeschichtliches Gepräge. Wer jetzt eine Tagesfrage in der Zeitung gediegen erörtern will, der faßt sie in ihrem culturgeschichtlichen Zusammenhang, und wer ein großes Problem des Völkerlebens im Buche wissenschaftlich zu lösen trachtet, der greift zur Methode der Culturgeschichte. Sie brachte den modernen Schriftstellern Gründlichkeit, weittragende Gedanken, philosophischen Geist und zugleich neue Kunstformen der Darstellung. Die „Geschichte" ist eine Großmacht im modernen Wissenschaftskreise wie nie zuvor. Sie ward es, indem sie den Forderungen des Gelehrten gerecht wurde durch erweiterte Quellen und verschärfte Quellenkritik, dem Schriftsteller aber durch die Philosophie der Culturgeschichte und den jugendfrischen Reiz des culturgeschichtlich begründenden und veranschaulichenden Vortrags. Keine Wissenschaft ist darum heutzutag entschiedener berufen am Kampfe des Schriftstellers und des Gelehrten theilzunehmen, und aber auch in diesem Kampfe zu vermitteln, als die Geschichte.

Solchergestalt hat dieser Kampf neue Formen gewonnen;

er hat sich vermannichfaltigt und vertieft. Wir fechten ihn mit vollem Bewußtsein. Als Schriftsteller erstreben wir eine moderne Kunst der Prosa, welche nicht Schönschreiberei sein, nicht gefällige Popularisirung fremder Forscher-Arbeit bieten soll, sondern eigenes Forschen und Denken, mit der innern Nothwendigkeit eines Kunstwerkes harmonisch aufgebaut. Diese Mission ruht jetzt zumeist auf den Schultern des Mannes der Wissenschaft, der zugleich ein Künstler sein soll, wie sie vordem auf den Schultern unserer großen Dichter ruhte, die zugleich große Denker waren.

Haben da und dort die schreibenden Gelehrten jetzt die größere Gunst von Wind und Sonne, dann soll der wissenschaftliche Schriftsteller seinen Beruf um so eifersüchtiger hochhalten, als einen gleichfalls echten und vollberechtigten. Er ist nicht etwa ein Mann, der gut schreibt, weil er nicht gelehrt genug ist, um sich zu der wahren Höhe der schlechten Schreibart aufzuschwingen, oder ein Dilettant der sich hinter den Faltenwurf der Kunst versteckt, weil er seine gelehrten Blößen decken muß. Er will Schriftsteller sein, weil er hierin einen höchsten Beruf sieht, der ebenso gut die strenge Wissenschaft fördert, wie die allgemeine Bildung.

Ja mittelbar sogar die Kunst: denn der wissenschaftliche Künstler soll auch ein Hüter des reinen künstlerischen Geistes sein. Zu Lessings und Schillers Zeiten konnte man angesichts so vieler stumpfen Fachschriftsteller von einem guten gelehrten Buch sagen: es ist gedankenscharf, als ob's ein Dichter verfaßt hätte. Läßt sich der Satz jetzt vielleicht gegen die modernen Künstler umkehren? Gottlob nicht überall, aber doch manchmal. In einem Theile der modernen Kunst gilt

das Schöne bereits als trivial, ohne Kraft und Schneide, und das Harte, Unharmonische ist eben recht, wenn es nur neu, überraschend, charakteristisch wirkt. Der Schriftsteller hat dem gegenüber die heilige Pflicht, wenigstens in seinen Werken den Adel des Maßes, die Schönheit der reinen Linie, der klaren Plastik doppelt streng zu wahren.

Wir kommen da zu einer seltsam verkehrten Welt. Unsere Väter sagten sprichwörtlich, wenn sie etwas besonders anmuthiges sahen oder hörten: „das ist schön wie gemalt," das klingt „süß wie Musik." Statt dieser veralteten Redensarten werden wir nächstens umgekehrt treffender sagen: „garstig wie gemalt," und „ohrenzerreißend wie Musik." Verliert sich die moderne Kunst in die Aesthetik des Häßlichen, dann soll der Schriftsteller als Künstler um so treuer an der Aesthetik des Schönen halten.

Zum Lohn sagt man dann vielleicht in Zukunft, wenn man etwas recht anmuthiges hört oder sieht: „Das ist schön wie geschrieben."

Die deutſchen Kunſtſtädte.

(Geſprochen im Münchener „Kunſtgewerbe-Verein“ am 1. Februar 1870.)

I.

Am Anfang unſeres Jahrhunderts gab es in Deutſchland keine Kunſtſtädte mehr, und man blickte damals mit Wehmuth auf Augsburg und Nürnberg, welche vor Zeiten einmal Kunſtſtädte geweſen waren. Jetzt hingegen gibt es wieder deutſche Kunſtſtädte große und kleine, ganze und halbe, das heißt Städte, in welchen die bildenden Künſte nicht blos ſelbſtändige Schulen gegründet haben, ſondern wo die Kunſtbetriebſamkeit auch ſocial und wirthſchaftlich ſo mächtig geworden iſt, daß ſie dem ganzen Orte die Signatur verliehen, einen auszeichnenden Charakter aufgeprägt hat.

Das iſt ein glänzendes Zeugniß für das verjüngte Erblühen unſerer bildenden Kunſt: ſie gewann nicht nur ſelber wieder Phyſiognomie, ſie hat auch ganzen Städten Phyſiognomie gegeben, und unſerm vielgeſtaltigen Städteweſen einen eigenen ſocialen Farbenton beigefügt. Dies mögen Jene zu ihrem Troſt erwägen, welche ſonſt nur den alles verſchlingenden Induſtrialismus die moderne Städtecultur beherrſchen ſehen.

Machen wir einen Gang durch die deutschen Kunststädte! Schon der Reiz der Contraste, auf welche wir stoßen werden, lohnt den Weg. Nur Italien besaß zur Zeit seiner höchsten Kunstblüthe so viele grundverschiedene, in allerlei Art wetteifernde Kunstmittelpunkte wie Deutschland heutzutage. Fast jede dieser Städte wurde Kunststadt auf anderer Grundlage, und spinnt sich nun weiter in ihren besondern Charakter ein. Indem wir aber diese bunten Unterschiede beobachten und zu begreifen suchen, entdecken wir doch zuletzt auch wieder gemeinsame Züge, leitende allgemeine Thatsachen und Ideen, und kommen unvermerkt zur Erkenntniß der neuen Bedingungen, unter welchen die deutschen Kunststädte unserer Zeit erwachsen sind. Und diese Erkenntniß ist dann das eigentliche Ziel unserer Wanderung.

II.

Berlin und Wien behaupten gegenwärtig den Rang deutscher Kunststädte. Reine Kunststädte sind sie freilich so wenig, als man sie schlechthin Residenzstädte oder Hauptstädte oder Industriestädte nennen kann, obgleich ihnen diese Titel alle mit einander zukommen; sie sind eben Großstädte, und eine rechte Großstadt mißt sich nicht blos nach den Hunderttausenden der Einwohner, sondern weit mehr noch nach der Fülle der verschiedenen Städte-Charaktere, welche in ihr verschlungen erscheinen. Der universelle Beruf macht erst die Großstadt voll und ganz, sie ist eine Encyklopädie des Städtewesens in Folio. Aus dieser Vielgestaltung ragt dann allerdings bei Wien und Berlin der Einzeltypus der

Kunststadt bedeutend hervor. Es gibt Kunstquartiere in diesen Großstädten, aber diese Quartiere durchschreitend müssen wir erst den überwältigenden Gesammteindruck der Stadt los werden, um an die Kunstpflege insbesondere zu denken.

So erzählt die Wiener Ringstraße dem Wanderer allerdings, daß Wien in neuester Zeit nebenbei auch eine Kunststadt geworden ist. Sie ist nach einem künstlerischen Hauptplan entworfen; monumentale Gebäude, Paläste, reichgeschmückte Privathäuser wechseln mit Anlagen der Gartenkunst, mit freien Plätzen, auf welchen der Plastik eine Stätte bereitet ist. Sie stellt uns auch den Widerstreit zweier Kunstrichtungen klar vor Auge, in welchem sich die Wiener Architektur und Bildnerei seit 1848 kämpfend fortbewegte: den Widerstreit von Gothik und Renaissance. Trotz alledem gehören unsere ersten Gedanken nicht der Kunst. Wien ist die Stadt der Paläste; das ist der erste Eindruck. Aus dem achtzehnten Jahrhundert dominiren die Paläste des Adels — der Feudalherren — im neunzehnten kamen die Paläste der Zinsherren hinzu. Die Straßenperspective eröffnet uns eine weittragende sociale Perspective vorwärts und rückwärts. Wir sehen uns zunächst von Reichthum, Prunk und Luxus umgeben, wir fühlen die Wucht der modernen Geldherrschaft, die uns überhaupt nirgends fühlbarer wird als in Wien, und gewahren erst hinterdrein, daß es die Kunst ist, welche uns bei den prachtvollen Neubauten diese Herrschaft versinnbildet. Die reiche Kunst der Kaiserstadt erinnert dann nebenbei auch an die Börse, und die Börse an die armen Finanzen des Kaiserstaats. Wie viele Tausende haben schon angesichts der neuen Wiener Prachtbauten diese aufregende Parallele

gezogen, und darüber schließlich die Kunst ganz und gar vergessen! Und wenn auch nicht — jedenfalls sind die monumentalen Kunstquartiere Wiens nicht entscheidend für den Gesammtcharakter der Stadt, sie sind eine Episode, gleich der ganzen Kunstbetriebsamkeit in all' dem bunt wimmelnden Leben, und die Kunst selber dient viel mehr als sie herrscht. Darum überrascht uns in Wien auch weit öfter die Macht des Kunsthandwerks als jener idealen Kunst, welche einsam gebietet, weil sie sich selbst genügt. Ich finde in dieser letzteren Thatsache keine Schattenseite, ja der moderne Sinn wird in ihr wohl gar einen Vorzug finden; ich verzeichne sie nur als eine Eigenthümlichkeit.

Wenden wir zum erläuternden Gegensatz rasch einen Seitenblick auf das neue München, wie es sich von außen dem Auge darstellt. Hier herrscht die Kunst. München ohne seine Kunstwerke wäre gar nicht München, es wäre eine farblose Landstadt, die kein Fremder um ihrer selbst willen aufsuchte; Wien und Berlin ohne ihre Kunstwerke wären immer noch Wien und Berlin. Das monumentale München zeigt ein Suchen und Probiren in allerlei Kunst und Art; man mag dies tadeln; allein der Grund des unstäten Tastens und Suchens lag doch darin, daß man eine reine und vielseitige Kunst finden, daß man neue Muster der Kunst gleichsam im Aufbau einer ganzen Stadt aufstellen wollte. Man liebt heutzutage große Gedanken und große Phrasen: eine ganze Stadt als Kunststudie wäre Beides zugleich. Wer von Wien oder Berlin kommt, dem erscheinen die Münchener Bauten und Denkmale leicht etwas leer, zu viel stylisirt und zu wenig geschmückt, kalt, zerstreut und eben darum von äußer-

lich kleinerer Wirkung. Aber bei tieferm Nachdenken ergreift uns doch eine ſtille innere Größe; die meiſten dieſer monumentalen Bauwerke dienen entweder der Kunſtpflege und der Wiſſenſchaft, oder ſie ſind auch rein um der Schönheit ſelbſt willen aufgeführt. Eine Kunſtſtadt, welche wegen der Kunſt neu erbaut wurde — das iſt die auszeichnende äußere Phyſiognomie Münchens, worin ihm keine andere Stadt Deutſchlands, ja der Welt, gleichſteht. Errichtete man doch mitunter ſogar Porträtſtatuen aus überwiegendem Kunſtbedürfniß; wenigſtens ſcheint es bei einigen unſerer ſechzehn Erzſtatuen ſo, als habe man große Männer geſucht, weil man für den Platz doch noch ein Standbild brauchte; dabei ſind dann freilich einigemal die Männer und die Statuen etwas klein ausgefallen.

Doch zurück über Wien nach Berlin. Der Stephansdom verkündet uns, daß Wien ſchon im Mittelalter eine Kunſtſtadt geweſen, und ſeine Bauhütte gehörte ſogar zu den vier großen deutſchen Haupthütten der gothiſchen Zeit. Allein St. Stephan ſteht jetzt wie ein Fremdling einſam in der großen Stadt; Wien hatte ſeinen künſtleriſchen Rang durch Jahrhunderte verloren, bis es ſich erſt in unſern Tagen zu einem Mittelpunkt eigenthümlichen Kunſtbetriebs wieder aufſchwang, nicht durch Fürſtengunſt, auch nicht durch die bahnbrechende Gewalt eines einzelnen Großmeiſters der Kunſt, ſondern eben als moderne Großſtadt, welche auch ein gutes Stück der bildenden Kunſt Oeſterreichs naturgemäß in ſich ſammelte — der äußerſte Vorpoſten deutſcher Kunſt gegen Südoſten, und zugleich durch ſeine hochentwickelte Luxusinduſtrie Werkſtätte und Markt des mannichfachſten Kunſt-

gewerbes. Der neue architektonische Charakter Wiens steht in einem merkwürdigen Zusammenhange mit den Bewegungen der Zeit. Das Revolutionsjahr 1848 brachte das Princip der freien Concurrenz beim Entwurf öffentlicher Bauten. Auf dem Vereins- und Petitionsweg wurde dieses neue Princip durchgesetzt, und als die erste Frucht erwuchsen zwei maßgebende Werke, die Altlerchenfelder Kirche und das Arsenal, maßgebend nicht nur für neue Stylformen, sondern auch für neue Technik und die steigende Macht des Kunsthandwerks. Einen zweiten großen Anstoß gab im Jahr 1857 die echt moderne Idee der Stadterweiterung auf dem Boden des Festungsgürtels, welcher die innere Stadt umschloß. Hier konnten jene Paläste entstehen, worin keineswegs blos hohe Herrschaften wohnen; und wie man auf dem Wege der freien Concurrenz vielfach zur Gothik gekommen war, so führte die Stadterweiterung zu einer fortwährend steigenden Herrschaft der Renaissance.

Berlin gieng ganz andere Wege. Auch hier ragen einsame Denkmale älterer Kunstgröße fremdartig aus der jüngeren Umgebung — Denkmale nicht einer Epoche, sondern eines einzelnen Meisters, nicht dem Mittelalter entstammend, sondern einer sonst schon gar entarteten Periode der Rococozeit. Es ist Schlüter, der geniale Prophet, der große Prediger in der Wüste, welcher in seinen Berliner Hauptwerken die künftige Kunststadt vorverkündet. Architektur und Sculptur bilden von da an die bahnbrechenden Künste Berlins, sowohl zur Zeit Friedrichs des Großen als in der von Schinkel eröffneten neuen Kunst-Aera. Die Malerei kam erst zuletzt und trat in zweite Linie, während in München anfangs

die Sculptur (16. Jahrhundert), dann die Malerei (Cornelianische Epoche) tonangebend sich erhoben hat, und die Baukunst beidemal gleichsam nur im Gefolge jener Schwesterkünste aufstieg. Hätte Schinkel ausführen können, was er entwarf und ersann, so würde er dem ganzen damaligen Berlin ein neues monumentales Gepräge gegeben haben. Solch stolze That, daß ein einzelner Künstler eine ganze Stadt umstyliſirt, ist aber nur dem Elias Holl gelungen, als er im Anfang des 17. Jahrhunderts seiner Vaterstadt Augsburg durch Neubauten und Umbauten ein völlig neues Gesicht gab, wie es sich, freilich gealtert und verschrumpft, bis auf diesen Tag erhalten hat.

Welche Einflüsse haben nun aber das gegenwärtige Berlin so kunstbetriebsam gemacht, daß es den Rang einer der ersten deutschen Kunst-Städte gewinnen konnte? Diese Frage läßt sich von fernher einfach beantworten. Betrachtet man dann aber die einfache, das heißt verallgemeinernde Antwort näher, so springt wieder eine neue besondere Antwort aus derselben hervor, und wieder eine und noch eine, und zuletzt hat man ein ganzes Heer von Antworten, entsprechend dem unendlich mannichfaltigen Kunstbetrieb einer solchen Großstadt, der eben durch die verschiedensten Motive angeregt wurde. Allein zu viele Antworten sind doch wiederum keine Antwort; darum will ich mich für unsern Zweck auf die generaliſirende, auf die Hauptantwort beschränken.

Berlin im 19. Jahrhundert war früher eine Metropole der Wissenschaft, der Literatur und der staatlichen Culturpflege als der Kunst. Das Kunstinteresse keimte hier vielfach erst auf dem Boden der literarischen Bildung; Kunstgeschichte

und Aesthetik sind vorwiegend norddeutschen Ursprungs, und ihre Pflege ging im Norden dem neuen Aufschwung der bildenden Kunst voran. Und wie in Weimar zu Goethe's Zeit und in Dresden in den Tagen der Romantiker die Poeten als Herolde und Fürsprecher der bildenden Kunst auftraten, so geschah es später auch in Berlin. Durch diesen Entwicklungsgang haben die modernen norddeutschen Kunststädte einen Charakter gewonnen, der sie von den süddeutschen, insbesondere von München und Wien, aufs bestimmteste unterscheidet.

Dieser Gegensatz verkörpert sich in der Person zweier Könige, die beide als Pfleger der bildenden Kunst weitgreifenden Einfluß gewannen: in Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Ludwig I. von Bayern. Der preußische König war ein kunstgelehrter Mann, dessen Kunstliebe als die Frucht seiner reichen historischen und philosophischen Bildung erschien; die Wissenschaft war bei ihm vorangegangen, die Kunst folgte. König Ludwig war dagegen umgekehrt zuerst Kunstfreund gewesen, ein Kunstgelehrter wurde er gar niemals. Als sein Sohn, der nachmalige König Max, als Kronprinz seine erste Reise nach Italien antrat, bat er den Vater, daß ihm derselbe einen Kunsthistoriker zum Reisebegleiter geben möge. Die Bitte wurde abgeschlagen. Denn König Ludwig ließ zunächst die Kunstwerke auf sich wirken, indem er naiv genoß, nicht indem er forschte oder theoretisirte, und noch in seinen alten Tagen sagte er oft, daß diese Art des Kunststudiums das wahre Fundament seiner Gesammtbildung gewesen sei. Und wie bei diesen beiden Königen, so erging es auch bei Berlin und München. In Berlin führte die moderne

Bildung zur Kunst, in München die Kunst zur modernen Bildung. München liegt auf dem Wege nach Italien. Der oft mißbrauchte Vergleich mit dem Florenz der Renaissance trifft in jenem einen Punkte wenigstens zu: die Kunst eröffnete seit Dante und Giotto die Florentiner Renaissance des 14., wie seit König Ludwig und Cornelius die Münchener Renaissance des 19. Jahrhunderts. In der Kunstschule aber wuchsen beide rasch über die bloße Kunststadt hinaus.

III.

Ich skizzire den Charakter einer weiteren von Berlin und Wien grundverschiedenen deutschen Kunststadt — Düsseldorf. Der Statistiker, welcher auf die Ziffern blickt und das fabelhaft rasche Anwachsen der Volkszahl Düsseldorfs seit hundert Jahren registrirt, wird zunächst den Handel der Stadt betonen, und als Rheinhafen des großen Elberfelder Industriegebietes behauptet Düsseldorf in der That einen ausgezeichneten Platz unter den rheinischen Städten. Allein von Düsseldorfs Handel wissen nur die Kenner, von Düsseldorfs Kunst weiß die Welt. Sie allein gab der Stadt ihre große Signatur.

In weitem Halbkreise lagert sich aber heutzutage ein neues Düsseldorf um das alte, eine Industriestadt. Wer zu Schiffe kommt, der erblickt die Kunst- und Handelsstadt und gleich vorn im Hafen begrüßt ihn das Gebäude der Malerakademie. Wen aber der Bahnzug herführt, der sieht sich zunächst von lärmenden Werkstätten mit hochragenden Schornsteinen umgeben, er durchschneidet den in-

dustriellen Gürtel, welcher die ältere Stadt immer breiter zu umschließen beginnt. Vielleicht ist es eben zur letzten Stunde, daß man Düsseldorf noch eine Kunststadt schlechthin nennen kann. Schon prophezeien Kundige: die Düsseldorfer Industrie werde selbst die Elberfeld-Barmener in wenigen Jahren erreichen, ja überflügeln. Doch wird die räumliche Scheidung der Kunststadt und der Fabrikstadt hier noch lange fortbestehen.

Düsseldorf ist bekanntlich sehr arm an Werken der monumentalen Baukunst und Bildnerei. Nicht das Zusammenwirken aller bildenden Künste (welches die Signatur Münchens), sondern das einseitige Vorherrschen der Malerei charakterisirt Düsseldorf. Darum steht dann hier auch das Kunstgewerbe im Hintergrunde, die sich selbst genügende ideale Kunst der Farbe ist maßgebend, und auf Markt und Straßen gewahrt man ihre Herrschaft nicht. Dagegen betonen die Düsseldorfer mit Recht, daß ihre Stadt doch nicht blos Malerstadt sei, sondern auch ein denkwürdiger Mittelpunkt poetischen, literarischen und musikalischen Schaffens von den Tagen Heinse's, Jakobi's und Forsters bis auf Immermann und Schnase, Schumann und Mendelssohn. Das ist zwar nicht viel im Vergleich zu den Erinnerungen anderer Städte; allein eben weil man wenig im Gedächtniß zu behalten hat und doch so Treffliches, behält man es um so treuer. Die Maler waren den Poeten und Musikern befreundet, sie wohnten so enge beisammen, sie berührten sich und regten sich gegenseitig an, was man z. B. von München selten rühmen kann. Und es hat sich dieses Verhältniß in Düsseldorf auch örtlich ganz seltsam verkörpert. Der „Malkasten", das Künstlerhaus,

erhebt sich in Jakobi's Garten; die Akademie steht ganz nahe beim Theater, dessen primitive Einrichtungen noch ganz in Immermanns Zeit versetzen, und die Gemäldegalerie ist in der Tonhalle, Wand an Wand mit den Sälen, welche durch Mendelssohn und Schumann und die großen rheinischen Musikfeste geweiht sind.

Düsseldorfs moderne Kunstpflege erwuchs nicht aus dem praktischen, örtlichen Bedürfniß, wie in Wien, noch aus einem Zusammenwirken der mannichfachsten künstlerisch-wissenschaftlichen Anregungen wie in Berlin, noch kann man einen Fürsten ihren Gründer nennen, wie beim neuen und alten München: Düsseldorf wurde eine Kunststadt lediglich auf Grund seiner Kunstschule, seiner Akademie, die, im Anfang des Jahrhunderts verfallen, durch Schadow mit neuem Geiste sich erfüllte. Man kann sagen: die Kunstpflege erwuchs aus sich selber, wie sich auch die neue Düsseldorfer Schule ihre Meister anfangs aus ihren eigenen Schülern erzog. Düsseldorf ist der Autodidakt unter den deutschen Kunststädten, und ich lobe mir die berufenen Autodidakten: sie haben wenigstens den Trieb der eigenen Schöpfungskraft für sich. Dresden, München, Berlin, Wien besitzen ihre großen Gemäldegalerien und andere historische Kunstsammlungen aller Art; diese Museen wirken leise, aber sicher, auf Geist und Technik der örtlichen Kunstschule und sind für den Fremden zugleich das deutlichste Wahrzeichen der Kunststadt. Die neuere Düsseldorfer Malerschule hingegen mußte ohne Galerie sich selber schulen, jene Gemäldesammlung in der Tonhalle besteht wesentlich nur aus Werken der neuen Schule, sie ist ein Product derselben, keine ältere Basis des Producirens und die

Düsseldorfer Künstler rühmten es früher als einen Vortheil, daß ihre alte Galerie nach München gewandert sei. Denn unter dem überwältigenden Eindrucke der großen alten Werke wäre ihre moderne Kunst nicht so selbständig ganz eigene Wege gegangen. Vom Jahre 1866 bis 1870 glaubte man freilich in Düsseldorf, die Schule sei nun in ihrer Originalität so fest und fertig, daß sie die Rückkehr der alten Bilder aus München vertragen könnte.

Der größte Ruhm Düsseldorfs als Kunststadt gründet in der epochemachenden Selbständigkeit seiner Schule. „Düsseldorf" bezeichnet gleich „München" eine vollgültige Tendenz, eine Hauptrichtung der neuen deutschen Kunst; die beiden Städtenamen wurden zu einem Losungswort, welches durch die Kunstgeschichte tönt. Darum gehen denn die „Düsseldorfer" auch weit über den Burgfrieden Düsseldorfs hinaus; die Stadt hat ihre Pflanzstädte, sie beherrscht geographisch eine große Kunstprovinz, eine größere als Berlin und Wien. Nur München kann in diesem Punkte mit Düsseldorf wetteifern. Und es gibt dann, beiläufig bemerkt, eine Kunststadt, in welcher Düsseldorfer und Münchener Gebiet eine Zeitlang zusammenstießen und ineinander griffen, bis sie auf diese Kreuzung ihre Selbständigkeit gründete, das ist Dresden.

IV.

Nun stelle ich aber dem neuen Düsseldorf wiederum ein völlig contrastirendes Bild gegenüber: das allerneueste Stuttgart. Vor wenigen Jahren durfte man noch fragen: wie denn Stuttgart unter die Kunststädte gerathe? Jetzt darf

man's nicht mehr; Stuttgart ist eine werdende Kunststadt und mindestens als solche anerkannt. Wer durch die Hallen des glänzenden neuen Bahnhofes die Stadt betritt, den überrascht sofort die eigenthümliche Zierlichkeit der großen Neubauten am Schloßplatze, und beim weitern Durchwandern der Stadt wird er bald entdecken, daß eine Art Stuttgarter Baustyl zu entstehen beginnt, eine moderne Renaissance, der edeln Frühperiode dieser Kunstweise nachgebildet, voll leichter Anmuth der Formen und durch eine ebenso feine als reiche Ornamentik belebt. Die Nachbarstädte München und Stuttgart liegen da eine Welt weit auseinander. Das eigenste, was Stuttgart besitzt, gehört nicht der schaffenden idealen Kunst, sondern der schmückenden, dienenden, vorab dem Kunstgewerbe. Man kann sagen: Stuttgart als werdende Kunststadt beginnt da, wo München zu allerletzt angekommen ist. Wer die Münchener Kunst beobachten will, der gehe zuerst in die Ateliers der Maler; wer die Stuttgarter, der begebe sich vor allem in die Werkstätten der Holzschneider, Lithographen, Zeichner, Buchbinder, der Holz- und Metallarbeiter und Bauhandwerker. Seltsames Spiel der Gegensätze! Die spröden, abgeschlossenen, querköpfigen Schwaben, am altväterlich Ueberlieferten sonst so treu festhaltend, liefern jetzt in den Arbeiten des Luxus und der Mode das Feinste und Zierlichste, und Stuttgart ist in diesem Stück ein Klein-Paris des deutschen Südwestens. Die schwäbische industrielle Regsamkeit hat sich da mit einem Geschmack verbunden, der in Stuttgart, als einer Hauptstadt der deutschen Literatur und des Buchhandels von den verschiedensten Seiten angeregt wurde. Hierbei ist der unmittelbare Einfluß der

Bücher-Illustration auf das Stuttgarter Kunstgewerbe durchaus nicht zu unterschätzen. Die Stadt liefert nicht nur die schönsten illustrirten Bücher, ihre originalste Kunst erfindet und bildet auch im Geiste der Illustration, und die so ganz modern eleganten Stadttheile des neuen Stuttgart sehen sich an, wie eine illustrirte Prachtausgabe mit gepreßtem, in Bronzeschmuck und Vergoldung verziertem Einband und erfüllt mit allerlei niedlichen Initialen und Vignetten und anmuthigen Stichen, Photographien und Holzschnitten.

Südwest-Deutschland hat übrigens noch eine andere Stadt, welche durch den Bund der Kunst und des Gewerbes als eine werdende oder, richtiger, als eine wieder erstehende Kunststadt erscheint: Nürnberg. Nur mit dem Unterschied, daß hier fast alles in umgekehrter Weise „wird" und geworden ist wie bei Stuttgart, nämlich auf dem historischen Boden der heimischen mittelaltrigen Kunstherrlichkeit.

Es gehört bei uns zu den seltenen Ausnahmen, daß auf den Trümmern einer großen alten Kunststadt ein bedeutendes modernes Kunstleben erblüht, und noch seltener ist es dann wohl, wenn nach langer Pause des Verfalles die neue Kunstthätigkeit wieder an die Traditionen längst vergangener Zeiten anknüpft, wie etwa bei der Bauhütte von Köln oder bei der Kunstschule und dem Kunstgewerbe Nürnbergs. Sonst hat die moderne Kunst fast durchaus neue Mittelpunkte gesucht. Augsburg, Zürich, Straßburg, Prag, Mainz, Lübeck, Danzig, so kunstbedeutend im Mittelalter, sind dies jetzt nicht mehr; München, Berlin, Düsseldorf, Dresden, Stuttgart hingegen verdanken ihren künstlerischen Ruf allesammt erst der neuern oder gar der neuesten Zeit.

V.

Dieſe merkwürdige Thatſache lenkt unſer Nachdenken auf die grundverſchiedenen Vorbedingungen, welche in den wechſelnden Perioden zum Entſtehen einer Kunſtſtadt gegeben ſein mußten.

Die älteſte deutſche Kunſtgeſchichte kennt gar keine Kunſtſtädte, ſondern nur Kunſtſtätten. Denn die Pflege der Kunſt ruhte damals noch überwiegend in der Hand einzelner Perſönlichkeiten, und fand im Kloſter, in der Kaiſerpfalz oder am Biſchofsſitz eine Zuflucht, nicht weil der ganze Genius des Ortes, weil die örtliche Volkscultur nothwendig dazu drängte, ſondern nach Maßgabe der Kraft und Neigung jener Männer. Wenn darum Karl der Große in Aachen und Ingelheim, wenn die ſächſiſchen Kaiſer im Sachſenlande bauen und bilden ließen, wenn der Mönch Tutilo in St. Gallen und der Biſchof Bernward in Hildesheim anſehnliche Kunſtwerkſtätten gründeten, ſo ſchufen ſie doch nicht entfernt Kunſtſtädte. Oft genug ſitzt die klöſterliche Kunſt ſogar mitten in der Einöde, nicht als ein Zeichen allſeitiger Blüthe, ſondern vielmehr der erſten Keime höherer Geſittung. Und wenn man ſagt, daß die bildende Kunſt damals noch gleich der Muſik und Literatur in den Händen des Klerus geruht habe, ſo heißt dies nichts anderes als: eine gelehrte Corporation trieb verfeinertes Handwerk, und in dieſem Handwerk ſchlummerte ein Stücklein Kunſt.

Architektur, Malerei und Bildnerei des Mittelalters ſind überhaupt aus dem Handwerk hervorgegangen, zuerſt aus dem Gewerbebetrieb der Geiſtlichen, dann der Bürger. Hierin

liegt großentheils das Geheimniß sowohl des jugendfrischen, volksthümlichen, wie des gebundenen Geistes der mittelaltrigen Kunst. Darum konnten auch erst wahre Kunststädte entstehen, als das Handwerk social emancipirt wurde, als sich ein eigener Gewerbestand freier Bürger entwickelt hatte. Die Epoche des Beginnes der Kunststädte in Deutschland fällt dann weiter folgerecht nicht mit den kunstgeschichtlichen Perioden — etwa der Entstehung des Romanismus oder der Gothik — sondern mit den culturgeschichtlichen zusammen: mit dem Emporsteigen des freien Bürgerthums. Und zwar erwachsen Kunststädte zuerst in jenen Gauen, wo auch Bürgerleben und Gewerbe und Handel zuerst in frischester Kraft erblühten, d. h. vorab im Gebiete des Rheins und der Donau. Auch die spätern vier Hauptbauhütten der deutschen Gothik, Straßburg, Köln, Wien und Zürich, reihen sich an diese Flüsse. Der Süden geht voran, der Norden folgt. Erst *nach* der Gründung des Hansabundes erheben sich die bedeutendsten unserer norddeutschen Küstenstädte auch zu wirklichen Kunststädten.

Wie sich aber Satzung und überlieferte Technik der Zünfte von Stadt zu Stadt verbreiten, so wandert auch die Kunst mit dem Gewerbe ins kleinste Städtchen. Es bildet sich eine Unzahl von selbständigen Provinzialstädten der Kunst, eine künstlerische Kleinstädterei. Und so gewann das Mittelalter eine geographische Decentralisation des Kunstbetriebes, wie sie unsere Zeit entfernt nicht mehr kennt. Sie erklärt sich aus der damaligen Bindung der Kunst ans Handwerk.

In dieser Bindung finde ich dann auch einen Schlüssel der Thatsache, daß die Denkmale der einzelnen Gaue zu-

gleich ein ſo treuer Spiegel des landſchaftlichen Volks-charakters ſind, und die Kunſtgeſchichte des Mittelalters nicht blos nach Zeiten und Meiſtern, ſondern auch nach Gauen und Berg- und Flußgebieten, alſo geographiſch und ethno-graphiſch, gegliedert werden muß.

Das iſt nun alles ganz anders geworden. Aus dem alten Großgewerbe erwuchs die Großinduſtrie. Unſere mo-dernen Induſtrieſtädte ſind aber ſammt den Handelsſtädten in der Regel gerade am wenigſten berührt von künſtleriſchem Leben, ja ſie gelten als Gegenpole der Kunſtſtädte. Denn wie das alte Gewerbe in individuellſter Vollendung ſeinen Bund mit der Kunſt ſchloß, ſo die gattungsmäßig vollen-detſte Induſtrie ihren Bund mit der Wiſſenſchaft, und zwar zunächſt mit den exacten Disciplinen, welche der Kunſt gar ferne liegen, mit Naturwiſſenſchaft, Mechanik, Technologie, und dann weiter mit Statiſtik und Nationalökonomie und endlich gar mit der Finanzkunde des modernen Geldhandels, vor welchem der Künſtler ein Kreuz ſchlägt.

Die Stellung des Künſtlers zum Handwerk wurde nicht minder völlig umgekehrt. Im Mittelalter beherrſchte das Handwerk die Kunſt und umſchloß ſie in ſeinen Corporationen; in der Renaiſſance wurde der Künſtler ſein eigener Herr, aber Kunſt und Handwerk griffen noch nachbarlich ineinander; in der Folgezeit vereinſamten Beide zu gegenſeitigem Nach-theile, bis in der Gegenwart die Künſtler wiederum das Handwerk zu veredeln und äſthetiſch zu beherrſchen ſuchen, und durch das Mittel der gewerblichen Kunſtſchule und der Aſſociation den alten abſichtsloſen Bund in freier bewußter Weiſe wieder knüpfen.

VI.

Was ist denn aber heutzutage maßgebend für das Entstehen einer Kunststadt?

Zunächst folgt die moderne Kunststadt dem Staate. Wer über die mittelaltrigen Kunststädte denkt und forscht, der muß die Handels- und Gewerbegeschichte zu Hülfe nehmen; wer über die modernen, die Staatengeschichte. Fast allgemein concentrirt sich jetzt die tonangebende Kunstpflege und der Kunstmarkt in den Landeshauptstädten. Ausnahmen, wie Düsseldorf oder Nürnberg, werfen diese Regel nicht um; sie bezeugen eben den Individualismus, welcher uns Deutschen so tief ins Fleisch gewachsen ist und der politischen Centralisation auf tausend Punkten widerstrebt. Der Staat gründet Kunstschulen und Akademien zunächst in der Hauptstadt; der Staat ist gegenwärtig der weitaus größte Besitzer von Bildergalerien und historischen Sammlungen, und er vereinigt die reichsten Schätze dieser Art wiederum in der Hauptstadt. Aber auch in die Provinzialstädte mit ihren Filial-Galerien und Kunstschulen streckt der Staat seine unterstützende Hand, und nimmt sich zum Entgelt ein Aufsichtsrecht der Kunstpflege. Als Düsseldorf unlängst sein Kunst-Jubiläum begieng, stand die Bureaukratie höchst bemerkbar im Vordergrunde des Festprogramms. Den Künstlern gefiel das nicht; aber es war ein deutliches Zeichen der Zeit. Wäre das alte Nürnberg keine bayerische Provinzialstadt geworden, so würde die neue Kunststadt Nürnberg wohl ebensowenig nach der Kunstmetropole München gravitiren, wie das künstlerische Stuttgart. Zwischen Nürnberg und München

liegt eine Stammesgränze — das entſchied im Mittelalter; zwiſchen Stuttgart und München eine Landesgränze — das entſcheidet heute für den örtlichen Kunſtcharakter.

Ich bemerkte ſchon vorhin, daß wir dermalen ganz andere geographiſche Mittelpunkte des Kunſtbetriebes beſitzen als im Mittelalter; ich kann jetzt zu den Gründen, welche ich aus der alten Zeit anführte, auch einen Grund aus der Gegenwart fügen: Unſere Kunſtſtädte ſind neu, weil unſere Staaten neu ſind, ſammt unſern Hauptſtädten und Fürſtenſitzen. Dem werdenden Staate folgt auch die werdende Kunſtſtadt. Als ſich der Staat Ungarn von Oeſterreich zu löſen begann, wanderte auch die Eſterhazy'ſche Galerie von Wien nach Peſt. Beides ſtand in innerem Zuſammenhang. Und wenn es den Magyaren gelänge, die Peſter Akademie zu einer ſelbſtändigen Schule zu erheben, welche nicht blos ungariſche Stoffe malt, ſondern auch einen magyariſchen Styl ausbildete, ſo würde Peſt als Kunſtſtadt auf der politiſchen Autonomie des Landes gegründet erſcheinen.

Die größte Kunſtſtadt des claſſiſchen Alterthums war das demokratiſche Athen, und die größten Kunſtſtädte des deutſchen Mittelalters waren unſere freien Reichsſtädte. In der Renaiſſance und der folgenden Periode des abſoluten Fürſtenregiments aber zog die Kunſt lieber in die Fürſtenſitze. Auch hierin copirte die Renaiſſance vielmehr das imperatoriſche Rom als das republicaniſche Griechenland. Wir treten heutigen Tages noch theilweiſe in die Fußſtapfen der Renaiſſance. Unſere Landeshauptſtädte ſind zugleich Fürſtenſitze, und durch fürſtlichen Einfluß kryſtalliſirte ſich bald mehr bald minder ihr Charakter als Kunſtſtadt. So tragen

die modernen Kunststädte eine überwiegend monarchische Signatur, und die Schweiz und Nordamerika sind bei der geographischen Vertheilung der großen Kunst-Centren bis jetzt ziemlich leer ausgegangen.

Allein der moderne Staat ist gewaltiger als der moderne Fürst, sogar kunstgewaltiger, und was der Fürst für die Kunststadt begann, das vollendet der Staat. Hierin liegt ein völlig neues Motiv, ganz dem 19. Jahrhundert eigen. Unsere politischen Hauptstädte sind die größten Sammelplätze der reinen Geistesarbeit. Regierung, Diplomatie, Verwaltung, Rechtspflege, Kriegswesen, das Alles concentrirt seine Spitzen in der Hauptstadt; die Parlamente folgten dem Regierungssitze, die Universitäten wanderten dorthin oder trachten wenigstens hinzukommen; die Journalistik schlug hier ihre breitesten Wurzeln, Tausende von Männern der idealen Berufe finden sich da zusammen: die modernen Hauptstädte sind zugleich die tonangebenden Mittelpunkte der gebildeten Gesellschaft. Diese Thatsache gründet im Wesen des modernen Staates, und unter der Wucht ihres Einflusses muß sich auch die Kunst in die Hauptstadt ziehen, selbst wenn dort keine Fürstengunst ihr lächelte.

Es gibt eine Stadt, welche in ganz einziger, unvergleichlicher Weise schon im vierzehnten Jahrhundert die Grundzüge der modernen Kunststadt prophetisch in sich zusammenfaßte; das ist Florenz. Als Geburtsstätte der neuen Literatur und Wissenschaft, als freies politisch mächtig voranschreitendes Gemeinwesen, als Sammelplatz idealer Interessen jeglicher Art, die damalige Bildungshauptstadt Italiens, bot Florenz dem Gesammtverband der bildenden Künste einen

völlig neuen Boden, den vom Handwerk emancipirten Künstlern einen neuen höheren Platz in der Gesellschaft; als Vorbote einer in sich verbundenen politischen, socialen und künstlerischen Zukunft ward es eine Kunststadt im reineren Sinne als selbst Rom mit seiner Trümmer-Größe und seinen hohen Meistern. Und wenn man seitdem bald diese bald jene Kunststadt ein „Florenz" nannte, so war dies zwar allemal eine stark übertriebene Schmeichelei, denn jenes Florenz ist noch nicht wieder dagewesen, aber doch eine gut gewählte Schmeichelei; denn das Florenz Dante's und Michelangelo's zeigt wenigstens allen späteren Kunststädten, was sie hätten sein und werden sollen.

VII.

Nachdem wir so weit umhergestreift, führe ich Sie zu guter Letzt noch einmal nach München zurück.

Es gibt Leute, welche München für eine gemachte, eine erkünstelte Kunststadt halten, durch Fürstenlaune geschaffen, ein nachgeäfftes Florenz, willkürlich auf die rauhe bayerische Hochfläche improvisirt. Der oberflächliche Reisende kommt da etwa von Augsburg herüber durch das öde Dachauer Moos; er erblickt ringsum nur eine trostlose, formlose Landschaft, plump gebaute Dörfer mit noch plumperen Kirchthürmen, bevölkert von derben Bauern, die auch nicht gerade besonders spirituell aussehen, und von Bäuerinnen, die durch eine seltsam verschrobene Tracht allesammt verwachsen erscheinen; als erstes Wahrzeichen der Stadt winkt ihm von fern die massive Doppelgestalt der Frauenthürme, welche das Volk bezeichnend genug die „Münchener Halbekrügeln" nennt, und

wenn er nun gar seine ersten Schritte zu den wirklichen Halbekrügeln, ins Bierhaus, lenkt, dann kommen ihm die Münchener Bürger auch nicht eben wie Athener des Perikleischen oder wie Florentiner des Mediceischen Zeitalters vor. Die neuen monumentalen Stadttheile dünken ihm ganz unorganisch an die grundverschiedene Altstadt geklebt, und nun hat es unser Mann gleich heraus: München ist eine gemachte Kunststadt, auf völlig widerstrebendem physischem und geistigem Boden von König Ludwig I. erkünstelt.

Alle jene Beobachtungen waren im einzelnen richtig; und doch kann kein Urtheil schiefer und oberflächlicher sein. Der gründlichere Kenner wird vielmehr folgendes sagen.

München liegt im Vorlande der Alpen, und die Münchener Landschaftsmalerei verdankt der Gunst dieser Lage ihre besten Charakterzüge. München liegt an der Straße nach Italien, und die Münchener Sculptur des sechzehnten Jahrhunderts wie die Cornelianische Malerschule des neunzehnten beweisen, wie entscheidend der Zug dieses Weges geworden ist. Das oberbayerische Gebirgsvolk übt naiv und von altersher mehr Kunst in Malerei und Schnitzerei, Volksgesang und Volkstheater als irgendein anderer deutscher Stamm. Wer diese volksthümliche Kunst in ihrer hundertfachen Verästelung eingehend verfolgt, dem däucht zuletzt das Entstehen einer Kunststadt auf solchem Boden fast eine ethnographische Nothwendigkeit.

Es ist ganz falsch, die überragende Kunstpflege in München erst von König Ludwig I. zu datiren. Sie geht vielmehr auf Herzog Albrecht V. im 16. Jahrhundert zurück. Die Sammlungen und Bauten dieses Fürsten und seiner

nächsten Nachfolger gaben der Kunststadt ihre ältere Physiognomie. Die Erzbildnerei und das Kunsthandwerk wurden hier in jenen Zeiten geradezu epochemachend, und als Hefner-Alteneck unlängst den Ruhm der ornamentalen Plastik der deutschen Renaissance gegen die einseitigen Ansprüche der Franzosen rettete, nahm er seine besten Beweise aus der vergessenen Schatzkammer jenes alten Münchener Kunstgewerbes. Auf Grund dieser Thatsachen zählt München zu den ältesten deutschen Kunststädten moderner Art. Augsburg und Nürnberg — damals noch weit kunstmächtiger als München — gaben zu derselben Zeit des 16. Jahrhunderts noch das vollendete Bild mittelalterlicher Kunststädte, wo München bereits den Typus der modernen Kunststadt zeigte.

Nicht auf neuen Boden gründete darum König Ludwig I. sein neues München: er knüpfte mit seiner epochemachenden Kunstpflege an niemals ganz erstorbene örtliche Traditionen. Die allgemeine Lage war anders geworden, als im 16. Jahrhundert, sie war günstiger für den künstlerischen Beruf der Stadt. München wurde die Hauptstadt eines Mittelstaates, welcher die idealen Interessen der Kunst und Wissenschaft pflegen *muß*, weil er nicht auf eigene Faust große Politik treiben kann und doch durch einen selbständigen Beruf sich legitimiren will. Die Stadt war eine Kunststadt bevor sie den Anlauf zur Großstadt nahm, die Kunstepoche König Ludwig I. ging auch dem modernen Aufblühen der Industrie und des Gewerkes voran. Zur nachfolgenden Pflege des Kunsthandwerkes bot dann aber München wiederum ein Material, wie es sich in der Welt nicht zum zweitenmal findet. Ich meine das Nationalmuseum König Maximi-

lians II. Nur in der Hauptstadt Bayerns konnte eine solche Sammlung binnen weniger Jahre geschaffen werden, weil nur hier die Erbschaft des alten kunstsinnigen Hofes, der größten mittelalterlichen Kunstgewerbe-Städte Oberdeutschlands und dann so vieler reicher Klöster und Kirchen zusammengeflossen war, und vor Zerstreuung und Zerstörung sicher im Verborgenen ruhte.

Das alles erklärt den natürlichen und nothwendigen Beruf Münchens zur Kunststadt.

Und dennoch begreife ich, daß auch der feinere Beobachter manchmal irre werden kann an diesem Beruf. Er vermißt einiges, was sich in zwei Sätzen andeuten läßt.

Der Münchener Kunsthandel war bis gegen die neueste Zeit unbedeutend; er stand weit unter dem Niveau der idealen künstlerischen Geltung des Ortes. Nun hat der Vertrieb von Kunstwerken nach außen gegenwärtig allerdings eine bessere Organisation und einen tüchtigen Aufschwung genommen. Der Absatz in der Stadt aber blieb doch geringfügig. Dies drückt vorab auf das Kunstgewerbe, und neben den vielen öffentlichen Monumentalbauten stört der Mangel kunstgeschmückter Privatbauten das Gesammtbild der Kunststadt, und erweckt bei dem Fremden den Verdacht, als seien auch jene öffentlichen Kunstwerke vielmehr officielle, auf allerhöchsten Befehl entstanden, und nicht aus dem inneren Bedürfnisse des Ortes erwachsen. Wir wünschen, daß diesem Mißverhältniß auf dem einzig ausgiebigen Wege, durch die Einwanderung recht vieler Millionäre, abgeholfen werde.

Etwas heiklerer Natur ist ein anderer Mangel. Man vermißt die innigere Berührung, die Durchdringung des

reichen wissenschaftlichen und literarischen Webens und Schaffens und der allgemeinen Bildungsinteressen mit der Pflege der bildenden Kunst.

Um Niemandem wehe zu thun, will ich mich alles eigenen Urtheils enthalten und meinen Satz blos durch eine Reihe von Fragen erläutern, die sich Jeder nach Belieben beantworten kann. Diese Fragen tragen übrigens weit über München hinaus, man kann sie auch bei andern deutschen Kunststädten stellen, und beantwortet sie vielleicht, trotz der gerühmten Vielfarbigkeit dieser Städte, im stillen Sinne genau so wie in München.

Wir besitzen hier eine Akademie der Wissenschaften; sie haust unter einem Dache mit der Akademie der Künste. Hat sich diese äußere Hausgemeinschaft auch zu einer inneren vertieft? Ich frage nur — eine Frage ist ja erlaubt.

Wir besitzen eine große Universität mit vielen Professoren. Merkt man es dem reichen Vorlesungskatalog, merkt man's der akademischen Lehre und dem akademischen Leben besonders an, daß München eine deutsche Kunsthauptstadt ist? Oder umgekehrt: merkt man's den Studien der jungen Künstler besonders an, daß sie in einer Universitätsstadt leben? Wer will sogleich Ja oder Nein sagen — aber man wird doch fragen dürfen!

Wir besitzen eine glänzend dotirte, frisch aufstrebende polytechnische Schule. Ich frage nicht selber, sondern ich erinnere mich nur, daß Andere bereits öffentlich die Frage aufwarfen: ob bei Plan und Einrichtung dieser vielfach der Kunst verwandten Schule auf den Charakter Münchens als Kunststadt besondere Rücksicht genommen worden sei?

Und wenn wir doch einmal im Fragen sind, so könnte auch Einer fragen: ob bei den höheren Gymnasialstudien Münchens die ästhetische Erziehung, die künstlerische Seite des humanistischen Unterrichts besonders hervortrete? In einer großen Kunststadt dürfte man ja wohl sogar derlei stille Gedanken hegen.

In München erscheinen viele Bücher und Zeitungen. Spiegelt sich in dieser literarischen Production die eminente Bedeutung Münchens als einer deutschen Kunsthauptstadt? Ist München wohl gar auch eine Hauptstadt der deutschen Kunstkritik? des künstlerischen Bücherverlags und Handels?

Schlägt in der Bildung der Gebildeten das künstlerische Element besonders vor? Ueben die Künstler einen durchgreifenden Einfluß auf das höhere gesellige Leben?

Diese Frage führt mich nicht zu einer Antwort, sondern zu einer klimatologischen Notiz. Die scharfe Münchener Luft gilt für besonders nervenstärkend; nervenschwache Personen besuchen München mitunter als klimatischen Kurort. Die Münchener Luft ist aber auch gesund und stärkend für Genies, Talente, berühmte Männer, und solche, welche es sein wollen. Sie treibt die Dünste des Stolzes, des Hochmuths und der Einbildung äußerst rasch aus den Köpfen; das hängt dann wieder mit den Geheimnissen des socialen Lebens zusammen. Nur hat man schon öfters gefragt: ob diese Luft nicht zu scharf sei und die Temperaturwechsel zu plötzlich?

Dies sind Fragen, über welche Jeder seine eigenen Gedanken haben darf.

Ich konnte aber diese Fragen in Ihrer Mitte stellen, ohne die Furcht, mißverstanden zu werden: denn indem Sie

uns Männern des Wortes und der Feder die Ehre einer Einladung zu Vorträgen in diesem Raum schenkten, bekunden Sie ja selbst, wie sehr es Ihnen am Herzen liegt, daß wir uns gegenseitig in persönlichem Austausch nahe treten, und daß Sie, Künstler und Gewerbtreibende, Vertreter des Kunstgewerbes, ein Verständniß haben für das moderne Ideal der Kunststadt.

Der alte Wettkampf der Meister einer Stadt oder der Schulen einer Kunst hat sich wieder zu einem Wettkampf der Städte erweitert, und das erinnert an Italiens schönste Zeit. Nur Italien hatte, nur Deutschland hat diese scharf individualisirten Charaktere ebenbürtig unter einander wetteifernder Kunststädte.

Aber das moderne Ideal der deutschen Kunststadt steht höher als selbst das italienische des 15. und 16. Jahrhunderts. Wir haben es noch nicht erreicht; es winkt uns erst als eine künftige Größe. Ich fasse dieses Ideal in die Worte: Zusammenwirken aller bildenden Künste, Veredelung des Gewerbes durch die Kunst, Befruchtung der Künste durch Literatur und Wissenschaft auf dem Boden eines national geeinigten und freien staatlichen Lebens und im Schooß einer kunstgebildeten bürgerlichen Gesellschaft. Vor vierhundert Jahren zeigte uns Florenz diesen Weg, und jede echte deutsche Kunststadt verfolgt ihn heute in besonderer Weise. Nun denken Sie sich aber das Zusammenwirken aller dieser einzelnen Kräfte noch unendlich gesteigert durch das erst in unserer Zeit mögliche Zusammenwirken aller deutschen Kunststädte in einem großen künstlerischen Städtebund, einer Hansa der deutschen Kunst — und die Zukunft zeigt uns ein ideales Städtebild, welches größer wäre als Florenz.

Rheinlandſchaft.

(Geſprochen im „Verein für wiſſenſchaftliche Vorträge“ zu Crefeld am 24. Oktober 1871.)

I.

Die Alten verkörperten ſich die Flüſſe als Götter und ſprachen unter dieſem Bilde die Ehrfurcht aus, welche ſie vor den großen völkerbewegenden und völkerfeſſelnden Strömen hegten.

Unſere Phantaſie vergöttert die Flüſſe nicht mehr, aber ſie vermenſchlicht dieſelben, und wo der Römer den Flußgott Rhein über ſeine Urne gelagert ſah, da erblicken wir wenigſtens den Vater Rhein. Dieſes Beiwort, wenn auch uralt volksthümlichen Urſprunges, hat nicht ſowohl ein naiver Geograph als ein naiver Culturhiſtoriker erſonnen. Der Rhein erſchien ihm als ein Vater des Volkslebens, welches ſich ſo eigenartig an ſeinen Ufern entwickelte, daß wir geradezu von „rheiniſchem Leben“ ſprechen, als ein Vater des bewegteſten Verkehrs, der das fränkiſche Rheinvolk, den rheiniſchen Centralſtamm, beweglicher gemacht hat denn irgend andere deutſche Stämme. Und ohne Geſchichtsforſcher zu ſein, bemerkte doch ſchon der ſchlichte Beobachter, welch

mannichfache Verkettung historischer Ereignisse fort und fort dem Strome folgte oder von ihm — als einer keineswegs blos militärischen — Operationsbasis ausging. So ward der Rhein persönlich in der Volksgeschichte, persönlich als eine Culturmacht, als eine geistige Erscheinung.

Allein auch seine sichtbare leibliche Erscheinung, Fluß und Uferland, die geographische Thatsache, steigerte sich uns zur Persönlichkeit.

Man kann dieselbe exact untersuchen, wie der Naturforscher den Leib des Menschen. Das thut der Geograph. Indem er den Lauf des Flusses wissenschaftlich mißt und aufbaut und das ganze Gewebe des Flußnetzes im Zusammenhange mit der Bodenbildung darlegt, kommt auch er zuletzt zu einem organischen Gebilde, welches lebendig und in sich nothwendig wie eine Persönlichkeit vor uns erwächst. Darum kann man sagen, das Erfassen des Persönlichen in den geographischen Gebilden ist ebensowohl der höchste Triumph der Wissenschaft, wie der kindliche Anfang volksthümlicher Naturbetrachtung.

Wenn aber der Geograph die leibliche Erscheinung eines Flusses construirt, so gelangt er dabei zu einem Moment, wo der Culturhistoriker wiederum eintreten und für ihn das Wort ergreifen darf: ich meine die landschaftliche Schönheit von Strom und Gestade, welche wohl zu allererst zur naiven Personification geführt hat. Denn der künstlerische Blick erwacht früher als der wissenschaftliche. Die Erkenntniß und Begründung des künstlerischen Blickes ist dann wieder eines der spätesten Probleme der Wissenschaft.

Die landschaftliche Schönheit ruht in ihrem Fundament

auf den Naturformen, ist aber doch kein Object des Naturforschers; denn sie entsteht erst subjectiv in der wechselnden Auffassung der Menschen und gestattet darum keine exacte Analyse. Insofern aber der Wechsel des landschaftlichen Schönheitsideales bei Völkern und Generationen sich gesetzmäßig gliedert und bewegt, erhebt er sich wenigstens über die bloße Laune des individuellen Geschmacks. Die jeweilige Auffassung der Naturschönheit gestaltet sich zu einer Aussprache der geheimsten Geistesstimmung und Gemüthsrichtung der Geschlechter, sie wird solchergestalt wissenschaftlich faßbar, ja sie gibt wiederum ein Material zur Psychologie des Volkes. Es fehlt jener Aussprache auch nicht an deutlichen Urkunden; man muß sie nur zu finden wissen in der beschreibenden Literatur, in der Poesie, in der Landschaftsmalerei, wie in der unmittelbaren Beobachtung des gegenwärtigen Volkslebens selber.

Nun hat aber kein anderer deutscher Fluß eine so ausgesprochene Persönlichkeit wie der Rhein; Geschichte, Volksleben und Natur sind in prächtiger Harmonie durch den Stromlauf mitbestimmt und verbunden. Schon dieser Umstand lädt uns ein, zunächst am Rheine den Wechsel des landschaftlichen Schönheitsideales zu studieren. Dazu kommt, daß hier der reichste Urkundenschatz für unsere Zwecke dargeboten ist. Denn die Rheingegenden sind die besuchtesten und bekanntesten, sie liegen an der großen Heerstraße und finden als Hauptstück der „europäischen Route“ nur noch in der Schweiz und Italien ihres Gleichen, sie sind beschrieben, besungen, gemalt, wie keine zweite deutsche Stromlandschaft, sie haben die älteste Reiseliteratur. Dies Alles gilt freilich zunächst von dem mittleren Rheinlauf.

Was ist überhaupt eine „Rheinreise?“ Kein Mensch denkt dabei an eine Fahrt von der Quelle bis zur Mündung; wer von Mainz bis Köln gefahren ist, der hat schon eine ganze Rheinreise gemacht. Wer ist ein „Rheinländer“? Doch nicht der Schweizer aus Chur oder der Elsässer und Badener, oder der Holländer, welcher in Rotterdam doch eigentlich auch noch am Rheine wohnt. Wir verstehen darunter wiederum den Anwohner des deutschen Mittel- und Niederrheins. So denkt der Künstler auch bei „Rheinlandschaften“ nicht an die Schweizergegenden des Quellenlandes, noch an die Niederungen des holländischen Küstengebietes. Die eigentliche Rheinlandschaft geht ihm wiederum nur von Mannheim oder Mainz bis Köln oder Düsseldorf, das heißt sie erstreckt sich ihm so weit, als der Stromlauf den Charakter des ganzen Bildes beherrscht und bestimmt, und zugleich soweit auf diesem Gebiete die rheinische Natur in die Nebenflüsse hinaufzieht.

Diese Abgrenzung einer Rheinreise oder Rheinlandschaft im engeren Sinne mag schwankend sein, ein volksthümlicher, kein wissenschaftlicher Sprachgebrauch. Dennoch ist sie werthvoll und hilft uns das Problem der wechselnden Geltung rheinischer Naturschönheit lösen.

Zu unserer Väter und Großväter Zeiten hatte die Rheingegend fast unbestritten den Ruhm des landschaftlichen Paradieses von Deutschland. Der klassisch Gesinnte nannte den Rheingau ein deutsches Italien und der Romantiker begrüßte die Felsenenge bei Rüdesheim als die wahre Eingangspforte zur Fahrt durchs alte romantische Land. Man dachte nicht daran, daß andere deutsche Gaue mit diesem Rheinland um den Preis der Schönheit streiten könnten.

Und doch iſt dies alſo gekommen. Viele finden heutzutage die deutſche Donau ſchöner als den Rhein, Andere geben unſern Alpenländern den Vorzug. Tauſende kehren enttäuſcht von der Rheinfahrt heim und ſagen's laut, während ſie vor fünfzig Jahren im gleichen Falle wenigſtens gegeſchwiegen hätten; denn wer damals vom Rheine nicht ſchlechthin entzückt war, der galt für einen Barbaren.

Wie kommt es, daß die rheiniſche Landſchaft nicht mehr mit ſo unbedingtem Vorrange geprieſen wird, daß ſie nicht mehr für den reinſten Typus deutſcher Naturſchönheit gilt? Waltet hier blos eine Laune des überſättigten Geſchmacks?

Wäre nur dies der Fall, ſo würde die Sache kaum der Rede werth ſein. Allein es hat ſich vielmehr ein zwiefacher Wechſel vollzogen: der Rhein iſt anders geworden und zugleich hat ſich das landſchaftliche Auge der Generation umgeſtimmt. Beides will ich erörtern. Die ſcheinbar blos auf der äſthetiſchen Oberfläche haftende Unterſuchung wird dann vielleicht tiefere Schlüſſe andeuten und einen Blick eröffnen in die Seele der Zeit.

II.

Zunächſt hat ſich die Rheinlandſchaft ſelber verändert, und nicht zu Gunſten ihrer maleriſchen Schönheit. Seit der neuen induſtriellen Aera iſt der Rhein merklich kleiner geworden, ob nach ſeiner Waſſermaſſe, das weiß ich nicht, aber kleiner nach der Fläche ſeines Waſſerſpiegels. Von Mannheim bis Emmerich arbeitete man unabläſſig, das Strombett einzuſchnüren durch Dämme und Durchſtiche; man

gewann eine tiefere Fahrbahn für die Schiffe auf Kosten der Breite des Flusses. Malerisch wirkt aber doch nicht eine Tiefe, die Niemand sehen kann, sondern eine Breite, die man sieht. So hört der Rhein mehr und mehr auf Strom zu sein und wird Kanal. Das ist eine ästhetische Degradation. Wollte man doch auch schon den reizenden, inselgeschmückten See, welchen unser Fluß zwischen Mainz und Bingen bildet, kanalisiren! Allein da im Rheingau die Naturschönheit Geldwerth hat, und nahezu, wie die Volkswirthe sagen, ein „verkehrsfähiges Gut" ist, so regte sich kräftiger Widerspruch: ein Verkehrsinteresse hält dem andern die Wage.

Unsere Väter schilderten den Rhein zwischen Bingen und Koblenz, wo er sich wirbelnd durch die Felsen drängt, als eine Art von wildem Alpenstrom. Wie ist diese Wildheit zahm geworden! Gerade auf dieser Strecke sind dem Strom die stärksten Fesseln von Längs- und Querdämmen angelegt. Die steifen geraden Linien dieser kahlen Steinwälle haben die natürliche Schönheitslinie des früher anmuthig geschwungenen und reichbegrünten Ufferrandes zerstört, sie verengen den Fluß nicht blos nach dem wirklichen Raummaße, sondern verkleinern ihn weit mehr noch für das malerische Augenmaß, wie jeder breite, unvermittelte Farbenstreif im Vordergrunde eines Bildes die Mittel- und Hintergründe zusammendrückt. Während so der Fleiß der Menschen gar zu viel Steine in den Fluß geworfen hat, sind jene Klippen und Steintrümmer, welche eine räthselhafte Naturgewalt wie in wilder Laune hineinschleuderte, großentheils verschwunden. Ist doch selbst das Binger Loch mit seinen Riffen und schäumenden Stromschnellen fast un-

sichtbar geworden! Die „preußischen Correcturen" haben es verschlungen mit andern romantischen Löchern. Und der Steuermann des Segelschiffes zieht nicht mehr, wie noch in meiner Kinderzeit, den Hut ab und spricht ein Stoßgebet, bevor er hindurch fährt, und den Mäusen wäre es durch die vorgeschobenen Steindämme jetzt bedeutend leichter gemacht, zu Bischof Hatto's Thurm hinüberzuschwimmen, aber der restaurirte Mäusethurm sieht auch schon längst nicht mehr mythisch aus. Wenn etwa Jemand die großartigen alten Rheinstrudel suchte und nicht finden könnte, so soll man ihm rathen, an die Donau zu reisen, wo zwischen Grein und Persenbeug vor der Hand noch ein alter Rheinstrudel zu sehen ist.

Nur bei Hochwasser und Eisgang bietet der Rhein noch das volle Bild des weiland gepriesenen wilden Stromes. Wann alle Ufer überschwemmt sind und die Schiffe im Hafen rasten, dann findet der alte Vater Rhein sich selber wieder. Der Knecht zerbricht die Kette; er wird wieder Herr.

Nun denke man sich gar noch die Kette im Wortsinn, man denke sich die projektirte Kettenschifffahrt im Rheine durchgeführt. Die Kette auf dem Stromesgrund wird nicht blos die Schiffe gängeln und fesseln, sie fesselt auch den Rhein. Aber man wird die Kette nicht sehen. Und dennoch wird sie die landschaftliche Erhabenheit des Strombildes in unserm Geiste drücken. Wir blicken in die Wirbel und Strudel, sie sind nicht mehr unergründlich; wir sahen sonst tief unten ganz deutlich den Nibelungenhort mit seinen goldenen Ketten und jetzt sehen wir noch viel deutlicher die eiserne Kette, in welche die Schiffe eingehängt sind! Bei

aller Naturschönheit entscheidet nicht blos, was wir wirklich sehen, sondern oft noch viel mehr, was wir uns einbilden, was wir durch Phantasie und Reflexion uns vorstellen. So findet der Mann des Flachlandes, wenn er an den Fuß der Alpen kommt, fast regelmäßig die Berge weit niedriger, als er sich's gedacht hat. Unwillkürlich vergleicht er ihre scheinbare Höhenlinie mit der scheinbaren Höhe kleinerer Berge, die er früher sah, und da ist der Unterschied gar nicht so riesig aus naheliegenden perspectivischen Gründen. Erst wenn die Reflexion hinzutritt, erst wenn er etwa bei den beschneiten Gipfeln an die mathematische Formel der Schneelinie sich erinnert, wachsen ihm die Berge auch im künstlerischen Auge. Gerade so ist es beim Rhein. So lange seine Wassermasse ungebändigt von Menschenhand, erschien sie dem Auge größer als sie war und die sagenbildende Phantasie vergrößerte und vertiefte sie noch viel mehr. Der gebändigte Rhein dagegen, der Rhein an der Kette, sieht kleiner aus, als er wirklich ist. Nur als freier Herr ist der Riese ganz riesenhaft. Der Maßstab der dämmernden oder klaren Reflexion drückt also zunächst den Rhein herab. Das sage ich mit Vorbehalt. Denn wir werden am Ende sehen, daß es auch noch einen andern Standpunkt der Reflexion gibt, welcher die Gestalt des Rheines wieder zum Großartigen erhebt, weil der Riese uns zwang, ihn zu bändigen.

Doch bleiben wir vorerst noch bei dem verkleinerten Rhein, verkleinert nach dem wirklichen Wasserspiegel, wie im Spiegelbilde unseres geistigen Auges.

Kaum minder verderblich als die Stromcorrecturen

wurden die Eisenbahnen seiner landschaftlichen Schönheit. Sie schnüren mit der geradlinigen Parallele ihrer Dämme rechts und links die Ufer eben dort am grausamsten ein, wo das enge Thal mit Felsen und Burgen dergleichen am wenigsten erträgt. Es sieht aus, wie wenn Kinder über eine Zeichnung gerathen und die zarten, frei geschwungenen Conture nach dem Lineal mit derben Bleistiftstrichen überfahren. Die gerade Linie ist nun einmal der ästhetische Fluch der modernen Cultur, und ich glaube, die gegenwärtige Vorliebe für das tollste Schnörkelwerk der Rococoformen ist eine Art Verzweiflungsflucht vor der geraden Linie, die uns überall verfolgt. Uebrigens haben die Ingenieure mit ihren Bahndämmen nicht blos die großen Conture der Rheinlandschaft verzeichnet, sondern zugleich eine Fülle der charactervollsten Einzelschönheit unbarmherzig zugedeckt. Am Rheine öffnen sich Städte und Dörfer, mehr als bei unsern andern großen Flüssen, mit ihrer schönsten Seite gegen den Fluß, und diese form- und farbenreichen Hafenprospecte selbst der kleinsten Dörfer mit ihren alterthümlichen Häusern, Thürmen, Thoren und Mauerresten waren oft das Anmuthigste an der ganzen Landschaft. Die sonst so fortschrittlichen Rheinorte sind conservativ in der Bewahrung dieser ihrer historischen Reize, aber was hilft uns das, wenn sich jetzt der Bahndamm wie eine spanische Wand zwischen diese Herrlichkeiten und den Wasserspiegel schiebt? Nur die Tunnels dürften Gnade vor dem Künstler-Auge finden: erstlich weil man sie nicht sieht, und dann weil ihre geheimnißvollen Eingangsthore manche kahle Bergwand mit einem wirklich schönen und neuen architektonischen Schmuck beleben.

Aber was da gut gemacht wird, das hat der Aufbau der großen Eisenbahnbrücken wieder dreifach verdorben. Die Mainzer Brücke zeigt ausgesprochene Originalität, die Koblenzer ist sogar schön, die Kölner weder schön noch originell, — gleichviel — sie sind alle miteinander viel zu groß, viel zu vordringlich für die rheinische Landschaft, sie stören die Proportion, sie lasten verkleinernd auf Stadt und Fluß und durchschneiden die prächtigsten Hintergründe. Das harmonische Maß der Formen und Verhältnisse bedingt aber gerade die eigenste Schönheit der Rheingegend, und läßt den Strom selbst da, wo er eingeengt fluthet, majestätisch, und die Berge, wo sie niedrig sind, mächtig erscheinen. Von dieser Macht und Majestät des schönen Maßes ist aber dem Rheine gar viel hinweggebaut worden.

Und dennoch wecken jene doppelten Schienenwege mit ihren Brücken, denen der freie Strom seinen Nacken beugt, statt des verlorenen ein neues großartiges Bild ganz anderer Art. Ist der Strom auch eingeschnürt und unter's Joch gezwungen, so spricht selbst daraus wieder ein Sieg des Rheines. Diese Bahnen sind seine Gefolgschaft; des Stromes unermeßliche Verkehrskraft zwang sie selb zweie an seine Ufer, sie müssen gerade und krumm seinem Laufe nachlaufen und ihm dienen. Für das Auge beherrschen die Schienenwege den Rhein, für den Geist führt der Rhein die Schienenwege von den Alpen bis zum Meer und kein anderer deutscher Fluß hat ein solches Doppelpaar so lang und lückenlos nach sich gezogen. Das Donau-, Weser-, Elb-Gestade wird von der Eisenbahn bald gekreuzt, bald verlassen, dem Rheine allein konnte sie weder rechts noch links aus

dem Wege gehn. Allein das ist ein Gedankenbild, kein landschaftliches, ein Phantasie-Thema des poetischen Culturhistorikers, welches der Poet ergreifen und gestalten könnte, nicht der Maler. Hiermit bin ich dann zu einem Satze gelangt, der wie die leitende contrapunktische Figur meinen Vortrag fortan durchweben wird: gegen jenen Reiz naiver Naturschönheit, welchen der Rhein in des Malers Auge verlor, hat er den Zauber großartiger Culturbilder eingetauscht für das Auge des Poeten, und zwar des Poeten im ächt modernen Geiste.

III.

Die Städte und Dörfer am Ufersaum des Rheines wurden in den letzten Jahrzehnten merklich größer; früher an der Stromseite eng begränzt und scheinbar ausgewachsen, recken sie sich jetzt nach oben und unten oft weit über ihre alten Thore hinaus. Namentlich überraschen uns bei vielen Dörfern zwischen Bingen und Bonn ganze Zeilen kleiner neuer Häuschen, die mit einemmale längs des Wassers aufgetaucht sind, während der Umfang dieser Dörfer vordem seit Jahrhunderten unverändert geblieben war. Schien es doch in unserer Jugendzeit, als ob diese Städtchen und Dörfer, die mit ihren epheuumrankten Mauertrümmern und buckeligen alten Häusern selbst wie eine Art vergrößerter oder auch verbauerter Burgen anzusehen waren, gar nicht mehr sich erweitern und verjüngen, sondern gleich der wirklichen Burg zu ihren Häupten nur noch stehen bleiben und leise in sich fort verwittern könnten. Das ist ganz anders gekommen: neue Triebe schossen in Saft, die Ortschaften

wuchsen und verjüngten sich. Welch ein erfreulicher Anblick — in Gedanken! diese Gedanken zeigen uns in den kleinen neuen Häuschen die Frucht der befreiten Arbeit, der erleichterten Siedelung, des entfesselten Verkehrs, das Gedeihen der kleinen Leute; und die großen Leute sind am Rhein eben auch nicht verdorben, und so führt uns der Gedankenflug immer höher und weiter, er führt uns über ganz Deutschland; denn wo empfänden wir den fröhlichen Aufschwung der Nation im Contraste von Alt und Neu unmittelbarer als am deutschen Rheine? Aber darum verderben jene einförmigen neuen Häuser doch die Landschaft; kein Maler kann etwas Gescheidtes mit ihnen anfangen, er wird sie weglassen, mit Bäumen verschleiern oder völlig umbauen.

Kein anderer deutscher Strom ist so reich mit Ruinen geschmückt wie der Rhein, in dieser romantischen Trümmerwelt ruht ein gut Theil seines poetischen und malerischen Zaubers. Es klingt fast herzlos, wenn man sagt, daß der Rhein durch das Kriegselend des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, vorab aber durch die französischen Mordbrennerzüge, erst recht schön in seiner architektonischen Staffage geworden sei. Und doch ist dem also. Verfall und Zerstörung ist an sich nicht schön. Aber wenn aus der Verwüstung ein Unverwüstliches siegreich sich erhebt, dann wirkt die Ruine dichterisch wie eine Tragödie. Das halb zerstörte Heidelberger Schloß ist sicherlich erhabener in seiner Trümmerschönheit, als es früher in seiner unversehrten Pracht gewesen. In ihrem Verfall triumphirt da die Kunst recht greifbar über die rohe Barbarei. So war und ist es auch bei mancher kleinen Rheinstadt: wir sehen die Verheerungen einer jüngeren

Zeit, aber von den reichen Kunstwerken des Mittelalters blieb noch gerade so viel übrig, daß sie durch den Contrast über ihr wahres Maß hinauswachsen. So wächst das alte Rom in seinen Ruinen über sich selber hinaus, und eine Wanderung am Rhein birgt verwandten Zauber der Poesie wie ein Gang durch die halbversunkene ewige Stadt.

Dazu kommt ein dichterischer Reiz anderer Art bei den rheinischen Burgen. Sie waren zum größten Theil keine Kunstwerke. Aber indem diese Mauermassen gebrochen der Natur erliegen, indem sie selber wieder Natur werden, in Form und Farbe oft nur noch leise von dem Fels verschieden, darauf sie wurzeln, indem Epheu die Wunden und Narben des Baues mild verhüllt, und Bäume und Sträuche aus den geborstenen Mauern wachsen, verwandelt sich die rohe Architektur in ein höchst malerisches Naturbild; als Neubau störte die Burg vielleicht die landschaftlichen Formen, als Burgruine wird sie erst harmonisch, sie wird selber zur schönen Landschaft.

So ist es, oder so war es? Kaum wage ich im Präsens zu sprechen, das Perfectum gewinnt von Jahr zu Jahr ein ausschließenderes Recht. Der Rhein verliert seine Trümmerschönheit. Die alten Burgen verschwinden eine um die andere, nicht weil man sie abbräche, sondern weil man sie wieder aufbaut als neugothische Schlösser. Man muß in die kleinen Seitenthäler steigen, wenn man heute noch jene Entdeckerlust genießen will, die uns beim Durchspähen einer in Dornen und Gestrüpp vergrabenen Burgruine begeisternd fortreißt. In den unberührten Trümmern schweift der Wanderer frei forschend, wie in der Heimlichkeit des Waldes-

dichts; klettert er dagegen über die Mauer einer reſtaurirten Rheinburg, ſo wird er feſtgehalten und gepfändet. Die ächte Burgruine iſt mein Beſitz, ſo lange ich darin herumſchweife, ihr Genuß iſt Gemeingut gleich dem Walde, den noch keine Forſtpolizei mit Strohwiſchen abgeſperrt hat. Ich erobere mir die Burg, indem ich ſie erklettre, ich lagere mich in den Mauertrümmern, ich zünde mir ein Feuer an, ich durchkrieche jeden Winkel, ich baue mir im Geiſt das Ganze wieder auf, und Geſchichte und Sage erſteht leibhaftig vor meinen Augen. Schließt man mir aber die reſtaurirte Burg gegen ein Trinkgeld auf, ſo ſehe ich einen Landſitz vornehmer oder reicher Leute, die ſich's hier unter der Maske einer fernen, unverſtandenen Zeit oft gar unbequem bequem machen. Die maleriſche Schönheit iſt von der äußeren Anſicht gewichen und die dichteriſche von der inneren. Hätte ſich der neue Burgherr doch das modern zierlichſte Schloß etliche Büchſenſchuß weit ſeitab gebaut und die alten Thürme und Giebel ruhig verwittern laſſen, „wie ſie der Weltgeiſt hingedichtet!“

Man ſucht den Frieden der Natur und der verſunkenen Geſchichte auf einer Rheinfahrt und findet den ſieghaften Kampf der gegenwärtigen Cultur mit Natur und Geſchichte. Darum hat der Rhein nicht aufgehört ſchön zu ſein, aber man muß die überlieferte Legende vom ſchönen Rhein ganz vergeſſen, um den Rhein in einer neuen Weiſe ſchön zu finden.

Schon der Rheinwein könnte uns dies lehren. Wie leuchtet, duftet, mundet ſolch ein edler Wein der jüngſten beſten Jahrgänge! Er iſt gewiß weit beſſer, als ihn unſere

Vorfahren vor hundert Jahren jemals zu trinken bekamen. Allein eben darum mußten die rationellen Weinberge malerisch so unendlich viel langweiliger werden. Je üppiger und freier die Rebe in Blatt und Ranke schießt, um so sauerer der Wein.

IV.

Ich komme zur charaktervollsten Staffage des Stromes, zu den Schiffen. Die sind nun auch wieder zu groß geworden, während das Wasser sich verkleinerte. Nur die alten Rheinflöße schrumpften zusammen. Obgleich das roheste, ursprünglichste Fahrzeug, galten sie vor vierzig Jahren noch für ein staunenswerth großartiges Unternehmen und man erzählte sich von Flößen, die unterhalb Koblenz bis auf 2000 Fuß Länge und 90 Fuß Breite anwuchsen, mit 4—500 Arbeitern bemannt waren und bis zur holländischen Gränze 30,000 Thaler Zoll zahlten. Sie boten mit ihrem bunten Menschentreiben ein reiches Genrebild, verkleinerten aber den Fluß malerisch nicht, obgleich sie ihn weithin bedeckten; denn sie bauten sich nicht in die Höhe und ließen also die Ueberschau der Fläche frei.

Die Riesen-Flöße wurden durch die Dampfschifffahrt verkürzt und verdrängt und statt ihrer werden jetzt die großen Personen-Dampfer als das imposanteste Fahrzeug des Stromes bewundert. Diese Dampfer, nach amerikanischer Bauart, wie sie seit einigen Jahren während der Reisemonate den Rhein befahren, sind bekanntlich ausgezeichnet durch ihren hohen Aufbau mit Kajüten über Deck, bei geringem Tiefgang und bedeutender Länge (gegen 250 Fuß). Auf den

Riesenströmen Amerikas mag ein solcher Hochbau vortrefflich aussehen; als Staffage der Rheinlandschaft wirkt er erdrückend; denn er ist viel zu massig, zu farbengrell, zu steif architektonisch für die fein und klein gegliederte Scenerie. War das große Floß mit seinen Bretterhütten ein schwimmendes Dorf, so sind diese Bote schwimmende Hotels. Bauernvolk und Bauernhäuser staffiren eine Gegend in der Regel weit malerischer als vornehme Leute und funkelneue Paläste; denn jene verschmelzen sich, selber eine Art Naturproduct, harmonisch mit der Natur, diese contrastiren hart und schreiend.

Durch das Ueberhandnehmen der Dampfschiffe hat die Schönheit des Rheines bedeutend verloren: der Dampfer verscheucht die Fische und die Maler. Kaum gibt es eine sprödere Aufgabe des Pinsels, als ein großer Flußdampfer im Vordergrunde einer engbegränzten Landschaft, und mit Ausnahme des eigentlichen Rheingaues haben die schönsten Rheingegenden allesammt einen engen Horizont; sie bedürfen reicher und mannichfaltiger, aber kleiner Staffage. Wo die Dampfschifffahrt eindringt, da wird langsam doch sicher der ganze Schiffsbau reformirt vom schweren Frachtschiff bis zum kleinen Dreibord und Seelenverkäufer hinab. So haben auf dem Rhein die nach Art der Dampfer scharf gebauten Kielschiffe auffallend zugenommen, und durch die Schleppbote ist auch bei den Frachtschiffen, die selber keine Maschine führen, das Mast- und Segelwerk stark gemindert worden. Das ächte alte Rheinschiff herrscht nicht mehr allein, wenn es gleich der Zahl nach immer noch die Oberhand behauptet. Es ist meines Erachtens das malerischste Fahrzeug, welches

überhaupt auf deutschen Strömen verkehrt. Sein Urbild ist die holländische Kuff. Nicht scharf, sondern stumpf gebaut, ohne Kiel, mit breitem schön geschwungenem Steuer, den großen ovalen Schutzbrettern gleich Flossen zu beiden Seiten, hohen Masten und mannichfachem Segelwerk, gestattet es hundert Variationen in Form und Farbe von der reich verzierten fürstlichen Yacht und dem stolzen Frachtschiff bis zum gemüthlichen kleinen Marktschiff hinab.

Diese altmodischen Rheinschiffe paßten so gut zu den Proportionen der Landschaft. Es bewegen sich jetzt viel mehr Menschen und Güter auf dem Strom als vor fünfzig Jahren, aber die Zahl und Vielgestalt der Kähne fiel damals weit bunter und reicher in's Auge. Welchen Mastenwald zeigte der Mainzer und Kölner Hafen als es nur erst wenige Dampfschiffe gab! Jetzt sehen diese Häfen bei riesig gesteigertem Verkehr weit leerer aus; denn auf das malerische Auge wirkt nicht der Tonnengehalt, sondern die wimmelnde Menge der Fahrzeuge. Gleichförmige Massen haben selten künstlerischen Werth, wohl aber individuell durchgebildete Massen. Die quantitative Größe macht sich dem rechnenden Verstande klar; der Phantasie enthüllt sich die Größe leichter in der Fülle eng geschaarter qualitativer Unterschiede.

Und die Größe der wimmelnden individuellen Vielgestalt stimmt dann auch wiederum harmonischer zu dem bescheidenen quantitativen Maße von Strombreite und Bergeshöhe am Rheine. Ein Schlepper von fünf Segelschiffen gefolgt könnte sich großartig in die Proportion der Landschaft fügen, wenn der Fluß doppelt so breit wäre, die Berge doppelt hoch. Und so gab die ehemalige Thier- und Menschenquälerei der

ſchiffziehenden Leute und Pferde dem engen Flußthal dennoch eine harmoniſchere Staffage, wenn Einem gleich das unharmoniſche Geſchrei der Pferdetreiber das Ohr zerriß. Es gibt eine Grauſamkeit des Kunſtſinnes und einen Egoismus der Schönheitsbegeiſterung. Das ſagte ich mir ſelber, als ich unlängſt am Neckar noch ein Schiff ſah, welches von zwei Kühen zu Berg gezogen wurde, ein Jammerbild für den Volkswirth, ein Prachtſtück für den Genremaler! Ueberhaupt muß man ſich in die Thäler des Neckars und Mains, der Lahn, Moſel und Ruhr flüchten, um das frühere ſchöne Ebenmaß des Rheinthals von Landſchaft und Staffage, wenigſtens im kleineren Abbilde, noch nachzukoſten. Aber auch dort hat die Eiſenbahn bereits viel verdorben.

V.

Der Rhein wurde nicht blos kleiner an ſich und durch den Druck der Induſtrie und des Maſſenverkehrs, er wurde überdies noch ſcheinbar kleiner, weil der Reiſende einen größeren Maßſtab mitbringt. Es erging dem Rheine wie den kleinen Staaten, die zuſammenſchrumpften, weil die Welt offener, das heißt die Sehweite unſeres politiſchen Blickes größer wurde.

Auf hundert Reiſende, die vor Zeiten die rheiniſche Landſchaft als eine „großartige“ bewunderten, trafen kaum fünf, welche die weit großartigere Natur der Alpen, des Meeres, der Tropen genoſſen hatten. Jetzt kommen unter hundert Rheinreiſenden gewiß zwanzig von den Alpen oder vom Meere herüber und ſind ganz ärgerlich, im Stromſpiegel

des Rheingaues keinen Genfer See, am Drachenfels keinen Montblanc, und auf den Rebenhügeln keinen Urwald zu finden.

Manche oft beschriebene Naturscenerien sind besonders geeignet, diesen Wechsel im subjectiven Maßstabe des „Großartigen“ zu verfolgen. Ein wahres Musterbeispiel der Art ist gegenwärtig der Rheinfall von Schaffhausen. Wie viele Naturschilderer haben zu Klopstocks, Goethes und Matthisons Zeit das Schauspiel dieser Stromschnelle als ein überwältigendes, über jeden Vergleich erhabenes gefeiert in glühenden Versen und oft noch glühenderer Prosa! Es waren freilich mehrentheils Nord- und Mitteldeutsche, die hier zum erstenmale an die Pforte der Alpenwelt traten. Der Rheinfall wurde zum Sprüchwort des majestätisch Erhabenen, — und jetzt droht derselbe zum Sprüchwort der Enttäuschung zu werden; denn die meisten Reisenden haben da weit Gewaltigeres erwartet und wundern sich, daß man über so wenig Lärm so viel Lärm machen konnte. Und doch blieb der Rheinfall wie er gewesen. Aber die Leute haben den Niagara gesehen und die Katarakten des Nil und wenn sie beides auch nicht gesehen, so haben sie doch genug davon gelesen und Richard Wagners Walküre gehört, und alle dem reicht der arme Rheinfall mit all seinem Wasser doch das Wasser nicht, zumal wenn er im Spätherbst ohnedies kein rechtes Wasser hat. Wie die leidige Sucht, die Dinge nicht aus sich selbst zu würdigen, sondern nach andern ganz verschiedenartigen Dingen, das gerechte Maß historischer Größe verschiebt, so auch der Naturgröße. Wir preisen Jemanden die wundervolle Lage von Mainz, und flugs meint er, Kon-

ſtantinopel läge doch noch viel ſchöner; wir erquicken uns an der anmuthigen Rundſchau vom Niederwald, aber ſogleich ſagt uns Einer, die Ausſicht vom Rigi ſei doch noch unvergleichlich großartiger. „Haben Sie La Guaira geſehen?“ fragte ein weitgereister Freund jedesmal, ſo oft Jemand irgend eine ſchöne Landſchaft pries. Und wenn man's verneinte, dann entgegnete er: „wer La Guaira nicht geſehen hat, der hat noch gar keine ſchöne Landſchaft geſehen.“ Ich erbaue mich an Mozart's Requiem; „aber Bach's hohe Meſſe iſt doch unendlich erhabener,“ wirft mir ein Kenner dazwiſchen, gleichwie man Einem einen Prügel zwiſchen die Beine wirft.

Während nun aber gegenwärtig zahlloſe Menſchen beim einfach Schönen das Großartige vermiſſen, ſind nur Wenige ſo fein geartet, daß ſie bei'm formlos Großartigen den Mangel des Schönen empfänden. Dies iſt ein Zug unſerer Zeit, der ſich angeſichts der landſchaftlichen Natur und der Muſik ganz beſonders geltend macht. Aber auch anderswo beherrſcht uns das Vorurtheil, daß nur derjenige genial ſei, welcher die kühnſte Aufgabe ergreift, um ſie auf's originellſte auszuführen. Ob er dann in ſeiner Originalität Manieriſt wird und in ſeiner Kühnheit ſtecken bleibt, das thut wenig zur Sache; genial bleibt er doch. So beurtheilt man die Künſtler, ſo beurtheilt man auch die Natur, und der Fluch der Originalitätsſucht und des Größenſchwindels ruht eben ſo oft auf dem ſimpelſten Vergnügensreiſenden wie auf äſthetiſchen Kritikern und Kennern. Tiefdunkle Schluchten mit ſchneidenden Lichtblitzen, wirre Felſenwüſten, Gletſcherwildniſſe, unabſehbare Moore, Haiden und Waſſer-

flächen: da erscheint die Natur titanisch, ursprüglich; ein Jeder kann den Effekt im Vorbeifahren erhaschen und selbst der gröbste Beschauer ahnet das Bild und Gleichniß einer genialen Kraft. Die rheinische Landschaft in der selig versöhnten Harmonie ihrer milden Farben, in dem raschen Wechsel anmuthiger Kunst- und Naturgebilde, in dem Frieden ihrer Thal-Gebreite und der maßvoll schönen Plastik ihrer Berge und Felsen ist dagegen nur dem feineren Sinne verständlich, der sich langsam, in sinniger Beschauung hinein zu versenken weiß.

Wir gleiten stille durch die alte Zeit, wenn wir uns im Kahne einsam den Rhein hinab treiben lassen, nicht wegen der Burgen zur Rechten und Linken, sondern wegen des Geistes dieser harmonisch befriedenden Naturschönheit; denn sie entspricht dem verschollenen Kunstideale Goethe's und Mozart's. Es ist als verkörperten sich ihre Verse und Melodien in diesen Thälern und Höhen, und nur wer sich noch das Verständniß des geistvoll und individuell Schönen in der klassischen Kunst gerettet hat, der vermag auch heute noch diese klassisch-schönen Landschaftsgebilde voll zu genießen.

VI.

So müßte man also einen besonders fein ausgebildeten Schönheitssinn zum Rheine mitbringen. Allein auch das genügt nicht: der Rhein fordert überdies eine besonders feine Kunst des Reisens, er will, gerade heraus gesagt, in recht altmodischer Weise bereist sein.

Dem steht nun schroff gegenüber, daß man den Rhein

gegenwärtig ſchneller und in jeglichem Genuß modernſten Reiſecomforts befahren kann, als irgend einen andern deutſchen Fluß, und eben dieſe geſchwinde und bequeme Beförderung lockt Tauſende zu einer Rheinfahrt, von welcher ſie dann doch oft etwas enttäuſcht heimkehren. Sie dampfen an einem Tage durch ſämmtliche „klaſſiſche“ Rheinlandſchaften und glauben, ſie hätten nun den Rhein geſehen! So haben die muſterhaften Dampfboote, welche alle Welt zum Genuſſe der rheiniſchen Schönheiten herbeiführen, andererſeits den tieferen Credit dieſer Schönheit bedeutend untergraben. Denn dieſe iſt durchaus individueller Art, ſtets wechſelnd, in's Kleine durchgebildet; ſie verhüllt ſich dem raſch Vorübereilenden und erſchließt ſich nur dem Wanderer im längeren innigen Verkehr.

Je raſcher die Bilder wechſeln, um ſo langſamer muß man reiſen; je langſamer die Scenerie ſich verändert, um ſo raſcher mag gereist werden. Da nun aber heutzutage alle Welt geſchwind reiſen will, ſo erhalten wiederum die groß und breit angelegten Gegenden den Preis. Die Dampfſchifffahrt über einen großen Alpenſee gibt den Geſammteindruck von Gebirg und Waſſer viel ſicherer als die Rheinfahrt. Wer *eine* Alpenſpitze bei gutem Wetter erſteigt, der hat im Weſentlichen dieſelbe Vogelperſpective, welche ihm auch die benachbarten Spitzen bieten; wer dagegen auf einem Rheinberge ſteht, der ahnt oft nicht, welch ganz anderes Bild die nächſte kleine Höhe bietet. Und nun vollends Städte und Dörfer, Burgen und Schlöſſer in ihrer höchſten hiſtoriſchen und architektoniſch maleriſchen Vielgeſtalt! Da gilt es, *langſam zu gehen und geſchwind zu ſehen*,

eine Kunst, die so selten geworden ist, wie geschwind hören in der Musik. Denn es gibt viele Leute, die gar nicht mehr fähig sind, ein Haydn'sches Quartett zu hören, weil sie zu langsam hören, weil sie erst recht zu hören anfangen, wenn der Satz eben fertig ist. Die tausend geistreich feinen Züge des rasch wechselnden knappen Periodenbaues entschlüpfen ihrem Ohr, welches nur noch an die breiten langathmigen Perioden der nachbeethoven'schen Schreibart gewöhnt ist. Gerade so entschlüpft die rheinische Naturschönheit gar oft dem modernen Auge, weil sie zu reichen Wechsel auf engem Raum zusammengedrängt bietet.

Hiermit verknüpft sich auf's innigste ein anderer Punkt. Das Rheinland ist das schönste Musterstück deutscher Mittelgebirgsnatur. Nun glauben Viele, unsere Mittelgebirge seien mühelos zu genießen und suchen dort auch nichts weniger als Mühsal des Genusses. Im Alpenland dagegen erwartet man die Würze von etwas Mühsal, Gefahr und Abenteuer, und wenn der Reisende auch wirklich keine Gefahr dort besteht, so bildet er sich doch mit Vergnügen hinterher ein, er habe sie bestanden. Die Mühsal der Alpenreise wird zum Sport, die Mühsal einer rechten Rheinreise ist Arbeit. Wer den Rhein gesehen haben will, der muß ihn mit ernstem Studium sehen, denn das Schöne gehört da nicht blos der Natur, die sich von selber bietet, sondern zugleich der Kunst und Geschichte, die man suchen muß. Es gilt da nicht, einen Riesenberg zu ersteigen, sondern viele mäßige Höhen, viele Thäler kreuz und quer zu durchstreifen, denn auch die Nebenflüsse gehören zum Rhein, viele Schlösser, Städte, Dörfer zu durchforschen, bald zu Lande,

bald zu Waſſer zu reiſen. Dieſer ſtete Wechſel arbeitsvollen Suchens und Findens ermüdet, aber das ſind alles bürgerliche Strapazen, die man mit jedem ehrlichen Handwerksburſchen theilt, keine ritterlichen. Man kann dabei kaum den Hals brechen, viel weniger vom Schnee verſchüttet werden, in Eisſpalten erfrieren, verhungern, man braucht nicht einmal vor einem Stier davonzulaufen. Tauſende zarter, vornehmer Herren und Damen ertragen begeiſtert die Mühe und Gefahr einer Alpenbeſteigung, von wo ſie zwar gewaltige Natureindrücke, aber ſehr wenig geiſtigen Gewinn mit heimbringen, während ſie die Zumuthung, das Rheinland auch nur mit mäßiger Mühe zu durchwandern, als ganz unſtandesmäßig entrüſtet zurückweiſen würden. Ein weiterer Beleg des Satzes, daß das gewagte Problem den modernen Menſchen viel leichter feſſelt, als die fruchtbarſte Fülle ſicher begränzter Aufgaben, welche in anſpruchlos unverdroſſener Arbeit gelöst ſein wollen. Der Rhein kommt wiederum zu kurz dabei, und die große Reiſeſchaar fluthet mit Dampfeſeile zwiſchen ſeinen Ufern dahin, wobei ſie wenig genug von rheiniſcher Natur erhaſcht und noch weniger feſthält.

VII.

Wir ſuchen aber nicht blos die Natur in der Landſchaft, wir ſuchen auch den Menſchen; das Volksleben beſeelt erſt die Naturſchönheit.

Hier hat nun der Rhein einen Vorſprung vor allen deutſchen Flüſſen und doch gereicht ihm ſelbſt dieſer meiſt zum Nachtheil. Es gibt ein „rheiniſches“ Volksleben,

rheinische Sitte, rheinisches Temperament. Man spricht nicht von einem entsprechenden Volksleben der Donau, Elbe, Weser, man bildet überhaupt von diesen Flußnamen kein entsprechendes Eigenschaftswort, wie etwa elbisch, weserisch, donauisch; man bildet dieses Wort nicht weil die Sache nicht besteht, weil dort Volksleben und Geschichte nicht so abschließend und zusammenhängend dem Strome folgen wie am Rhein. Ich sprach im Eingange bereits von jenen Rheingegenden im engeren Sinne, wo der Fluß das einigende Band eines besonderen Landschaftscharakters darstellt. In ähnlicher Auffassung redet man vom „Rheinländer." Ein gemeinsamer Volksstamm einigt das mittlere und niedere Rheinland, der fränkische; er überwiegt am Rhein seit Klodwig's Zeiten und bildet die Grundlage des sonst so manichfach schattirten rheinischen Volkslebens. Nun siedeln freilich die Franken auch weit vom Rheine ab, rechts und links im Lande. Indem aber die Geschichte und der Verkehr dem Strome folgte, indem namentlich das rheinische Städtewesen verbindend wirkte, hat sich eine besondere rheinische Art innerhalb des fränkischen Volksthumes ausgeprägt. Sie folgt dem Strome, sie steigt theilweise in das Mündungsgebiet der Nebenflüsse, aber sie überschreitet nicht die Rheinberge. Darum nennen wir die Leute, welche dem Rheine zwar nahe, aber hinter den Bergen wohnen, die Odenwälder, Hunsrücker, Westerwälder ꝛc., nicht mehr Rheinländer. Ihre Nüance ist durch das Gebirg bestimmt, nicht durch den Fluß. Diese Leute „über der Höhe" standen in alter Zeit an Bildung, Rechten und Freiheiten großentheils unter den Uferbewohnern, sie blieben durch Jahrhunderte in der

Reserve. Man vergleiche die Seitengebiete der anderen großen Flüsse Deutschlands und man wird nichts Aehnliches mit solcher Consequenz ausgesprochen finden. Kein deutscher Strom hat das Volk seiner Gestade beherrscht, befreit und verbündet gleich dem Rheine. Ich sage seiner „Gestade"; denn zum ächten Rheinländer gehört zweierlei: erstlich, daß er fränkischen Grundstammes sei, und zweitens, daß die uralten Culturmittelpunkte des Volkes unmittelbar am Flusse liegen. Darum rechnen wir den Baseler oder Schaffhauser, obgleich der Rhein seine Stadtmauern bespült, nicht hierher, weil er Allemanne ist, so wenig wie den Bewohner der elsässischen, badischen, pfälzischen Rheinebene, weil sich, trotz fränkischer Stammesmischung, die alte Cultur hier viel mehr durch die breite Ebene als durch den Stromfaden bestimmte. Der Rheinländer beginnt bei Mannheim und geht bis zur holländischen Gränze.

Obgleich auf dieser langen Strecke gar manche Staatsgränze den Stromlauf kreuzte, gar manche Abstufung in Mundart und Sitte kräftig hervortritt, so ist hier das Uservolk dennoch durch hundert feine Züge des Temperaments, der Berufsübung, der Lebens- und Redeweise wiederum verbunden. Und diese höhere Einheit im Unterschiede, dieses schwer zu bestimmende gesammtrheinische Wesen bietet gar verlockende Räthsel für den schärfer blickenden Forscher.

Das rheinische Volksthum ist kein Bauernthum, es ist städtisch und wirkt aus der Stadt auf's Land zurück, so daß man sagen kann, was hierzuland „rheinisch" an dem Bauer erscheint, das ruht in dessen städtischer Art, durch welche er über den Bauer hinausgewachsen ist. So gliedert man

auch rheinisches Volksleben viel mehr nach den Städten als nach ländlichen Gauen und spricht in diesem Sinn von der Kölner, Koblenzer, Mainzer, Düsseldorfer Schattirung. Wo man aber von einem Landbezirk als solchem spricht, da ist dieser selber wiederum städtisch, wie ich's beim Rheingau als „Bauernland mit Bürgerrechten" in meinem Wanderbuche nachgewiesen habe.

Nun ist dieses helle, farbenreiche rheinische Wesen zwar in Aller Munde, es ist im Gedichte so oft besungen, im Genrebilde hundertfach gemalt und mit dem örtlichen Hintergrunde von Burgen und Rebenhügeln, Dörfern und Städten, Villen und Wirthshäusern zu einem charaktervollen Ganzen verbunden worden, — und doch läßt sich's gar schwer genau beobachten, erkennen und in Begriffe fassen. Im raschen Reiseflug erhascht man's nun vollends nicht, wie überhaupt städtisches Volksthum weit schwerer erwandert werden kann, als rein bäuerliches. In der Stadt und städtischem Lande muß man warm geworden sein, um von Beider Eigenthümlichkeit reden zu können. Also fühlt sich auch hier der flüchtige Tourist bitter enttäuscht. Er hat sich auf ein Stück „fröhlichen rheinischen Lebens" als ganz nothwendige Vordergrunds-Staffage gefreut, dasselbe jedoch weder auf dem Dampfboot noch im Gasthofe gefunden. Wie viel leichter nimmt man aus den großen Concurrenz-Gegenden des Rheines ein Stück Volksleben mit — aus den Alpen, vom Meer, von der Donau, aus Italien! Das übersättigte Auge des flüchtigen Touristen erkennt den Alpenhirten, den Lazzarone, den österreichischen oder gar den magyarischen und croatischen Bauer sofort als eine ganz originelle Volks-

ſtaffage, während ihm der rheiniſche Winzer und Schiffer ſo obenhin als gar nichts beſonderes erſcheint. Und doch iſt er etwas beſonderes und fügt ſich harmoniſch in die Natur ſeines ſchönen Stromlandes. Nun wurzelt aber die rheiniſche Art viel mehr noch in den Gebildeten als in jenen gröberen Männern aus dem Volke. Man kann eine ſehr zugeknöpfte Sennerin ſtudiren, während man ein Glas Milch in ihrer Hütte trinkt; mit einem Rheinländer, der doch das Herz auf der Zunge trägt, muß man wenigſtens zwölf Flaſchen Wein ausſtechen, um's nur halb ſo weit zu bringen in der Erkenntniß ſeines Volksthums. Es geht hier mit den Menſchen wie mit der Natur: Beide ſind ſeit uralten Tagen ſo reich individualiſirt, daß ſie nur langſam und mit feinen Organen erfaßt werden können.

VIII.

Der Rhein hat den Ruf des maleriſchſten deutſchen Stromes, und wir haben ſeine Ufer auch ſchon oft genug gemalt geſehen. Spielt aber die Rheingegend eine entſprechend große Rolle in der Geſchichte der höheren Landſchaftsmalerei? hat ihr eigenſter Typus das Schönheitsideal bedeutender Schulen, ja auch nur einzelner Meiſter hohen Ranges beſtimmt? Ich will dieſe Frage beantworten, indem ich Umſchau halte bei den Künſtlern vergangener und gegenwärtiger Zeit.

Die alten Holländer, Ruysdael voran, nahmen das Küſtenland mit Strand und Dünen, Marſch und Geeſt, oder jene heimeligen Waldhügel und Waldbäche, die ſich

überall in Nieder- und Mitteldeutschland finden können, zur Grundlage ihrer Studien. Everdingen suchte sich seine Felsen und Berge lieber in Norwegen als am Rhein. Claude Lorrain und Pouſſin bildeten die großen plastischen Naturformen Italiens zum Typus der historisch stylisirten Landschaft. Deutsche Studien soll Claude auf der südbayerischen Hochfläche gemalt haben; und wäre dies auch bloſe Sage: Luft, Waſſer und Fernen an der Isar sind jedenfalls leichter in seinen Gemälden wiederzufinden, als Züge der rheinischen Natur. Erst die späteren kleineren Meister der deutschen und niederländischen Schule von Saftleven bis Schütz haben die Rheinlandschaft in den Vordergrund gerückt. Als die schöpferische Kraft der Maler erlahmte, wandten sie sich zum Rhein, wo die Natur bereits so reich und gerundet für sie gemalt hatte, daß sie nur zu porträtiren brauchten.

So könnte man sagen. Man kann aber auch einen ganz andern Grund geltend machen, einen historisch politischen. Der Landschaftsmaler lernt zunächst am heimischen Boden die Natur belauschen, und die großen Schulen dieser Künstler sind geographisch gebundener als man denken sollte. Während nun aber die landschaftliche Kunst im siebzehnten Jahrhundert aufblühte, war Deutschland zu arm und elend, um große Malerschulen hervorzubringen, und als die Rheinlandschaft nach dem dreißigjährigen Kriege und den Raubzügen Ludwig's XIV. in der tragischen Schönheit ihrer Trümmer einen gedankentieferen Stoff bot als je nachher, vermochte der gebrochene Geist der Nation keine Künstler zu wecken, welche jene reichen Bilder des armen Landes auch tief erfaßt und auf der Leinwand ausgedichtet hätten.

Erſt das neunzehnte Jahrhundert brachte eine rheiniſche Malerſchule, welche vorab in der Landſchaft Ruhm gewann, ja hier geradezu Bahn brach für die neue deutſche Kunſt: — die Düſſeldorfer Schule. Sie ſchöpfte ihre Studien großentheils aus der rheiniſchen Natur, ſie fand in derſelben ihre reizendſten Ideale, ja man kann ſagen, wer den Rhein nicht kennt, der wird auch Styl und Technik der Düſſeldorfer nach ihrer örtlichen Nothwendigkeit niemals ganz erfaſſen. Und was da von dem Naturgemälde gilt, das gilt faſt mehr noch von dem Volksgemälde, von dem Sittenbilde des Genremalers. Ich nenne auf den erſten Griff nur Knaus, Vautier, Böttcher, Haſenclever — wenige Namen für viele! Jeder fühlt ſich bei ihrem Klang in eine beſtimmte rheiniſche Volksgruppe verſetzt, vom Schwarzwald bis zur Meeresküſte.

Und dennoch iſt die eigentliche Rheinlandſchaft wiederum zu kurz gekommen in Düſſeldorf. Als dort vor vierzig Jahren die neue Schule der Landſchaftsmalerei erblühte, war das Rheinland in zwiefachem Sinne die maleriſch abgetretenſte Gegend. Die handwerklichen Veduttenmaler des älteren Styls, welche man eben durch eine höhere Kunſt überwinden wollte, hatten zumeiſt in „Rheinanſichten“ gearbeitet. Indem die junge Schule den gleichen Gegenſtand gefliſſentlich mied, zeigte ſie vorweg, daß ſie mit jenen Zöpfen nichts gemein habe. Aber noch gefährlicher als die altmodiſchen Veduttenmaler ward die Betriebſamkeit der Kunſtinduſtrie den Rheingegenden. Sah man dieſe Gegenden doch in hundert Reiſealbums und Reiſebüchern, auf Taſſen und Tellern, Tabaksdoſen und Lichtſchirmen, und zwar unglücklicherweiſe ſchon lange, bevor genialere Künſtler einen

stylvollen Typus dieser Landschafts-Physiognomie ausgebildet hatten. Der Rhein leidet unter seiner künstlerischen Popularität, wie Schillers Gedichte. Es ist fast so schwer beim Anblick des Ehrenbreitsteins, der Lurlei, des Siebengebirges das Stahlstich-Album und die gemalten Präsentir-Teller zu vergessen, wie bei den „Kranichen des Ibykus" die Deklamirübungen unserer Schultage. Kein Wunder, daß die Düsseldorfer Künstler ihre Skizzen oft lieber an den Nebenflüssen, in den Bergen und Niederungen seitab des Stromes malten und in eben dem Maße das Porträt der Rheinlandschaft flohen, als sie die rheinische Natur suchten.

Die Münchener Maler hatten es besser. Die Hauptfundgrube für ihre Skizzenbücher war und ist das bayerische Hochgebirg mit den vorliegenden Flächen und Seen. Man sagt aber mit Recht, daß dieses Land erst vor beiläufig vier Jahrzehnten für die Welt entdeckt worden sei durch die Münchener Maler. Hier war also völlig neuer Boden. Das große Publikum lernte die Gebirgsansichten aus guten Bildern kennen, bevor es sie leibhaft sah, und viel später noch empfing das Kunsthandwerk die Typen dieser Natur aus der Hand der Künstler. Die schönen Ansichten wurden nicht trivial, bevor sie idealisirt waren, und die Landschafter durften die augenfälligsten Naturscenen porträtiren, ohne daß man sofort an die Concurrenz fabrikmäßiger Veduttenmaler erinnert wurde. Die Maler hatten es besser und die Landschaft hatte es besser als am Rhein.

Hieraus entspringt aber ein seltsam gekreuzter Gegenzug zwischen der älteren Münchener und der älteren Düsseldorfer Schule. Nicht blos in der Historie, auch in der

Landſchaft ſtyliſirten und idealiſirten die alten Münchener; Rottmann war Cornelius in dieſem Sinne geiſtesverwandt. Und doch ging Rottmann bei ſeinen Bildern des deutſchen Hochgebirgs, wie bei ſeinen großen italieniſchen und griechiſchen Cyklen überwiegend vom Porträt aus, freilich vom Porträt im hiſtoriſchen Idealſtyl. Die Düſſeldorfer individualiſirten viel feiner und anmuthiger, entſprechend dem Geiſte der rheiniſchen Natur, man nannte ſie, entgegen den Münchnern, Naturaliſten und Realiſten. Dennoch herrſcht in ihren Landſchaften viel mehr freie Compoſition als bei ihren Genoſſen an der Iſar, ja ſie fliehen das Porträt der großen Rheinproſpecte. Inmitten einer Gegend, die von hiſtoriſchen Erinnerungen erfüllt iſt, wurden Leſſings Landſchaften geiſtreich novelliſtiſch. Wo man Epiſoden des Naturlebens genrehaft behandeln wollte, da griff man nach rheiniſchen Skizzen; wo aber das Ziel auf eine ſtylvoll große Compoſition gerichtet war, da ging auch der Düſſeldorfer Künſtler lieber an die nordiſche Meeresküſte oder nach Italien, als daß er weltbekannte Rheinanſichten im großen Vortrage frei umgebildet hätte.

So war es vor dreißig und vierzig Jahren. Gegenwärtig bewegen ſich aber unſere jüngſten deutſchen Landſchafter vollends auf einem abſchüſſigen Wege, der noch viel weiter vom Rheine abführt. Die älteren Maler, welche zuerſt der Form, dann der Farbe nachgingen, liebten einen kräftigen aber engen Vordergrund bei belebtem Mittelbilde und mäßigen Hintergründen, ſie waren ſeit Ruysdael's Zeiten vielmehr Maler der Nähen als der Fernen. Der modernſte Künſtler will vorab Farbe, Ton, Stimmung;

die fest durchgebildete Form hemmt seinen Pinsel; dagegen liebt er viel Luft, weit entrückten Hintergrund, breit gelagerten Vorgrund, möglichst wenig Architektur, noch weniger Staffage und wo möglich gar keine Zeichnung. Vor schöner Zeichnung vollends fürchtet er sich, wie der modernste Musiker vor schöner Melodie. Als höchstes Ideal erscheint ihm ein Bild, welches eigentlich gar nichts darstellt, aber dennoch eine Landschaft ist. In dem unbestimmten, mehr auf die Nerven als auf den Geist wirkenden Effekt der verschmolzenen oder contrastirenden „Töne" sucht das moderne Auge die geheimste Poesie der Palette, wie das moderne Ohr vorab „Farbe" in der Musik begehrt, die unklaren aber nervenerschütternden Stimmungseffekte der Modulation im Gegensatz zu der plastisch klaren Melodik und Kontrapunktik älterer Meister. Farbe in der Musik, Ton im Bilde: Die Rollen sind vertauscht und die Aesthetik ist von der Bühne verschwunden.

Für Bilder dieses Ideales kann man nun mit der Rheinlandschaft gar nichts mehr anfangen. Die Natur hat hier gethan, was sie so selten thut, sie hat an vielen Orten ein gerundetes schönes Bild geschaffen; man braucht dies nur festzuhalten und in einen Rahmen zu fassen. Aber gerade darum geht der Maler lieber auf eine ungarische Pußte, in einen polnischen Morast, auf ein oberbayerisches Torfmoor oder zum Dünenstrand des Meeres. Dort wird ihm nichts Fertiges geboten als zwei lange Horizontallinien von Himmel und Erde, zwischen denen er formlos Ton und Stimmung malen kann nach Herzenslust.

Das sind extreme Gegensätze. Aber nehmen wir einen

Meiſter der gediegenſten Art, der nicht blos malen, ſondern auch zeichnen kann und die Schönheit gleichmäßig in der Form, wie in der Farbe ſucht. Auch ihm wird es zu eng am Rheine. Er findet da fertige Bilder, wo er den Stoff zu einem Bilde begehrt, welches er in freiem Zuge ſelber ſchaffen will. Die Natur hat alle Linien ſo beſtimmt gezogen, die Cultur ſo ſcharf ihr Gepräge aufgedrückt, die architektoniſche Staffage tritt ſo herriſch in den Vorgrund: der Rhein iſt zu maleriſch, als daß er ſelbſt den geiſtesverwandten Klaſſiker zum Malen reizte. Und wenn ſich dieſer dennoch die Freiheit nähme, aus dem fertigen Bilde ein neues Bild zu ſchaffen, indem er in voller Freiheit Berg und Strom umgeſtaltete, etwa wie Rottmann ſeine italieniſchen und griechiſchen Landſchaftsporträte frei umgedichtet hat? Er würde nicht aufkommen mit ſolchen Idealbildern, denn dafür ſitzt das weltbekannte Urbild zu feſt in jedes Beſchauers Auge. Jeder Handlungsreiſende würde dem Künſtler aufmutzen, daß er „falſch“ gezeichnet habe, daß das Porträt „nicht ganz ähnlich“ ſei.

Was man ſo gerne dichteriſch ſchaut in dem Rheinland unſerer alten Heldenſage, das fehlt dem Rheingeſtade des heutigen Tages: es fehlt ihm das Ahnungs- und Geheimnißvolle der unreifen Schönheit, das Fragmentariſche, Launenhafte, Maßloſe. Der Rhein iſt zu fertig ſchön und zu modern, um dem modernen Auge noch berauſchend ſchön zu ſein.

Ich kehre zum Anfang zurück, zum „Vater Rhein,“ der, über ſeine Urne gelehnt, ſinnenden Blickes den Waſſerſtrom und den Zeitſtrom dahin fluthen ſieht. In ſeiner

ausgeprägten Persönlichkeit und in seiner culturbeherrschenden Macht gründet jener königliche Rang, welchen der Rhein vor allen deutschen Flüssen behauptet. Nur der gebildete Geist wird diese ideelle Hoheit fassen, die sich nicht nach den Körper-Maßen der Länge und des Flächenraums, der Höhe und Tiefe bestimmt.

So entfaltet auch die rheinische Landschaft ihre volle Schönheit zunächst dem geistigen Auge; sie ist malerisch schön, aber sie ist poetisch noch viel schöner. Und in der That hat auch die Poesie den Rhein herrlicher gefeiert als die Malerei.

Aus drei verschiedenen Wurzeln erwächst diese dichterische Schönheit des Rheines: die Geschichte lebt in der Landschaft; die vorgeschrittenste Cultur der Gegenwart verwächst mit einer reizenden Natur; die Natur selber aber gruppirt und ordnet sich zum fertigen Gemälde.

Im Geiste soll man immer aristokratisch reisen, überall erster Klasse, ganz besonders aber am Rheine. Das heißt, man soll den Strom sammt der stolzen Gefolgschaft seiner Nebenflüsse langsam und gründlich befahren und bewandern, mit gediegener Vorbildung, offenen Auges, mit Sinn und Verstand. Dann wird man das Culturbild rheinischer Natur und rheinischen Lebens als ein ganz einziges erkennen, man wird auch der schönen Rheinlandschaft gerecht werden; sie ist Culturschönheit in der Naturschönheit. Aus diesem Gesichtspunkte eröffnet sich auch dem Maler noch ein überreicher ungehobener Schatz von „Rheingegenden." Aber er muß den Spuren des Dichters und Denkers folgen, wenn er sie richtig finden und aufnehmen will.

Alpenwanderung eines Hiſtorikers.

(Dieſer Niederſchrift liegen drei ſelbſtändige Vorträge zu Grunde, von welchen ich die beiden erſten im „Athenäum“ zu Hamburg hielt am 28. und 30. Dec. 1869, den dritten im „Verein für wiſſenſchaftliche Vorträge“ zu Düſſeldorf am 18. März 1872.)

I.

Vom Fels zum Meere geht das neue deutſche Reich, von den Alpen zum Nord- und Oſtſeeſtrande. Die Küſtengränze iſt lang, die Alpengränze kurz, ſie umſpannt nur ein Fragment der Voralpenkette, und wo des Reiches höchſte Berge in's Land hineinſchauen, da iſt das Reich ſelber nur ein Fragment des deutſchen Landes.

So klein nun aber auch dieſe Strecke der Reichsalpen — vom Bodenſee bis Berchtesgaden — ſo reich iſt ſie doch an manichfacher Landſchaftsſchönheit, an Bildern ächter Hochgebirgsnatur und zugleich ſo ſelbſtändig im Charakter des Bodens wie der Bewohner. Die Maler haben auch nicht geſäumt, Natur- und Volksleben dieſer Berge auf die Leinwand zu bringen, die Dichter haben davon geſungen und geſagt, die Schriftſteller haben Land und Leute beſchrieben — faſt bis zum Ueberdruß.

Aber wenn auch noch ſo Viele die Naturgröße ſtylvoll

schilderten und priesen, welche sie hier gefunden, und die Volksgemüthlichkeit genrehaft, so hat doch noch kaum Einer gesagt, was der herrlichen Landschaft *fehlt*. Und davon will ich reden. Vielleicht zeigt uns dann gerade der Blick auf diesen Mangel noch etwas Neues, was diese Alpen besitzen.

Unsern schönen Alpen fehlt der Schmuck historischer Denkmale. Nur ein paar Burgruinen sind auf dieser ganzen Gebirgsstrecke aufzuspüren, unbedeutende Mauerreste, welche in der großartigen Landschaft ganz verschwinden. Welche Burgenfülle birgt dagegen das benachbarte Tyrol! Auch Städte fehlen fast gänzlich diesen deutschen Alpenthälern und die paar Orte, welche sich etwa so nennen mögen, (Füßen, Berchtesgaden) sind nicht städtisch. Wie ganz anders in der Schweiz, wo uralte Städte ihre Mauern und Thürme, die Zeugen einer langen und denkwürdigen Geschichte im Vordergrund derselben Seeflächen spiegeln, deren Hintergrund die einsamen Schneegipfel widerstrahlt! Zwar sind die Seen unsers Alpenvorlandes zumeist durch Klöster altberühmten Namens architektonisch staffirt. Aber auch hier fehlt dem Auge das lebendige Geschichtsbild. Wir sehen fast gar nichts mehr von alten, kunstreichen oder mächtigen Bauwerken, welche uns die geistige Thatkraft jener Perioden des Mittelalters versinnbildeten, wo in der That Kunst und Wissenschaft hier geblüht. Es ist, als ob jedes Andenken der glanzvollen alten Zeit bis auf den letzten Rest in die Tiefe der Seen versenkt worden sei: langweilige, nüchterne, mit weißem Kalk übertünchte Zopfbauten der kirchlich, politisch und künstlerisch verkommensten Epoche erheben sich an den stillen Ufern und verderben die schöne Landschaft, statt sie

zu schmücken. Darum sucht der Künstler in diesen Bergen die einsame, unberührte, wilde Natur, und das Volk in seinen Dörfern, Weilern und Gehöften erscheint dem Forscher und dem Poeten selbst wie eine Art Naturproduct, welches uns so ganz in seiner naiven Gegenwart anspricht, daß wir die Geschichte des Landes darüber vergessen und kaum nachsinnen über den Mangel ihrer Denkmale.

Es gibt in diesem Sinne keinen größern Gegensatz, als unser durch und durch historisch verklärtes Rheinland und diese von der Geschichte fast vergessenen oder verlassenen Alpen.

Und doch enthüllen sich dem schärferen Auge auch hier höchst merkwürdige Geschichtsdenkmale. Nur sind es nicht Kunstwerke, sondern sie haften am Naturgebilde des Landes, sie sind in den Fels der Alpen gegraben, sie leben im Wald und auf der Weide, und was das Entscheidende: jene naive Gegenwart des Volkslebens selber ist zum Theil uralte Geschichte, welche lebendig blieb bis auf diesen Tag. Was der politische und Kunsthistoriker vergebens sucht, das findet hier der Culturhistoriker.

Während er aber anderswo durch die Thäler wandert und ins Getümmel der Städte und Dörfer, um die Reste alter Gesittung aufzuspüren, muß er hier auf die hohen Berge klettern und sich Bahn brechen durch die schweigende Wildniß: er sucht Geschichte da, wo scheinbar nie etwas geschehen ist.

Wer eine höhere Alpenspitze besteigt, der durchschreitet bekanntlich in kurzer Frist verschiedene Zonen des Klimas und des Pflanzenwuchses, von den blühenden sommerlichen Wiesen

der Thalsohle bis hinauf zum ewigen Winter der Schneegipfel. Auch der Culturforscher wandert kaum minder rasch vom Thal zum Gipfel durch verschiedene Zonen der Culturgeschichte, deren chronologische Folge sich umgekehrt verhält, wie die Ziffern der ansteigenden Bergeshöhe. Nur braucht er sich nicht gleich dem Naturforscher bis zum ewigen Schnee zu erheben, denn dort hat die Geschichte noch nicht angefangen. Es ist aber ganz besonders lehrreich und erfreulich, die Ueberreste alter Cultur auf Alpenpfaden zu suchen, weil die Alterthümer hier nicht in todten Trümmern liegen, sondern lebendig geblieben sind, gleich tausendjährigen Bäumen, und zwar lebendig nicht in Folge von Armuth, Druck oder Verdummung des Volkes, sondern kraft des zwingenden Gebotes der Natur, kraft des angeborenen Berufs des Bodens. Darum ist es mehr als bloße Redensart, wenn ich sagte, die Geschichte der Gesittung ist hier in den Fels gegraben, in Felsen, welche noch keines Steinmetzen Meißel jemals berührt hat.

Ich lade Sie nun ein zu einer culturgeschichtlichen Bergbesteigung. Wir steigen aber chronologisch, wir gehen also nicht vom Thal zur Höhe, sondern von der Höhe zum Thal. Denn die älteste lebendige Culturstufe hat sich heute auf die höchsten Kämme nächst der Schneelinie zurückgezogen, während die älteste todte Culturstufe allerdings in ihren räthselhaften Trümmern tief unten zu suchen ist, noch unter der Thalsohle, auf dem Grund der Seen des Vorlandes. Allein uns soll diesmal nur die Geschichte in der Gegenwart berühren, und so athmen wir auch durchaus frische Bergluft statt der Moderluft der Antiquitätenkammern und Archive oder der Staubluft der Bibliotheken und Studierstuben.

II.

In den Büchern steht geschrieben, daß die Völker gewisse Klassen der wirthschaftlichen Schule durchgemacht hätten mit hundert- und tausendjährigem Lehrgang, indem sie zuerst Jäger gewesen seien, dann Hirten, dann Ackerbauer. Und da es auf der Erde zur Zeit noch viele sitzengebliebene Schüler gibt, so können wir bei einer Umschau in der Unkultur der fünf Welttheile allerdings wahrnehmen, daß Jäger- und Fischervölker eine ursprünglichere Gesittung einnehmen als nomadisirende Hirtenvölker, während diese wieder vom seßhaften Bauernvolke überragt werden.

Wollen wir aber nicht in ferne Urwälder und Steppen gehen oder uns um Jahrtausende zurückträumen, so haben wir das allerdings modernisirte, ins vaterländische Colorit übertragene Abbild dieser Stufenfolge heute noch daheim in unsern Alpen. Da herrscht hoch oben der Jäger, etwas tiefer unten der Hirt, mit letzten Nachklängen des Nomadenlebens; dann wiederum tiefer herab im halben Urwald sitzt der Holzknecht als höchst primitiver Lohnarbeiter, und endlich im Hochthale der vereinzelte Bauer mit seiner uralten Feldgraswirthschaft, eben auch ein halber Hirt; und daneben gedeihet sporadisch allerlei Haus- und Kunstgewerbe in alterthümlicherer Form als das geregelte Handwerk des Städtebürgers.

Wir beginnen unsere historische Wanderung hart unter der Schneegränze, also zwischen fünf bis siebentausend Fuß Meereshöhe, im Herrschaftsbereiche des Jägers. Freilich ist das gegenwärtig kein wilder Jäger, kein Ueberbleibsel eines Jäger-

volkes, sondern ein civilisirter, geschulter Waidmann, der sogar seinen festen Platz im bureaukratischen Rangkalender genommen hat. Allein derselbe Mann kriegt doch ein anderes Gesicht, wenn er da droben die Gemse beschleicht, als wenn er unten im Walde eine Holzfällung anordnet, denn er übt in beiden Fällen eine grundverschiedene Culturmission. Das wird sich sofort zeigen.

Die höchstgelegenen Pfade auf den einsamen Kämmen und Gipfeln der Alpen macht der Jäger. Wir finden da hoch über den Kuhpfaden des Senners Stufen in den Felsen oder den noch tückischeren Grashang gehauen, wir gewahren, daß die Axt einen Weg durch das dichte Geflechte der am Boden kriechenden Knieföhren (Latschen) gebrochen hat: das haben die Jäger gethan.

Aber diese halbverlorenen Jägerpfade sind oft gar trügerisch, in zwiefacher Weise. Es gibt solche, die fangen ganz prächtig an, werden aber immer steiler und gefährlicher und locken den Wanderer zuletzt an einen Felsabsturz, das heißt auf den Anstand, wo der Jäger die Gemsen belauscht. Andere führen zwar zu einem besseren Ziele, aber die Jäger lassen sie in der Mitte absichtlich verfallen, vom Geröll überschütten, vom Schneewasser zerreißen, so daß nur noch der festeste Bergsteiger durchdringen kann. Denn der Jäger ist egoistisch, wie die Jägervölker. Er möchte den Weg nur für sich allein gemacht haben und will keine Fremden da droben sehen: der Gemse ist *ein* Mann in den Bergen schon zu viel, geschweige ein halbes Dutzend.

Ich spreche von der *Herrschaft* des Jägers auf dem hohen Berg; ich will ein kleines Wahrzeichen derselben an-

führen. Auf den Sennhütten der bayerischen Alpen sieht man keine Hunde, sondern höchstens Katzen, und auch auf den vereinsamten Bauernhöfen, wie in den Dörfern der Hochthäler fehlt fast durchaus jener Wächter, und doch ist das übrige Oberbayern vielleicht die hundereichste Gegend Deutschlands und das benachbarte München höchst wahrscheinlich die hundereichste Stadt. Fragt man aber, warum diese Hirten keine Hunde halten, so lautet die Antwort: die Jäger dulden es nicht. Sie sind die Herren, freilich mehr kraft der Sitte, als kraft des Gesetzes, mehr kraft der Gewalt, als kraft des Rechts. In der Einsamkeit der hohen Berge gibt es noch keine Flurpolizei, in den höchsten Wäldern auch kaum eine Waldpolizei, und einen Baum zu fällen, ist hoch oben ein minderer Frevel, als in der Ebene eine Gerte zu schneiden: aber eine Jagdpolizei gibt es bis zur Schneegrenze hinauf. In der schweigenden Wildniß ist der Jäger die einzige polizeiliche Person. Er steht aber in dieser Eigenschaft dem Bauern um so mächtiger gegenüber, als er zugleich tiefer unten im Bereich der Sennhütten einen bevormundenden fördernden oder auch belästigenden Einfluß auf die Viehwirthschaft des Bauern üben kann, wie ich später darthun werde.

Daher die altüberlieferte Feindschaft des Bauern gegen den Jäger, eine Feindschaft, welche keineswegs blos durch die Wilddieberei des Bauern bedingt ist. Sie hat eben auch den Charakter der Eifersucht gegen wirthschaftliche Bevormundung und polizeiliche Ueberwachung und des natürlichen Hasses einer Culturform gegen eine ältere fremdartige und doch zugleich jetzt civilisirtere, moderne.

Die Feindschaft aber macht sich Luft in einem Kleinkrieg, der durch die Natur der Gegend doppelt unheimlich wird. Ein räthselhaftes Sprüchwort unserer Alpenhirten sagt: „Ueber dem Wetterkreuz gibt es keine Sünde.“ Man kann dieses Wort in doppeltem Sinne deuten. Das große Holzkreuz auf den Gipfeln der Vorberge, welches Blitz- und Hagelschaden von den Thälern abwenden soll, bezeichnet häufig die Grenzlinie, wo die Region der Sennhütten in die rein dem Jäger zugetheilte, menschenleere Wildniß der höhern Berge übergeht. Dort gibt es keine Sünde, weil in der Oede schier alle Versuchung zur Sünde aufhört. Allein treffender ist das Wort doch wohl in einem andern Sinne gefaßt: Ueber dem Wetterkreuz gibt's keine Sünde, weil man weiter oben sündigen kann, so viel man will, ohne daß es zu eines Menschen Kunde dringt. Wenn darum in dieser Einsamkeit der wildernde Bauer plötzlich dem Jäger begegnet, so bleibt derjenige Herr, welcher den ersten Schuß gewinnt. Der gefallene Jäger aber wird „durchgethan,“ (wie man mit barbarischem Wort die barbarische Sache bezeichnet), das heißt in einen unzugänglichen Abgrund gestürzt, wo höchstens die darüber kreisenden Raubvögel andeuten, daß dort eine Leiche modert; denn die höchsten Berge und die tiefsten Alpenseen behalten ihre Todten. Und so gibt's über dem Wetterkreuz keine Sünde. Kommt nun aber ein Verunglückter nicht wieder heim und wird von seinen Freunden in den Bergen vergebens gesucht, dann argwohnen die Bauern zuletzt, daß die Jäger oder umgekehrten Falles die Jäger, daß die Bauern den Mann durchgethan haben, und nun beginnt der Bauer einen Akt der Blutrache, der sich in heimtückischem

Auflauern und Niederschießen in's Thal hinab, ja bis in das friedliche Haus des Dorfes zieht. Erst vor wenigen Jahren fielen bei Tegernsee nach und nach mehrere Menschenleben dieser Blutrache zum Opfer, weil die Bauern argwohnten, daß ein in den Bergen spurlos verschwundener Bauernsohn von den Jägern durchgethan worden sei.

Hier und da in Deutschland klingt bei den Bauern noch der uralte Gedanke nach, daß das Waidwerk jedem freien Manne zustehe, im Hochgebirge aber klingt er viel lauter, als anderswo, weil hier der Bauer noch mitten in Wald und Wildniß lebt. Darum sind seine Lieblingswaffen auch die Büchse und das Beil, die Waffen des Waldes, und er weiß beide vortrefflich zu führen. Der Bauer des Flachlandes vor unserem Gebirg dagegen hat sich das dolchartige, im Griffe feststehende Messer, welches in einer Scheide getragen wird, zur kaum minder gefährlichen Waffe erkoren; es dient ihm bei der Feldarbeit, aber er trennt sich auch beim festlichen Gelage nicht von demselben; denn das Messer bezeichnet ihm wie die Büchse den freien, selbständigen Mann.

Das Waidwerk auf den Alpenhöhen trägt übrigens auch in sich selber den ursprünglichsten Charakter des Jägerberufes, wie er sonst nur beim Jägervolke des Urwaldes sich findet. Die Gemse ist das einzige nutzbare Jagdthier, welches keinen Wildschaden anrichtet, und also geräth die Jägerei über dem Wetterkreuz auch noch in gar keinen Conflict mit der höheren Ausbeutung des Bodens. Andererseits schützt der Jäger die Cultur des Thales durch seinen Kampf gegen die Raubthiere. Freilich ist es mit der Gemsjagd ergangen, wie mit jeder andern höheren Jagd, sie ist

in die Hände der vornehmen Herren gekommen und da sie nur in der einfachsten ursprünglichsten Form mit Erfolg geübt werden kann, reich an Gefahr und Abenteuern, so lockt sie ganz besonders als noble Passion. Die Gemse — das freieste Thier — ist darum bei den Schweizern, in der Republik, fast ausgestorben, sie gedeiht nur noch in der Monarchie, wo die hohen Herren den romantischen Reiz der Wildniß und des urthümlichen Jägerlebens besser zu würdigen wissen, als die nüchternen republikanischen Bürger.

III.

Auf einer Berghöhe von 5—6000 Fuß, an der obersten Gränze des zusammenhängenden Graswuchses in den nördlichen Kalkalpen, kann der Jäger bereits in einer Sennhütte rasten: hier beginnt das Culturgebiet des einsamen Hirtenlebens und steigt dann, je nach der Höhe der Thalsohle, bis zu 3000 Fuß hinab.

Vor Jahrhunderten waren unsere nördlichen Voralpen theilweise höher hinauf bewaldet, als heutzutage. Dies bezeugen einzelne mächtige Wurzelstöcke längst abgestorbener Bäume, seltener noch der halb lebendige Riesenstamm einer ganz vereinzelten alten Tanne auf grasigen, über 5000 Fuß hohen Gipfeln, die jetzt keinen Strauch mehr tragen. Und mit dem Walde ging auch die Almenwirthschaft vordem höher bergan, denn sie gedeiht nur, wo Weide und Wald sich verbinden. Die Almen sterben langsam ab, vom Gipfel abwärts, wie alte Eichen, welche gipfeldürr geworden sind. Man kann aber sagen, die Hirten haben sich selber da

droben — seit beiläufig zwei Jahrtausenden — den Boden unter den Füßen hinweggezogen. Das Vieh fraß den zarten Nachwuchs des Waldes, die alten Stämme verwitterten und sanken, und als der Wald nicht mehr haftete, verkümmerte auch das Gras, die Erde wurde von den Schneeschmelzen und Gewittergüssen herabgeschwemmt, um tiefer gelegene Hänge zu befruchten, wohin dann auch der Senner seine Hütte verlegte, und nur noch für wenige Wochen treibt er nunmehr die Heerde nomadisirend auf jene abgemagerten Gipfel. Die höchstgelegenen Sennhütten haben darum das Vorurtheil des höchsten Alters für sich, sind aber jetzt oft die ärmsten.

Niemand weiß, wie alt die Sennwirthschaft in unsern nördlichen Voralpen sei; die Geschichte bezeugt, daß sie älter sein müsse, als das Christenthum des Volkes, denn im sechsten Jahrhundert bekam der Heidenbekehrer Rupert schon Almen geschenkt; man nimmt aber auch an, daß die Almen hier älter seien, als die Ansiedelung des deutschen Volkes überhaupt.

Vor kurzem schrieb ein gelehrter Mann aus unsern Voralpen, H. T. Peetz, ein sehr lesenswerthes Büchlein über „die Alpenwirthschaft des Chiemgaus". Der Flachlandbewohner wird unter Umständen leichter die Zugspitze besteigen, als dieses Büchlein verstehen; denn die zahlreichen dort gebrauchten uralten technischen Ausdrücke der Alpenwirthschaft sind so originell, fremdartig und räthselhaft, daß der nicht eingeborene Leser hier wie in den hohen Bergen eines Führers bedürfte, eines eigenen Wörterbuches. Mit der höchst primitiven Sache hat sich auch das primitive Wort

behauptet in der weltverlassenen Einsamkeit, und fast könnte man sagen: je höher die Bergeshöhe, an welcher das Wort haftet, um so höher dessen sprachliches Alterthum.

Es ist aber nicht sowohl das Alter dieses Wirthschaftsbetriebs, wovon ich hier reden will, als das Alterthümliche desselben, nicht das Alte von tausend Jahren, sondern das Alte in der Gegenwart.

Der Alpenbauer erscheint als ein seltsames Doppel-Wesen: Die eine Hälfte seines Gutes liegt vor seiner Hausthüre, die andere, oft meilenweit entfernt, auf den Bergen; im Thale ist er Bauer, auf den Bergen Hirt; unten betreibt er seine Wirthschaft selber, oben läßt er sie betreiben; das Haus im Thale bezeichnet die feste Seßhaftigkeit, die Sennhütte auf der Alm einen letzten Rest von Nomadenleben, welches sich inmitten der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts behauptet.

Die Heerde wandert in regelmäßigem Jahres-Kreislauf vom Winterstalle zur Thalweide, zur Tiefalp, zur Hochalp und in umgekehrter Folge wieder zurück. Aber auch auf den Hochalpen selber herrscht ein stetes Wandern im engeren Kreise. Wo man das Vieh vormittags gesehen, da entdeckt man nachmittags oft weit und breit kein Stück mehr, wo es gestern war, ist es heute verschwunden. Manchmal wandert auch im Herbste, wann die Weide magerer wird, die ganze Heerde einer Alm aus, um auf der Nachbar-Alm mit der dortigen Heerde 14 Tage lang gemeinsam zu weiden; dann kehren beide Heerden auf die bis dahin verlassene Alm zurück, und bleiben nun dort wieder zwei Wochen beisammen.

Der Bauer des Flachlandes kam schon äußerst frühe

zur genauen Begrenzung der Aecker und Fluren, und diese Grenzen blieben durch Jahrhunderte unangetastet, sie waren meist so fest gezogen, daß sie dem Forscher oft heute noch Schlüsse gestatten auf die Verhältnisse von Besitz und Siedelung in vorhistorischer Zeit. Weit später wurden die Almen nach strengen Linien ausgemessen, schon weil sie in Wald und Wildniß liegen, die ja überhaupt erst lange nach dem urbaren Felde vermarkt worden sind. Zudem handelte es sich bei den Hochalmen mehrentheils nicht sowohl um den vollen Besitz von Grund und Boden als blos um schwer zu überwachende Nutzungsrechte. Darum begnügte man sich lange Zeit mit der blosen Tradition und kam wohl erst am Ausgange des Mittelalters zu genauer vermessenen und verbrieften örtlichen Schranken. Der Streit über das Mein und Dein führte hier vordem zu Empörungen; er erzeugt noch heute Prozesse die Hülle und Fülle. Die schwankende Begrenzung von Besitz und Recht ist eben auch ein letzter Nachklang des Nomadenwesens.

Wer den Alterthümern des Grundes und Bodens bei der Alpenwirthschaft genauer nachforschen will, der findet die reichste Ausbeute in dem Urkundenschatz aus jenen zahlreichen Klöstern, welche in und vor dem Gebirge liegen. Am Kloster haftete hier, wie im Hochlande der Schweiz, zumeist die Grundherrschaft, die älteste höhere Culturpflege, aber auch die älteste Nachricht von den Traditionen der Volkscultur. Auch hierin liegt ein Zeugniß, daß wir's mit den höchsten Alterthümern zu thun haben. Das Kloster ist der Markstein, welcher den früheſten Uebergang der altgermanischen Wirthschaft zur mittelalterlichen bezeichnet.

Doch zurück zum Nomadenthum unserer Hirten!

Häufig meint der Fremde, die Sennhütten, welche unmittelbar über dem Dorfe oder den Gehöften des Thales liegen, müßten auch zu diesen gehören. Das ist aber keineswegs die Regel. Sie gehören vielleicht einem Bauern, der in einem ganz andern Thale, wohl gar meilenweit entfernt im flachen Vorlande wohnt. Viele bayerische Almen liegen in Tyrol und umgekehrt, und es gibt Heerden, welche einen ganzen Tagemarsch zu gehen haben, über hohe Wasserscheiden und über die politische Grenze, bis sie aus ihrem Stalle zu ihrer Alm gelangen.

Die Alpenwirthschaft ist gewiß extensiver als irgend eine andere Culturform im modernen Deutschland. Aeußerst große und an sich fruchtbare Flächen Landes ernähren eine vergleichsweise nur sehr kleine Masse Vieh. Nicht die Unfruchtbarkeit, sondern die Unzugänglichkeit gibt dieser uralten Betriebsmethode Recht und Dauer. Sie ist nach der Theorie unvernünftig, praktisch aber doch das Vernünftigste, was man auf den hohen Bergen anfangen kann. Ich suchte einmal einer sehr aufgeweckten Sennerin Liebig's Theorie von der Bodenerschöpfung klar zu machen und zu zeigen, daß ihre Alm, aus deren Boden sie jahraus jahrein so viel Fleisch und Milch hinwegnehme, ohne jemals einen Ersatz dafür heraufzubringen, unvermerkt aber sicher immer magerer werden müsse. Die Dirne sah das ganz und gar nicht ein und behauptete, ihre Alm sei früher nicht fetter gewesen wie jetzt und werde auch in Ewigkeit nicht magerer werden. Sie hatte in ihrer Art ganz Recht, obgleich ich in der meinigen auch Recht hatte; aber so lange die Hochalmen noch so un-

zugänglich sind, daß man doch nichts Gescheidteres thun kann, als Kühe hinauf schicken um das Gras zu fressen und Sennerinnen, um die Kühe zu melken, bedürfen diese Sennerinnen auch noch keiner Agricultur-Chemie. Jede Wirthschaftsregel ist nur in ihrer Zeit richtig, und wenn auch die Sennerinnen in der Gegenwart leben, so ist doch die Sennerei gleichsam von der Zeit vergessen worden.

IV.

Vor dem Landbau der Ebene hat sich der Wald zurückgezogen und je rationeller da drunten Ackerbau und Viehzucht wird, um so weniger bedürfen beide des Waldes. Für gar manchen modernen Oekonomen ist darum der Wald überhaupt bereits ein überwundener Standpunkt. Beim Alpenhirten aber steht es umgekehrt: zu einer guten Alm gehört vor Allem die Nachbarschaft einer Quelle und eines recht wilden Waldes, ganz wie in der Urzeit. Sonst sind waldlose Steppen das eigenste und dauerndste Gebiet des Nomaden. Die Stütze seiner Wirthschaft, welche der Alpenhirte im Walde sucht, beweist uns, daß er bei all seinem Nomadenthum doch längst schon seßhaft geworden ist. Er kann des Waldes nicht entbehren. Wo sollte er da droben auf dem Berge das Holz für sein rastlos brennendes Herdfeuer suchen, wenn er's nicht gleich neben der Hütte fällen dürfte? Er bedarf des Waldes zur Schatten-Weide und Mittagsruhe für sein Vieh und er bedarf eines Holznutzungsrechtes am nächsten Walde; denn auf dem Holzmarkte kann er sein Brennholz nicht kaufen. Seine Wirthschaft ist vom

Walde abhängig und vom Forstamte dazu. Da aber kein Förster genau überwachen kann, wie viel Holz der Senne da droben niederschlägt und verbrennt, so läßt man diesen uncontrollirt so viel nehmen, als er eben braucht. Das Holz bleibt ihm ungemessen; nur die Zahl des Viehes, welches oben weidet, muß sich auf ein bestimmtes Maß beschränken, und der Förster gibt wohl Acht, daß nicht mehr Kühe auf der Alm gehen, als von Rechts wegen hingehören; denn mit jedem Stück Vieh wächst der Holzverbrauch bei der Butter- und Käsebereitung. Für dieses alterthümliche Verfahren, das Holzungsrecht nach Kühen zu messen, besteht dann auch ein alterthümlicher Name. Man sagt etwa: der Bauer auf dem Rauheck hat 20 „Gräser," das heißt ein Recht auf 20 Stück Vieh. Eine Kuh oder ein Stier gilt dabei für ein Gras, ein Rind für ein halbes, Saugkälber gehen frei, ähnlich wie auf der Eisenbahn, wo Kinder unter zehn Jahren die Hälfte und Säuglinge gar nichts zahlen. Es entsteht aber da und dort manchmal Streit über das Alter der Kinder und Rinder, der Säuglinge und Saugkälber, und selbst ausgewachsene blinde Passagiere sind auf der Alm leichter einzuschmuggeln als im Eisenbahnwagen.

Die Feindschaft des Bauern mit dem Jäger, welche droben in der tieferen Culturzone über 5000 Fuß Meereshöhe begann, setzt sich als Streit des Bauern mit dem Forstmanne in der höheren Culturzone unter 5000 Fuß fort. Allein der Forstmann ist hier in der Regel der Stärkere. Dies zeigt sich neben Anderem auch darin, daß die Forstverwaltung kleine, vereinzelte Almen aufkauft und eingehen läßt, selten um Wald anzusäen auf der Weide, — denn

wer säet und pflanzt da droben, wo es oft kaum der Mühe lohnt, die schönsten Stämme auch nur zu fällen! — sondern um die Wildniß von selbst wieder überwuchern zu lassen, und dann recht ungestört Herr zu bleiben im ganzen Berg. Auf der großen bayerischen Generalstabs-Karte aus den zwanziger Jahren stehen nicht wenige Sennhütten verzeichnet, die inzwischen längst spurlos verschwunden sind. Die Jäger haben sie „durchgethan." Hat man doch — freilich aus anderen Gründen — selbst im flachen Vorland vor diesem Gebirge neuerdings sogar einen ganzen Weiler aufgekauft, die Häuser abgebrochen und die Felder, über welche seit unvordenklicher Zeit der Pflug ging, wieder in Wald verwandelt. Die kleinen Waldparzellen des reicheren Culturbodens verschwinden, aber der große Wald im gering cultivirten Lande soll wachsen und zusammenhängender abgeschlossen werden.

Im Hochwalde unserer Alpen rodet der Holzknecht. Sonntags Abends zieht er hinauf in sein einsames Blockhaus, am nächsten Samstag Abend kehrt er wieder für einen Tag zu den Menschen des Thales zurück. Arbeitet er draußen, so verschließt er kaum je seine Hütte, obgleich dieselbe die dürftigen Lebensmittelvorräthe und einiges Werkzeug bewahrt. Wenn nun auch dieser Arbeiter, Monate lang im Walde dahin lebend, oft unglaublich verwildert aussieht, so vertritt er doch eigentlich schon eine höhere Culturperiode als die schmucke Sennerin mit ihrer Hirtenwirthschaft. Er klärt das Land, er arbeitet bereits für den Holzhandel. Auch der reichste Bauer achtet's für keine Schande, mit eigener Hand Holz zu fällen, und die gefährlichsten Abenteuer, von denen man

gerne erzählt, verbinden sich oft mit der Abfuhr des Holzes im Schlitten.

In mehrfachem Sinne bildet der Wald hier die Schutzhege, ja die Heimathstädte höherer Cultur, trotzdem er da und dort noch wirklicher Urwald ist. Nur durch den Wald wurden unsere Alpen neuerdings so wegsam; denn nur um des Holzes willen baut man Brücken und Dämme in den Schluchten, sprengt Felsen, führt Schlittenwege an den Berghängen hinauf.

Der Wald hebt den Hirtenbauern sogar mitunter über Viehzucht und Bodenbau empor zum Gewerbe. Die meisten Bauern verstehen sich ein Stück aufs Zimmermanns-Handwerk und wissen das Holz für ihre nächsten häuslichen Bedürfnisse ganz gut im Groben zu bearbeiten. Aber sie bleiben mit ihrem Gewerbfleiß doch immer am liebsten in der Einsamkeit. Darum hat sich das Handwerk hier wohl frühe schon zur Kunst gesteigert, nicht aber zur Fabrik. Das Hirtenvolk haßt die Bindung und das massenhaft organisirte Zusammenwirken des Fabriklebens, und so lange noch Kühe zu hüten sind, werden Burschen und Mädchen den Fabriksaal fliehen. Aber wie ihnen Dichten, Singen und Zitherspielen behagt, so lieben sie auch kunstvolle Schnitzarbeit. Hier stehen wir wieder vor einem lebendigen Culturalterthum: im Mittelalter veredelte sich das Handwerk zum Kunstgewerbe; zur Fabrikation erwuchs es erst viel später. Und aus dem Gewerbe entsproßte dann auch vor alters die freie Kunst. So geschieht es noch heute bei den kunstfertigen Schnitzern in Berchtesgaden und Oberammergau, bei den Geigenmachern in Mittenwald.

Zwei Bäume des Hochgebirgs versinnbilden uns und
igen das grobe Hausgewerbe und das feine Kunstgewerbe
s Alpenhirten: die Edeltanne und der Ahorn. Die Tanne
ist hier so sehr der herrschende Waldbaum, daß man sie den
Baum schlechthin nennen kann, ihr Holz das Holz schlecht-
hin. Die tausendfältige Benützung all ihrer Theile, von den
Nadelzweigen bis zu Stamm und Wurzeln, ist kaum aus-
zusagen. Der Ahorn dagegen, so stolz und hochwüchsig,
wie man ihn in Deutschland nirgends wieder findet, ist der
aristokratische Baum, und sein Holz dient der feinsten, kunst-
vollsten Arbeit. Der größte deutsche Geigenmacher, Jakob
Stainer, war ein Alpensohn, und in den weltberühmten
Geigen unserer Mittenwalder Instrumentenmacher verbindet
sich der Ahorn mit jener Tanne des Gebirgs, die an der
Sonnenseite steiler Höhen langsam ihre engsten und gleich-
förmigsten Jahrringe bildet: der Boden einer guten Geige soll
vom Ahorn genommen werden, die Decke von jenem edelsten
Tannenholze.

V.

Der Mann des Gebirges kann, wie wir sehen, Hirte,
Bauer, Waldarbeiter, Handwerker und Künstler in einer
Person sein, aber der Schwerpunkt ruht doch in der Vieh-
zucht, im Hirtenberufe. Hier finden sich dann auch die alter-
thümlich originellsten Arbeitssitten.

Wir wollen ihnen nachspüren, indem wir Dienst und
Arbeit auf den Almen betrachten.

Ich ziehe die Einkehr bei einer Sennerin der Einkehr
bei einem Sennen vor, — aus vielen Gründen — hier

nächst darum, weil die Hirtinnen auf den Almen wirthschaftsgeschichtlich weit lehrreicher sind als die Hirten, welche der Tyroler hier und da mit einem abscheulichen Wort „Küher" nennt.

Die Sennerin ist ein Dienstbote, aber sie ist zugleich eine Vertrauensperson ihres Herrn. Er vertraut ihr seine werthvollste fahrende Habe auf drei bis vier Monate an, ohne daß er ihren Fleiß und ihre Sorgfalt genau überwachen, ohne daß er möglichen Unterschleif vorweg abschneiden oder auch nur hinterdrein nachweisen könnte. Kapital und Rente ist in die Hand der Dienerin gegeben. Am liebsten setzt darum der Bauer eine Verwandte auf die Alm oder wenigstens eine ältere, in Haus und Stall bereits erprobte Magd. Eine Dienerin, welche so fern vom Hause einsam waltet, sollte jedenfalls vorher ein Glied des Hauses geworden sein. Uns Städtern, welche wir für das Ideal des reinen, freien Miethvertrages der Dienstboten schwärmen und unsere Kinder Mägden anvertrauen, die alle Quartal frei ab und zulaufen, erscheint es dann doch gewiß sehr patriarchalisch, hirtenhaft, wenn der Gebirgsbauer seine Kühe nur einer Sennerin anvertrauen will, die bereits in seiner Familie warm geworden ist, neben der Miethe auch noch durch Autorität und Pietät dem Hause verbunden.

Die Sennerinnen sind darum sehr häufig alte Weiber, und häßlich dazu, rechte Mannweiber, die sich selbst genügend zu schützen wissen, auch ohne das Beil, welches neben dem Crucifix über ihrem Bette hängt. Die etwas zweifelhafte Ableitung des Wortes „Senn" von Senior wird bestechend, wenn man solchen Sennerinnen in ihr nicht be-

stechendes Gesicht sieht: da stehen allerdings bedeutende Seniorats-Ansprüche geschrieben.

Uebrigens gebührt den alten und alterthümlichen Sennerinnen ein besonderer Platz in dem modernen Kapitel von der „Frauenarbeit." Sie haben die Hälfte und zwar die schwierigere und wichtigere Hälfte des Hirtenberufes den Männern abgenommen und schalten auf ihrer Alm selbständig wie ein Mann. Doch wird wohl Niemand hierin einen Fortschritt der Cultur oder gar eine Emancipation erkennen. Im Gegentheile. Je kleiner die Alm, je einfacher die Wirthschaft, um so gewisser finden sich auch — im bayerischen Hochlande — die Sennerinnen. So wie aber der größere Betrieb einer Käserei hinzutritt, ersetzt der Mann, der „Schweizer", die Mädchen und Mannweiber. Auf den anfänglichsten Culturstufen fließt eben überhaupt männlicher und weiblicher Lebensberuf noch ungetrennt zusammen, mit der steigenden Gesittung theilen sich die Lebensberufe nach Geschlecht und Alter immer schärfer, auf der Hochalp, wie in der ganzen Welt.

Was produciren nun aber jene alterthümlichsten Sennereien des bayerischen und tyroler Gebirgs? Vor Allem Vieh, dann Butter und Schmalz. Das junge Vieh, darunter auch Pferde und Schafe, holt sich feste, gesunde Knochen auf der Alm, es macht dort seine Hochschule durch, um für den Stall der Ebene reif zu werden. Die Milch der zahlreichen Heerden ist nur in seltenen Fällen „herabzubringen" und im Thale zu verkaufen, darum wird sie meist zu Butter gestoßen, die Butter selbst aber wieder durch Ausbraten in die dauerhaftere und versendbare Form des „Schmalzes"

gebracht, welches der norddeutschen Küche, glaube ich, unbekannt ist. Dafür spielt dieses Butter-Schmalz (von Rinds- und Schweineschmalz wohl zu unterscheiden) in der oberdeutschen Kochkunst eine um so größere Rolle, ja dem altbayerischen Bauern sind die Schmalzspeisen geradezu ein Hauptersatz des Fleisches. Schmalz gibt Kraft, so meinen die Leute; es ist dem Menschen, was dem Pferde der Hafer:

„A habernes Roß und a g'schmalzener Mann,
Die zwoa reißt koa Teufel nit z'samm'n."

Das gelobte Land würde unser Hirtenbauer darum weniger dort suchen, wo Milch und Honig fließt, als wo die Milch bereits Butter geworden wäre, ein buchstäblich recht „fettes" Land, mit den reichsten „Buttersteigen". Der seligst vergnügte Hirtenbube, den ich je gesehen, stand von der Abendsonne verklärt auf einer Felsspitze und strich sich einen ungeheuern Klumpen Butter mit dem Daumen statt des Messers zwei Finger dick auf ein winziges Stück Brod.

Da solchergestalt die meiste Butter am Erzeugungsorte verzehrt wird, so haben selbst die reichsten Bauern oft nur sehr wenig Bargewinn vom Milchertrag ihrer Heerde. Ihre wichtigste Geldquelle liegt vielmehr im Verkaufe des Jungviehs und des Holzes ihrer Wälder. Früher mag es anders gewesen sein. Peetz erzählt in dem angeführten Büchlein von einem alten Butterhandel, der aus unsern Bergen nach der Lombardei gegangen sei, wo man die Butter als Leuchtmittel benutzt habe. Diese Lichtspende, welche ein Land von uranfänglichster Cultur der höher cultivirten Gegend brachte, hat längst aufgehört, und die Butter in den Lampen ist durch Oel, Gas und Petroleum verdrängt worden. Und

doch wurden die bayerischen Alpen in einem anderen Sinne wieder lichtspendend. An der erdölhaltigen Quirinusquelle bei Tegernsee wies Franz von Kobell vor Jahren die Brauchbarkeit des Paraffins als Leuchtmaterial nach. Das Oel des heiligen Quirinus war und ist sonst eine Wunderarznei in der Apotheke des Aberglaubens. So kam auch hier Licht aus der Finsterniß.

Nach dem Fingerzeige der Urkunden scheint die Wirthschaft auf den Nordhängen unserer Alpen im Mittelalter weit buntscheckiger gewesen zu sein als heutzutage. Neben den Kuhalmen gab es noch weit mehr Pferde- und Schafalmen, während jetzt das Rindvieh eintönig die erdrückende Majorität behauptet. Auch wurde früher viel mehr Käse bereitet. Es geht mit der Käseproduktion der Alpen wie mit dem Wein: die kleinen und mittleren Leute bringen meist nur noch einen ganz geringen Käse zum Hausverbrauch oder einen Landwein zum Haustrunke fertig. Wo es dagegen eine edlere Waare gilt, die sich den großen Markt gewinnen soll, da reicht nur noch der große Besitzer aus. Ein guter Schweizerkäse — gleichviel ob aus der Schweiz oder aus den deutschen Alpen — entstammt nicht jener primitiven Hirtenwirthschaft, von welcher ich hier rede. Er setzt größeres Kapital, rationelle Technik und Handelsspekulation und Verkehr voraus, wie sich das Alles auf den weltvergessenen kleinen Almen mit 12 bis 15 Kühen nicht findet. Es liegt gewiß nicht schlechthin an der Viehrace und der Gunst des Bodens und der Vegetation, daß die Schweiz den besten Käse liefert: die uralte Verbindung des industriellen und kaufmännischen Geistes mit dem Hirtenwesen, wie sie nur die Schweiz kennt,

hat diesem Käse den Preis und den Markt vor Allen gewonnen. Gehen wir von der Schweiz ostwärts, so erzeugt das Allgäu neuerdings auch einen guten Schweizerkäse in stattlicher Menge, während im bayerischen Gebirg nur erst wenige große Besitzer die Käsefabrikation begonnen haben. Das Allgäu ist aber auch seit alter Zeit weit verkehrsoffener, regsamer, industrieller, in Wirthschaft, Sitte und Lebensart dem Hirten-Patriarchalismus des ursprünglichen Alpenvolkes entfremdeter, als das altbayerische Nachbargebirg.

Eine Sennerin bezieht Geldlohn, Naturallohn und ideale Emolumente. Die beiden erstgenannten Löhne zahlt der Herr, der Ideal-Lohn quillt von selbst aus dem Wesen ihres Berufes. Der Geldlohn ist im bayerischen Gebirge nicht hoch, er steigt von 20 Gulden jährlich auf 50 bis 60 Gulden, wofür die poetische Sennerin im Winter auch als prosaische Stallmagd zu fungiren hat. Dazu kommt aber noch Kleidung, Kost, Verpflegung und gelegentliche Geschenke.

Man verbindet mit dem Hirtenleben sonst leicht den Nebenbegriff einer gemüthlichen Faullenzerei, allein der „faule Schäfer" und der Alpenhirt sind zwei sehr verschiedene Leute. Auf der Alm gilt es nicht blos das Vieh zu hüten, sondern auch durch Monate wirthschaftlich auszubeuten, und das Alles ruht oft nur in Einer Hand, mit Beihülfe eines Hüterbuben. Die Sennerin hört keine Uhr schlagen, ist aber doch streng an die Arbeitsstunde gebunden, sie hat oft in Monaten keinen Sonn- und Feiertag und darf sich vom Frühling bis zum Herbst nur einmal austanzen auf der Sennerinnen-Kirchweih, wann das Vieh von der Hochalm zur Tiefalpe getrieben ist. Das Leben in der

Einsamkeit hat seine Gefahren, seine Entbehrungen, seine Langeweile; erkrankt die Sennerin, so kann sie tagelang in ihrer Hütte verlassen liegen.

Trotzdem wird dieser Dienst jedem anderen so entschieden vorgezogen, daß wie gesagt die Anlage von Fabriken in den Gebirgsthälern meist schon darum sich von selbst verbietet, weil die Mädchen und Burschen das freie Leben auf der Alm um keinen Preis mit der Arbeitssklaverei des Fabriksaales vertauschen wollen. Auch die rationelle Landwirthschaft im Vorlande leidet darunter, sie kann keine billigen Arbeitskräfte bekommen; denn das junge Volk geht viel lieber regierend hinter dem Vieh, als dienend hinter dem Pfluge.

Hier stehe ich eben vor den verlockenden „idealen Emolumenten" der Sennerin: es sind ihrer zwei — Selbstherrlichkeit und Freiheit. Die Magd des Thales wird auf der Alm zur Herrin, mindestens zur Verwalterin; ihre Arbeit kann im Einzelnen nicht bevormundet und geschulmeistert werden, sie wird mit freier Hand beschafft und der Erfolg erweist sich nur im Großen und Ganzen. Das ist ein begeisternder Vorzug, der reicheren Geldlohn weit aufwiegt.

Ich vergleiche darum die deutschen Sennerinnen gerne mit den deutschen Universitäts-Professoren. Wir Professoren sind mäßig gelohnt und können nicht höher aufsteigen; wir haben weder die Aussicht Millionäre noch Staatsräthe und Minister zu werden. Aber wir werden schadlos gehalten durch die „idealen Emolumente" der Selbstherrlichkeit und Freiheit. Wir treiben auf dem Katheder auch so eine Art von Almwirthschaft, bei welcher wir uns im Einzelnen nicht

bevormunden lassen und deren Erfolg sich nur im Großen und Ganzen erweist. Dazu kommt noch die unschätzbare Alpenfreiheit der langen Ferien. Dieser verwandte Zauber der idealen Emolumente, welcher so verlockend und fesselnd in dem gröbsten Berufe des Hirtenlebens, wie in dem feinsten der Pflege und Lehre der reinen Wissenschaft ruht, deutet übrigens auch auf gemeinsame Grundlage zurück: beiderseits ist eine alterthümliche Einrichtung in die Gegenwart herübergewachsen, — dort die uralte Culturstufe des Nomadenthums, hier die mittelalterliche Autonomie der Korporation. Würden die Alpen heute erst aufgeschlossen und die Universitäten erst heute gegründet, so ließe dort die moderne Oekonomie, hier die moderne Bureaukratie dergleichen ideale Emolumente gar nicht aufkommen, und griffe lieber etwas tiefer in den Geldbeutel, wie sich das auch bei den neu geschaffenen technischen Hochschulen bereits gezeigt hat.

Ich verlasse jedoch die Universitäten, um wieder zu den Sennhütten zurückzukehren, aber mit einem Satze, der nochmals auf beide gemeinsam zielt: wo die Berufsführung kraft des idealen Emolumentes der Freiheit sich der Aufsicht im Kleinen entzieht, da ist es der Stachel des persönlichen Ehrgeizes, welcher zur gewissenhaften Arbeit treibt.

Wenn auf der Alm ein Stück Vieh im Laufe des Sommers in die Abgründe gestürzt und verunglückt ist, dann darf im Herbst die Heerde nicht mit Glocken und Blumen geschmückt zu Thal fahren; sie kommt lautlos, farblos. Die geschmückte Abfahrt ist ein Festtag, die ungeschmückte ein Trauertag, und gleichviel, ob die Nachlässigkeit der Sennerin mitschuldig war an dem Unglücke oder nicht, so bereitet ihr

die ſtumme Abfahrt jedenfalls das bitterſte Herzeleid, und ſie überwacht die Heerde ängſtlicher im Hinblick auf dieſe öffentliche Schmeichelei oder Kränkung ihres Ehrgeizes, als wenn die größte materielle Belohnung oder Strafe zu gewarten ſtünde.

Im deutſchen Bauernlande und in den Städten galt der Hirt während des Mittelalters für unehrlich und obgleich Reichsgeſetze von 1548, 1577 und 1731 die Hirten wieder ehrlich ſprachen, ſo verſchwand der Makel doch nicht völlig, es haftet der Fluch eines ſozialen Pariathums auf dem Hirtenleben; einſam vor dem Dorfe ſteht das Hirtenhaus, als fürchte der Bauer jede nachbarliche Berührung mit dem Hirten, „Kuhhirt“ und „Schweinehirt“ ſind nicht ſelten Schimpfworte, und wenn man ſich recht erheben will über einen Andern und ihn ſelber noch einmal beſonders hinabdrücken, ſo ſagt man: „mit dir habe ich das Vieh nicht gehütet!“

Der Hirt des Alpenlandes würde den Schimpf dieſes Wortes gar nicht faſſen: die reichſte und ſchönſte Bauerntochter hütet dort mit Stolz und Vergnügen das Vieh, und der reiche Bauernſohn wäre froh, wenn er nur gleich mithüten dürfte. Das Hirtenthum bewahrte ſich im Hochgebirg ſeine volle Ehre und bedurfte keiner ehrenrettenden Reichsgeſetze.

Dieſer Gegenſatz hat ſeinen großen culturgeſchichtlichen Hintergrund. Der Bauer des Tieflandes ſtellt in ſich eine ſieghafte höhere Culturſtufe dar, er hat in unvordenklicher Zeit den Hirtenſtab mit dem Pfluge überwunden; wie die Weide in's werthloſere Außenland gerückt wurde, ſo ward auch

der Hirt in die Ecke geſchoben, dienſtbar, verachtet. Racenſiege, Stammſiege, Standesſiege, Berufsſiege haben in dieſem Betrachte alle das gleiche Reſultat. Die Sieger werden zur herrſchenden Nationalität, zum Stammesadel, zu privilegirten Ständen oder bevorzugten Berufen, die Beſiegten ſinken zum Pöbel, zu Hörigen, Heloten oder Parias herab. Der Alpenhirte aber wurde niemals vom Bauern beſiegt, er war und blieb Herr, ſein Beruf der ausſchließend herrſchende von des Bodens und des Himmels Gnaden. Darum iſt er auch ſtolz auf ſeinen Beruf, ja er ſieht wohl gar mit einer gewiſſen Ueberhebung auf die Bauern des benachbarten Flachlandes herab.

Ich fragte einmal einen Schullehrer, welcher aus dem Bauernlande der Hochfläche in ein Hochthal der Alpen verſetzt worden war, nach dem Zuſtand ſeiner Schule. Er klagte, daß er ſeine Schüler hier im Gebirg nicht entfernt ſo weit bringe wie draußen in der Ebene. Die Kinder ſeien entſetzlich dumm; „das machen die hohen Berge," meinte er, und fuhr dabei mit der flachen Hand gegen die Stirn, als wollte er andeuten, wie die Bergwände den Jungen förmlich auf die Köpfe drückten. Ein aus den Alpen in die Ebene verſetzter Schulmeiſter würde wahrſcheinlich gegentheils gefunden haben, daß die Bauernbuben dort viel dümmer ſeien, weil der weite Horizont der Fläche die Gedanken gar nicht ordentlich zuſammenkommen laſſe. Iſt doch ſogar das Vieh auf der Alm geſcheidter, anſtelliger und gutartiger, als das Stallvieh drunten. Die Kuh wird erſt wahrhaft „kuhdumm", wenn ſie zur höheren Culturſtufe der Stallfütterung aufſteigt, und der Stier wird

erſt böſe, wenn er ſich in den Pferch der Civiliſation gebannt ſieht. Dieſe Ideen könnte der Berg-Schulmeiſter dann weiter auf die Menſchen zurückſpielen.

Es herrſcht eben zweierlei Art von Verſtand bei den Bewohnern der Berge und der Niederung, — bei den menſchlichen wenigſtens.

Ich ſuchte nun jenen unbefriedigten Schullehrer des Flachlandes, der an der Romantik der Berge Schiffbruch gelitten hatte, zu tröſten, indem ich ihm folgende Sätze zum Nachdenken anheimgab und zum Umprägen in pädagogiſche Scheidemünze:

Der Alpenhirte ſteht auf einer anderswo längſt überwundenen wirthſchaftsgeſchichtlichen Stufe. Er hat ſich dort behauptet nicht aus Verſtocktheit oder in Folge von Druck, Knechtſchaft und Elend, ſondern weil ſeine ſchöne, in ihrer Art reiche Landesnatur ihm gar keine andere Wahl ließ. Als Hirte ſchritt er dann freilich fort, aber eben nur als Hirte. Darum ſtehet er nun ſo ſtolz, freudig und ſicher in ſeinem veralteten Berufe, daß ihn dieſe Selbſtgewißheit wieder über ſich hinaushebt. Er iſt ſchöner von Geſtalt und Geſicht, als die Bauern der Ebene, gaſtfrei, mit Gemüth und Mutterwitz begabt, aber er iſt weder ſo bildſam noch ſo ſtrebſam wie der unſchönere, egoiſtiſchere, gedrücktere Bauer draußen. Er iſt Natur, lebt mit der Natur, ja er kann — ſo ſeltſam das klingt — ſogar für die Natur ſchwärmen. Der Bauer ſpricht nicht mehr von der landſchaftlichen Schönheit, der Alpenhirte ſpricht noch davon, er beſingt ſie auch, und, was das Merkwürdigſte, er geht zuweilen ſelbſt ſpazieren, um eine ſchöne Ausſicht zu betrachten.

Welche Gegenſätze zwiſchen dem Hirten, der dies noch thut, dem Bauern, der es nicht mehr und dem Städter, der es wieder thut! Auf den Sennhütten ſieht man keine Bücher, aber deſto öfters Bilder, an die Thüre und an die Wand genagelt, und die Hütte mit der Sennerin ſelber iſt ein Bild.

Der Schlüſſel zu dem poetiſchen Charakterbilde unſeres Hirtenvolkes liegt in ſeiner Wirthſchaftsgeſchichte, und der Schlüſſel zu ſeiner Erziehung in der Poeſie des Volkslebens.

VI.

Die älteſten Formen des Landbaues ſind noch eng verwachſen mit dem Hirtenthum, und es bedarf oft vieler Jahrhunderte, bis der ſeßhafte Bauer in ſeiner eigenen Perſon den Hirten überwindet.

Im Bilde einer Höhenkarte bauten ſich die Culturperioden vor uns auf: hoch oben auf den Gipfeln und Kämmen einſames Jägerleben; an den hohen Weidehängen reicht der wandernde Hirt dem Jäger die Hand; tiefer unten verbindet ſich das Waldleben des Holzknechtes mit der Jägerei und dem Hirtenthum; und im oberen Thalgrunde endlich wird der Hirte ſeßhaft und geſtaltet ſich zugleich zum halben Bauern. Suchen wir aber den ganzen Bauer, dann müſſen wir noch viel weiter thalab wandern bis vor die Berge, hinaus auf die Hochfläche, deren ungeheure Geröllſchichten die Geologen ein zertrümmertes Gebirg nennen, welches die Waſſer aus dem Schooß der Berge herausgeſpült haben. Der Bauer liebt die Fläche und mag auch jene Hügel leiden,

die man im Norden noch Berge nennt, aber der ächte Bauer und der ächte Berg sind einander feind.

Nun hat aber jener Halbbauer des Alpenthals das Eigenthümliche, daß er nach Umständen gerade so gut vier älteste Culturperioden in seiner Person vereinigt, wie seine geliebten Berge dieselben klar unterschieden und doch in Uebergängen verbunden zeigen. Er ist Bauer, Hirt und Holzarbeiter zumal, und als naiver Romantiker fühlt er sich von unwiderstehlicher Sehnsucht nur allzu oft in die Jägerei zurückgezogen. Und da er sich sein Haus noch großentheils selber baut und schmückt, seinen Kahn am Seeufer selber zimmert, dazu auch musicirt, singt, dichtet, schauspielert und in Holz schnitzt, so erscheint er in diesem Triebe Alles selbst zu thun, zuletzt wiederum als ganz alterthümliche Gesammtfigur eigenster Art. Die mindeste Theilung der Arbeit entspricht einer frühesten Stufe der Volksalterthümer.

So wird der Historiker auch in den durchaus nicht ruinenhaften Höfen und Weilern der Hochthäler lebendige Ueberreste längst vergangener Zeit in Fülle finden.

Schon die Flur dieser Bauern, welche man aber keine Feldflur nennen kann, ist eine solche Reliquie. Nicht das Ackerland, der Getreideboden, sondern die Wiese bildet hier die Grundlage der Bodencultur. Das spärliche Getreide wächst auf der Wiese, das heißt, kleine Parzellen des Wiesgrundes werden wechselnd mit Waizen bestellt. Sie erscheinen, vom Berg herab betrachtet, wie kleine gelbe Lappen auf dem großen grünen Teppiche. Und selbst dieser fragmentarische Getreideboden ist wandelbar. Denn der kleine Fleck, wo vor einem Jahre der Waizen reifte, trägt heuer wieder

Gras und umgekehrt, und wenn im August die Frucht geschnitten wurde, so ist Ende September der Boden schon wieder derart mit Graswuchs überzogen, daß ihn der flüchtige Blick kaum vom andern Wiesland unterscheiden kann. Die Natur sorgt schon dafür, daß die Wiese Herr bleibe und der Bauer nicht über den Hirten komme. Der Nationalökonom aber erkennt in dieser gröbsten Feldgraswirthschaft eine sehr primitive Form des Anbaues, und die Dreifelderwirthschaft mit Brache und ewiger Weide, welche anderswo die Basis der Culturalterthümer des deutschen Bauern bildet, charakterisirt bereits eine viel jüngere Periode.

Die Kartoffel, das soziale Wahrzeichen des modernen Kleinbauern, ist noch ein selten eingebürgerter Fremdling in den inneren Gebirgsthälern. Sah ich doch Bauernhöfe, deren ganzer Kartoffelwuchs auf etlichen Laub- und Misthaufen draußen auf der Wiese stand, ähnlich wie in Nordtyrol die Kürbisse.

Die Wiese und Weide herrscht, das Ackerland ist blos geduldet. Zwei schweizerische Forscher, Martin Kiem und Meier von Knonau, haben neuerdings nachgewiesen, daß in Obwalden und Uri der Ackerbau seit den späteren Jahrhunderten des Mittelalters sogar wieder bedeutend zurückgegangen ist, verdrängt durch neue Siege der Alpwirthschaft. „In Obwalden, dessen Kornausfuhr nach der Sage ehemals den Preis für den Markt von Luzern bestimmt haben soll, wird gegenwärtig kaum der zehnte Theil des cultivirten Bodens mühsam mit der Schaufel umgearbeitet und sind in den sieben Gemeinden kaum sechs Pflüge zu finden."

Ob man ähnliches auch von bayerischen Alpenthälern

behaupten kann? In neuester Zeit macht hier der Pflug unverkennbare, wenn auch langsame Fortschritte. Doch wäre es möglich, daß auch diese nur als Beseitigung eines früheren und größeren Rückschlags zu Gunsten der Viehzucht erschienen. Jedenfalls kämpft der Acker mit der Wiese noch für unabsehbar lange Zeit einen sehr ungleichen Kampf.

Indem die Feldgraswirthschaft von der Wiese ausgeht und dem Getreide nur wechselnd ein kleines Stückchen des Wiesbodens gönnt, befördert sie die Abrundung der Güter und die individuelle Abgeschlossenheit der Höfe und kleinen Weiler, wie anderswo umgekehrt die feste Ausscheidung der Getreideflur von Wiese und Weide zur Feldgemeinschaft größerer Dörfer führte und hiermit zur reicheren sozialen Gliederung des Gemeinlebens und zu gemeinsamem Arbeitsplane der verbündeten Dorfgenossen.

So besitzt der Alpenbauer auch große Privatwälder bei geringem Gemeindewald, stattliche Privatweiden bei unbedeutender Gemeindeweide, seine Wirthschaft schließt sich gegen andere Landstriche ab wie in sich selber, und der Mann wird selbstherrlich und fühlt sich in seiner Selbstherrlichkeit. Nicht blos in der Sitte, auch in der Wirthschaft ist er Patriarch.

Darum fürchtet er dann aber auch mehr noch als andere Bauern, daß Fremde ihm auf den Leib rücken und als Gutsnachbarn mit Neuerungen seine Wirthschaft stören möchten. Ein Botaniker wollte ein völlig nutzloses kleines Stück Sumpfland erwerben, um dort Versuche mit Wasserpflanzen anzustellen, aber kein Geldangebot vermochte die Bauern, ihm auch nur wenige Quadratfuß des öden Fleckes

zum Eigenthum abzutreten, während er ungefragt ganz gewiß in ihrem Sumpf hätte experimentiren können, so viel er wollte.

Ein Weiler bestand aus sechs Höfen; vier derselben waren im Besitz eines einzigen Bauern. Da wurde der fünfte Hof durch Todesfall verkäuflich und jener Bauer erstand ihn gleichfalls. Er klagte mir nachher, daß er diesen Hof, der ihm zur Last sei, viel zu theuer habe kaufen müssen. Auf meine Frage, wer ihn denn zu einem so schlechten Kaufe gezwungen habe? erwiderte er: „Ich muß doch vorbauen, daß nicht zu viel Fremde hereinkommen!"

Nicht was man an den Gebirgshäusern sieht, ist das Alterthümlichste, sondern hier wie auf dem Berge sind die unsichtbaren Denkmäler die ältesten. Nach unvordenklichem Herkommen trägt jedes einzelne Haus seinen Namen, meist nach früheren Besitzern, nach deren Beruf oder auch nach der örtlichen Lage. Diese Namen wechseln, aber der Wechsel geht langsameren Schrittes als der Besitzwechsel der Familien. Der Hausname verdrängt dann im volksthümlichen Sprachgebrauche nicht selten den Familiennamen des späteren Besitzers, so daß derselbe faktisch zwei Namen besitzt, einen allbekannten, der aber nicht sein wirklicher Name ist, und seinen wirklichen Namen, den aber nur Wenige kennen. Also wenn etwa das Haus „zum Böckel" heißt, so nennt man den Bauern den „Böckel", und wenn derselbe später etwa einen andern Hof erwürbe und bewohnte, welcher „beim Pförn" hieße, so würde er selbst „der Pförn", eigentlich heißt der Mann aber Hinterhuber. Umgekehrt sind mir auch Fälle bekannt, wo der alte Hausname mit dem Besitzer auswanderte und auf einen neuen, ganz wo anders

gelegenen Hof übertragen wurde. Dieſes flüſſige Weſen der Familiennamen, dieſes gemüthliche Durcheinander von Familien- und Hausnamen iſt ein ächtes Stück Mittelalter in der Gegenwart. Am drolligſten macht es ſich, wenn der Bauer ſeine Sitte auch auf Städter überträgt, die ſich in der Gegend anſiedeln. Herr von Wydenbrugk hatte ein Haus bei Tegernſee gekauft, welches „zum Deibler" hieß. Ich kam des Weges und fragte eine Bauernfrau, wer der Beſitzer des Hauſes ſei? Sie antwortete mir: „Auf bayeriſch heißt er der Deibler, auf deutſch der Wydenbrugk."

Die maleriſchen Bauernhäuſer unſerer Alpen ſind von den Malern unzähligemal abgebildet, ſie ſind auch oft genug ſchildernd beſchrieben worden. Am Rhein ſieht man noch einzelne Bauernhäuſer aus dem fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, ſie haben gleichſam perſönlich den Wechſel der Zeiten überdauert und ſtehen als einſame Zeugen der Vergangenheit inmitten einer modernen Umgebung. Vierhundertjährige Gebirgshäuſer findet man wohl kaum, dagegen iſt hier die ganze Gattung des Bauernhauſes weit alterthümlicher als am Rheine. Der reine Holzbau charakteriſirt das Haus unſerer Alpen, der Stein- und Fachwerkbau das rheiniſche. Bei den maſſiven Holzhäuſern mit ihren Schindeldächern werden wir an das ſechszehnte Kapitel von Tacitus Germania erinnert: der Holzbau geht in Deutſchland dem Steinbau voran. Selbſt wo die ſchönſten Bruchſteine vor der Thüre zu holen waren, baute, bis gegen die neueſte Zeit, unſer Alpenbauer ſein Haus von Holz. Der Stein iſt für die Kirche und für die Herren, das Holz iſt für die Bauern. Steigt man über die vorderſten Alpenpäſſe nach Tyrol, dann werden die

Steinhäuser ſchon häufiger, ſie nehmen in dem Maße zu, als man ſich den Südabhängen — Italien — nähert. Denn der Italiener hat uralten Steinbau.

Die hölzernen Bauernhäuſer unſerer Alpenthäler harmoniren in Material und Bauart mit den Sennhütten und den Blockhäuſern der Holzknechte. Steinerne Sennhütten ſind bei uns weit ſeltener als hölzerne, ſie finden ſich in der Regel nur da, wo die Lage hoch über'm Wald gebieteriſch zum Steine zwang. Im Grundplan iſt die Sennhütte das vereinfachte Bauernhaus des Thales. Bei beiden ſind Stallung, Scheune und Wohnräume unter Einem Dache und der Stall bildet meiſt die größere Maſſe. All dieſes bezeugt die unlösbare Verbindung des Hirtenthums mit dem Bauernleben. Auch der Umſtand, daß die Häuſer keinen geſchloſſenen Hof haben und Menſchen und Vieh überall freien Zugang geſtatten, erinnert an eine Zeit, wo das Zelt des Nomaden zuerſt als Hütte feſtgeſtellt wurde. Höchſtens daß ein leichter Zaun den Hof umſchließt, aber die Zaunthüre hat kein Schloß, Jeder öffnet ſie mit einfachſtem Handgriff.

Grundplan und innere Eintheilung des Hauſes führt zurück auf die Volksalterthümer des Stammes aus den Tagen der lex bajuvariorum; dagegen iſt der Aufbau und der kunſtvolle Schmuck der Giebel und Balkone in ſeinen Formen nicht einmal mittelalterlich, geſchweige altdeutſch. Hier herrſcht ein populariſirter Renaiſſance- und Rococoſtyl. Ich erinnere mich keine gothiſchen Schnitzereien geſehen zu haben an ächten Bauernhäuſern, aber ebenſo wenig Schnitzwerk im modernen Geſchmack. Die Gothik hat der Bauer längſt vergeſſen und die moderne Kunſt noch nicht gefunden.

Liebt er doch auch in seiner Kirche vorab die Rococoschnörkel. Man könnte einen allgemeinen Satz aufstellen: in den Sitten der Familie und im wirthschaftlichen Herkommen haftet der Bauer am Alten, oft am Aeltesten; in Putz und Schmuck dagegen ist er ebenso gut neuerungslustig wie der Städter, nur daß er langsamer zugreift und also leicht um ein oder zwei Jahrhunderte hinter den städtischen Moden dreinhinkt. Das zeigt sich bei der Kleidertracht wie bei dem Schmucke von Haus und Hausrath. Derselbe Bauer, welcher seine Wohnräume genau so eintheilt wie vor tausend Jahren, stellt Tische und Schränke hinein, wie sie vor zweihundert Jahren beim Bürger Mode waren.

Sind nun aber auch unsere Gebirgshäuser mit feiner Kunst höchst manichfach durch allerlei geschnitztes und gemaltes Ornament ausgeschmückt, so sehen sie sich doch im Großen und Ganzen allesammt auffallend ähnlich. Ja diese reizenden Formen, welche uns anfangs im Einzelnen entzücken, werden bei längerer Wanderung langweilig und ermüdend, weil sie sich ewig wiederholen. Die Regel, das Gattungsmäßige bleibt, nur die feinere Ausführung der Regel wird unendlich variirt. Auch dies ist alte ächte Bauernart. In den seit alten Tagen weit minder abgeschlossenen Thälern Tyrols und der Schweiz herrscht darum auch eine viel tiefer greifende Manichfaltigkeit des sogenannten Gebirgsstyles.

VII.

Der Naturmensch ist verschwenderisch mit dem Raume wie mit der Zeit; die höhere Cultur kargt mit beiden. So

wirthſchaftet unſer Hirtenbauer nicht blos läſſig, in gemüthlicher Breite, er wohnt auch gemüthlich breit, er kargt nicht mit den Räumen ſeines Hauſes. Dies gilt wenigſtens von den älteren, von den ächten Gebirgshäuſern. Die glücklichen Leute beſitzen hier noch leere Räume in Stall und Stube! Und je einſamer das Haus gelegen iſt, je alterthümlicher der Culturſtand der Bewohner, um ſo größere unbenützte Zimmer darf man — natürlich zugleich nach Maßgabe des Wohlſtandes — erwarten. Die niedere Zimmerdecke ſenkt ſich zwar dem Eintretenden faſt auf den Kopf und die Fenſter ſind oft derartige Löcher, daß ein dicker Dieb unmöglich einſteigen könnte — denn erſt mit der Cultur wächst das Bedürfniß von Luft und Licht —; aber die Flächen ſind groß. Wie überall in unſern Alpen, ſo kreuzen ſich auch bei dieſen langen und breiten Häuſern zwei ſcheinbar widerſprechende Thatſachen: Wohlſtand und primitive Cultur. Ihre Verbindung iſt das nationalökonomiſche Räthſel des Landes.

Die großen alten Häuſer wecken aber auch noch eine andere Gedankenfolge, in welcher neue Widerſprüche eingeſchloſſen ſind.

Ohne die Raumverſchwendung wäre es anfangs ganz unmöglich geweſen, daß zahlreiche ſtädtiſche Familien zur Sommerfriſche herauszogen und neben der Bauernfamilie noch bequem Platz fanden. Die Sitte der „Sommerfriſche“ wurde dann immer allgemeiner, die Gäſte kamen nicht mehr blos aus der Nähe, ſondern auch von fernher, die Spekulation bemächtigte ſich der Sache und es entſtanden Gaſthöfe und Miethhäuſer. Trotzdem beherbergt der Bauer noch immer die weitaus größere Maſſe der Fremden in ſeinen über-

ſchüſſigen Räumen. Ohne die Raumverſchwendung des Gebirgshauſes wäre der „Landaufenthalt“ gar niemals ein ſo allgemeines Bedürfniß der benachbarten Städter geworden. Man hat von der Allgemeinheit des Brauches, wie ſie in den Städten des bayeriſchen und öſterreichiſchen Vorlandes herrſcht, auswärts kaum einen Begriff. Nicht blos der reiche Mann geht da nothwendig auf's Land, ſondern auch der kleine Handwerker, der kleine Beamte, ja der Tagſchreiber und die Näherin, — auf Monate oder Wochen, ſolange es nur Zeit und Geld erlaubt. Und die ganze Familie geht mit, Kinder und Dienſtboten und Hunde, und wo möglich wird draußen eigene Küche gemacht.

Warum begegnet man ſo vielen Norddeutſchen in Bayern und ſo äußerſt ſelten einem Bayern in Norddeutſchland? Weil der Norddeutſche reist, während der Bayer keine Zeit hat zum Reiſen; denn er geht auf's Land, und zwar auf's nächſte Land, in ſein heimiſches Hochgebirg. Dort ſieht er jedes Jahr dieſelben Berge, dieſelben Wälder, dieſelben Bauern und Kühe, lebt gemüthlich und kehrt erfriſcht wieder heim, aber auch ſo arm an Weltkenntniß, wie er vorher geweſen. Welch weite Perſpectiven erſchließt dieſe einfache Thatſache! Der Hamburger und Berliner und Wiener findet ſich freilich auch in unſern Alpen ein, aber er mußte reiſen, um hierher zu kommen, wo ſich ihm eine fremde Welt erſchließt.

Nun vollzieht ſich aber eine wunderbare diagonale Gegenwirkung zwiſchen dem Hirtenbauern des Gebirgs und dem größeren, das heißt bildungsärmeren Theile der ſtammverwandten Städter des Vorlandes, und dieſe Gegenwirkung führt mich auf meinen Grundtext zurück.

Der Alpenbauer wird durch die Sommergäste immer weltläufiger bei und trotz all seinen wirthschaftlichen Culturalterthümern; der Städter aber, welcher jahraus jahrein zwischen München und dem „Gebirg" einherpendelt, verbauert nur allzuoft in seiner gemüthlichen Abschließung von der Welt, die er eben bei jenem Bauer sucht, der aber in wirthschaftlicher Cultur noch nicht einmal Bauer, im politischen und kirchlichen Liberalismus dagegen mitunter schon viel städtischer ist, als viele seiner städtischen Stammgäste.

Einen ähnlichen Prozeß hat der Hirte der Hochschweiz schon vor geraumer Zeit durchgemacht. Freilich findet sich dort längst nicht mehr die städtische Nachbarschaft beim Hirten zu Gaste, sondern die reichen Leute aus allen Ländern suchen den Gasthof und das städtische Miethhaus im Hirtenlande. Auch in unsern deutschen Alpen wird es mehr und mehr so kommen, und die Kreuzung von primitiver Bodencultur und Wohlhabenheit des Volkes, andererseits von naivem Volksthum und geriebener Weltklugheit des Bauern wird immer räthselhafter und wunderlicher ineinander greifen.

Das künstlerische Bild dieser verschlungenen Gegensätze ist das Passionsspiel von Oberammergau — nicht das ältere, sondern das neue, seit den letzten drei Jahrzehnten, seit Oberammergau von den Schriftstellern für den Reisestrom entdeckt worden ist, wie unser ganzes Hochgebirg vor fünf Jahrzehnten von den Malern. Die Wenigsten merken, daß dieses Passionsspiel sie gerade durch seine Widersprüche am unwiderstehlichsten fesselt. Es wird aufgeführt von Bauern, die zum kleineren Theile noch keine Bauern, zum größeren keine Bauern mehr sind, von Künstlern, die besonders

darum anziehen, weil man sie eigentlich keine Künstler nennen kann; — ein Drama, welches halb naives Volksspiel, halb berechnetes Schaustück ist; halb Kirche, halb Theater; halb um Gottes, halb um Geldes willen; halb Natur, halb Kunst; halb ländlich, halb residenzstädtisch; in der Einsamkeit geboren, in der Einsamkeit bewahrt und auf die große Bühne eines Alpenthales vor ein Sonntags-Publikum aus allen Nationen gestellt: — kurz Alles was man will, nur nichts Ursprüngliches, Harmonisches und Ganzes mehr.

Und gerade in dieser unklaren Mischung liegt — seien wir ehrlich! — der höchste Reiz für ein übersättigtes Welt-Publikum.

Worin ruht die „Romantik," welche man von den deutschen Alpen wie vom deutschen Rheine rühmt? Sie ruht in uns und wir erwecken sie aus dem eigenen Gemüthe, indem wir die Vergangenheit in der Gegenwart ahnen und suchen: — dort am Rhein angesichts der Landschaft mit ihren wirklichen Trümmern, hier in den Bergen angesichts des Volkslebens, welches die Geschichte ungebrochen in sein jüngstes lebendigstes Dasein verflochten zeigt.

VIII.

So sind wir von der Höhe zu Thal gestiegen, und je tiefer wir herab kamen, um so freier öffnete sich uns der Fernblick. Das ist der wunderbare Reiz der Alpen: mag man auf dem obersten Gipfel stehen oder in der engsten Schlucht, man sieht doch immer weit, wenn man nur mit den Gedanken ebenso gut wie mit den Augen zu sehen sucht.

Unsere Alpen sind seit langer Zeit die künstlerische Domäne des Landschafters und des Genremalers. Nur der Historienmaler ging leer aus; denn wo die rechte Alpennatur beginnt, da hat in der Regel die Geschichte ein Ende. Ich wüßte aber doch eine stattliche Aufgabe für die stylvolle historische Kunst.

Besäße ich ein Schloß im Hochgebirge und wäre ein reicher Mann, so ließe ich mir die Alpenwanderung eines Historikers als Relief-Fries an die Außenwand meiseln oder als Fresken-Cyklus in's Treppenhaus malen. Vom Historiker sähe man nichts auf dem Bilde, er stünde vielmehr davor, um sich's zu betrachten.

Auf dem Bilder-Reigen aber wäre allerlei uraltes Volk zu schauen: Jäger, wie sie von den Höhen Besitz nehmen und sich Wildpret erbeuten und mit den Raubthieren kämpfen; Hirten, welche mit den Jägern streiten und sich vergleichen, ihr Nomadenzelt in eine Sennhütte verwandeln und mit der Herde vom Thal zum Berge ziehen; Waldmenschen, die als urthümliche Holzknechte die Wildniß lichten und sich ihr Blockhaus bauen; Hirtenbauern, deren Ackerfeld die Wiese, deren Kahn der Einbaum, deren Haus die vergrößerte Sennhütte. Die Landschaft des Vorder- und Hintergrundes wäre nur in jenen großen Umrissen angedeutet, welche der Technik des Bildwerkes entspräche. Aber die plastischen Grundformen des Bodens sind so charaktervoll, daß man sofort erkennen würde: hier beherrscht die Natur den Menschen und fesselt seine Arbeit dauernd in den anfänglichen Schranken. Man sähe keine Wohnung, keine Tracht, kein Werkzeug, wie es jetzt üblich ist, sondern von alle dem nur

urälteſte Typen, die kein Denkmal uns bewahrt hat, Typen, welche lediglich die vereinte Phantaſie des Hiſtorikers und Künſtlers ſich ausmalen und wiederherſtellen kann. Und doch würde der Beſchauer glauben, die Perſonen des Bildes ſeien das Gebirgsvolk von heute, bei ſeiner Arbeit belauſcht, nur habe der Künſtler das Koſtüm entſprechend der Technik des Meiſels oder Freskopinſels ganz ideal ſtyliſirt.

So ragt hier die Geſchichte in die Gegenwart, und des Volkes Arbeit und Sitte von heute iſt ein Denkmal längſt vergangener Jahrhunderte.

Welch contraſtirendes Doppelbild: der deutſche Rhein und die deutſchen Alpen! Hier, wie in dem Vortrage von der Rheinlandſchaft, ſuchte ich, einem wiſſenſchaftlichen und zugleich künſtleriſchen Antriebe folgend, Alterthum und Trümmer, um die Poeſie des Menſchlichen in der Naturpoeſie zu finden. Hier wie dort ſchließe ich mit der Kunſt. Die trümmervolle Rheinlandſchaft wurde uns zum modernen Genrebild, die trümmerloſe Alpengegend zum hiſtoriſchen Gemälde.

Mit geſteigertem Nachdrucke wiederhole ich von unſern Alpen den Satz: „Der Schlüſſel zum poetiſchen Charakterbilde des letzten deutſchen Hirtenvolkes liegt in ſeiner Wirthſchaftsgeſchichte, der Schlüſſel zu ſeiner Erziehung in der Poeſie des Volkslebens.“

Für das Alpenland wie für den Rhein gibt es einen höchſten Punkt jener Intuition, welche das Wort des Forſchers nicht mehr deutlich machen kann, ſondern nur noch das Bild des Künſtlers, aber ein Bild, das als ächt hiſtoriſches wiederum aus der zur Anſchauung geſteigerten Erkenntniß der Volksgeſchichte quillt.

Sebastian Münster und seine Kosmographie.

(Aus einem Vortrags-Cyklus im „Chemischen Laboratorium“ zu München; gesprochen am 14. Februar 1859.)

I.

Sebastian Münster, vor dreihundert Jahren ein berühmter und populärer Name, ist jetzt fast verschollen; man kann heute ein gebildeter Mann sein und braucht nicht zu wissen, wer Sebastian Münster war. Ich habe ihn auch nicht um seiner persönlichen Bedeutung willen zum Gegenstande meines Vortrags gewählt und beabsichtige weder eine biographische Skizze noch eine bibliographische über den alten Baseler Professor; ich beschwöre ihn aus dem Grabe, lediglich um sein Hauptwerk, die „Kosmographie,“ zum Mittelpunkte einer „Culturstudie“ über deutsche Landes- und Volkskunde im sechzehnten Jahrhundert zu nehmen.

II.

Sebastian Münster war zu Ingelheim am Rhein geboren im Jahr 1489; sein Lebenslauf ist der ganz glatte eines ächten Humanisten und Professors damaliger Zeit.

Zuerſt Franziskaner, tritt er, von den Ideen der Reformation ergriffen, aus dem Orden und wendet ſich zum reformirten Bekenntniſſe. Im Jahr 1524 wird er Profeſſor der hebräiſchen Sprache, der Mathematik und Geographie in Heidelberg und folgt als ein durch ſeine Lehrgabe wie durch ſeine Schriften bereits berühmter Mann 1529 einem Rufe zur Univerſität Baſel, wo er 1552 an der Peſt geſtorben iſt.

Dieſer Mann von ſo wenig merkwürdigem Leben hat uns jedoch ein höchſt merkwürdiges Buch hinterlaſſen, ſeine Kosmographie, die „Beſchreibung der ganzen Welt.“

Gewiß haben Viele von Ihnen den wuchtigen Folianten bereits irgendwo geſehen; denn er iſt noch immer, auch im Privatbeſitze, verbreitet, wie wenige Bücher ſeiner Zeit. Aber ſelten würdigt Jemand mehr das dicke Buch mit den wunderlichen Holzſchnitten eines näheren Blickes; als ein Stück Hausrath erbt es ſich mit dem alten Merian von Geſchlecht zu Geſchlecht, ein Spielzeug der Kinder, denen man das viertelcentnerſchwere Bilderbuch zur Feſſelung von Leib und Seele auf's Bett legt, wenn ſie krank ſind und nicht ruhig unter der Decke bleiben wollen.

Und doch hat dieſes Buch eine glänzende Geſchichte gehabt; faſt ein Jahrhundert ſuchte und fand in ihm den Hauptſchatz geographiſcher, ethnographiſcher, hiſtoriſcher und naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe; in vielen Auflagen ward es gedruckt und wieder gedruckt, lange nach dem Tode des Autors noch immer erweitert, vermehrt, aber nicht immer verbeſſert, geplündert, in's Lateiniſche, Italieniſche und Franzöſiſche überſetzt; ja der Culturhiſtoriker muß es ſogar

ein bahnbrechendes Buch nennen, ein Buch, welches seiner-zeit neue Quellen zur Landes- und Volkskunde den Gebil-deten aufschloß, ein Werk, welches gleichzeitig mit Sebastian Franks genialem „Weltbuch" den nothwendigen Zusammen-hang der Charakteristik und geistigen Statistik des Volks-lebens mit der Geographie zuerst in deutscher Zunge zur Geltung brachte, mehr zwar ein Buch der Kenntnisse als der Erkenntniß, mehr der Gelehrsamkeit als der Wissenschaft, und dennoch eine naive Vorarbeit zur „Volkskunde als Wissenschaft," im modernen Sinne.

Freilich schätzt darum der Historiker der Volksgesittung jene Kosmographie höher als der Historiker der Geographie, und unter den Alterthümern der Literatur wird sie einen bedeutenderen Platz einnehmen als in der Geschichte der Wissenschaft. Weniger durch den Stoff, welchen das Buch uns bieten könnte, als durch die Wirkung auf die Zeitge-nossen, ist es für uns ein Quellenbuch.

III.

Schon der äußere Erfolg der „Kosmographie" gibt Zeugniß für den Eifer, womit das Zeitalter der Reforma-tion trotz seiner theologischen Kämpfe die Früchte der voran-gegangenen Zeit der Entdeckungen zum Gemeingut zu machen suchte. Wir staunen, daß ein so umfangreiches und theures Werk so viele Auflagen erleben konnte. Nun hat man frei-lich die Auflagen in jener Zeit sehr klein gemacht; Münster selber sagt zum Lobe des Bücherdruckes, wenn jetzt auch zwanzig Exemplare eines Buches vernichtet würden, so sei

darum doch das Buch noch nicht verloren, und von manchen werthvollen und immer geschätzten Schriften des sechzehnten Jahrhunderts ist es bekannt, daß sie gerade wegen der Kleinheit der Auflage so selten geworden sind. Dazu kam, daß die Verleger leicht drucken konnten, weil sie den Autoren wenig oder gar kein Honorar bezahlten. Obgleich man dem Thomas Murner vorwarf, daß er blos des Geldes wegen geschrieben, so wollte doch schon Lessing diesen Vorwurf durch den Nachweis entkräften, daß ihn die Verleger vielmehr herzlich schlecht bezahlt hätten, und wenn wir sehen, wie Münster seine zahlreichen Mitarbeiter so sorgsam mit dem verbindlichsten Danke und der Vertröstung auf ewigen Nachruhm ablohnt, so zeigt uns dies schon an, daß man in solchen Dingen den klingenden Lohn überhaupt mehr noch als eine geschenkte Gabe zu fassen gewohnt war.

Allein trotzdem ist die starke Verbreitung der Kosmographie nur zu erklären mit dem Bildungseifer der Zeit, da selbst der zum Schuster bestimmte Sohn eines Schneiders, wie Hans Sachs, eine gründliche Gymnasiallehre durchmachte; — dann weiter mit der Begeisterung für die geographischen Studien insbesondere. Die Kunde von der neuen Welt zeigte erst recht, wie dürftig auch die Kenntniß der alten sei; strebsame Geister, die kein neues Indien mehr entdecken konnten, entdeckten neue Länder in Deutschland. Der unbedingte Glaube des Mittelalters an die griechischen und römischen Geographen war durch Columbus gebrochen. Es galt eine von Grund aus neue Erdkunde zu schaffen, und der Ruf einer neuen Wissenschaft zündet allezeit bei allem Volke.

Münster bezeichnet hier sehr klar den Uebergang von

der alten zur neuen Zeit schon darin, daß er das philologische Studium mit dem geographischen verband, von jenem zu diesem vorschritt. In den lateinisch geschriebenen Scholien zu Pomponius Mela und Solinus und in den neuen Tafeln zur Geographie des Ptolemäus erscheint Münster, der künftige Geograph, noch als Philologe, ja sein Nebenbuhler, Sebastian Frank, wirft es unserem Münster wie dem Pirckheimer, Beatus Rhenanus und Petrus Apianus geradezu als eitle Grübelei vor, daß sie die lateinischen Namen deutscher Stämme und Orte bei den antiken Schriftstellern festzustellen und auf der modernen Landkarte zu bestimmen suchten. Nützlicher sei es, sich in der Gottseligkeit zu üben, als nach der Natur und Ursache aller Dinge zu fragen, zu forschen, warum das Meer ebbe und fluthe, warum die Donau gen Morgen und der Rhein gen Abend laufe, warum die kleine Laus sechs Füße und die Kuh, welche doch so viel größer sei, nur viere habe. Man sieht, Sebastian Frank, der kühne Neuerer, wird hier im radikalen Eifer viel unwissenschaftlicher als der vorsichtige Münster, der in den Ueberlieferungen humanistischer Gelehrsamkeit Schritt für Schritt zum Neuen überging.

Auch in der Kosmographie stellt Münster noch überall die Weisheit der Alten an die Spitze. Er gibt in den einleitenden Abschnitten breite Auszüge und Uebersetzungen aus dem Ptolomäus, er citirt die Alten, so oft er kann, und wo sie, wie bei Amerika und den arktischen Ländern, keine Thatsachen berichten, da deutet er wenigstens ihre prophetischen Stellen auf diese neue Welt.

Allein er schwört nicht mehr auf das Evangelium der

alten Geographen, er erweitert und berichtigt sie und tritt schon dadurch entschieden aus den Marken der mittelalterlichen Schulweisheit. Auf seinem Grabsteine im Dom zu Basel ist Münster „der deutsche Strabo" genannt, und er selbst sagt, er habe seine Kosmographie begonnen, „nachfolgend dem hochgelehrten Manne Straboni." Allein das ganze Werk beweist, daß trotz aller Verehrung und Nachfolge der dogmatische Glaube an die alten Geographen erschüttert war.

IV.

Dies sind nun freilich Züge, die Münster mit vielen Zeitgenossen theilt. Neu war bei ihm der Gedanke, eine allgemeine Erdkunde in deutscher Sprache zu schreiben, gelehrt und doch zugleich allem Volke verständlich.

Das sechzehnte Jahrhundert schuf eine überaus reiche Volksliteratur. Alle Wissenschaft sollte verdeutscht werden; neben den aristokratischen lateinschreibenden Historikern liefen zahlreiche Geschichtsbücher in der Volkssprache, meist unkritisch und kunstlos, aber kraftvoll und gemüthlich, treuherzige Chroniken, Lehr- und Lesebücher zugleich, wie man sie früher nicht gekannt. Paracelsus schrieb und lehrte deutsch über die Naturwissenschaften, mit der deutschen Bibel drangen die theologischen Streitschriften in deutscher Zunge zu allem Volk; so suchte denn auch Münster die Weltkunde zu verdeutschen.

Er will, wie er selber sagt, den Gelehrten den Weg zeigen, wie man nach so viel deutschen Geschichtsbüchern nun

auch deutsche Kosmographien abfassen könne, zugleich aber auch dem gemeinen Manne etwas „fürschreiben, sich mit Lesen darin zu erlustigen.“ Ueberall legt Münster besonderes Gewicht darauf, daß er deutsch geschrieben.

Allein er freut sich nicht nur der deutschen Sprache, er freut sich deutscher Art in allen Stücken und ist stolz auf diese; treuherzige Vaterlandsliebe ist sein schönster und allewege vorleuchtender Charakterzug. Den größten Raum im Buche nimmt Deutschland ein, es ist für ihn der größte und beste Theil der Welt, und in den Schilderungen des deutschen Landes und Volkes hat er jedenfalls sein Eigenstes und Bestes gegeben. Er erkennt freilich, wie sehr auch hier das Wissen seiner Zeit noch Stückwerk sei, allein, fährt er fort, haben wir auch nur Bruchstücke, „so wollen wir dennoch das klein wenig und die Stück, die wir davon finden, nicht lassen verderben, sondern zusammen lesen und in Ehren halten; denn es trifft an die Ehr unsers Vaterlandes und unserer Vorfahren.“

Wo er von Deutschland spricht, geht ihm das Herz auf. Ueber die deutsche Landkarte setzt er die stolze Schrift: „Deutschland von Gottes Gnaden ein Stuhl des römischen Reichs, eine Schul aller guten Künste und Handwerke, ein Ursprung vieler neuen Künst, eine Mutter vieler streitbaren Helden, hoher, weiser, gelehrter Leut, ein reiner Tempel wahrhafter Gottesfurcht und aller Tugend.“ Er hat noch das Vollgefühl von Deutschlands äußerer Macht, wie es denn der deutsche Gelehrte der Reformationszeit kaum anders haben konnte, der ja ringsum sah, wie trutzig deutsche Art auf den eigenen Beinen zu stehen begann, und selber dazu

mithalf. Gerade das ſtete Heranſtürmen ſo viel äußerer Feinde auf das Reich ſeit der alten Römer Tagen iſt Münſter ein Zeugniß, daß dieſes Reich doch beſonders viel werth ſein müſſe.

Er gedenkt dabei aber auch des Spruches: „Will Einer Streiche löſen, ſo fahe er mit den Deutſchen Streit an.“ Er widerlegt in vortrefflicher Ausführung die alte und damals wieder beſonders ſpuckende hiſtoriſche Ketzerei der Franzoſen, daß Karl der Große ein Franzoſe geweſen und alſo das römiſche Reich bei den Franzoſen begonnen habe, zeigt klar den Unterſchied zwiſchen Franken und Franzoſen und daß Karl vielmehr als ein deutſcher König im heutigen Frankreich, nicht als ein Franzoſe in Deutſchland geherrſcht habe. Er zürnet ſogar auf Tacitus, weil ihm derſelbe das alte Deutſchland zu rauh und öde darſtellt, und ſetzt dagegen das ſonnenhelle Bild deutſcher Landesart, welches uns faſt wie die lichten Landſchaftsgründe bei Dürer und Holbein anmuthet. „Die Bühel bringen uns, was uns lieb iſt, wir haben hübſche und luſtige Wälder, Ueberfluß an Frucht, weinträgige Berg, groß und klein fließende Waſſer, die das Erdreich begießen, luſtige, wohlſchmeckende und geſunde Brunnen, viel Quellen heißen Waſſers, viel Salz-Gruben und Brunnen, mehr Erzgruben denn kein Land um uns gelegen; ich geſchweig hie, wie zierlich das Deutſchland mit großen und kleinen Städten, Märkten, Kaſtellen, Dörfern und Schlöſſern erbaut iſt.“

Die größten Vorzüge des Charakters ſchaffen einem rechten Schriftſteller allezeit auch ſeine größten literariſchen Vorzüge. So ward Münſter durch ſeinen deutſchen Sinn

zu einer höchst fleißigen Schilderung des deutschen Volkes nach Stamm und Sitte, nach den Hauptseiten seines socialen Lebens geführt. Er war nicht der Erste, der über diese Dinge schrieb, aber der Erste, der fremde und eigene Beobachtung so vollständig zusammenfügte, ordnete, verglich und in ein Gesammtbild der Landes- und Volkskunde einrahmte.

Wenn uns auch fast der ganze übrige Inhalt der Kosmographie jetzt als ein längst veraltetes Sammelwerk erscheint, so können wir doch wenigstens diese Kapitel nicht ohne Freude und Dank betrachten, denn sie sind der erste naive Versuch eines Deutschen, der geistigen Statistik des Volkslebens ihren Platz im Gesammtgebiet der historischen und geographischen Wissenschaften anzuweisen.

V.

Dazu überraschen den Forscher manche merkwürdige Einzelzüge. In Sprüchwörtern, Volkswitzen, in allerlei Sagen und Aberglauben sehen wir, wie damals das Volk sich selber aufgefaßt hat. Freilich fallen diese Schlaglichter sparsam und wollen gesucht sein; die Kunst, sie zu suchen und zu deuten ist aber auch eine der feinsten Aufgaben des Culturhistorikers.

Oft urtheilt Münster selbst über derlei Dinge noch gerade so wegwerfend, wie jetzt der gemeine Mann. Er sagt z. B.: „Es weiß Jedermann, was und welche Kleider und Speis' jetzt im deutschen Lande im Brauch sind, darum nicht von nöthen, etwas davon zu schreiben."

Nicht was er uns absichtlich bietet, sondern was ihm zufällig mit unterschlüpft, ist oft das Beste. Wo er mit Vorsatz charakterisirt, da geschieht es meist in den allgemeinsten Zügen, die wenig oder nichts sagen. Die Kunst, durch Vergleichung und historische und statistische Grundlage solchen Schilderungen scharfe Umrisse und dauernden Werth zu geben, steht ihm noch fern.

Es ist fast rührend, wie er hie und da nach einem statistischen Ausdruck ringt; so mißt er noch die Erde nach Tagemärschen, wie Frank im „Weltbuch“ nach Roßläufen. Um uns einen Begriff von der Größe der Stadt Alexandria zu geben, sagt er, sie sei gleich anderthalb Nürnberg; die Volksmenge von Augsburg schätzt er nach der Zahl der in zwei Jahren daselbst Geborenen; Andere schätzten sie nach der Zahl der jährlich geschlachteten Ochsen.

Daneben überraschen uns dann wieder andere Versuche zur genaueren Zeichnung der Volksart aufs Höchste. So widmet z. B. Münster ein ganzes Kapitel der Untersuchung über Stamm und Wortsinn der deutschen Ortsnamen. Das erinnert an die gleichzeitigen Studien Luthers und Aventinus über Wurzel und Bedeutung unserer Personennamen, auch an die so zahlreich damals gesammelten Sprüchwörter und Volkslieder; denn alles dies sind erst kindliche Versuche, sich der deutschen Volksalterthümer zu bemächtigen, Weissagungen auf die germanistischen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts.

Bei der Charakteristik der vier Stände des deutschen Volkes ist Münster über ein genaueres Bild des ersten Standes, der Geistlichen, hinweggeschlüpft. Er war ein

kluger Mann, in politischen und religiösen Fragen eben so vorsichtig als in der nationalen unumwunden, und stellt es im Eingang als seinen ausdrücklichen Vorsatz hin, widerwärtige Streitfragen lieber zu umgehen, als nach irgend einer Seite anzustoßen. So erhebt er auch mit besonderem Lobe den Erasmus und Melanchthon, während er sich bei Luther auf trockene, thatsächliche Notizen beschränkt. Seine Kosmographie konnte eben so gut in einer Klosterbibliothek sich einbürgern wie in einem protestantischen Hause, und diese Farblosigkeit hat gewiß nicht wenig zur allgemeinen Verbreitung des Buches in einer Zeit so leidenschaftlicher Gegensätze beigetragen.

Um so auffallender erscheinen dann aber die schneidenden Worte, in welchen er den Verfall des deutschen Adels zeichnet und der bedrückten Bauern sich annimmt. Bei einem so vorsichtigen und conservativen Manne wie Münster, der bereits im reiferen Mannesalter die Greuel des Bauernkrieges aus nächster Nähe selbst mit angesehen hatte, ist dies wohl ein bemerkenswerthes Zeugniß.

VI.

Der Ruhm Münsters, die Volkskunde als einer der Ersten wieder in neuerer Zeit mit der Landeskunde durchgreifend verbunden zu haben, hat in unsern Tagen durch den mit so großem Eifer wiedererweckten Sebastian Frank von Donauwörth einen mächtigen Nebenbuhler erhalten. Frank als Socialist und Pantheist früher ebenso hart verdammt, wie jetzt hoch erhoben, schrieb nämlich gleichzeitig

mit Münſter eine freilich in viel engerem Rahmen gehaltene Kosmographie unter dem Titel „Weltbuch“ und veröffentlichte dieſelbe mehrere Jahre vor dem Werke Münſters.

Beide Bücher ſtehen ganz unabhängig nebeneinander. Frank bezieht ſich nur auf die oben erwähnten antiquariſch-geographiſchen Vorſtudien Münſters; Münſter gedenkt des Weltbuchs meines Wiſſens mit keiner Sylbe.

Frank iſt eine ohne Vergleich genialere und ſchöpferiſchere Natur als Münſter, und die politiſchen und religiöſen Ketzereien, welche man ihm vorwirft, ſollen uns nicht abhalten, ſeinen Verdienſten um die Landes- und Volkskunde gerecht zu ſein. Franks Hauptwucht ruht in der Kunſt allgemeiner Charakteriſtik: ſein Conterfei der Geiſtlichkeit, des Adels, der Juden, des Pöbels iſt jedes ein Meiſterſtück in ſeiner Art. Wenige Pinſelſtriche geben uns hier ein leibhaftes, wenn auch ſehr tendenziöſes Bild. Verhaßt nämlich waren ihm von Grund des Herzens die Pfaffen, die Ritter, die Juden und der Pöbel, und wenn Frank zornig iſt und ſchimpft, dann wächst ſein Styl zu Leſſing'ſcher Genialität.

Vortrefflich hat er auch die Charakterzüge einzelner deutſchen Stämme (wenn ſchon meiſt aus fremden Quellen) zuſammen geſtellt, und auch hier läßt er wenige ungerupft durch. Sachſen, Franken, Bayern, Schwaben bekommen jeglicher ebenſo gut ſeinen Theil, wie die Ritter, Pfaffen und Juden.

Obgleich nun aber Frank ſolche allgemeine Charakteriſtik weiter und tiefer greift als Münſter, die Volkskunde überhaupt breiter und ſelbſtändiger behandelt, ſo iſt ihm doch

Münster in Fleiß und Treue des Einzelwerks und im Anschlagen neuer Stoffe gewiß überlegen. Beide ergänzen sich, Beide haben gleichzeitig und neben einander den gleichen Fund gethan und mögen sich wohl theilen in den Ruhm dieses Fundes; daß sie aber von so verschiedenem Ausgang in demselben Ziele zusammen trafen, beweist, wie nothwendig dieses Ziel im ganzen Geiste des Jahrhunderts gesteckt war.

Es ist äußerst verlockend, eine weitere Parallele zu ziehen zwischen Münster und Frank als Kosmographen. Jeder Zug birgt hier ein ganzes Charakterbild. Der gelehrte Baseler Professor nennt sein Werk „Kosmographie;" Frank, der Volksmann, der stolze Literat, der übrigens nebenbei auch Pfarrer, Seifensieder und Buchdrucker gewesen, betitelt das seinige „Weltbuch." Die Kosmographie ist das dicke Sammelwerk eines Gelehrten unter Vieler Mitarbeit, das Weltbuch, die mäßig große Schrift eines schöpferischen Autors, in Einem Gusse geschrieben. Münster hat seinen Folianten weidlich mit hebräischen, griechischen und lateinischen Citaten gespickt; Frank citirt sparsam, aber wo er je einmal einen lateinischen Vers bringt, hat er ihn wenigstens mit deutschen Lettern drucken lassen; abgerechnet die Jahreszahl des Titelblatts, steht kein einziger lateinischer Buchstab im ganzen Weltbuch. Münster gab ein Haus- und Handbuch, ein Nachschlagebuch, Frank ein Lesebuch. Münster lehrt, Frank predigt. Jener bringt neue Stoffe, dieser neue Gedanken; nur im ungenirten Griff nach fremdem Gut sind Beide vollkommen einig. Münster schreibt patriotisch, treuherzig-gemüthlich, ein Herodot im Professorentalar, der uns im Großvaterstuhl alle Wunder der Welt erzählt; Frank

ſchreibt überall als ein Philoſoph und Kritiker, als ein Agitator, der Buße und Umkehr predigt, und ſelbſt in dieſem geographiſchen Buche iſt ſein Geiſt wie ein ſchneidender Nordwind, der über die ſchäumenden Wogen des Jahrhunderts dahin fegt. Münſter ſchreibt einen ziemlich guten Styl, weil Kraft und Friſche der jungen hochdeutſchen Proſa der ganzen Zeit eigen war; Frank ſchreibt, nächſt Luther, die beſte deutſche Proſa ſeines Jahrhunderts, nicht weil der gute Styl in der Zeit, ſondern vielmehr, weil er in ſeinem Geiſte ſaß. Münſter meidet jeden Anſtoß bei den Parteien, Frank ſucht ihn. Münſter ſpiegelt unbefangen den Geiſt des Volks, Frank will den Geiſt des Volks erziehen nach ſeinem eigenen. Er ſchilt das Publikum, oder, wie er ſagt, die Welt, indem er ſie belehrt. So wie aber das Publikum einmal merkt, daß man es belehren will, und gar mit Grobheit belehren, hört es auf, unſere Bücher zu leſen. So iſt denn auch Frank wenig geleſen worden und bald verſchollen, während Münſter durch hundert Jahre ein vielgeleſener Autor blieb. Unſere Zeit dagegen, die an Münſters Stoffſchätzen wenig mehr lernen kann, hat Frank wieder ans Licht gezogen und in Haß und Begeiſterung hoch gewerthet. Denn der gelehrte Stoff veraltet und gerade der beſte neue Stoff wird am raſcheſten Gemeingut, das heißt trivial. Aber ein origineller Menſch wird nur einmal geboren und bleibt ewig jung, wie der eigene Gedanke in eigener Form.

Leſſing ſagt: „Ich bin nicht gelehrt, ich habe nie die Abſicht gehabt, gelehrt zu werden, ich möchte nicht gelehrt ſein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich geſtrebt habe, iſt, im Fall der Noth ein gelehrtes

Buch brauchen zu können. Eben so möchte ich um Vieles nicht reich sein, wenn ich allen meinen Reichthum in barem Gelde besitzen und alle meine Ausgaben in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte. Bare Kasse ist gut, aber ich mag sie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will sie Wechslern anvertrauen und nur die Freiheit behalten, an diese meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweisen. Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener."

So sagt Lessing, der doch wohl der gelehrteste unter den Heroen unserer neueren Nationalliteratur gewesen ist, und zeichnet in diesem Gegensatze von Gelehrsamkeit und Erfahrung und Weisheit zugleich den Gegensatz Münsters und Franks.

Münster hat seinen ganzen Reichthum in klingender Münze in der Kosmographie ausgelegt, Frank zeigt blos, daß er ein gelehrtes Buch zu brauchen weiß zur Stütze seiner eigenen Erfahrung. Wer aber alles sagt, was er weiß, wird niemals ein klassisches Buch schreiben; Münster hat darum mit Recht keinen Namen in unserer künstlerischen Nationalliteratur, während Frank in der Geschichte der deutschen Prosa nicht minder zählt, wie in der Geschichte der Wissenschaft. Münsters Kosmographie ist eine culturgeschichtliche Quelle, doch mehr weil man *an* dem Buche Studien machen kann als *aus* dem Buche.

Franks neuester Biograph, Hermann Bischof, bedauert, daß Münsters Kosmographie etwas später als Franks Welt-

buch erſchienen ſei; „denn mit welchem Erfolg hätte Frank dieſe ausgedehnten Quellen benützen können!“ Ich glaube kaum. Frank hat im Weltbuch mit dürftigen Quellen das Beſte gemacht, aber mit reicheren Quellen würde er ſchwerlich Beſſeres gemacht haben; denn die Kühnheit der Gedanken und der Nerv des Wortes ſind bei ihm das Beſte. Münſter und Frank perſonificiren zwei Grundcharaktere ihrer bewegten Zeit: hier der friedfertige, ſtill forſchende Humaniſt, dort der kriegsmuthige Umwälzer und Reformator; Münſter, der kein Waſſer trübt, und Frank, von dem Luther meint, er ſcheine ſich mehr vom Läſtern und Schänden zu nähren, denn vom Eſſen und Trinken. Beide ſchreiben ein deutſches Hausbuch der allgemeinen Weltkunde. Wären Beider Vorzüge in einem Geiſte vereinigt geweſen, ſo würde dieſer Kosmograph zu den größten Lehrmeiſtern unſeres Volkes zählen.

VII.

Ich nannte vorhin Münſters Kosmographie ein gelehrtes Sammelwerk, welches unter der Mitarbeit Vieler entſtanden ſei. Münſter fand nämlich über zahlreiche Städte und Gaue Deutſchlands ſo wenig literariſches Material vor, daß er ſich nach neuen Quellen umthun mußte. Perſönlich in jene Orte zu reiſen und Archive und Bibliotheken zu durchforſchen, war zu ſelbiger Zeit ein ſchwierig, weitſchweifig und zweifelhaft Ding. Münſter arbeitete ohnedies achtzehn Jahre lang an ſeinem Buch; hätte er dazu noch ganz Deutſchland auf Reiſen durchforſcht, ſo wäre er gar nicht zu Ende gekommen. Auch mochte ihn eine warnende Erfahrung von

solchen Reisen zurückschrecken. Da er nämlich als Professor dreier Lehrfächer in Heidelberg mit fünfundzwanzig Gulden Jahresgehalt angestellt, von dort eine wissenschaftliche Reise nach Basel unternahm, zog ihm die Universität für die Dauer seiner Abwesenheit das Gehalt ein.

Man begreift daher, daß er die Lust an wissenschaftlichen Reisen verlor und in der Vorrede zur Kosmographie mit besonderem Behagen die damals noch neue Wahrheit verkündet, wie bequem es sei, ruhig in der Studirstube zu bleiben und aus Büchern dennoch die ganze Welt kennen zu lernen.

Allein die Bücher reichten ihm, wie gesagt, nicht aus. Er verfiel darum auf eine Auskunft, die seinem Werk für lange Zeit eigenthümlichen Werth verlieh. Wie nämlich Petrus Martyr von Anghiera seine Dekaden über die transatlantischen Entdeckungsreisen zusammenbrachte, als wäre er selber mit dabei gewesen, indem er die Berichte der heimkehrenden Seefahrer aufgriff und diese, wie sie eben waren, frisch aneinander reihete, so ließ Münster ein Ausschreiben ergehen an weltliche und geistliche Fürsten, Grafen und Herren, Rechtsgelehrte, Aerzte, Vögte, Richter, Stadtmagistrate und andere Leute mit der Bitte, ihm ihr Land, ihre Stadt zu beschreiben.

Viele Mittheilungen liefen ein, darunter manche vortreffliche; namentlich beeiferten sich die Städte, durch einen Stadtschreiber oder Pfarrer ihre historischen Herrlichkeiten, des Gemeinwesens Freiheiten und der Bürger Tüchtigkeit für die Kosmographie abschildern zu lassen. Es spricht der Eifer des damaligen Bürgerthums für den Glanz und die Ehre

der Gemeinde gar freundlich aus dieſen zahlreichen Skizzen. Hundert Jahre ſpäter würde Münſter bei den gebrochenen deutſchen Städten ſchwerlich mehr ſolche Theilnahme gefunden haben.

Viel feine Einzelzüge aus dem Volksleben ſind durch dieſes Verfahren in die Kosmographie gekommen und manche Notiz, die von da durch hundert andere Ortsbeſchreibungen als ein ewiges Erbſtück fortläuft, hat in jener Münſter'ſchen Correſpondenz wohl ihre erſte ſchriftliche Quelle.

In ähnlicher Weiſe brachte Münſter die zahlreichen Stadtproſpekte und Pläne zu ſeinem Werke zuſammen. Er ſchrieb an die Städte nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in England, Italien, Frankreich, Polen und Dänemark. Manche blieben jede Antwort ſchuldig, andere ſchickten nichts, weil ſich kein Maler in der ganzen Stadt fand, noch andere lieferten ihm Bilder, welche bewieſen, daß der Maler weder malen noch zeichnen konnte, viele aber ſandten auch ein gutes Blatt; namentlich rühmt Münſter die italieniſchen Städte, welche ihm die trefflichſten Anſichten zugeſchickt, von denen in der That einige noch jetzt als Studien für Künſtler dienen können.

Wenn wir nun bei der vorerzählten wiſſenſchaftlichen Reiſe Münſters von Heidelberg nach Baſel den deutſchen Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts in ſeiner ganzen Demuth und Beſchränkung geſehen haben, ſo erblicken wir hier wieder denſelben Mann, wie er mit Erfolg halb Europa in Contribution ſetzt und gegen ein gutes Wort und die Verheißung ewigen Ruhmes Fürſten und Biſchöfe, Magiſtrate, Gelehrte und Künſtler zur Mitarbeit an ſeinem Werke

bewegt; und der deutsche Professor dieser merkwürdigen Zeit erscheint uns in seiner einsamen Studirstube doch wieder in so stolzer Gestalt, daß wir ihn darob beneiden könnten.

VIII.

Was vor dreihundert Jahren vielleicht als der größte Vorzug unserer Kosmographie erschien, ihre Allwisserei, die jegliches Ding der Welt umfaßte und Geographie und Geschichte, Volkskunde und Physik, die Kunde von allen Königreichen wie von allen Naturreichen zwar leidlich gut geordnet, aber doch ohne alles System neben einander abhandelte, — der encyklopädische Charakter, der, wie gesagt, weiland wohl als des Buches größter Vorzug galt, — das erscheint uns jetzt als dessen größte Schwäche. Allein das sechzehnte Jahrhundert war die Zeit der Sammelwerke. Diese begleiteten und stützten seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien bereits durch mehr als zwei Jahrhunderte unsere Entwicklung und halfen mächtig zum vollen Bruch mit dem Mittelalter. So ruhen auch die größten Schätze der Geschichtschreibung aus Münsters Zeit nicht in selbständig durchgearbeiteten Büchern, sondern in riesigen Compilationen und Quellensammlungen. Unsern zugespitzten Begriff des geistigen Eigenthums kannte man noch nicht. Keiner schrieb damals über historische Dinge, der nicht im Auge unserer Zeit wie ein Zusammenstoppeler oder wie ein Dieb erscheinen würde. Es galt zunächst, die verschlossenen Wissensschätze durch den Druck aufzuschließen; es galt den Stoff zu ver-

breiten, nicht ihn im Feuer eigener Gedanken und Formen vorerst zum persönlichen Besitz des Autors umzuschmelzen.

Erst als der Heißhunger der Welt nach Wissensstoffen und Büchern etwas gesättigt war, entwickelte sich der moderne Begriff des Plagiats. Münsters Kosmographie war für ihre Zeit, was für unsere ein Conversationslexikon; diese Parallele erklärt ihre Verbreitung, ihren Einfluß und gibt das rechte mittlere Maß ihres Werthes.

Die Welt ist inzwischen so unendlich größer geworden und doch besitzt auch unsere Zeit einen „Kosmos." Er führt aber seinen Stammbaum nicht zurück auf Münsters Kosmographie, sondern auf die späteren Versuche einer systematischen Construktion der Erde und des Weltalls durch die großen Physiker und Astronomen. Die Welt ist für Münster wesentlich die Erde; nannte man doch Amerika sogar damals eine „neue Welt," ja Frank glaubt selbst Britannien, weil es vom Meere ganz umflossen sei, eine andere Welt nennen zu dürfen.

Münsters Geographie ist ebenso gut ein Magazin des Wissens wie des Aberglaubens und der Volksphantasie seiner Zeit. Er gibt noch die gelehrteste Untersuchung mit reichen Citaten aus alten und neuen Werken über die Existenz der Tritonen, der Seefrauen und Seemänner, er schreibt nicht blos eine Naturgeschichte der Thiere, sondern auch der Unthiere, er faßt die ganze buntfarbige geographische und physikalische Mythenwelt des Alterthums und Mittelalters im getreuen Conterfei zusammen. Die abenteuerlichen Seefahrten des fünfzehnten Jahrhunderts stürzten freilich dieses Jahrtausende alte Reich der Sage, aber zunächst spannten sie

auch die Phantasie der Europäer auf's höchste, und niemals hat man vielleicht erregter und gemüthlicher gefabelt über die Wunder des Oceans und seiner fernen Reiche, als in dieser selben Zeit, wo die Axt an die Wurzel des alten Mährchenbaums gelegt ward.

IX.

Das sechzehnte Jahrhundert konnte sich selbst die Landes- und Volkskunde nicht ohne einen religiösen Hintergrund denken, und wenn wir das Wort nur recht verstehen, so sollen wir es nicht minder. Denn die tiefste Idee der Geschichte: die Erkenntniß der gerechten und allmächtigen Hand Gottes in den Geschicken der Völker, ist auch die tiefste Idee der Volkskunde, und in ähnlich hohem Sinne schrieb der größte deutsche Geograph der Gegenwart, Karl Ritter, als sein Motto das Bibelwort: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk."

Vor die Landkarten der Münster'schen Kosmographie ist (wenigstens in späteren Ausgaben) als Titelvignette das jüngste Gericht gestellt, wo vor dem Winke Gott Vaters Sonne und Mond erlöschen und dieselbe Erde in Trümmer bricht, deren Fülle und Pracht nachgehends in Bild und Schrift gezeichnet werden soll. Wahrlich, auch diese kleine Vignette zeigt den großen Hintergrund einer über die tiefsten Fragen des Menschendaseins mächtig und düster bewegten Zeit, die den Erdkreis selbst in den nüchternen Linien der Landkarte nicht sehen mochte ohne den Gedanken, daß er einst vergehen solle wie ein Kleid und verwandelt werden wie ein Gewand.

So beginnt denn auch Münſter den Text ſeiner Kosmographie mit einem Hinweis auf die göttliche Offenbarung als den Ausgang aller Weltkunde, und beſchließt ſie wie eine Predigt unter Anrufung des dreieinigen Gottes mit einem „Amen.“

In der Widmung des Buches an den König von Schweden ſtellt Münſter das Walten Gottes in der Geſchichte und die Erkenntniß der Eitelkeit irdiſcher Macht als den rechten Kern alles hiſtoriſchen Wiſſens dar, und zwar in einem Tone, der uns den frommen und ernſten Autor dem Fürſten gegenüber noch ganz in dem männlichen Selbſtbewußtſein eines Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts zeigt, in einer Männlichkeit, die ſo wohlthuend abſticht gegen die Kriecherei und Heuchelei der nachfolgenden Rococo- und Zopfperiode. Nachdem Münſter dem Könige die Eitelkeit aller irdiſchen Macht vorgehalten, ſchließt er: „Solches aber ſchreib ich, nicht daß ich Ew. k. Majeſtät lehren wolle, die ſolches wohl weiß, ſondern daß ich etwas Anzeigung gebe, was mich verurſachet hat zu ſchreiben dies Buch, das vor mir Keiner unterſtanden hat in ſolcher Geſtalt und in deutſcher Zungen.“

Nun darf man jedoch in dieſen Dingen bei Münſter nichts weiteres ſuchen als einen gemüthlichen Ausdruck der volksthümlichen Frömmigkeit ſeiner Zeit; er iſt kein ſpeculativer Theolog, kein Philoſoph der Geſchichte. Die Naturgeſetze ſind ihm nicht der Wille Gottes ſelber, ſondern er nimmt noch einen beſondern Willen Gottes neben dieſen Naturgeſetzen an, eine himmliſche Kabinetsregierung neben der verfaſſungsmäßigen. Gott und die Welt, Gott und die

Geschichte stehen in starrem Zwiespalt neben einander, und nicht umsonst ist der Fürst dieser Welt, der Teufel, so oft und vielgestaltig in der Kosmographie abgebildet, zumeist mit einem Blasbalg in der Hand, womit er den Menschen die bösen Gedanken in's Ohr bläst.

In naivster Weise zeigt Münster seine Vermenschlichung der Macht Gottes, namentlich bei dem Abschnitt von Deutschlands Klima und Landesart. Er findet nämlich, wie ich schon oben erwähnt, daß die Alten, vorab Tacitus und Seneca de gubernatione mundi, Deutschlands Luft und Boden doch gar zu rauh, wüst und ungeschlacht darstellen, während ihm als einem Deutschen, und obendrein als einem gebornen Pfälzer, auch in diesem Punkte nichts über die Herrlichkeit seines Vaterlandes geht, und sucht nach Gründen, warum denn Deutschland, das jetzt so lieblich und fruchtbar, vor tausend und mehr Jahren so rauh und öde gewesen sein könne. Zunächst bringt er das natürlichste Argument, nämlich: die Fruchtbarkeit sei im Lande gewesen sonst wie jetzt, die Menschen hätten sie nur nicht herausgezogen. „Hätte man damals das Erdreich gebaut wie jetzt, so hätte man auch Getreide und Wein gewonnen, und hätte man den Metallen nachgegraben, so hätte man sie auch gefunden." „Aber," fährt er dann fort, „es wäre auch möglich, daß das Erdreich durch Verrückung der Himmel etwas vermög, das es zur andern Zeit nicht vermag." Dieser merkwürdige Satz sieht fast aus wie ein prophetisches Wort, hindeutend auf jene Frage der modernen Physik, ob nicht durch die veränderte Neigung der Erdachse ein Umschlag in unsern Klimaten herbeigeführt werden könne.

Gegen solche natürliche Gründe stellt alsdann aber Münster im Geiste seiner Zeit einen übernatürlichen. Gott hat, um die Kraft seines Wortes zu erweisen und den Unbestand menschlicher Dinge, weiland öde Länder, wie Deutschland, fruchtbar gemacht, dagegen das ehedem so fette Egypten und Babylon wüste und mager.

Man sieht, auch hier steht Münster ganz im Gedankenkreise des Volkes. Wie uns die Volkssage von der „übergossenen Alp" erzählt, die durch einen Zauber plötzlich eine Wüste geworden, so soll Gott umgekehrt über Nacht das Silber in die deutschen Berge gelegt haben, das zur Heidenzeit noch nicht darin gewesen, und jene Grundstoffe in die Felder, die aus einer Wüste ein Paradies aufkeimen ließen. Um seine persönliche Kraft zu erweisen, hat er sein eigen Werk nachträglich umgearbeitet. Allerdings war es Gottes Fluch und Segen, der Egypten und Babylon verdorren und Deutschland so lustig ergrünen ließ, nämlich der Fluch, der auf der Faulheit, und der Segen, der auf dem Fleiße des Volkes ruht, und so versumpft und vertrocknet auch das Land, wo das Volk versumpft und vertrocknet.

Im schärfsten Gegensatz faßt Frank in seinem Weltbuch das Walten Gottes in der Natur ganz pantheistisch, und was wir, die wir selber nur ein Ausdruck Gottes sind, täglich sehen, Sonne und Luft und Land und Meer ist ihm an sich schon das größte Wunder; denn jedes Ding, das uns umgibt, ist Gottes voll, und voll seines Wortes.

Frank citirt beständig Bibelstellen und predigt ohn Unterlaß vom Leben in Gott, aber die Theologen werden wenig Freude an dieser Predigt gefunden haben. Er schließt auch

sein Buch nicht mit einem Amen, sondern indem er einer Reihe von Zügen über der Heiden Aberglauben und falsche Lehre aus Tertullian, Züge von der Hochherzigkeit und Todesverachtung der Heiden gegenüber stellt. Auf dem Titel citirt er den Psalmvers: „Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der so wunderbarlich ist über die Menschenkinder.“ Die citirte Stelle heißt aber gar nicht so, sondern: „Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet.“

Das Zerstören mochte nun zwar wohl, wie wir sehen, einem conservativen Kosmographen wie Münster auf's Titelblatt passen, aber nicht einem radikalen wie Frank; darum bog dieser die zweite Hälfte des Bibelspruchs in's Gegentheil um, denn Frank nahm die guten Gedanken, wo er sie fand, und setzte sie zurecht, wie er sie brauchte.

X.

Sebastian Münster hat nicht nur so große Liebe für sein deutsches Vaterland, er hatte auch noch eine besondere kleine Liebe für seinen Geburtsort Ingelheim. So oft er kann, erzählt er uns, daß dort Karl der Große und auch er, Sebastian Münster, geboren sei, in dem wohlgefreiten Ort, dessen Einwohner, außer vom Getreide, weder den großen noch den kleinen Zehent zu geben brauchen. Münsters ganzes Werk ist ja in Ziel und Anlage auf das nationale und örtliche Heimathbewußtsein gebaut; warum sollte der Verfasser nicht auch von jenem Lokalpatriotismus erfüllt sein, den er bei seiner Quellensammlung so trefflich zu nützen wußte?

Vor längeren Jahren kam ich einmal nach Ingelheim und beſchaute die merkwürdige gothiſche Kirche. Ein alter Küſter führte mich herum und erzählte mir unter anderem, daß in Ingelheim Karl der Große und auch Sebaſtian Münſter geboren ſei, genau mit den Worten, wie ſie in der Kosmographie ſtehen. Der Alte beſaß das Buch und war darin zu Hauſe wie in der Bibel, und ſchier jedes Kind in Ingelheim weiß ſeit Urgroßvaterszeit, daß nächſt Karl dem Großen Sebaſtian Münſter, welcher die ganze Welt beſchrieben, der berühmteſte Mann von Ingelheim geweſen iſt. Münſter lebt in ſeinem Geburtsort nach dreihundert Jahren wirklich noch im Volksmund, und er hat es verdient durch ſeine treue Anhänglichkeit an Ingelheim, wo Karl der Große und auch er geboren iſt. Seine Kosmographie aber iſt immer noch hie und da in ſüddeutſchen Familien das Erbſtück eines Hausbuches, und der Altmeiſter deutſcher Landes- und Volkskunde ſollte in der That auch im Volke nicht ganz vergeſſen werden, und wäre es auch nur wegen des ehrlichen deutſchen Herzens, das wir ſo warm und ſtark ſchlagen fühlen unter dem dicken Panzer kosmographiſcher Gelehrſamkeit.

Der Musiker in der Bildergalerie.

(Gesprochen im „Kaufmännischen Verein“ zu Mannheim am 28. Oktober 1871.)

I.

Ein junger Kapellmeister, ein Mann voll glühender Begeisterung für seine Kunst, etwas stürmisch genial, aber verheißungsvoll begabt als Componist, ging durch die Säle der Bildergalerie seiner Vaterstadt.

Zu seinem Erstaunen sah er dort einen unserer berühmtesten Historienmaler vor einem Gemälde von Dietrich sitzen und die Hauptgruppe desselben mit raschem Pinsel copiren.

Nachdem er bald den in die Arbeit versunkenen Maler, bald das Originalbild fragend betrachtet, klopfte er Jenem auf die Schulter und rief: „Lieber Freund! Wie können Sie, diesen Dietrich um mehr als Kopfeslänge überragend, der Sohn einer größeren Kunstepoche — wie können Sie das Bild dieses alten Dresdener Hofmalers Ihres Studiums würdigen?“

Der Künstler blickte lächelnd auf: „Als Antwort gebe ich Ihnen eine andere Frage zurück. Wie wäre es, wenn ich Sie beim Durchspielen einer Partitur des alten Dres-

dener Hofoperncomponiſten Haſſe überraſchte? Beide waren nicht blos Landsleute, ſondern, glaub' ich, auch Zeitgenoſſen."

„Das werden Sie nie!" fiel raſch der Muſiker in's Wort. „Haſſe iſt ein völlig überwundener Standpunkt. Iſt doch die ganze Götter- und Helden-Oper jener Tage kalt und todt für uns, ja ein beleidigender Widerſpruch gegen unſer heiligſtes Ideal dramatiſcher Tonkunſt! Und zudem war Haſſe ein Deutſcher und ſchrieb italieniſch. Dies allein ſchon genügte, ihn unſerem Herzen zu entfremden."

Der Maler erhob warnend den Finger: „Wären Sie ein ebenſo kluger als leidenſchaftlicher Fechter, ſo würden Sie mich jetzt beileibe nicht an die Italiener erinnern! Denn das muſikaliſche Italien iſt ein gar lehrreich warnendes Exempel. Vor anderthalb hundert Jahren zogen die deutſchen Muſiker noch über die Alpen, um die feinſten Geheimniſſe ihrer Kunſt zu erlauſchen, und ganz Europa beugte ſich der italieniſchen Muſikherrſchaft. Wie iſt das anders geworden! Im Wiegenlande der modernen Muſik iſt dieſe edle Kunſt faſt am tiefſten geſunken, und eine der Haupturſachen des tiefen Verfalls wurde ſo oft betont, daß ich mich faſt ſcheue, ſie zu wiederholen: die Italiener kennen ihre eigene Muſikgeſchichte nicht mehr. Bei ihnen hat jedes Jahrzehnt ſeine neuen Componiſten, die im nächſten Jahrzehnt wieder vergeſſen werden. Seit Menſchenaltern arbeiten die Künſtler vom Tage für den Tag; kein Wunder, daß die Kunſt zuletzt proletariſch geworden iſt. Würden die Italiener ſo ſeichte Opern ſchreiben, würden ſie ihre edle Kirchen-

und Kammermusik so ganz verloren haben, wenn Künstler und Kunstfreunde im vertrauten Verkehr geblieben wären mit den nationalen Meistern der früheren großen Epochen von Palestrina bis Scarlatti und Paesiello? Nur der Künstler, welcher für die Gegenwart schafft, indem er sich an der Vergangenheit stählt und verjüngt, hat heutzutage Aussicht, daß er auch für die Zukunft dauere."

Der Kapellmeister biß sich in die Lippen; denn die Italiener boten allerdings ein bedenkliches Beispiel. Er konnte dem Maler nicht ganz unrecht geben. „Allein wenn ich nun doch einmal alte Meister studieren soll," rief er aus, „dann seien es auch nur die ewig lebendigen größten Meister! Und so wäre ich nicht verwundert gewesen, Sie vor einem Raffael, einem Michel Angelo, Dürer oder Holbein zu überraschen. Aber wie kommen Sie zu diesem Dietrich?"

Der Maler erhob sich. „Die größten Meister sind mir noch nicht groß genug: denn größer als jeder Einzelne ist seine Epoche, von welcher er immer nur einen Theil bildet. Als moderner Musiker ringen Sie nach dem Ideal des Großen, das versteht sich ja von selbst bei den Epigonen Beethovens. Lassen Sie mich in einem Gleichnisse reden. Der großartigste Anblick auf Erden ist der Himmel, der Sternenhimmel — ein Bild, so groß, daß es noch kein vernünftiger Maler zu malen versucht hat. Aber der Sternenhimmel ist nicht dann am größten, wann Abends nur die Sterne ersten Ranges im weiten Raume leuchten — mit der steigenden Nacht, wann sich Sternbild an Sternbild reiht und auch die tausend schönen kleinen Lichter wie hin-

geſäet zwiſchen den großen flimmern und die Milchſtraße ihren verſchwebenden Schleier durch das funkelnde Gewimmel ſchlingt, erſt wann der Himmel ſich füllt mit Größen jeglicher Art, erſt dann wird er ſo unermeßlich groß. So empfinden wir auch die ganze Tiefe und Erhabenheit der Kunſt erſt im Anblick der Epochen, wo wir die Heroengeſtalten der Großmeiſter von den Reigen der Vorgänger und Schüler umringt ſehen. Ja, in den Schülern erkennen wir erſt recht die fortzeugende Kraft des Meiſters; aber freilich auch — was oft noch wichtiger — ſeine Schwäche."

„Schade, daß es am Himmel der Kunſt doch etwas anders ausſieht, als am aſtronomiſchen Himmel!" fiel der Kapellmeiſter in's Wort. „Eine ganze Milchſtraße von mittelmäßigen Künſtlern wird uns niemals erhaben dünken: in der Kunſt ſind nur die Sterne erſten Ranges wirkliche Sterne."

„Sie gebrauchen das rechte Schreckwort, womit man heutzutage die Kunſtjünger verwirrt, das Wort „mittelmäßig!" rief der Maler. „Sprachen doch modernſte Muſiker von der Einſetzung einer „Mediokratie", wenn jemand nur den Verſuch wagte, auch den achtbaren Schülern eines großen Meiſters im Geſammtbilde der Epoche gerecht zu werden! Auch ich haſſe die mittelmäßigen Künſtler; mögen ſie in Vergeſſenheit ſinken! Aber nicht jeder mittlere oder vermittelnde Meiſter iſt darum ein mittelmäßiger."

„Es gibt Leute, die ordnen Künſtler und Kunſtwerke wie der Kaufmann ſein Lager; ſie unterſcheiden zwiſchen Primawaare, Mittelgut und Bafel, und glauben rechte Ariſtokraten des Geiſtes zu ſein, wenn ſie nur Primawaare

in die Hand nehmen und alles andere als unpreiswürdig und mittelmäßig in die Rumpelkammer werfen. Das ist dann freilich ein wohlfeiler Handel; man gewinnt aber auch nicht viel dabei. Der Künstler läßt sich nur schätzen im Zusammenhang der Epochen, und da gibt es dreierlei Gruppen, die allezeit des Studiums und Genusses würdig sind. Vorerst die schöpferischen Genien, welche die Epochen machen; dann die bloßen Talente, denen das Glück vergönnte, in einer wahrhaft classischen Zeit zu leben, und die nun durch den Geist ihrer Epoche über sich selbst emporgehoben werden; endlich aber jene hochbegabten Naturen, welche im Kampfe mit einer unreifen oder sinkenden Epoche niedergezogen werden, daß ihren Werken die volle Harmonie versagt bleibt; aber im tragischen Ringen zünden und leuchten sie oft doppelt wunderbar mit den Blitzen ihres Genius."

Der Musiker bat den Maler um musikgeschichtliche Beispiele der beiden letzten Gruppen.

Jener antwortete: „Franz Schubert als Instrumentalcomponist dünkt mir ein ächtes Genie, welches unter dem Druck einer sinkenden Epoche nicht zur vollauf reinen Aussprache kommen konnte. Betrachte ich andererseits einige der reizendsten, von Laune sprudelnden Symphonien — erschrecken Sie nicht! — Ignaz Pleyels, dann erscheint dieser Mann als ein leichtes, ja leichtfertiges bloßes Talent, welches, getragen vom Geist einer classischen Zeit, vereinzelte, durchaus erfreuliche Werke geschaffen hat, die viel besser sind, als ihr Autor. Wollen Sie aber ein höher gegriffenes Beispiel der letzteren Art, dann nenne ich den ganzen Cherubini."

Bei dieſen Worten bat der Muſiker, das Geſpräch abzubrechen. Es empörte ihn zu tief, daß der Maler Schuberts Inſtrumentalwerke nicht für claſſiſch gelten ließ, und daß er's der Mühe werth erachtete, heute noch von Pleyel zu reden, ja deſſen Namen gar in einem Athem mit Franz Schubert zu nennen. Bei ſolchem Zwieſpalt der Grundgedanken war ja keine Verſtändigung mehr denkbar.

Der Maler bemerkte lächelnd: die Muſik ſei freilich eine etwas zu aufregende Kunſt. Allein der junge Freund werde ihm doch wenigſtens geſtatten, ſeine Erfahrungen aus den friedlicheren Hallen der Malerei mitzutheilen; denn da er ihn einmal herausgefordert und über ſein Studium Dietrichs zur Rede geſtellt habe, ſo müſſe er nun auch ſeine Rechtfertigung aushören.

„Das Wort „Studium," fuhr er fort, „wiegt übrigens zu ſchwer. Ich ſtudiere Dietrich nicht, ich plaudere nur mit dem alten Herrn. Beſuchen Sie mich in einigen Tagen auf dem Atelier, dann werden Sie ſehen, welchen Gebrauch ich von meiner Skizze, von den Früchten jenes Plauderns mache. Sie haben ganz recht: ſtudieren ſoll man eigentlich nur die beſten Meiſter, die beſten Epochen. Aber man kann Beide nur ſtudieren, wenn man mit den kleinen Meiſtern zugleich im kleinen, traulichen Verkehre bleibt. Wir Maler haben's da nun wirklich recht gut in den Bildergalerien. Wenn ich manchmal planlos durch die Säle ſchlendere, da und dort naſchend, blickt mir ein Bild freundlich in's Geſicht, welches ich gar nicht ſuchte; es winkt mir, es redet mich an, es erzählt mir von einem neuen Bilde, von einem ungemalten, und im Geiſte male ich das ſogleich, vielleicht

aus purem Widerspruch oder auch aus Sympathie, wie's eben kommt. Der schaffende Künstler soll seine Zeit nicht im Studium der Kunstgeschichte verbringen, diese überläßt er den Gelehrten; aber er soll verkehren mit Künstlern aller Zeit und Art, er soll einen jeden in seiner Sprache verstehen, bei jedem zu Hause sein. Wer immer mit guter und vielseitiger Gesellschaft verkehrt, der wird selber auch ein vielseitiger, gewürfelter Mann."

„Nur leider allzu oft auf Kosten seiner Originalität," ergänzte trocken der Kapellmeister.

„Mangel an Originalität! das ist schon wieder so ein Schreckwort!" rief der Maler. „Ich will es aber zu einem wirklich erschreckenden Worte wenden: aus lauter Originalität kann man alle Ursprünglichkeit verlieren. Und das beweisen uns gerade die modernsten Musiker und auch manche moderne Maler, welche man aber niemals in einer Bildergalerie findet. Betrachten wir's dann genau, so leiden die Künstler, die am übertriebensten nach Originalität haschen, Autochthonen von Kopf bis zu Fuß, in der Regel unter dem despotischen Druck eines einzigen großen Meisters. Er allein ist ihnen mustergültig; sie wollen dies aber vor sich selbst nicht Wort haben, sie verhüllen ihre Ketten und verlieren so jede Ursprünglichkeit aus purer Originalität. Ich kenne einen Coloristen, der die Tannenbäume roth malt und die Felsblöcke grün und blau; er erreicht damit berauschende neue Stimmungseffecte, namentlich wenn er noch den verbindenden Zwischenton eines braunen Himmels darüber legt, scheinbar als reinstes Originalgenie. Und doch ist er ganz gefangen in den Fesseln Rembrandts, der nie-

mals so gemalt hat. Einem Maler ist dies doppelt Sünde; denn uns wirft sich ja die Kunst aller Jahrhunderte täglich in den Weg, wir brauchen nur die Augen aufzumachen, um uns im Umgange mit vielen guten Meistern von der erdrückenden Macht eines einzelnen Genius zu befreien. Ihr Musiker habt es weit schwerer, weil ihr nichts besitzt, was gleich einer Bildergalerie wirkte. Ja, ich behaupte: wenn die ganze heutige Musik-Epoche unter dem übermächtigen Drucke Beethovens leidet, so liegt der Hauptgrund darin, daß ihr nicht tagtäglich mit Meistern aller Zeit und Art verkehren könnt, wie wir in unsern Bildersälen."

Das war nun wieder ein böses Wort. Denn der Musiker wollte durchaus nicht zugeben, daß Beethoven als einseitiges Vorbild irgendwie auf seine Folgezeit drücken könne. Er hielt ihn für den größten, ja für den absoluten Meister, und es war ihm eine verfluchte arianische Ketzerei, wenn Jemand Beethoven nur für gottähnlich und nicht für gottgleich anzusehen wagte.

Darum würdigte er denn auch des Malers letzte Worte gar keiner Erwiderung, sondern griff zum ursprünglichen Thema zurück, und fragte im Saale umherblickend: ob denn die großen Maler, deren Bilder diese Wände schmückten, ob ein Tizian, Raffael oder Rubens auch im steten Verkehr mit todten Künstlern jeder Art sich frei zu machen gesucht, und nicht vielmehr aus sich selbst geschöpft und im eigenen Genius ihre Freiheit gefunden hätten?

„Sie thaten Beides," antwortete der Maler. „Sie studierten die Antike und manchen ihrer Vorgänger und Zeitgenossen dazu. Aber freilich konnten sie nicht so reichen

Verkehr mit der Vergangenheit pflegen wie wir, denn diese Vergangenheit war noch gar viel ärmer; und dann brauchten sie's auch nicht, denn sie lebten in einer naiven Zeit des Schaffens, und ihnen lag es vielmehr ob, im Sturme jugendlicher Begeisterung das große Grundvermögen zusammenzutragen, mit welchem wir Nachgebornen zu wirthschaften haben."

„Und die Musik stünde jetzt auch in einer solchen Epigonenzeit?" fragte der Kapellmeister.

„Ganz gewiß! und diese beginnt schon bei Weber. Zu Mozarts Tagen waren noch die größten Tondichter naiv. Wer dagegen heutzutage naiv musicirt, der ist ein Musikant. Vielleicht ist Franz Schubert der letzte echte Musiker gewesen, welchem es vergönnt war, naiv und dennoch ein großer Künstler zu sein. Weber ästhetisirt und kritisirt bereits, er schreibt Bücher zu seinen Noten. Mendelssohn, Schumann, Wagner sind dann durchaus vom bewußten Studium getragen — technisch wie ästhetisch — und hätte ich eine Musikgeschichte zu schreiben, so würde ich ihr Kapitel betiteln: „Die gelehrten Romantiker." Die großen Tonsetzer fallen dermalen nicht mehr vom Himmel, sie kommen allesammt aus der Schulstube, können sich darüber jedoch mit unsern Malern und Poeten trösten."

„Hier steht nun aber die Musik an einem besonders bedenklichen Wendepunkt. Die Componisten bedürfen des steten historischen Studiums, wie des täglichen leichten Verkehrs mit den großen und kleinen Trägern früherer Epochen. Aber das wuchtigere Material steht ihnen nur mangelhaft zu Gebot, und die Gelegenheit zu jenem leichten plaudernden Ver-

kehr fehlt ihnen gänzlich. Wir haben in der Musik nichts, was der Bibliothek des Poeten, der Galerie des Malers ganz entspräche. Dieser einzige Mangel macht unsere ganze musikalische Production einseitig. Die neueste Musik wühlt sich ein in ästhetische Paradoxen —: schafft den Musikern die Leichtigkeit und Fülle historischer Anschauungen, schafft ihnen etwas wie eine Bildergalerie, und das Alles wird anders werden!"

Der Kapellmeister mochte nicht weiter streiten. Er verabschiedete sich; aber er sann, wie er dem Maler durch die That beweise, daß er in einem Grundirrthum befangen sei, indem die Musiker ja genug und übergenug von einer solchen Galerie besäßen.

II.

Nach kurzer Zeit erhielt der Maler eine Einladung des Kapellmeisters zu einem „historischen Concert."

Der Zettel war imposant; er hatte 24 Nummern; das Miserere von Allegri machte den Anfang und eine „symphonische Tondichtung" von Franz Liszt den Schluß. Dazwischen bewegten sich Händel und Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn, Schubert, Schumann und noch zwölf Andere, Deutsche, Franzosen und Italiener in bunter Reihe, jeder durch ein kleines Vocal- oder Instrumentalfragment vertreten. Die Meister kamen genau nach dem Altersrang, und ihr Geburts- und Sterbejahr war ihnen auf dem Zettel zur vollkommenen Legitimation sogleich mitgegeben. Weitere historisch-kritische Notizen bot die Rückseite des Zettels. Von der Neuheit und dem ge-

lehrten Ernst der Sache ergriffen, war das Publikum so andächtig still, wie brave Kinder in der Schule. Der Kapellmeister wurde am Schlusse gerufen, und als die Menge den Saal verließ, konnte man auf der Treppe überall die gegenseitige Versicherung hören, daß dies ein ebenso belehrender als genußreicher Abend gewesen sei. War man doch in drei Stunden durch drei Jahrhunderte gegangen, und immer auf demselben Stuhle sitzen geblieben!

Tags darauf besuchte der Maler den Kapellmeister. Die erste Frage des Musikers an seinen älteren Freund war: wie er das gestrige Concert gefunden habe?

„Es war höchst interessant, ja noch mehr, qualvoll interessant. Ich hatte genau die Empfindung eines Mannes, der die ganze Dresdener Galerie in zwei Stunden durchläuft und jedes Bild betrachtet. Eine innere Kraft wird da unmerklich wunderbar geschärft — die Verdauungskraft; denn als sichersten Gewinn bekommen wir einen erstaunlichen Hunger."

Der Kapellmeister war mit Recht böse über die unartige Antwort, und meinte: er habe besseren Dank verdient, denn sein historisches Concert sei eben doch die Probe einer musikalischen Bildergalerie.

„Ich könnte einwenden," entgegnete der Maler, „ein bloses Pröbchen einer Galerie sei just das Gegentheil einer Galerie, die ja nur durch ihre Fülle und Masse wird, was sie sein soll, wie auch die bloße Probe eines Berges kein Berg ist, sondern vielmehr dessen Widerspiel, ein Hügel oder Erdhaufen."

„Sie spielen mit Sophismen!" unterbrach der Musiker.

„Gut! dann behaupte ich umgekehrt: dieſe hiſtoriſchen Concerte ſind darum ſo unfruchtbar, weil ſie viel zu viel bieten, oder richtiger zu vielerlei. Kaum beginne ich bei einem Meiſter warm zu werden, kaum finde ich mich ein klein wenig in den Styl und Geiſt einer Epoche, ſo kommt ſchon wieder ein anderer Mann, eine andere Periode, und wirft mich in grundverſchiedene Stimmungen, und das geht ſo fort, bis man zuletzt vor lauter Hetzjagd der Contraſte gar nichts mehr denken und empfinden kann.“

„Sie geben da das getreue Bild der Eindrücke eines Galeriebeſuchs,“ rief der Kapellmeiſter.

„In der That, eines nur allzu gewöhnlichen unfruchtbaren Galeriebeſuchs,“ ſagte der Maler. „Es däuchte mir auch während des Concertes als bewege ich mich in einem Schwarm von Reiſenden, welche mit dem Bädeker in der Hand durch lange Bilderſäle rennen, um pflichtgemäß die „Kunſtſchätze“ der Stadt zu ſehen. Allein der Künſtler und Kunſtfreund beſucht dieſe Säle ganz anders. Er betrachtet nicht was er *muß*, ſondern was er *will*. Da liegt der große Unterſchied. Die *Freiheit der eigenen Wahl* fehlt mir bei all' euren Concerten, hiſtoriſchen und nichthiſtoriſchen. Von Gemälden kann ich ſehen was ich will, von Gedichten leſen was ich mag. Nicht ſo in der Muſik. Da kriege ich nur zu hören, was mir die ausübenden Muſiker bieten wollen. Der Muſikfreund ſteht unter der Dictatur der Kapellmeiſter, und dieſe führen überwiegend nur auf, was dem Geiſt und der Technik ihrer eigenen Schule verwandt iſt. Es gibt aber noch ſchlimmeres, und das iſt die Dictatur der Geiger, Clavierſpieler, Sänger, die nur vor-

tragen wollen, was der Entfaltung ihrer besondern Technik günstig, was virtuosenhaft dankbar erscheint. Könnte ich doch ein bedeutendes Concert-Institut nennen, welches bis vor kurzem schlechterdings kein großes Orchesterwerk brachte, dessen Partitur der Clarinetten entbehrte, weil statutengemäß nur diejenigen Musiker einen Antheil aus der Tageskasse bekamen, welche in der Symphonie mitgespielt hatten! Also duldeten es die Clarinettisten nicht, daß ein derartiges Werk von Händel oder Bach, Haydn oder Mozart gegeben wurde! Wie stünde es mit unserer Malerei, wenn ihr nur sehen dürftet, was euch die Maler zeigen wollen? wie mit unserer Poesie, wenn wir nur lesen dürften, was die Dichter uns vorzuführen für gut fänden! Die Kunstübung der Maler und Poeten wäre unendlich einseitiger, die Kunstbildung des Publicums unendlich schiefer und flacher."

Der Kapellmeister meinte: zugegeben, daß daraus ein Mangel für die Tonkunst entstehe, so sei die Schuld doch nicht den Musikern aufzubürden. Die Musik könne ihre Gebilde nun einmal nicht neben einander, sondern blos zeitlich nach einander vorführen, und müsse sich also beschränken auf eine Auswahl des Besten und Zeitgemäßesten. Uebrigens lägen dem, welcher weiter strebe, gedruckte Partituren und Clavierauszüge zum allseitigen Studium nicht minder offen, als dem Freunde der Poesie die gedruckten Gedichte.

„Doch nicht ganz ebenso!" wandte der Maler ein. „Die Dictatur der Musiker beherrscht das Concert; sie beherrscht auch den Musikverlag. Was ihr Herren nicht spielen laßt, das wird auch nicht gedruckt. Lessings sämmtliche Werke finde ich in jedem gebildeten Hause; verrathen Sie mir doch,

wo ich Glucks ſämmtliche Werke finde? Selbſt Tiecks und Heinrich Kleiſts Geſammtausgaben ſtehen in jeder größern Bibliothek; man würde mich aber auslachen, wenn ich nach einer Geſammtausgabe Spohrs fragte. Und doch war er ein mindeſtens ebenſo bedeutender Romantiker wie Jener."

„Vergeſſen Sie nicht, daß da eine Haupturſache in der ungleich koſtſpieligern Herſtellung der Muſikdrucke liegt," fiel der Muſiker ein. „Die Tonkunſt braucht zehnmal mehr Papier als die Dichtkunſt, und die Lumpen werden mit jedem Jahr theurer. Trotzdem ſind neuerdings ſo erſtaunlich viele alte und neue Tonwerke in umfaſſenden billigen Ausgaben gedruckt worden, daß ſich der ſtrebſame Muſiker ſehr reiche hiſtoriſche Anſchauungen zu erwerben vermag. Gerade hierin haben wir einen großen Fortſchritt gemacht, und die Muſiker haben ihr rühmlich Theil daran."

„Einen Ruhm, den ich gewiß nicht ſchmälern will," ergänzte der Maler. „Ja, ich wäre vielleicht gar nicht im Stande, ſo gründlich zu räſonniren über die Lücken dieſer Publikationen, und mehr und planvolleres zu fordern, wenn man uns nicht bereits ſo viel geboten und dadurch das Auge fürs Ganze geſchärft hätte. Uebrigens genügen mir dieſe gedruckten Noten unter allen Umſtänden nur halb. Muſik will nicht blos geleſen, ſie will gehört ſein. Selbſt dem gewandteſten Muſiker bietet das bloſe Partiturleſen bei fremdartigern oder zuſammengeſetztern Werken doch nur ein Schattenbild der vollen Klangwirkung. Nur ein gar kleiner Bruchtheil der neuerdings gedruckten Werke aller Schulen und Zeiten wird auch ausgeführt und vollends öffentlich ausgeführt. Und ſo wiederhole ich: das Publikum leidet

trotz all der schönen kritisch correcten Ausgaben unter der Geschmacksdictatur der Musiker; es kann sich nicht einleben in die Fülle und Mannichfaltigkeit der Tonschöpfungen, es muß noch dankbar zufrieden sein, wenn man ihm manchmal eine „neue" Gabe aus den Schätzen unserer größten Meister wie ein Almosen darreicht."

„Halt!" rief der Kapellmeister. „Sie machen da einen kühnen Sprung! Vorher sprachen Sie von den Studien der Künstler, jetzt sprechen Sie plötzlich vom Publikum. Diesem gegenüber ist aber die Dictatur der Musiker vollkommen berechtigt. Das Publikum muß den Künstlern folgen, denn sie verstehen die Sache besser; es muß sie nicht führen und beeinflussen wollen."

Der Maler sprach: „Was den Sprung betrifft, so haben Sie mir, lieber Freund, mit Ihrem historischen Concerte denselben vorgemacht; denn Sie gaben es doch auch nicht für die Musiker, sondern fürs Publikum. Uebrigens bin ich als Künstler Republikaner, und die deutsche Kunst vorab erscheint mir von Grund aus demokratisch. Jeder Versuch der Geschmacksdictatur einer Schule oder gar eines einzelnen Meisters ist bei uns noch immer verderblich auf das Haupt der Dictatoren zurückgefallen. Das bezeugt die ganze neuere Literatur- und Kunstgeschichte von Gottsched bis Richard Wagner. Nur im versöhnlichen, anerkennenden Zusammenwirken der Schulen und Meister von mancherlei Art, nur im wechselnden Austausch der Künstler, Kenner und Kunstfreunde gedeiht die Kunst trotz aller berechtigten Aristokratie des Genius. Ein selbständig gebildetes Publikum ist das Gewissen des Künstlers; wer es einseitig gängelt und unmündig hält, der

beraubt sich selbst der förderndsten Kritik. Mit Recht wählt man in die Vorstände unserer Kunstvereine nicht blos Künstler, sondern auch Kenner und Liebhaber, die niemals einen Pinsel oder Meißel führten. Es wäre gut, wenn die Musiker dies bei ihren Concert-Instituten auch nachmachten; statt dessen betonen sie den Gegensatz des „Künstlers" und des „Dilettanten" hoffärtiger, als man's in irgend einer andern Kunst wagen würde. Sie fürchten für ihre Dictatur. Es fällt keinem vernünftigen Maler ein, Kunsthistoriker wie Kugler und Schnaase, Aesthetiker wie Vischer Dilettanten zu nennen. Denn wenn diese auch nicht malen können wie die Künstler, so kann andererseits der Maler die Geschichte und Philosophie seiner Kunst nicht so gründlich durcharbeiten wie der Kunstgelehrte. Sie sind entweder alle beide Dilettanten, oder sie sind es alle beide nicht. Wodurch erhebt sich aber der Forscher und Kenner, welcher kein Künstler ist über den Dilettantismus? Zunächst durch das umfassende Studium der Epochen, durch den vertrauten Verkehr mit Künstlern aller Zeiten und Schulen — und da kommen wir also immer wieder in die Bildergalerie. Gewänne aber ein musikalischer Schriftsteller solch umfassende Kenntniß ohne Galerie, das heißt durch unendlich mühseligeres Studium, so wäre er vollends erst weit vom Dilettantismus entfernt, und die meisten Musiker wären ihm gegenüber erst rechte Dilettanten. Und also behaupte ich: weder die Geschmacksdictatur der Musiker, noch ihre stete Fehde und Eifersüchtelei gegen die Dilettanten würden vorhanden sein, wenn die gesammten Schätze der Tonkunst zum allgemeinsten Studium und Genuß offen lägen."

Statt aller Antwort gieng der Kapellmeister zu seinem Schreibpult und zog einen dicken Pack Concertzettel hervor. Sie gewährten die Ueberschau sämmtlicher Musikstücke, die während der letzten Jahre unter seiner Leitung waren aufgeführt worden: da konnte der Maler sehen, wie reich die Auswahl gewesen, und daß die Dictatur der Kapellmeister doch so gar schlimm nicht sei, denn sie hatte hier dem Publikum nur das Schönste und Beste von allerlei Art dictirt.

Der Maler prüfte ruhig die Zettel und entwarf sich im Kopfe geschwind eine kleine Statistik. Die Programme boten genau den mittleren Durchschnitt dessen, was man heutzutage ein „gutes" oder „classisches" Concert nennt. Händel, Bach, Haydn, Mozart waren sparsam vertreten; dagegen hatte man sehr viel Beethoven, Mendelssohn, Schubert und Schumann aufgeführt; die lebenden Tonsetzer fanden sich wiederum dürftig genug berücksichtigt und, wie es schien, fast mehr aus persönlichen Gründen, als in irgend planvoller Wahl.

„Diese Zettel," sprach der Maler, „bekunden ohne Zweifel einen großen Fortschritt; unsere Concerte sind seit zwanzig Jahren weit gewählter und inhaltreicher geworden. Aber in welch engem Ring drehen sie sich doch fort und fort trotz alledem! Es sollte Einer nur einmal zusammenstellen, welche Symphonien und Quartette binnen Jahr und Tag in den bedeutendsten Städten Deutschlands öffentlich aufgeführt werden; die Zahl der Werke würde erschreckend klein ausfallen, denn man gibt immer und überall wieder das nämliche; und hat Jemand zwei Jahre lang solche „classische" Concerte in einer größern Musikstadt pflichtlich besucht, dann hat er im wesent-

lichen alles gehört, was während zehn Jahren im ganzen Deutschen Reich wenigstens von älteren Meisterwerken geboten wird."

Der Kapellmeister wollte Einwendungen machen, allein der Maler schnitt sie durch die Frage ab: „Sehen wir doch nach, wie viele Symphonien von Joseph Haydn seit fünf Jahren in Ihren Concerten aufgeführt wurden?"

Es fanden sich vier, und zwar allesammt aus der Spätzeit des Meisters, aus der Gruppe der sogenannten Londoner Symphonien. Der Maler meinte: eine ähnliche Verhältnißzahl würde sich wohl auch an den meisten andern Orten finden, und fragte dann den Kapellmeister: „Wie viele Symphonien von Haydn kennen Sie überhaupt?

„Ehrlich gestanden — fünfzehn aus der Partitur, und dann noch etwa fünfundzwanzig in Clavierauszügen!"

„Da haben Sie's im Studium Haydns weiter gebracht, als die meisten Ihrer Collegen! Uebrigens schrieb Haydn gegen einhundert und fünfzig Symphonien, und die wenigen allgemein bekannten fallen fast durchaus in seine letzte Periode. Die früheren bilden unter sich wieder mannichfache und sehr selbständige Gruppen von frischester Originalität, und darunter sind Werke höchst ernsten, ja tragischen Charakters. Aber wer hat sie gehört? Vielleicht kann sich zur Zeit kein Mensch rühmen, alle Symphonien Haydns auch nur gelesen zu haben, und doch zählt er zu den drei größten Meistern der Symphonie, ja er ist der eigentliche Schöpfer dieser hohen so echt deutschen Kunstform. Wir besitzen keine Gesammtausgabe dieser Werke, von vielen derselben nur alte geschriebene oder gedruckte Stimmen, also keine Partitur.

Die deutsche Nation hat hier eine Ehrenschuld abzutragen; es ist eine Schmach, daß wir's nicht längst gethan haben. Da wird nun Haydn frischweg classificirt und charakterisirt von Aesthetikern und Historikern, die mehrentheils nicht den zwanzigsten Theil seiner Werke gründlich kennen; Einer schreibt dem Andern nach. Wie stünde es um das Gesammtbild Schillers oder Goethe's in der Literaturgeschichte, wenn uns nur eine so mäßige Auswahl ihrer Hauptwerke bekannt wäre?"

Der Kapellmeister konnte dem Maler wiederum nicht Unrecht geben. Allein wie sollte geholfen werden? „Es kostet mich Kopfbrechens genug, alle Symphonien Beethovens binnen zwei bis drei Jahren vorzuführen, und deren sind doch nur neun. Wollte ich alle Symphonien Haydns bringen, dann müßte ich fünfzehn Jahre lang nur Haydn spielen lassen, und würde doch kaum kaum fertig."

„Es ist auch gar nicht nöthig, daß Sie alle diese Symphonien geben," beruhigte der Maler. „Nur sollten die Kapellmeister nicht blos an den spätesten kleben bleiben, die freilich die formreichsten, aber nicht immer die gedankenreichsten sind. Dagegen fordere ich eine charakteristische Auswahl aus den verschiedenen Epochen des Componisten, damit wir seine Totalität wenigstens ahnen können. Das weitere ließe sich durch ein ganz modernes Mittel erreichen, welches uns schon zu gar vielem, anscheinend unerreichbarem verholfen hat: durch die Association. Führt uns die Bach- und Händel-Gesellschaft einer kritischen Gesammtausgabe dieser Tondichter entgegen, so kann man denselben Weg auch bei andern großen Meistern einschlagen. Aber dies allein genügt nicht; mit solch kostbaren Bibliothekwerken für Künstler und Kenner

ist nur der erste Schritt gethan. Wir wollen unsere Kunstschätze genießen, wir — das ganze musikgebildete Publikum — wollen die vielen schönen Tonschöpfungen aus alter und neuer Zeit endlich einmal hören, welche uns die Dictatur der Musiker beharrlich vorenthält; nachher sollen die Gelehrten doppelt und dreifach studieren. Und also beantrage ich, daß man recht viele und vielgestaltige Vereine gründe „zur Aufführung von Werken, welche uns die Musiker nicht spielen." Diese Vereine allein werden im Stande sein, die vielbesprochene Geschmacksdictatur zu brechen."

Der Kapellmeister schüttelte den Kopf. Er erklärte, daß er gerade einer solchen Geschmacksdictatur zum Trotz bereits Mitglied des „Wagner-Vereins" geworden, ja sogar „Patron" für Bayreuth sei — seine Börse und sein Gewissen ertrügen zunächst keine weiteren Vereine für Musik, welche die Musiker nicht spielen mögen.

III.

Für den nächsten Sonntag Abend bat der Maler den Kapellmeister in sein Haus. Er fand dort in dem stattlichen kunstgeschmückten Salon eine Anzahl Musikfreunde versammelt, Herren und Damen, und der Hausherr stellte dem Gaste die Gesellschaft als einen musikalischen Verein vor, der sich den „Trutzverein" nenne, und schon seit Jahresfrist allwöchentlich zu großer Freude und Erbauung zusammenkomme.

„Der Name klingt etwas herausfordernd," bemerkte der Maler, „aber nach dem strengen Wortsinn ist er das

doch nicht, und soll es auch nicht sein. Wir sind durchaus friedliche Leute, wir agitiren nicht, wir begehren nur unsere Freiheit für uns, die Freiheit des germanischen Ideals, kraft deren Jeder thut, was er will, dafür aber auch die Andern treiben läßt, was sie mögen. Und da die herrschenden Musikdictatoren etwas ganz anderes mögen als wir, so trutzen wir eben. Wir musiciren — das ist unser ganzer Trutz. Alle bekannten und geläufigen Werke, die man in öffentlichen Concerten hört, sind hier ausgeschlossen; wir hören sie dort, wenn wir Lust haben. Hier aber machen wir nur Musik, welche uns die Musiker nicht machen. Wir sind, was ich kaum zu sagen brauche, sammt und sonders nur mäßige Techniker, nehmen's aber im heiligen Eifer mit jedem Künstler auf. Uebrigens huldigen wir dem Grundsatze, daß es besser sei eine gute Composition ganz anspruchslos vorgetragen zu hören, als eine schlechte mit hinreißender Meisterschaft."

Nach diesem kurzen Vorwort griff man zu den Instrumenten.

Das Programm des Abends war seltsam genug. Zuerst wurde ein Kammer-Trio des Kirchencomponisten Anton Caldara gegeigt, für zwei Violinen und Violoncell. Dann folgte eine schwermüthige Scene und Arie mit Chor aus dem Oratorium Hiob, von dem Altmeister der komischen Oper, Karl Dittersdorf. Das sinnig feine Andantino aus dem Streichquartett op. 14, 3 von Peter Hänsel bildete hierauf eine Art Ruhepunkt und Uebergang. Dann, entsprechend jener gar ernsthaften Musik des Komikers, kam nun eine recht lustige, vom ernsthaftesten aller deutschen Meister componirt, eine Reihe von Nummern aus Sebastian Bachs komischer Operette „Der Streit zwischen Phöbus und Pan." Man be-

gann mit dem Recitative des Momus: „Ei hört mir doch den Pan, den großen Meistersänger an!“ und der daran geknüpften Arie: „Patron, Patron! das macht der Wind!“ Zum Schluß wurde das einzige, lange Zeit verschollene, Streichquintett gespielt, welches wir von Joseph Haydn besitzen.

Der Kapellmeister gestand, daß das Programm allerdings so paradox wie möglich gewählt sei; theilweise erinnere es fast an jene vor hundert und fünfzig Jahren beliebten Geigensolos mit verstimmten Saiten — „die doch harmonisch klingen,“ ergänzte der Maler.

„Wir sehen bekannte Meister,“ fuhr der Musiker fort, „scheinbar auf den Kopf gestellt“ —

„Und sie fallen dennoch nicht um!“ unterbrach der Maler abermals. „Die Münchener Pinakothek rühmt sich Kirchenbilder von Rembrandt zu besitzen und die Regenbogen-Landschaft von Rubens. Warum sollen wir im Trutzverein nicht auch ein komisches „drama per musica“ von Sebastian Bach singen, welches selber eine Art Trutzmusik ist?“

„Vielleicht wollten Sie mir auch eine Parodie meines historischen Concerts zu hören geben,“ bemerkte der Kapellmeister; „aber hüten Sie sich, daß Ihr Programm nicht zur unfreiwilligen Parodie Ihres eigenen Strebens wird!“

„Das wäre kein Unglück,“ meinte der Maler sehr gelassen. „Man muß auch seine eigenen Consequenzen humoristisch verspotten können, es ist ein Act der Selbstbefreiung, und man fühlt sich so wohl darauf, wie wenn man einmal tüchtig geniest hat. Uebrigens läge mir's näher, sämmtliche Concertprogramme zu verspotten, die modernen und die alten noch mehr. Eine künftige Zeit wird sich königlich ergötzen

über unsere sinnlosen Concertzettel mit ihren tollen Sprüngen und Contrasten. Ohne Zweifel hat ja dann auch ein Schalk unser heutiges Programm ausgewählt, und der Trutzverein geigt und singt in der Regel weit ernsthafter und logischer. Nur meine ich, was wir eben alles gehört, das reize uns besonders, unser Gespräch aus der Bildergalerie fortzusetzen, und vielleicht war dieser harmlos freundliche Grund der entscheidendste bei der Auswahl."

Der Kapellmeister sprach: „Dann bitte ich zuerst um Aufschluß, weßhalb Sie mir das Andantino von Peter Hänsel vorführten?"

„Alle übrigen Nummern spielten wir für Sie," erwiderte der Maler, „nur diese einzige Nummer haben wir in erster Linie uns selber gespielt. Grundsätzlich wählen wir für jeden unserer musikalischen Abende wenigstens ein Tonstück, welches gar nichts weiter als *schön* ist. Denn nichts vergessen unsere heutigen Künstler leichter, als daß auch die Schönheit so beiläufig zu der Kunst gehört. Wollen Sie einen Commentar zu jenem Andantino, so möge ihn Mörike in Versen für mich sprechen. Der Dichter sieht ein sehr unscheinbares Kunstwerk, eine Lampe:

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,
An leichten Ketten zierlich aufgehangen, hier
Die Decke des nun fast vergessnen Lustgemachs.
Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand
Der Epheukranz von goldengrünem Erz umflicht,
Schlingt fröhlich eine Kinderschaar den Ringelreihn.
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist
Des Ernstes doch ergossen um die ganze Form —
Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.

„So wählte ich auch das Quintett von Haydn, obgleich es weit weniger eine klar durchgebildete künſtleriſche Abſicht verräth als viele ſeiner Quartette. Es hat nicht die berauſchende Fröhlichkeit, noch die geiſtreichen Antitheſen des Humors und Ernſtes, noch ſo tiefe Gedanken oder eine ſo kunſtvolle Form wie andere Hauptwerke dieſes Meiſters; aber es iſt ſinnig heiter, ſelig in ſich ſelbſt, es iſt einfach ſchön, und gerade das ſich ſelbſt genügende Schöne iſt ſo unendlich ſchwer zu ſchaffen und ſo ſchwer zu verſtehen. Uebrigens habe ich dieſes Quintett auch darum beſonders gern, weil in den Büchern als ein beſonderes Charakterzeichen Haydn's erzählt wird, daß er niemals ein Quintett geſchrieben habe, und wenn er es ja verſucht, dann ſei immer ein Quartett daraus geworden."

„Hinter jeder Note, welche Sie ſpielen, ſteckt, wie mir ſcheint, eine kleine Bosheit," bemerkte der Kapellmeiſter.

„Leicht möglich! Doch allezeit eine ſehr gutartige Bosheit. Wir lieben den Humor in der Muſik, wie in der Kritik; aber wir laſſen ihn niemals zur perſönlichen Satire auswuchern; denn das letzte Ziel unſeres Witzes bleibt doch nur, Jedem gerecht zu werden. Betrachten Sie jene drei Inſtrumente, mit welchen Caldara's Trio gegeigt wurde, ſelbſt in der Wahl dieſer Inſtrumente ſteckt eine ſolche Bosheit."

Der Kapellmeiſter hatte vorhin ſchon den überaus edeln und großen Ton der zwei Geigen und des Violoncelle's im ſtillen bewundert, und auf ſeltene altitalieniſche Inſtrumente geſchloſſen. Bei näherer Prüfung zeigte ſich's jetzt, daß ſie alle drei von Carlo Bergonzi, dem getreueſten Schüler des

unvergleichlichen Anton Stradivarius verfertigt waren in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

„Diese Geigen," erläuterte der Maler, „sind demnach vermuthlich nur um weniges jünger als das Tonstück, welches wir auf ihnen vortragen hörten. Nun las ich aber einmal: die guten alten Cremoneser Geigen seien eigentlich als reine Zukunfts-Geigen gemacht worden. Denn zur Zeit des Amati, des Stradivarius und Guarnerius habe es ja gar keine Instrumentalmusik, und vollends in Italien, gegeben, die so edler Instrumente würdig gewesen, erst Beethovens späteste Quartette böten die einer echten Stradivari-Geige vollkommen entsprechende Musik, und so hätten denn auch jene unerreichten Cremoneser Geigenmacher gleichsam in prophetischer Vorahnung für den absoluten Meister der absoluten Musik gearbeitet, der nach hundert und mehr Jahren kommen sollte. Gerade im Hinblick auf diese Argumentation, die so göttlich einfältig und doch gegenwärtig so hoch charakteristisch ist, spielen wir mit besonderem Behagen altitalienische Trios von Corelli bis Alessandro Besozzi auf gleichzeitigen Cremoneser Geigen, und freuen uns, wie wundersam der große edle Ton des Instruments den einfach edlen Tongebilden entspricht, die in ihrer knospenhaften Schönheit aus dem strengen Kirchenstyl zur freieren Form der Sonate und Suite hinüberführen, und denken, jene Geigen seien, wie alles, was vernünftige Menschen thun, doch zunächst für die Bedürfnisse der eigenen Zeit gemacht. Hören wir dann aber ein Beethoven'sches Quartett auf denselben prächtigen Instrumenten, dann freuen wir uns nicht minder, wie sie auch diesen Werken von ganz anderer Kunst und Art so

sympathisch dienen, ja auch ihnen erst zur vollen Wirkung verhelfen. Das kann eben nur die Geige, das künstlerischste unter allen Musikinstrumenten. Sie überdauert nicht nur lange menschliche Geschlechterreihen, sondern sie dient auch dem wechselnden Geschmack der Generationen mit immer gleicher, bildsamer Treue — vorausgesetzt, daß sie selber von Anfang an vortrefflich war."

Hierzu bemerkte der Kapellmeister: „Jene Ansicht, daß Stradivarius als prophetischer Geigenmacher eigentlich für Beethoven gearbeitet habe, mag zunächst lächerlich klingen, genauer betrachtet birgt sie trotzdem einen feinen und tiefen Sinn. Denn die ganze ältere Instrumentalmusik ist doch eben nur eine Weissagung auf Beethoven, und man kann sagen: nach der geheimnißvollen Oekonomie der Kunstgeschichte mußten Bach und Haydn und Mozart ihre Suiten, Symphonien und Quartette schreiben, damit Beethoven zuletzt der Vollender der absoluten Musik werden konnte. Dem ganzen Volk gehören darum dessen Hauptwerke, während die Schöpfungen der Vorgänger als höchst schätzbares Material der Kunstgeschichte aufbewahrt und studiert werden sollen, und in ähnlicher Weise dienten jene köstlichen Geigen zunächst allerdings den Vorläufern, um bei Beethoven, dem Meister des großen Tones und Striches, erst sich selber zu finden in der Entfaltung ihrer eigensten Kraft."

Der Maler wurde ganz zornig. „Ihr Musiker habt ein wunderliches Bedürfniß, eure Kunst arm zu machen! Haben Sie jemals von einem Poeten gehört, daß Lessing blos gedichtet habe, damit Schiller und Goethe nachher desto besser hätten dichten können, und daß man, wenn alles

Volk den Faust und Wallenstein besitze, den Nathan füglich den Literarhistorikern überlassen dürfe? Oder haben Sie ähnliches je von einem Maler oder Bildhauer in Betreff ihrer Kunst vernommen? Allerdings erhebt sich jeder spätere große Meister auf den Schultern seiner Vorgänger, und sie waren in diesem Sinne da, um ihn zu heben und zu tragen. Zugleich aber schafft jeder echte Künstler, und wenn er auch nur zu den kleineren Meistern zählt, Werke, welche auf sich selber stehen, schön und fertig in sich, mag hinterher kommen, was da will. Jedes Kunstwerk ist eine kleine Welt, die sich um ihre eigene Achse dreht. Und was ich da von den Künstlern sage, das gilt auch von den Epochen. Darum ist Sophokles nicht antiquirt durch Shakespeare, noch Shakespeare durch Goethe; der romanische Baustyl brachte es zu Werken, die für sich ein Höchstes darstellen, wie der gothische, wie die Renaissance, obgleich einer aus dem andern hervorwuchs. Wenn Sie fleißig in der Bildergalerie verkehren oder gar dem Trutzverein beitreten wollten, dann würden Ihnen diese einfachen Grundanschauungen bald geläufig werden, wie sie längst ein Gemeingut der gesammten Künstlerwelt geworden sind — die Musiker ausgenommen; denn diese haben ihre ganz aparte Aesthetik und Kunstgeschichte neuerdings aus dem Aermel geschüttelt."

„Wie lange Zeit brauchten wir wohl um diese einzige Frage, die Sie da mit Ihren Cremoneser Geigen hineingeworfen, erschöpfend zu besprechen?" fragte der Kapellmeister.

„Ich dächte vierzehn Tage. Wenigstens würden wir uns dann erschöpft haben, ob wir aber die Gründe erschöpft hätten, das bleibt dahingestellt."

„Dann erlauben Sie mir eine andere Frage, die sich vielleicht rascher erledigen läßt," sagte der Musiker. „Das heutige Programm zeigt nur die Namen längst verstorbener Meister: einem Lebenden ist wohl die Pforte des Trutzvereins völlig verschlossen?"

„Ganz im Gegentheil!" erwiderte der Maler. „Wir geben uns fortwährend die größte Mühe, die Lebenden hereinzuziehen. Aber sie bleiben meist mitten in der Thüre stecken, und zwar aus einem ganz impertinent einfachen Grunde: wir spielen die Componisten der Gegenwart so selten — ich sage es Ihnen ins Ohr — nicht weil wir sie nicht spielen mögen, sondern weil wir sie nicht spielen können. Der moderne Musiker schreibt technisch für virtuosenhaft geschulte Künstler, verlangt aber, daß seine Werke in jedem kunstgebildeten Hause sich einbürgern möchten. Da widerspricht der Nachsatz dem Vordersatz. Denn wer einen Meister genau will kennen lernen und lieb gewinnen, der muß seine Werke nicht blos hören, er muß sie auch selber für sich ausführen. Nur wenn die Dilettanten eine Musik fleißig singen und spielen, wird sie Gemeingut der Nation. Lägen Beethovens Symphonien nicht vierhändig auf allen Clavieren, so würden sie ungeachtet der trefflichsten Concertaufführungen nicht entfernt ihr gegenwärtiges unermeßliches Publikum besitzen. Da hat die Trias Haydn-Mozart-Beethoven einen gar gewaltigen Vorsprung vor Bach, dem großen Polyphoniker, wie vor den gelehrten Romantikern und virtuosenhaften Componisten der Neuzeit: jene Classiker bauten ihre meisten Werke so einfach auf, daß sich der Kunstfreund mit mäßiger Technik den Kern ihrer Wirkung

selber veranschaulichen und sich so aufs Anhören einer vollen künstlerischen Reproduction vorbereiten kann. Diese einfache Technik, welche z. B. in der C-moll-Symphonie ihren höchsten Triumph feiert und von Beethoven in seinen Spätwerken freilich theilweise wieder aufgegeben wurde, war aber keineswegs ein Zugeständniß an den Dilettantismus; sie war eine innere ästhetische Nothwendigkeit und Quell zugleich und Ausfluß des Geistes classischer Harmonie. Die vergleichende Kunstgeschichte lehrt uns bei allen Künsten, daß mit der einseitig überwuchernden Technik allezeit gleichen Schrittes die Kunst verfällt. Das ist aber wiederum ein Satz, über welchen man mit einem Musiker vierzehn Tage streiten kann, ohne zum Ende zu kommen; kehren wir also lieber zu unserm Trutzverein zurück. Wenn wir hier auch nur wenige Werke lebender Meister aufzuführen vermögen, so nützen wir doch den Lebenden. Wir befriedigen hier im Verein unser Verlangen nach Tonstücken, welche uns die Musiker nicht spielen wollen, und gewinnen dadurch Lust, jene anderen Werke, welche sie uns spielen, in ihren Concerten desto ruhiger und gerechter anzuhören. In der Bildergalerie hängen allerlei Meister friedlich nebeneinander, und die Besucher betrachten sich, was sie wollen: in der Musik dagegen wird fortwährend der Darwin'sche Kampf ums Dasein gekämpft, denn man kann nicht zwanzigerlei Musik zu gleicher Zeit aufführen. Da heißt es: steh' auf, daß ich mich auf deinen Stuhl setze! Daher die fieberhafte Gereiztheit bei den schaffenden Musikern. Einer beneidet und beeifersüchtelt den Andern, ja die Lebenden sind gar eifersüchtig auf die Todten. Diese aber erscheinen dann liebenswürdiger als die Lebenden,

weil ſie friedliche Leute geworden ſind, völlig außer Stand auf ihre allein gültige Miſſion herrſchſüchtig zu pochen und ihre Vorgänger und Nachfolger mit dem Ellbogen hinweg zu ſtoßen.

„Je öfter wir über dieſen einzigen Umſtand nachdenken, daß man Muſik nur nach einander hören kann, um ſo ſicherer erklärt er uns viele ſonſt ganz unerklärliche Ungeheuerlichkeiten in unſern jetzigen Muſikzuſtänden. Das einzige Mittel aber dem troſtloſen Krieg Aller gegen Alle zu ſteuern, liegt meines Erachtens darin, daß man möglichſt viele Vereine und Concertinſtitute gründet, wo möglichſt vielerlei gute Muſik je in ſelbſtändigen Gruppen geübt wird, wo alſo Jeder nach Geſchmack und Neigung finden kann, was er wünſcht, und alſo auch kein Recht mehr hat, ſich zu ärgern, wenn Andere Anderes begehren und ausführen. Trutzvereine überall werden zuletzt allen Trutz aufheben.

„Im Hinblick auf die Zukunft ihrer eigenen Werke werden ſich dann auch die ſchaffenden Muſiker mit dieſer Selbſthülfe der Muſikfreunde verſöhnen. Wie viele jetzt lebende Componiſten halten ein Streichquartett von Andreas Romberg oder Franz Krommer auch nur noch des verſuchsweiſen Spielens würdig? Und wie viele unter dieſen lebenden Componiſten haben Leiſtungen aufzuweiſen, die für unſere Zeit einen Rang und Einfluß behaupteten, wie die beſten Quartette von Romberg und Krommer für ihre, doch wahrlich nicht ſchlechte, Zeit? Müſſen nun aber jene Quartette jetzt nothwendig zum alten Eiſen geworfen werden, wie wird es dann in fünfzig Jahren gar erſt unſern ſtürmiſchen Zeitgenoſſen ergehen, die um ſo wegwerfender über

jene alten Zöpfe aburtheilen, je weniger sie dieselben kennen? Gedenken Sie Ihrer eigenen Zukunft, und Sie werden besonnener und gerechter die Vergangenheit würdigen!

„Im Studium der größten Meisterwerke demüthigen wir Maler uns, wenn wir stolz werden; im Anblick der guten Bilder kleiner Meister erheben wir uns, wenn wir verzagen wollen. Ich weiß, daß ich kein Raffael oder Dürer bin, aber ich habe doch manches Bild gemalt, das sich in unserer Zeit mit Ehren sehen lassen darf. Wenn ich nun kleinmüthig werde, und denke, was bedeuten selbst deine besten Leistungen? sie versinken wie Welle um Welle in dem ungeheuren Strom des Besten und Guten, welchen die Jahrhunderte daher wälzen und immer riesiger wachsend, weiter wälzen werden — — dann flüchte ich mich in die Galerie. Da sehe ich — mein Blick schweift aufs Gerathewohl — einen flotten Tintoretto, der uns noch immer frisch und lebendig anspricht, obgleich er weitaus kein Tizian ist — oder ein gediegenes Porträt von Christoph Schwarz, dessen gesunde Charakteristik selbstgewiß und nothwendig, wie die Natur wirkt, obgleich es kein Dürer oder Holbein — oder eine geistreiche Landschaft von Waterloo, die nicht ganz unwürdig neben Ruysdael hängt. Und ich denke: sind die besseren Werke solcher und zahlloser anderer Meister zweiten und dritten Ranges durch Jahrhunderte lebendig geblieben, dann könnte es ja auch einzelnen deiner besten Werke ähnlich ergehen, und so finde ich Muth und Begeisterung, fröhlich wieder zum Pinsel zu greifen.

„Achten Sie doch auf ein sehr merkwürdiges Zahlenverhältniß. Es gibt gewiß mehr als zweihundert ältere

Maler, die man gute Meister nennt, deren Bilder im öffentlichen und Privatbesitz fortwährend lebendig wirken, und im Kunsthandel mit weit höheren Preisen bezahlt werden, als den Künstlern jemals zu Lebzeiten geboten wurden. Mögen viele dieser Bilder auch alterthümlich sein, veraltet nennt man sie nicht. Nun zählen Sie einmal jene ältern Musiker, welche man allgemein gute und noch heute lebendige Meister nennt! Sie bringen vielleicht fünfzehn Namen zusammen, die man allerseits unbestritten gelten lassen wird, dann noch etwa zwanzig weitere, die man Ihnen je nach dem Parteistandpunkte verwirft oder zugesteht. Hiermit sind wir aber fertig. In einem Jahrhundert haben die Holländer allein, wie es scheint, mehr gute Maler aufzuweisen, deren Kunst heute noch lebendig wirkt, als alle Nationen Europa's gute fortwirkende Musiker während dreihundert Jahren. Dies ist aber nur ein Schein. In der That besitzen wir eine große Zahl von guten Componisten, deren Werke noch höchst lebensfähig wären. Aber der „Kampf ums Dasein" hat sie hinweggebissen; sie sind nur noch Material für den Musik-Historiker; dieser aber wird nur von den wenigsten seiner Leser verstanden, eben weil sie das Material nicht kennen, welches er darstellt. Sind das nicht trostlose Zustände? Der ehrgeizige Kunstjünger, welcher sieht, daß in der Musik Vergangenheit und Vergessenheit mehrentheils gleichbedeutend sind, klammert sich dann krampfhaft an die Gegenwart, indem er sich in blinder Hoffart über alles Maß aufbläst, die Gunst des Augenblicks verzweifelnd festzuhalten und zu steigern sucht, und der eigenen drohenden Zukunft so wenig gedenkt wie der fremden Vergangenheit. Darum wuchert dann auch die Reclame,

welche sonst der deutsche Künstler tief unter seiner Würde fand, neuerdings bei einzelnen Musikern und ihrer Gefolgschaft derart, daß selbst der berühmte Scheerenschleifer Walcott sich beschämt überwunden erklären muß."

V.

Wochen vergiengen. Der Maler bemerkte, daß der Musiker inzwischen öfters nachdenklich durch die Säle der Galerie strich. Er trat ihm eines Tages in den Weg, und fragte: „Sie kommen ja recht fleißig hieher; sind Sie ein so großer Bilderfreund geworden?"

„Nein! Ich besuche die Bilder als Musiker. Ich erwäge, wie nun alles in unserer Kunst wäre, und würde, wenn wir's ähnlich gut hätten wie Sie. Und dazu will ich meine Schwäche gestehen: ich suche mir Muth im Anblick der kleinen Meister, und dachte eben: wenn dieser Hühnerhof von Hondekoeter, auf welchem sich zwei Hähne beißen, zweihundert Jahre Stich gehalten hat, sollte dann meine neue große Es moll-Symphonie in sechs Sätzen, wo sich die ganze Welttragik des Menschenherzens in streitenden Tonheeren auskämpft, nicht wenigstens fünfzig Jahre überdauern?"

Der Maler gerieth in komische Verzweiflung. „Sie machen einen bedenklichen Gebrauch von meiner goldenen Regel! Die Hühnerhöfe, lieber Freund, pflegen im allgemeinen weit dauerhafter zu sein als die Welttragik des Menschenherzens, und ein kleiner Maler leistet nur dann großes, wenn er sich einen bescheidenen Stoff wählt, den er ganz zu beherrschen vermag. Ich versprach Ihnen übrigens

zu zeigen, welchen Gebrauch ich von meiner Skizze nach Dietrich, von meinem mehrtägigen Plaudern mit dem alten Herrn gemacht habe. Wollen Sie mich auf mein Atelier begleiten?“

Der Kapellmeister fand dort ein historisches Genrebild seines gestrengen Freundes, äußerst farbenkräftig gehalten und fast vollendet auf der Staffelei. Die Skizze nach Dietrich war unmittelbar daneben aufgehangen. Lange verglich der Musiker beides mit einander, er suchte nach irgend einer Nachahmung des Motivs der Skizze, konnte aber nichts der Art finden; es bestand augenfällig gar kein Zusammenhang zwischen der Skizze und dem Gemälde.

Nachdem er seine Verwunderung darüber ausgesprochen, meinte der Maler: „Es wäre dann doch auch traurig, wenn ich den alten Dietrich bestohlen hätte! Ich will Ihnen erklären, wie er mir geholfen hat. Sein Bild hat einen ganz originellen warmen Goldton; man merkt die ausklingende Rembrandt'sche Schule. Dieser Ton reizte mich zu einer contrastirenden und doch innerlich verwandten Farbe, zu dem warmen Grün, welches Sie auf meinem Bilde bemerken werden. Ich stimmte meinen Ton weit tiefer als Dietrich den seinigen, und fand da im steten Anblick der Skizze während der Arbeit einen Maßstab, der mich zur Steigerung reizte. Hätte ich mir ein Rembrandt'sches Bild so hart neben die Staffelei gestellt, so würde der gewaltige Colorist viel zu fesselnd, er würde lähmend auf mich gewirkt haben; mit Dietrich konnte ich's schon wagen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß ein Künstler jemals ganz aus sich heraus erfinde. All unser Schaffen knüpft, bewußt oder unbewußt, an früher Gehörtes und Gesehenes, wie unsere Phantasie

überhaupt nichts anderes ist, als das activ gewordene Gedächtniß. Man denke sich Mnemosyne männlich, so wird sie zum Phantasus."

„Da werfen Sie eine neue Frage herein," rief der Musiker, „über welche wir so wenig zum Schluß kommen würden, wie über die früher erörterten. Wir führen den dialogue de mais, wie Voltaire sagt: Jeder antwortet dem andern fortwährend mit einem Aber, und nachdem alle einzelnen Aber beseitigt sind, bleiben Beide zuletzt in dem größten Fundamental-Aber stecken."

„Und dies wäre die ganze Frucht unserer Debatte?" fragte der Maler.

„Nicht doch!" entgegnete sein junger Freund. „Ich bekenne, daß ich unter der Hand ein altes Notenbuch studiert habe, welches schon jahrelang unbeachtet unter meinen ausgemusterten Musikalien liegt. Ich fand es neulich so auf den ersten Griff: es ist die gedruckte Ausgabe von Philipp Emanuel Bachs Gellert-Liedern. Das Singen und Spielen dieser spröden, zopfigen, geistreichen, sinnigen Lieder ist mir eine erfreuliche Buße, die mir zum Genusse wird. Die Musik ist oft weit schöner als das Gedicht."

„Und doch," fiel der Maler ins Wort, „kennt ganz Deutschland diese großentheils veralteten Gedichte, und sie werden immer wieder neu gedruckt; die viel schönere Musik Philipp Emanuels kennen wohl kaum hundert Menschen. Jeder deutsche Dichter, bis zum modernsten Stürmer und Dränger hat den alten Gellert irgend einmal gelesen. Keiner glaubt, daß diese Lectüre ihn am Ende gar zu altmodischer Schreibart verlocke oder den freien Adlerflug seines schlechthin originalen Genius hemme! Wie viel hat die Musik doch

nachzuholen, um mit der Gesammtbildung unserer Zeit in vollen Einklang zu kommen!“

Der Kapellmeister mußte dem Maler recht geben. Aber er war ungewiß, ob er ihn lieber zerreißen oder ihm die Hand drücken solle. Dieses Doppelbestreben hielt sich in sich selber in der Schwebe, und so brachte er zuletzt nichts weiter heraus, als eine gleichfalls schwebende Frage: „Ob wir beide uns wohl ganz verstehen?“

„Vielleicht nicht ganz!“ erwiderte der Maler. „Aber wir haben uns gegenseitig zum Vergleichen und Nachdenken angeregt; wir haben uns von Grund aus beunruhigt, und Sie haben insbesondere Ihr Auge auf einen Punkt wenden müssen, wo es fehlt in Ihrer Kunst; Sie werden es nicht wieder abwenden können, Sie werden den Aufruhr nicht wieder los werden, den der eine Blick der Erkenntniß in Ihnen angefacht hat. Das ist wenig und sehr viel!“

So schieden sie.

* * *

Ich richte die Frage des Kapellmeisters auch an Sie, meine verehrten Zuhörer! „Ob wir uns wohl ganz verstehen?“ — Und Sie antworten am Ende mit dem Maler: „Vielleicht nicht ganz!“

Aber wenn ich Sie zum Vergleichen und Nachdenken angeregt, wenn ich Gedanken über die moderne Bewegung der Musik in Ihnen geweckt, gleichviel ob gegnerische, ob beifällige, ja ich sage es gerade heraus, wenn ich Sie recht beunruhigt habe, dann können auch wir befriedigt von einander scheiden. Denn die Unruhe führt zur Arbeit und die Arbeit zur Erkenntniß, in welcher wir die Harmonie uns selber erringen.

Die Zopfperiode des deutschen Liedersatzes.

(Diesem und dem folgenden Vortrag liegen zwei umfassendere Vorlesungen über das deutsche Lied des 18. Jahrhunderts zu Grunde, welche ich 1857 und 1861 im „Chemischen Laboratorium" zu München hielt.)

I.

Wir belauschen das Gemüth des Volkes in seinen Liedern, wir empfinden ihm nach, was es empfunden hat. Dies gilt nicht blos von dem naiven Volk und den sogenannten „Volksliedern," es gilt von allem Volke, also auch dem gebildetsten, sofern es uns nur als ein Ganzes entgegentritt und in einer genügend entfernten Sehweite für den Beobachter. Da gewinnt dann selbst das individuellste Kunstlied die Bedeutung eines Volksliedes, nicht, weil es sich im Volke weiterbildete, wie der ächte Volksgesang, sondern lediglich, weil es von den Gebildeten allgemein gesungen wird, ihre Gemüthsstimmung gleicherweise beeinflussend und aussprechend. Heutzutage singt man mit Vorliebe Schubert und Schumann: ein künftiger Beobachter wird aus dieser Thatsache berechtigte Schlüsse ziehen auf die Empfindungsweise der gebildeten Kreise unserer Zeit, und wenn deren Herzschlag längst erstorben ist, wird er ihn noch nachempfinden

und kritisch nachweisen in den Tönen dieser heute maßgebenden Lieder. Wie ganz anders empfanden unsere Großväter und Großmütter, wenn sie im geselligen Kreise Schulze's und Reichardts helle, einfache Liedchen anstimmten und der Chor zu jeder Strophe im Rundgesange einfiel! Man versuche eine Reihe solcher alten Lieder unter Freunden wieder vorzutragen, man versuche jenen ungeschulten Chorus im Unisono wieder einfallen zu lassen: der Eindruck wird ein ganz eigenthümlicher sein, — es wird uns durchschauern, als ob der Geist der Vergangenheit leibhaft und lebendig wieder unter uns trete.

Durch die Zauberformel des Liedes möchte ich nun auch in dieser Stunde den Geist einer vergangenen Zeit beschwören. Aber ich greife noch um weitere fünfzig bis siebenzig Jahre zurück über die Jugend unserer Großväter und über Schulze und Reichardt hinaus.

Ich versetze Sie in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ob die deutschen Bauern damals schon wieder so gut singen gelernt hatten wie vor dem dreißigjährigen Kriege, das weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß der gedrückte, in's Kleinleben zurückgedrängte Bürger, der Gebildete, noch nicht recht vermochte, seines Gemüthes im Liede froh zu werden. Die Noth lehrt bekanntlich zunächst beten, — nicht singen. Und so würde jene Zeit dem Kunstforscher geradezu gemüthsarm und gemüthlos erscheinen, wenn die kunstvoll erhabene religiöse Musik Bachs und Händels nicht bewiese, daß sich die Aussprache des Gemüthes in die Tiefen der religiösen Geheimnisse zurückgezogen und dort lebendig er-

halten hätte. Nur weil und wo man das Beten nicht verlernte, hatte man dazumal auch das Singen nicht verlernt.

Aber die Kirchenmusik war eine Welt für sich, und Bach und Händel stehen in ihrer Zeit als erhabene Aristokraten des Genius; ihre Aufgabe zielte nicht auf das kleine Lied, welches den Spuren des dichtenden Lyrikers folgend, das Gemüthsleben des häuslichen und geselligen Kreises aussprechen und verschönern will. Und eben nur auf dieses Lied wende ich hier mein Augenmerk.

Zu Gehör bringen kann ich Ihnen nun freilich jene alten Lieder nicht, aber ich kann Ihnen wenigstens erzählen, wie sie gedacht und gemacht sind, wie die Zeitgenossen darüber urtheilten, und wie sich die musikalische Liedesweise zur lyrischen Poesie der Periode verhielt.

II.

„Zwölf teutsche Sing-Oden, beym Clavier zu singen, verfertiget von Hieronymus Christoph Rohleder". — so ungefähr lauten die Titel der meisten Liederhefte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Schon dieser Titel ist ein ganzes Stimmungsbild.

Die deutschen Dichter „verfertigten" damals noch Gedichte, und die deutschen Musiker „verfertigten" dürftige, winzig kleine Lieder, welche sie „Oden" nannten. Im Oratorium, im Kirchen- und Opernsatz blühte eine ächte und erhabene Kunst, im schlichten deutschen Liede hingegen florirte das Handwerk. Wie hätte der Componist auch

ein Lied, welches der Dichter blos verfertigt hatte, wahrhaft in Tönen umdichten können? Harsdörffer hatte einen Nürnberger Trichter für die Poeten geschrieben und Martin Heinrich Fuhrmann verfaßte 1706 einen Berliner Trichter für die Sänger. Die lebendigste Kunst und das todteste Handwerk streiften in dieser Musikperiode hart aneinander. Schrieb doch Kirnberger noch 1757 seinen „allezeit fertigen Polonaisen- und Menuettcomponisten," damit sich auch der unmusikalische Mensch „durch rein arithmetische Manipulationen so viele Polonaisen und Menuetten componiren könne, als ihm beliebe," und Philipp Emanuel Bach setzte, halb im Scherz, halb im Ernst, seinen „Einfall" daneben, „einen doppelten Contrapunkt in der Oktave von sechs Takten zu machen, ohne daß man die Regeln wisse."

Nun läßt sich aber bekanntlich in Poesie und Musik nichts weniger „verfertigen" als das Lied, welches die unmittelbarste Empfindung in der knappsten Form aussprechen, welches ohne alles Machwerk zum Herzen tönen soll. Kein Wunder, daß das Lied verachtet war, so lange man auf das Verfertigen das höchste Gewicht legte; denn man mochte sich drehen, wie man wollte: es war doch nicht viel zu verfertigen am Liede. Also steckte auch nach den Begriffen jener Zeit im Liede nur sehr wenig Musik und noch weniger Kunst.

Man könnte die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darum kurzweg auch als die Periode *der Verachtung des deutschen Liedes* bezeichnen.

Zeugnisse der Zeitgenossen für jenes harte Wort gibt es in Fülle. Die Tonsetzer selber achteten ihre eignen Lieder gering, sie waren Nebenarbeit, Spielerei. Als bloser Lieder-

componist konnte sich Niemand einen musikalischen Namen machen. Obgleich gar viele, ja viel zu viele Lieder gesetzt wurden, erschienen sie doch häufig anonym. Bei den zahlreichen Liedersammlungen weiß man oft nicht, ob der auf dem Titelblatt genannte Autor nicht blos der Sammler und Herausgeber ist. Die Berliner Schule der fünfziger Jahre bezeichnet in dieser Aeußerlichkeit wie in wichtigeren Dingen den Uebergang zu den namhaften Meistern des Liedes. In den unsern Kennern wohlbekannten, gesammelten „Oden mit Melodien," Berlin bei Birnstiel 1753, sind weder Componisten, noch Dichter genannt. Erst nachträglich theilt Marpurg in seinen „historisch-kritischen Beiträgen" — „mit vermuthlicher Erlaubniß der Herren Autoren" — die Namen mit, und wir sehen, daß wir sowohl die bedeutendsten Poeten des Hagedorn-Ramler'schen Kreises, wie die besten Berliner Musiker, Graun, Quanz, Bach, Krause, Benda, Agricola u. A. vor uns haben. Von da an pflegte die Berliner Schule, wenigstens in der Regel den Namen des Componisten des Nennens werth zu achten. In Norddeutschland schrieb man seitdem auch meist den Namen des Dichters hinter den Text, im Süden dagegen wird noch ein Menschenalter später selbst in vielen größeren Liedersammlungen (z. B. in der Mannheimer Ausgabe von Haydns Liedern) kein Dichter genannt; denn nach altväterlichem Herkommen galt hier das Gedicht nur für die Leinwand, auf welche der Componist sein Tonbild malte.

Wo sich aber bedeutendere Musiker fast schämten, als Liedercomponisten offen hervorzutreten, da nahmen natürlich auch die Biographen und Literatoren von solchen Werken

kaum Notiz. Daraus erwächst dem Forscher große Mühsal. Er muß nicht blos die Quellen, d. h. die alten Liederwerke, durcharbeiten, sondern vorerst ermitteln, wer denn überhaupt damals in bedeutsamer Weise, oft anonym oder pseudonym, Lieder gesetzt habe? Wenn vereinzelte gelegentliche Versuche, wie z. B. die zwei Lieder Seb. Bachs durch hundert Jahre vergraben lagen, so hat das nicht viel auf sich. Dergleichen kleine Gelegenheitsarbeit wird in aller Literatur und Kunst selbst bei den größten Meistern noch täglich neu entdeckt; sie kann die Physiognomie des Künstlers mit einem neuen feinen Zuge bereichern, nicht aber die Kunstgeschichte mit einer neuen Thatsache. Wenn dagegen bei dem Dramatiker Gluck so lange Zeit vergessen blieb, welchen Umschwung derselbe durch seine leitenden Grundideen, wie durch wenige aber um so gewichtigere Musterstücke in der Behandlung des deutschen Liedes anbahnte, oder wenn wir den Theoretiker Marpurg nur noch als einen Mann des Generalbasses und der Musikgeschichte kennen, dagegen ganz vergessen haben, daß derselbe Marpurg ein gut Theil seiner Kraft an eine gereinigtere Lehre vom deutschen Lied setzte und an praktische Versuche in der Liedercomposition, so sind dies offenbare Lücken in der Kunstgeschichte. Die Schuld trifft freilich die Masse der gedankenlos nachschreibenden späteren Historiker, noch viel mehr aber die kritischen Zeitgenossen jener Meister selber, welche die Arbeit am Liede gar nicht besonderen Aufhebens werth achteten. Der Engländer Burney, dessen musikalisches Reisetagebuch von 1770 eine stets von neuem ausgeschöpfte Quelle geworden ist, gedenkt kaum irgendwo des damals so fröhlich aufblühenden deutschen

Liedes: dennoch nimmt es ihm Forkel gewaltig übel, daß er neben ehrsamen Zunftmusikern auch „ächte Bänkelsänger“ auf's genaueste beschrieben habe. Wie wichtig sind uns dagegen gerade Burney's Notizen über einen „Bänkelsänger,“ wie Hiller, eben weil dieser ein Vater des modernen Liedes war und zwar zumeist da, wo er für Forkel am entschiedensten Bänkelsänger gewesen! Wie treffend dünkt uns jetzt das Urtheil des Engländers, wenn er erzählt, auf der Floßfahrt von München nach Wien habe er aus dem Munde bayrischer und östreichischer Bauern erst ächte deutsche Lieder kennen gelernt, während man in den Kunstkreisen der Musikstädte nur italienisirte Lieder zu hören bekomme! Darüber konnte der zunftgerechte Musiker jener Zeit nur die Achsel zucken, und Forkel meinte ein andersmal mit einem Seitenblick auf Lied und Arie: „Es gibt eben Liebhaber, die an einer musikalischen Kartoffel eben so viele Freude finden, als Andere an einer musikalischen Ananas!“

Solche Worte erregten nun in den siebenziger Jahren freilich schon starken Widerspruch, allein sie konnten noch als Stichwörter einer mächtigen Partei gesprochen werden; in der Zeit der „verfertigten Lieder“ dagegen, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wagte kaum Jemand sich zu rühren wider derlei Machtsprüche. Es war dies die rechte Zeit der Verachtung des deutschen Liedes.

Wie man jetzt ein gutes Lied herabsetzen würde, wollte man es eine Arie schelten, so sprach man damals seine Geringschätzung gegen eine Arie aus, indem man sie ein Lied schalt. In diesem Sinne soll Sebastian Bach Hasse's Arien verächtlich „die schönen Dresdner Liedchen“ genannt

haben. Das gut deutsche Wort Lied ward überhaupt als gar zu volksmäßig und bänkelsängerisch gemieden und auch der schlechteste Gassenhauer hieß, wofern er gedruckt wurde, eine „Singode," eine „Ode" schlechtweg, ein „Gesang," wohl gar eine „Arie." Schon von Standes wegen wurde dieselbe Weise, welche in eines Bauern Mund ein Lied gewesen, im Munde einer Standesperson zur Arie oder Singode. Noch in Don Carlos singt die Prinzessin Eboli ihre „liebste Arie" zur Laute, als sie sich vom Infanten überraschen läßt, und sogar die Lieder in den „Räubern" bezeichnete man damals noch mit dem vornehmen Musikantenausdruck als Arien. (In der Vorrede zur 2. Aufl. der Räuber (1782) heißt es am Schluß: „Ein Meister setzte die Arien, die darin vorkommen in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird." Dieser Meister war der damals zweiundzwanzigjährige Zumsteeg.)

Rousseau in seinem musikalischen Wörterbuch (1768) weiß noch nichts vom deutschen Lied, und welch niedrigen Begriff er von dem volksthümlich ächten, damals zum Frommen der französischen Kunstmusik schon so glücklich ausgebeuteten „Chanson" hatte, erhellt aus seiner ergötzlichen Definition des Wortes. Er sagt: „Chanson ist ein ganz kleines lyrisches Gedicht, welches sich gemeinhin um irgend einen angenehmen Gegenstand dreht. Man paßt ihm eine Sangesweise an (un air), um das Chanson im trauten Kreise zu singen, etwa bei Tisch, unter Freunden, mit der Geliebten, oder sogar auch für sich allein: der Reiche, daß er auf einige Augenblicke die Langeweile banne, der Arme, daß er leichter sein Elend trage und seine Arbeit." Ganz würdig

dieſes Begriffes beginnt dann auch Rouſſeau ſeine Eintheilung der Chanſons mit den airs de table.

Obgleich der Deutſche des achtzehnten Jahrhunderts wohl oft genug den Italienern, nicht aber den Franzoſen den Rang vor der vaterländiſchen Muſik einräumte, ſo überſchrieb er ſeine Liederhefte doch manchmal ſogar: airs et chansons, nur um das fatale deutſche „Lied“ zu vermeiden. Das hat ſich nun ſeltſam gedreht; denn ſeit Alfred de Muſſets Vorgang nennt ſelbſt der Franzoſe das deutſche Lied „le Lied“, weil er inzwiſchen gelernt hat, daß der Begriff ebenſo ausſchließend deutſch iſt, wie das unüberſetzbare Wort, und während ſonſt manches ſchlechte deutſche Lied behufs der Standeserhöhung Chanſon getauft wurde, läuft jetzt manche Weiſe als „un Lied“ in Frankreich um, die doch eigentlich nur ein verdorbenes Chanſon iſt.

Es iſt überhaupt ein wunderlich Ding um den Curs der Wörter und Begriffe, und doch iſt andererſeits ſo viel hiſtoriſche Vernunft in all der Wunderlichkeit! Als die Lieder zum Arien- und Odentitel aufgeſtiegen waren (dieſes Avancement beginnt ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert), wollten nachgerade die Muſikanten auch nicht mehr Muſikanten heißen. Mitzler tadelt es in ſeiner muſikaliſchen Bibliothek (1738), daß Scheibe „den Herrn Hofcompoſiteur Johann Sebaſtian Bach den vornehmſten unter den Muſikanten in Leipzig“ genannt habe und meint, man ſolle ihn füglicher einen „Virtuoſen“ nennen. Allein der „Muſikant“ bezeichnet denn doch den Meiſter der ganzen Muſik, Virtuos, nur den Mann der Fertigkeit und der äußern Mache. Welch eine Entwürdigung dünkt es uns jetzt wieder von dem Virtuoſen Bach zu reden!

Gottſched, der Diktator der verfertigten Poeſie, ſchlug ſtatt Muſikant gar „Spielmann“ vor, und Mitzler entgegnete ihm mit Recht, das heiße den Titel nicht erhöhen, ſondern herabdrücken, denn Spielleute ſeien ja gerade die gemeinſten Muſikanten. Den Grund aber, warum der Spielmann gemeiner iſt als der Muſikant, blieb Mitzler ſchuldig, weil er ſo wenig wie Gottſched von dem innern Unterſchied des ſchöpferiſchen und des blos fertig reproducirenden und ſpielenden Tonkünſtlers eine Ahnung hatte. Muſikanten können ein Lied componiren, Virtuoſen können es nicht, ſie bringen es höchſtens zur Verfertigung einer „Singode,“ dem Zwitter von Lied und Arie.

III.

Statt weitere Zeugen für die undankbare und ungeſchickte Pflege des deutſchen Liedes in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts abzuhören, dürfte es indeſſen nützlicher ſein, den Gründen tiefer nachzugehen, woraus jener Zuſtand entſprang.

Seit dem ſechzehnten Jahrhundert hatte ſich die deutſche Muſik dem Liede äußerſt fleißig zugewandt, und ſelbſt in den traurigen Tagen des dreißigjährigen Krieges war das Lied unſern gequälten und verkümmerten Vorfahren ein Quell der Freude und des Troſtes. Es iſt faſt rührend, wenn Michael Altenburg noch vom Jahre 1620 ſchreibt, daß „an allen Orten (namentlich in Thüringen) Muſica in vollem Schwange gehe“ und es tröſtet uns heute noch, aus den vielen Auflagen von Heinrich Alberts acht Liederheften zu erſehen, daß ſelbſt in der ſchauerlichen zweiten Hälfte

jenes Krieges und unmittelbar nach demselben von allen Künsten fast nur die Lyrik, die poetische wie die musikalische, nicht ganz konnte todtgeschlagen werden.

Allein jene alten Lieder, die gleichzeitig mit der volksthümlichen Poesie des sechzehnten Jahrhunderts am reichsten blüheten und mit den vereinzelt verklingenden Dichterlauten eines Paul Gerhard, Flemming und Simon Dach auch musikalisch allmählig abwelkten, sind weltweit verschieden vom modernen Liedersang, wie er im Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts anhob, im achtzehnten und neunzehnten sich erweiterte und vollendete.

Ich kann diesen Grundunterschied mit Einem Satze klar andeuten: das alte Lied war vielstimmig, von keinem Instrument begleitet; enge sich anlehnend an die contrapunktische Kunst des Kirchensatzes nahm es in seinen Tenor Volksweisen auf und vernichtete sie zugleich wieder im Gewebe der Stimmen. Auch der Text geht unter in der harmonischen Ueberfülle des Gesanges. Das neuere Lied dagegen ruht zunächst auf einstimmiger Melodie mit begleitendem Instrumente; es contrapunktirt nicht mehr gegebne Themen des Volksgesanges, es ringt vielmehr dem Volksliede selbständig nach und da es die Musik dem Texte bald gleich zu ordnen, bald dienstbar zu machen strebt, so mußte es mehr in dem subjectiven Pathos der Opernarie und der gleichzeitig aufkeimenden höhern Instrumentalmusik als in dem Kirchensatze ein weiteres Vorbild suchen.

Der scheinbar sehr äußerliche Umstand, daß seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das einstimmige, blos vom Basso continuo des Klaviers begleitete Lied maßgebend

wird, während vordem der vielſtimmige reine Geſang den Mittelpunkt der Kunſt des Liederſatzes gebildet hatte, ſchließt eine wahre techniſche und äſthetiſche Revolution in ſich. Es beginnt eine von Grund aus neue Epoche, welche nun bereits zweihundert Jahre währt; denn wenn wir neuerdings auch vielfach wieder vierſtimmige Lieder ſingen, ſo ſind doch ſelbſt dieſe *aus dem Geiſte* unſerer Klavierlieder hervorgewachſen, und man braucht nur die zumeiſt bahnbrechenden Liedercomponiſten der klaſſiſchen und romantiſchen Zeit zu nennen, um ſchon in den bloſen Namen jedem Kundigen die unbedingte Herrſchaft des Klavierliedes ins Gedächtniß zu rufen: Hiller, Schulze, Reichardt, Mozart, Zelter, Weber, Schubert, Mendelsſohn, Schumann.

Es heiſchte aber eine lange Uebergangszeit, um aus dem contrapunktiſch vielſtimmigen Satze, in welchem man ſich ſo recht gründlich eingeſungen zu einer einfachen, blos vom Klaviere begleiteten Liedermelodie vorzuſchreiten. Gab es doch Virtuoſen des Singens und Setzens, die ein mehrſtimmiges Lied ſingend improviſiren konnten, die ein damals ſogenanntes Quodlibet im ſtrengen Satze aus der Fauſt ſangen, indem ſie ſich nach hergebrachtem Leiſten gegenſeitig die Stimmführung am Mund abſahen! Solche brodloſen Kunſtſtücke mußten erſt wieder *verlernt* werden, man mußte ſich einer das Gedicht erſtickenden contrapunktiſchen Ueberfülle entäußern, um eine ſchlichte, aber das Texteswort charakteriſirende Melodie dafür zu gewinnen. Und um jenes alte Lied zu verlernen, brauchte man beiläufig hundert Jahre. Das ſind jene mageren hundert Jahre von 1650 bis 1750, die Zeit der Verachtung und Verkennung

des deutschen Liedes und doch eine Zeit der Zucht und des Vorstudiums für das reiche Jahrhundert, welches folgte.

Man sprang, wie bei allen Revolutionen, von einem Extrem mit gleichen Füßen in's andere. Statt der gesuchten Einfalt kam zunächst das Einfältige, statt des knappen Maßes Armuth und Leerheit. Gelehrte vier- und mehrstimmige Contrapunkte waren zu viel gewesen für einen schlichten Liedertext; nun setzte man blos eine dürftige, nüchterne Baßstimme zu einer gegebenen Melodie und dies war zu wenig. Wurden doch selbst Telemann's „für fast alle Hälse bequemen" Lieder (1741) noch besonders deßwegen als „ächte Oden" gerühmt, weil man sie eben so gut ohne alle Begleitung als mit dem blosen Generalbaß spielen könne! Allein in der wahren Musik gibt es keine Stimme, die man ad libitum beifügen oder weglassen mag, und das ganze achtzehnte Jahrhundert mußte reichlich Lehrgeld zahlen, bis wir im neunzehnten gelernt hatten, daß alles ad libitum im Satze entweder zu viel ist oder zu wenig. Kann uns doch auch das deutsche Volkslied schon zeigen, welch tiefes Bedürfniß nach harmonischer Vertiefung des Ausdruckes unsere Weisen in sich tragen! Die Melodie selbst unserer leichtesten Volkslieder sehnt sich fast durchweg nach einer zweiten oder gar dritten Stimme, und schon vor hundert Jahren bewunderte Burney gerade dies als einen dem deutschen Volke eingeborenen musikalischen Zug, daß unsere Bauern kaum ein Lied ersinnen können, welches nicht von Anbeginn wenigstens zweistimmig gedacht ist.

Die meisten Menschen halten das Einfachste in der Kunst für das Leichteste, da es doch oft gerade das Schwerste

iſt. So glaubte nun Jeder ein Lied ſetzen zu können, weil man die Lieder ſo gar einfach begehrte. Ich ſagte, es habe ein Jahrhundert bedurft, um die alte Kunſt des Liedes zu verlernen. Allein „verlernen“ iſt ein ander Ding, als „nichts lernen.“ Man ſollte ja nur die alte kirchenmäßige Polyphonie des Liedes verlernen, lernen dagegen ſollte man neue, rhythmiſch und melodiſch reichere Formen und einen neuen Geiſt des Liedes. Viele glaubten aber, wer überhaupt nichts gelernt habe, der ſei der berufenſte Liedermeiſter. So öffneten ſich alle Schleußen; die gedankenloſe, zuchtloſe Maſſe der Kunſthandwerker bemächtigte ſich des Liedes und die wahrhaft Berufenen zogen ſich nicht ſelten trutzig und zunftſtolz zurück. Jeder Stümper „vermelodeite“ ſeine Oden (wie es in der geſchraubten Zopfſprache hieß) und die Meiſter vermaledeiten dann mit jenen Stümpern zugleich die ganze Odenſchreiberei. Noch im Jahre 1775 ſchrieb der Aeſthetiker Schubart in ſeinen Schriftchen „von der muſikaliſchen Deklamation“: „Lieder und Oden werden für eine Kleinigkeit angeſehen und von Anfängern gewöhnlich zum erſten Gegenſtande ihrer muſikaliſchen Arbeit gewählt, da ſie doch mit der größten Behutſamkeit behandelt und in gewiſſem Betracht billig erſt das Probeſtück eines Meiſters ſein ſollten.“

So ſchrieb ein Aeſthetiker. Die Muſiker hatten viel Muſik verlernen und viel künſtleriſche Bildung, viel Verſtändniß der Poeſie erringen müſſen, um die Kleinigkeit eines Liedes rund zu kriegen. Sie mußten namentlich durch lange Lehrjahre zu der Einſicht kommen, daß ein Tonſtück im Satze höchſt rein und ſchön und doch äſthetiſch unrein ſein kann, und dieſe innere Correctheit erprobt man nirgends

leichter, als im einfachen Liedersatze. Schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, just zur selben Zeit, wo der objective vielstimmige Liedergesang in das bewegtere farbenvollere Tongedicht des modernen Klavierliedes überging, hatte der Philolog Isak Vossius in fast prophetischem Geiste die Worte geschrieben: „Kurze Sylben verlängern unsere heutigen Musiker und lange verkürzen sie wider die Natur der Sprache, ein einziges Wort wiederholen sie oft zehnmal und verunstalten und verstümmeln durch dieses Verfahren die wahre und richtige Aussprache so sehr, daß man nicht im Stande ist, den Inhalt ihres Liedes zu begreifen. Mit einziger Ausnahme des theatralischen Recitatives hört man jetzt kaum noch eine Musik, in welcher gehörig auf den Verstand der Worte gesehen wird." Und Vossius meint dann weiter, es scheine den jetzigen Tonsetzern zwar nicht am Gehör, sehr oft aber am Gehirn zu fehlen.

Schon der äußere Anblick der Liederhefte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gibt uns das lebendigste Bild jenes lyrischen Interregnums.

Es sind oft hunderte von Liedern zu einem Band vereinigt, namenlose oder gesammelte Arbeiten neben namhaften; gattungsmäßige Stückarbeit. Kein einzelner Meister herrscht, alle versuchen sich: die Person des Autors tritt zurück.

Wie vordem die Musik das Gedicht überwucherte, so überwuchert jetzt ganz äußerlich der Text die Musik. Ein kleines Streifchen Melodie mit einem trockenen Klavierbaß schwimmt zwischen Dutzenden von Versen umher wie die Mücke in der Milchschüssel. Die Musik ist nicht selten auf ein fingerbreites Stückchen Kupferplatte gestochen, der endlose

Text auf mehreren Seiten mit Typen hinten dran gedruckt. Der Druck der Verse kostete oft weit mehr, als der Stich der Noten. Bei den Cramer'schen Liedern, componirt von Kuntzen (also schon von einem Meister der späteren und bessern Periode), ist darum nur die erste Strophe zur Musik gedruckt und für die folgenden auf Cramer's Gedichte verwiesen, weil, wie der Herausgeber klug bemerkt, der Käufer billiger führe, wenn er sich das auf dünnes, kleines Papier gedruckte Buch zu den Noten kaufte, als wenn man ihm die zahllosen Verse auf dem starken Notenpapier böte. In der Wiederholung derselben musikalischen Phrase hatte das achtzehnte Jahrhundert überhaupt eine schwindelerregende Ausdauer. Haydn's Pudelromanze mit 15 sechszeiligen Strophen kann schon starke Lungen und starke Ohren in Schrecken setzen; sie gibt es aber doch noch wohlfeil gegen ein Lied Kirnberger's von 20 Strophen zu je acht Zeilen. Obgleich nun zwar schon Hiller in den sechziger Jahren die Beschränkung auf vier Strophen als ein wünschenswerthes Maß erklärt hatte, so war doch die Pudelromanze und Kirnberger's Lied noch knapp und bescheiden gegen einen „Pilgergesang" von Heß (1785), der eine eilfzeilige Strophe zu fünfzigfacher Wiederholung setzt. Allein selbst diese 50 Strophen lange Buß- und Pilgerfahrt wird noch weit überboten durch das bekannte Krambambuli-Lied, welches in seiner ältesten Fassung (1745) nicht weniger als einhundert und zwei Strophen auf dieselbe Melodie absingen läßt! Man sieht nun freilich, dieses endlose Strophengeschleppe ist nicht blos der Zeit vor 1760 eigen, sondern reicht noch bis in's neunzehnte Jahrhundert. Doch gebührt den reformatorischen Liedersängern

aus den fünfziger und sechziger Jahren wenigstens der Ruhm, die musikalische Armuth eines solchen Bandwurmes von Wiederholungen erkannt und gerügt zu haben. Neben dem eben erwähnten Zeugnisse Hiller's kann ich mich hier auch auf die Berliner Liedercomponisten der Graun'schen Schule berufen. In der anonymen Odensammlung der Häupter dieser Schule von 1753 heißt es in der Vorrede, die Tonsetzer hätten die ihnen befreundeten Dichter gebeten, ihre Texte für die Musik neu zu überarbeiten und zu kürzen, und so erscheint denn in der That hier zum erstenmale die Strophenfülle durchgehend auf ein leidliches Maß beschränkt. Ueberdies hatte die Frühzeit des achtzehnten Jahrhunderts nicht blos dieselbe Melodie bei Dutzenden von Strophen wiederholt, sondern oft genug obendrein jede Einzelstrophe in zwei Theile zerfällt, die (wie etwa bei den zwei Theilen eines Menuetts) je für sich wiederholt wurden, so daß man also bei einem zwanzigstrophigen Liede der Art die magere Melodie nicht zwanzigmal, sondern vierzigmal hörte! Dieser grausame Brauch war aber zu Ph. E. Bach's und Hiller's Zeit bereits ganz veraltet.

Im sechzehnten Jahrhundert hatte man Versmaß und Reim des Textes zu wenig berücksichtigt im Baue der Melodie, worüber ja auch Isak Vossius in der oben mitgetheilten Stelle klagt; im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts liefen umgekehrt die musikalischen Accente fast nur den Versfüßen nach und schier auf jeden Reim fiel ein musikalischer Ruhepunkt. So deklamiren die Kinder und so deklamirt auch nicht selten das Volkslied. Einen entschiedenen Protest gegen diese todte Manier finde ich zuerst in einem anonymen

Freimaurerliederbuche (componirt „von einem Mitgliede der Loge Zerobabel, Kopenhagen 1749“). Der Verfaſſer ſpricht hier ſehr vernünftig von der Nothwendigkeit, den Gedankenaccent und nicht blos das Metrum im Tonaccente darzuſtellen und meint, er habe der allgemeinen Gewohnheit entgegen alle Strophen eines Liedes in Erwägung gezogen, bevor er ſeine Melodien ausgedacht. So dämmert es im muſikaliſchen Liede von allen Seiten zu derſelben Zeit, wo es auch in der deutſchen Poeſie zu dämmern beginnt.

IV.

Wenn nun aber auch die Muſiker, welche Lieder der ſogenannten „Waſſerpoeten“ von den Schleſiern bis Gottſched in Muſik ſetzten, noch ſo eifrig ſich befliſſen hätten, die „Gedankenaccente“ ihrer Dichter muſikaliſch zu potenziren, ſo konnte doch nicht viel dabei herauskommen, weil eben jener Literatur die dichteriſchen und vollends die muſikaliſch lyriſchen Gedanken faſt ganz und gar ausgegangen waren. Schäferlich kokette oder auch ſchlüpfrige Liebeslieder, trockne Lehrgedichte mit hausbackner Altweibermoral und witzige Spielereien bilden den Grundſtock der damaligen muſikaliſchen Lyrik. Wie konnte ſich der Tondichter an ſolchen Stoffen begeiſtern!

Wer den ungeheuer langen Zopf dieſer Periode des Liedes gleich in Einem Griffe faſſen will, dem empfehle ich etwa: Sperontes „Singende Muſe an der Pleiße. 1742.“ In mehreren Oktavbänden (denn die meiſten damaligen Liederhefte, in welchen die Noten an Maſſe weitaus von den

Versen überwogen werden, sind im Bücherformat gedruckt) finden wir hier 200 Lieder, bei denen jedoch schon Marpurg „eher einen Stallknecht als eine Muse" glaubte singen zu hören. Allein ein Stallknecht würde sich doch wenigstens gescheidtere Texte gewählt haben, als diese Gedichte zum Preis der Liebe und des Lenzes, des Schnupf- und Rauchtabaks, der Natur und des Kaffees, der Jagd und des Billards, des Kartenspiels, des Schäferlebens, Oden an Phyllis und an einen Mops, an den Leichtsinn und an die Beständigkeit. Will Einer dann etwa zur Ergänzung neben diesem hölzernen Reim- und Tongeklapper auch noch die saftige Gemeinheit einer verlüderlichten Zeit mit Händen greifen, so blättere er nur ein wenig in des Eutiner Musikdirektors, Johann Heinrich Hesse, „Lieder zum unschuldigen Vergnügen" (1757), die laut dem Titelblatt „auf Verlangen herausgegeben," schier ebensoviele Zoten als Noten enthalten und trotz des sauberen Musikstichs eine wahre musikalisch illustrirte Kloake sind. Freilich standen die Liederbücher von Sperontes und Hesse schon bei den Zeitgenossen in schlechtem Credit; allein wie viele deutsche Musiker aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben sich überwiegend bessere Texte gewählt? Und wenn sie auch nach solchen gesucht hätten, wo waren dieselben zu finden?

Als ein wahrer Mehlthau lag aber vor Allem die lehrhafte, moralisirende Tendenz der Poeten auf dem älteren Liedergesang des achtzehnten Jahrhunderts. Das Gedicht sollte predigen, bessern, aufklären, und der Componist, in derselben Nützlichkeits-Aesthetik befangen, wollte vollends auch noch in Tönen den Schulmeister spielen. Kein Wunder,

daß er darüber noch viel mehr die Musik verlor als der Poet die Poesie. „Moralische Oden" waren lange Zeit ein musikalischer Lieblingsartikel. Mitzler, der die Tonkunst in eine philosophische Wissenschaft verwandeln wollte, setzte z. B. 1739 eine solche Sammlung „auserlesener moralischer Oden zum Nutzen und Vergnügen," allein so viel Nutzen er mit seinen Büchern stiftete, so wenig Vergnügen wußte er mit seinen Liedern zu bereiten. Joh. Adolf Scheibe componirte gar „kleine Lieder für Kinder zur Beförderung der Tugend" (Flensburg 1766) und der aus der Blüthezeit des Weimar'schen Musenhofes bekannte Kapellmeister Ernst Wilhelm Wolf gab „Wiegenliederchen für deutsche Ammen" (1775) heraus, von denen er sagt: „vielleicht geben sie einen angenehmen Beitrag zu unsern Erziehungsschriften, vielleicht dankt mir eine gute, zärtliche Mutter dafür, wenn sie sich ans Klavier setzen und ihrer kleinen, lieben Lilly eine Moral ins Herz singen kann!"

Das Schlimmste aber ist, daß dieser lyrische Predigteifer, der mit den Stürmern und Drängern bereits aus der Poesie verschwand, bei gar vielen Musikern noch durchs ganze achtzehnte Jahrhundert fortdauerte. Hier rächte sich die Halbbildung der Musiker, welche oft um mehr als ein Menschenalter hinter dem literarischen Fortschritte drein hinkte. Aechte Reformatoren des Liedes freilich, wie Schulze und Reichardt, wußten auch schon frühe ächt musikalische Texte zu wählen. Allein der große Troß der Musikanten begreift ja selbst heute noch nicht, daß ein schlechter Text mit der göttlichsten Musik zusammen doch immer nur ein ungenießbares Lied gibt.

Am abenteuerlichsten erscheint uns der zopfige Liedersang des vorigen Jahrhunderts übrigens nicht da, wo er sich um allgemein lehrhafte Moralgedichte rankt, wie etwa in erbaulichen Liedern „für Junggesellen" oder für Ammen, oder in „Abendbetrachtungen eines Schwindsüchtigen," oder in geistlichen Oden, welche das Glück aufgeklärter Frömmigkeit preisen, oder in philosophischen, welche „sparsame Wollust" für die höchste Lebensklugheit erklären, sondern in den zahllos componirten Fabeln. Bekanntlich gibt es nichts Unmusikalischeres als die Fabel, die didaktische Lieblingsdichtung unserer Urgroßväter. Dennoch sang man um die Wette Gellert's Fabeln sammt angehängter Moral. Ja diese Fabeln halfen wesentlich den Geschmack am unstrophisch durchcomponirten Liede anbahnen. Herbing componirte 1760 Gellert'sche Fabeln mit langen Recitativen, und sogar in der Speyer'schen Anthologie von 1789 finde ich noch Gellerts „Tanzbär" recitativisch behandelt mit melodramatisch dazwischen klingendem Bärentanz und Bärengebrumm, so daß dann erst die Schlußmoral „Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen" Raum gibt zu einer fingerlangen liedartigen Melodie! Selbst „Phylax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht," entrann dem Schicksale nicht, zusammt seinem verscharrten Schinkenbein öfters durchcomponirt zu werden.

Zachariä, der Dichter des Renommisten, zugleich ein eifriger Musikfreund und Liedercomponist, sagt im Vorwort zum zweiten Theil seiner „musikalischen Versuche" (1761): Obgleich die Sammlung nur deutsche Texte enthält, „so schmeichle ich mir doch nicht ohne Grund, daß deutsche Worte,

beſonders die Poeſien eines Gellert, ſich ebenſo gut ſingen laſſen als die Poeſien eines Metaſtaſio.“ Ein ſolches Wort in jener Zeit erfreut uns doppelt aus dem Munde eines Dichters, der zugleich Muſiker war. Allein die Freude wird bedeutend getrübt, wenn wir nun nachſehen, welche Gellert'ſche Texte dieſer poetiſche Muſiker componirte und das Gedicht: „Werd' ohne Kummer zur Maſchine, man mag gleich ſtumm und hirnlos ſein, man ſei nur ſchön, ſo nimmt man ein“ im Arienſtyl „vermelodeit“ finden! Bei allem Deutſchthum geſteht man ſich dann beſchämt, daß Metaſtaſios waſſerhelle und waſſerdünne Verſe doch immer noch unendlich mehr muſikaliſches Zeug gehabt haben als dieſe biedere gereimte Proſa.

Von den bekannteren deutſchen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts iſt Zachariä wohl der am meiſten „muſikaliſche,“ — wenn man dieſes Wort in dem äußeren Sinne nimmt, daß er ſpielte, ſang und ſetzte, wie ein gelernter Muſiker. Er erfreute ſich dazu eines muſikaliſchen Erfolges, wie er ſogenannten Dilettanten ſelten zu Theil wird. Seine zwei Hefte muſikaliſcher Verſuche erſchienen in zwei Auflagen (1761 und 1768) und aus ſeinen „Oden mit Melodien“ friſtete ſich wenigſtens manches Lied in Sammlungen und Blumenleſen einen längeren Beſtand. Die Zunftmuſiker achteten den unzünftigen Genoſſen. Der wackere Liedercomponiſt, Friedrich Gottlob Fleiſcher, ließ, als er in ſeinen „Oden und Liedern“ (1756) ein Lied Zachariä's, „das ſchlafende Mädchen,“ componirte, mit feiner Courtoiſie die Melodie des Dichters daneben abdrucken, freilich nicht zu ſeinem Nachtheil, denn der Muſiker erſcheint hier in der

Melodie zum fremden Gedicht viel poetischer als der Dichter in der Melodie zu seinen eigenen Versen. Auch Hiller schätzte die Lieder Zachariä's und in Marpurg's kritischen Briefen wird unser musikalischer Dichter gar „der berühmteste Poet Deutschlands" genannt, „der nicht allein einem Homer und Pindar gleich zu dichten, sondern zugleich die Lyra annehmlich zu rühren, von der Göttin der Parnasses die doppelte Gabe erhalten habe." Allein trotz all solch kleiner Erfolge und solch großer Speichelleckerei, leistete Zachariä für die Entwicklung des musikalischen deutschen Liedes doch eigentlich gar nichts; denn in seiner Seele war keine Musik, in seinen Versen war keine Musik; er machte überhaupt blos Musik und hatte keine Musik. Dagegen wissen wir, daß Dichter wie Klopstock, Bürger, Claudius, Herder, Goethe, die nie eine Note componirten, den größten Einfluß auf das Erblühen der Liedermusik geübt, weil sie musikalisch dichteten und dachten, oder, wie insbesondere Klopstock und Herder, neue Gedanken über den Liedersatz in den Köpfen der Musiker weckten. Zachariä zeigt uns nur, daß beim trockenen Vers auch die Musik eintrocknen muß, selbst wenn der Dichter zugleich „die Lyra annehmlich zu rühren" weiß.

Ganz denselben Erfolg sehen wir dann auch bei den Musikern, die sich in jener unpoetischen Zeit ihre Texte selbst dichteten. Sie bringen darum doch keinen Hauch von Musik in die todte Poesie. Als ein solches Gegenbild zu Zachariäs Liedern seien hier nur die selbstgedichteten Oden des berühmten Mattheson erwähnt. Sie gehören freilich dem Greisenalter des vielgeschäftigen Mannes an und waren wohl sein letztes praktisches Musikwerk, mit welchem er be-

reits im Aufgange einer neuen Zeit, Abſchied nimmt von der ſchaffenden Tonkunſt. Das ſauber in Kupfer geſtochene Heft iſt dermalen eine Rarität muſikgeſchichtlicher Sammlungen, allein auch ſeinem Inhalt nach ein Raritätsſtück. Der Titel heißt: „Odeon morale, — Jucundum et vitale, — Sittliche Geſänge, — Angenehme Klänge, — Gut zur Lebenslänge; — Text und Ton — Von Mattheſon.“ Hamburg 1751. So lahm und verſteift die Muſik in dieſen Liedern einherſchreitet, ſo erinnert ſie doch durch manchen kräftigen Zug auch wieder daran, daß ihr Verfaſſer ein Zeitgenoſſe Händel's war. Die Texte dagegen, meiſt lehrhaften Inhalts, ſind höchſt hölzern, manchmal (volksthümlich zu reden), unter dem Nachtwächter. Dazu iſt das ganze Heft mit lateiniſchen, italieniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Motto's und Citaten ausgeſpickt; die Bibel- und die Profanpoeten, die alten Klaſſiker und die modiſchen Franzoſen müſſen herhalten, um den Liedern noch etwas Pfeffer und Salz zuzuſetzen; ja ſelbſt Zeitungsnotizen helfen zum Aufputz dieſer muſikaliſch-poetiſchen Lyrik. So ſteht z. B. bei der Stelle:

„Was pocht der Uebermuth in Roſſen und Karoſſen,
Wo hundert Schüſſeln kaum genug zum Mittagsmahl
Und ſo viel Humpen Wein;“

als Note unter den Noten: „Vierzehntauſend Flaſchen Wein ſollen zu Paris auf dem Rathhauſe geleert worden ſein bei dem Mahle, das der König daſelbſt im November 1744 eingenommen hat.“ Außerdem iſt das Werk eingeleitet, „mit vorgeſetzten ſonderbaren, nach dem neueſten Geſchmack eingerichteten ſieben Anreden,“ die den ſieben verſchiedenen Sorten von Leſern den Inhalt der Lieder klar machen.

Ich beschrieb dieses Mattheson'sche Werk etwas ausführlicher, nicht blos weil es uns den gräulich nüchternen Ungeschmack der damaligen Liedercomponisten recht grell vor Augen führt, sondern weil neben der moralischen Tendenz hier das Lied auch noch insbesondere als ein Spiel des Witzes gefaßt erscheint.

Bekanntlich waren die Poeten jener unpoetischen Zeit gar fleißige Epigrammendichter, und Witz und Satyre, wenn auch noch so zahm und pedantisch, beleben immerhin mit frischerem Hauch das hohle Pathos und die dürre Lehrweisheit. Witzige Lieder wollte man aber nicht blos lesen, sondern auch singen; allein da der musikalische Witz unendlich viel seltener ist als der poetische, so folgte die Melodie zumeist nur in allgemein lustigen, neckischen Zügen dem witzigen Text. Die Freude an heiter tändelnder Musik zu satyrischer Poesie war aber in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so allgemein und die Zahl solcher Lieder so groß, daß man damals die musikalische Kunst des Liedes wohl schlechtweg „die witzige Kunst" nannte. Welcher Gegensatz zu unserer Liedermusik, die inzwischen so romantisch übergefühlvoll geworden ist! Bekanntlich sind die ganz schlechten Bücher ebenso selten, wie die ganz vortrefflichen; denn selbst in die elendeste Scharteke ist doch fast immer auch etwas Gutes untergeschlüpft. Solche kleine Stückchen des Guten oder Erträglichen, als Schleichwaare, finden sich dann auch in den schlechtesten Liederbüchern unseres Zeitabschnitts, und zwar sind dies fast immer die satyrischen und lustigen Lieder. Sie allein halten mitten unter italienischem Geschnörkel noch einen volksthümlich deutschen Ton,

und weiſſagen in Form und Inhalt frühe ſchon den geſunden Humor Hillers, Dittersdorfs und Haydns. Aus dieſem Streben, das Launige, Neckiſche, Witzige muſikaliſch zu faſſen, erklärt ſich's denn auch, wie in den fünfziger bis ſiebenziger Jahren die Lieder Leſſings ſo fleißig componirt werden mochten, ja wie Leſſing, den wir bei allem Geiſt und Witz ſeiner kleineren Gedichte nicht einmal für einen Lyriker ſchlechthin, geſchweige denn für einen muſikaliſchen Lyriker halten, ein Lieblingsdichter der damaligen Berliner Tonſchule werden konnte. Auch bei Gellerts weltlicher Poeſie ſuchte man das Muſikaliſche oft gerade in dem Witz, der zwar ganz anmuthig iſt, aber uns doch das muſikaliſch Tonloſeſte an dieſem Dichter däucht.

Für uns Moderne hat die pedantiſch ſteif einherſchreitende, mit Trillern, Mordenten und ähnlichen Schönheitspfläſterchen aufgeputzte ſogenannte galante Muſik jener Zeit einen unfreiwillig ſatyriſchen Charakter, der ſich höchſt wirkſam zur Selbſtironie des Zopfes ausbeuten ließe. Ich fand drei Beiſpiele in der Geſchichte des Liedes, die uns das ſchrittweiſe Vorſchreiten zu dieſer Selbſtironie andeuten. Hagedorn hat ein weiland ſehr beliebtes Gedicht: „die Alte," worin ein altes Weib in näſelndem Tone die gute alte Zeit preist: — „Zu meiner Zeit beſtand noch Recht und Billigkeit!" Dieſes Lied wurde von Müthel, Fleiſcher und Mozart componirt und zwar ſchrieben alle Drei eine zopfige Muſik zu der Zopfſatyre des Textes. Müthel, ein ächter alter Bachianer, ſetzte das Lied in bitterem Ernſt gerade ſo ſtark und ſchnörkelhaft feierlich, wie alle ſeine übrigen Texte; Fleiſcher, gleichfalls aus der Schule Bachs, aber als

ein entschieden lyrisches Talent freieren, volksthümlicheren Formen zustrebend, durchwebt seine geschmeidigere Melodie schon sichtbar ausnahmsweise mit gesucht alterthümelnden Zügen; Mozart gibt eine ganz absichtliche Karikatur, vertauscht seinen Styl fast vollständig mit dem altmodisch pedantischen und stellt so der Satyre des Textes eine Satyre auf die Musik der „guten, alten Zeit" zur Seite. Wir haben also hier ein Aufsteigen von der unbewußten zur halbbewußt spielenden und zur völlig freien und bewußten Selbstironie des musikalischen Zopfes.

Um die urtheilslose Wahl der Texte bei den alten Musikern epigrammatisch zu bezeichnen, citirt man gewöhnlich zwei Anekdoten; Lully soll gesagt haben: „Man gebe mir die Amsterdamer Zeitung, ich werde sie in Musik setzen!" und unserem Telemann legt man das Wort in den Mund: „Man muß Alles singen, auch den Thorzettel." Zwischen diesen zwei Aussprüchen ist jedoch ein großer Unterschied. Wenn der Franzose so gesprochen hat, so war es nur aus Spott oder Prahlerei; denn Lully wählte seine Gedichte mit höchster Sorgfalt, componirte zu einer Zeit, wo die französische Poesie eben ihren klassischen Höhepunkt erreicht hatte, und war ein rechter Quälgeist der Poeten, die ihm ihre Verse fast nie musikgerecht genug machen konnten. Telemann dagegen konnte in bitterem Ernst den Thorzettel empfehlen; denn viele seiner Zeitgenossen sangen Texte, die um kein Haar musikalischer waren als der Thorzettel, und bei der lyrischen Trockenheit der damaligen Poeten mußte eben auch das schlechteste Gedicht noch gut genug sein, und dies besagt der Spruch vom Thorzettel, nur mit etwas anschaulicherem Worte.

Für den dauernden Werth einer Liedercompoſition iſt der poetiſche Gehalt des Textes entſcheidender als für irgend eine andere Art von Vokalmuſik. Darum wäre der Unſtern, welcher über der lyriſchen Dichtkunſt leuchtete, an ſich ſchon Grund genug geweſen, daß die Liedercomponiſten der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wenig galten und raſch vergeſſen wurden. Allein kaum minder als vom Dichter hängt hier der Tonſetzer auch von ſeinem Hörerkreiſe ab, für welchen er ſchreibt. Die Geſchichte des Liedes hat neben der literargeſchichtlichen auch ihre ſociale Seite und iſt eben darum ein ſo äußerſt dankbarer Stoff für den Culturhiſtoriker. Und die geſellſchaftliche Sitte wirkte dann auch in jener Periode des Verfalls nicht wenig mit zur Verkümmerung und Mißachtung des Liedes.

V.

Es iſt leicht zu fragen, aber ſchwer zu beantworten, wo denn eigentlich jene zahlloſen alten Lieder geſungen wurden? Im Concert gewiß nicht. Denn dort herrſchte die Arie und zwar zumeiſt die zur ſogenannten Solo-Cantate erweiterte italieniſche Arie; erſt ſeit den achtziger Jahren kommt die Opernarie auf das Concertprogramm, und erſt in unſern Tagen endlich vermochte ſich auch das Lied Concertrecht zu erringen. Die Concert- und Opernmuſik herrſchte aber nicht blos bei den öffentlichen, zunftgerechten Vorträgen der Muſiker, ſondern auch im geſelligen, häuslichen Zirkel der Muſikfreunde. Ein Bild ſolcher Hausmuſik gibt uns Zachariä in ſeinen „Tageszeiten.“

„Wenn der Abend lang dich schon an den einsamen Schreibtisch
Oder auch an das lehrende Buch bezaubernd gefesselt:
Dann erheit're den Geist, der anfängt matter zu denken,
Durch die mächt'ge Musik. Auf einer Stainer'schen Geige
Zeig' entweder die Kunst in langsam seufzenden Noten,
Die wie Farben in Farben sich in einander verlieren!
Oder ergreif' die gaukelnde Flöte. Harmonische Sprünge,
Schnelle Triller, und hüpfende Töne, wie rieselnde Wellen
Schallen im Saal und reizen von fern den horchenden Nachhall.
Aber vor Allem setze dich hin zum hohen Klaviere;
Denn hier bist du allein dir selber ein ganzes Orchester;
Auch erwähle vor Allem die Schöne den silbernen Flügel.
Wenn sie es will, so ertönt die Ouvertüre der Oper
Durch ihr schallend Gemach in ganzer, voller Begleitung.
Und dann rauschet der Vorhang hervor; die Arie singet
Durch die silbernen Saiten! Und hat sie selber gelernet,
Ihre Stimme zu biegen und von den Wälschen zu borgen,
So wird unser Vergnügen durch zärtliche Worte vermehret,
Wenn der bezaubernde Mund mit wahrer Empfindung sie singet;
Ihre Fertigkeit wird ein Kreis von Bewunderern preisen."

Man sieht, bei dieser einsam geselligen, häuslichen Musik ist kein Raum für das arme, einfältige Lied. Die instrumentale Kunst und der Operngesang befruchteten damals den neuen Liedersatz; denn an der Arie lernte der Liedercomponist die tiefere Farbenmischung der Empfindung und Leidenschaft, an der Sonate die ausdrucksfähige Klavierbegleitung, welche ihm das vielstimmige Tongewebe der alten reinen Vokallieder ersetzen mußte. Allein diese beiden Lehrmeisterinnen, die Theater- und Kammermusik, schoben zunächst das Lied tief in die Ecke. Freilich nur, damit es in einer späteren Periode um so strahlender wieder ans Licht treten könne.

Als ein weiteres Zeugniß, welche Art von Gesang in der feineren Welt vor hundertundfünfzig Jahren haus- und salonfähig war, führe ich noch Reinhard Keisers „musi-

kaliſche Landluſt“ an. Dieſes viel genannte und wenig gekannte Muſikwerk vom Jahre 1714 enthält mehrere Cantaten a voce sola mit beziffertem Baß. Der berühmte Tonſetzer ſchreibt im Vorbericht, er habe die Geſänge auf dem Land „in einer vergnügten Einſamkeit“ entworfen und ſo wünſcht er auch, daß ſie den Käufern „zu einer edeln Landluſt, dieſen Sommer über, auf ihren Gärten und zu einem angenehmen Zeitvertreib“ werden möchten. Und für dieſen Zweck, der uns doch zunächſt ſinnige, volksthümliche Lieder erwarten ließe, bietet ein Mann wie Keiſer ein Heft Concertarien. Bei genauerem Einblick ſehen wir freilich, Keiſer konnte ſich in ſeiner „vergnügten Einſamkeit“ des Liedes nicht ganz erwehren; es ſchlüpft ihm unvermerkt in die Arie. Gleich an der Spitze begegnet uns nämlich ein ächtes Lied: „Beblümte Felder, ihr grunen Wälder,“ welches als erſter und (mit variirtem Baß) als letzter Satz ganz ſchulwidrig die Cantate beginnt und ſchließt. Wir ſehen, damals ſchon kämpfte das mißachtete Lied mit der vornehmen Arie, und der Liedertrieb dringt manchmal ſchon eben ſo keck in den Opernſaal, wie anderswo der Arienklang den ächten Liedertönen zu Boden ſingt. Uebrigens zeigt gerade jenes als Schleichwaare untergelaufene Lied und dann weiter der reizende, wenn auch in Arienform gebaute Satz: „Holde Saiten ſpielt und ſcherzet,“ wie ſehr Keiſer berufen war, ein Meiſter des deutſchen Liedes zu werden. wäre das ächte Lied damals überhaupt möglich geweſen. Verſtändniß des Textes, knappe Sätze, innige Melodie und eine bei aller Einfalt höchſt charakteriſtiſche Begleitung verkünden uns bei Keiſers Arien den Geiſt des Lied anſtrebenden neuen deut-

schen Liedes deutlicher als hunderte von damaligen „Singoden," die sich blos im äußeren Machwerk als Lieder ausweisen.

Wenn aber schon in Norddeutschland die wahre Hausmusik des Liedes aus den geselligen Kreisen der Kunstfreunde vielfach verdrängt war durch die Concertarie, so geschah dies noch viel mehr im katholischen Süddeutschland. Neben den Höfen waren hier die Klöster die vornehmsten Pflegestätten der Tonkunst. Das Kloster half der Kirchen- und Kammermusik immer breiteren Boden gewinnen. Allein der Kirchenstyl selber wurde ja opernhaft und borgte seine neuesten Reize von der Arie. Das weltliche Lied aber hing damals so innig mit der entschieden protestantisch-norddeutschen Literatur zusammen, daß es im katholischen Süden selbst dann noch mißachtet wurde, als es im Norden bereits zu reicher Blüthe und anerkannter Ehre gekommen war. Wie die Geschichte der deutschen Dichtung von Opitz bis Goethe überwiegend auf protestantischem Boden spielt, so auch die Geschichte des musikalischen Liedes wenigstens bis Haydn und Mozart. Nur die Gebildetsten im katholischen Oberdeutschland folgten theilnehmend dem Vorschreiten der norddeutschen Dichterschulen. Dem viel bescheidneren musikalischen Liede, welches Schritt hielt mit jener Literatur, folgte im Süden fast kein Mensch. Bis gegen das letzte Viertel des Jahrhunderts sind nord- und süddeutscher Liedersang zwei grundverschiedene Dinge. Der einzige Süddeutsche, welcher sich an die Poeten und Liedercomponisten des Nordens epochemachend in seinen wenigen Liedern anschließt, war Gluck; der erste Norddeutsche, welcher mit seinen Liedern

kaliſche Landluſt“ an. Dieſes viel genannte und wenig gekannte Muſikwerk vom Jahre 1714 enthält mehrere Cantaten a voce sola mit beziffertem Baß. Der berühmte Tonſetzer ſchreibt im Vorbericht, er habe die Geſänge auf dem Land „in einer vergnügten Einſamkeit“ entworfen und ſo wünſcht er auch, daß ſie den Käufern „zu einer edeln Landluſt, dieſen Sommer über, auf ihren Gärten und zu einem angenehmen Zeitvertreib“ werden möchten. Und für dieſen Zweck, der uns doch zunächſt ſinnige, volksthümliche Lieder erwarten ließe, bietet ein Mann wie Keiſer ein Heft Concertarien. Bei genauerem Einblick ſehen wir freilich, Keiſer konnte ſich in ſeiner „vergnügten Einſamkeit“ des Liedes nicht ganz erwehren; es ſchlüpft ihm unvermerkt in die Arie. Gleich an der Spitze begegnet uns nämlich ein ächtes Lied: „Beblümte Felder, ihr grünen Wälder,“ welches als erſter und (mit variirtem Baß) als letzter Satz ganz ſchulwidrig die Cantate beginnt und ſchließt. Wir ſehen, damals ſchon kämpfte das mißachtete Lied mit der vornehmen Arie, und der Liederſtyl dringt manchmal ſchon eben ſo keck in den Opernſtyl, wie anderswo der Arienklang den ächten Liederton zu Boden ſingt. Uebrigens zeigt gerade jenes als Schleichwaare untergelaufene Lied und dann weiter der reizende, wenn auch in Arienform gebaute Satz: „Holde Saiten ſpielt und ſcherzet,“ wie ſehr Keiſer berufen war, ein Meiſter des deutſchen Liedes zu werden, wäre das ächte Lied damals überhaupt möglich geweſen. Verſtändniß des Textes, knappe, ſüße, innige Melodie und eine bei aller Einfalt höchſt charakteriſtiſche Begleitung verkünden uns bei Keiſers Arien den Geiſt des leiſe aufſteigenden neuen deut-

schen Liedes deutlicher als hunderte von damaligen „Singoden," die sich blos im äußeren Machwerk als Lieder ausweisen.

Wenn aber schon in Norddeutschland die wahre Hausmusik des Liedes aus den geselligen Kreisen der Kunstfreunde vielfach verdrängt war durch die Concertarie, so geschah dies noch viel mehr im katholischen Süddeutschland. Neben den Höfen waren hier die Klöster die vornehmsten Pflegestätten der Tonkunst. Das Kloster half der Kirchen- und Kammermusik immer breiteren Boden gewinnen. Allein der Kirchenstyl selber wurde ja opernhaft und borgte seine neuesten Reize von der Arie. Das weltliche Lied aber hing damals so innig mit der entschieden protestantisch-norddeutschen Literatur zusammen, daß es im katholischen Süden selbst dann noch mißachtet wurde, als es im Norden bereits zu reicher Blüthe und anerkannter Ehre gekommen war. Wie die Geschichte der deutschen Dichtung von Opitz bis Goethe überwiegend auf protestantischem Boden spielt, so auch die Geschichte des musikalischen Liedes wenigstens bis Haydn und Mozart. Nur die Gebildetsten im katholischen Oberdeutschland folgten theilnehmend dem Vorschreiten der norddeutschen Dichterschulen. Dem viel bescheidneren musikalischen Liede, welches Schritt hielt mit jener Literatur, folgte im Süden fast kein Mensch. Bis gegen das letzte Viertel des Jahrhunderts sind nord- und süddeutscher Liedersang zwei grundverschiedene Dinge. Der einzige Süddeutsche, welcher sich an die Poeten und Liedercomponisten des Nordens epochemachend in seinen wenigen Liedern anschließt, war Gluck; der erste Norddeutsche, welcher mit seinen Liedern

auch im Süden Wurzel faßte, Reichardt, im beſten Theile ſeines Schaffens ein Schüler Gluck's.

Wenn nun aber bis zu den ſiebenziger Jahren faſt jedes innere Band fehlte zwiſchen dem Lied des deutſchen Nordens und des Südens, wenn ſelbſt nachher, als man im Norden ſchon vorwiegend Goethe und Bürger componirte, in Wien noch Blumauer und Genoſſen die Lieblingsdichter der Tonſetzer waren, dann darf es uns nicht wundern, daß vollends in der traurigen erſten Hälfte des Jahrhunderts das oberdeutſche Lied nach Text und Muſik in einem wahren Abgrund der Geſchmacksbarbarei verſunken liegt. Das Lied fand keinen Raum im häuslichen und geſelligen Kreiſe; man ſchwankte zwiſchen den Extremen der hochgeſtylten Arie und gemeiner Gaſſenhauer und poſſenhafter Quodlibets, die als ein „gemüths-ergötzendes muſikaliſches Tafelconfekt" noch weit leichter und luſtiger den Gaumen kitzelten, als die „witzigen" Berliner und Hamburger Lieder. Zum anſchaulichen Exempel derartiger Hausmuſik ſei nur der Titel eines in den fünfziger Jahren (alſo zur Zeit der Frühblüthe Klopſtock's und Leſſing's) öfters erwähnten Quodlibets angeführt: „Zwei neue und extra luſtige muſikaliſche Tafelſtücke. 1. Der Wieneriſche Tandelmarkt, mit vier Singſtimmen, zwei Violinen und Basso ordinario. Die Singſtimmen ſtellen vor: den Sägfeiler, Hohllippenkrämer, einen Marktſchreier und Savoyarden mit ſeinem Spielwerk. Die Inſtrumente imitiren das ſogenannte Wieneriſche Breinglöckl. 2. Die Bauernrichters Wahl. Die Sänger ſind: der Barthelme Zimmermann als Senior, der Paul Schnepfendreck, der böhmiſche Mazko, der ſchwäbiſche

Wirth und der einäugige Schulmeister, welche ein Jeder in seiner Sprache die Vota zur Wahl geben. Beide Stücke sind nach Art der Quodlibete eingerichtet und jedes zur gehörigen Abwechslung mit sieben Arien und dazu gehörigen Recitativen versehen, mithin bei vornehmen Gastmahlen und andern lustigen Gesellschaften mit großem Applausu zu produciren. Von Gregor Joh. Werner. Augsb. 1754."

Dies war also ein Stück oberdeutscher Salonmusik in damaliger Zeit!

VI.

Wozu diente nun aber die überschwellende Liederfluth, wenn im Concert Lieder gar nicht gesungen wurden, im geselligen Kreise ein wirkliches Lied nur selten? Was reizte Musiker und Liebhaber, rastlos Lieder zu setzen? Selbst die Zeitgenossen wunderten sich über die „itzt so liederreiche Zeiten" und schlugen wohl gar ein Kreuz vor diesem unerbeten hereinbrechenden Segen, dessen Urquell und Ziel sie nicht begreifen konnten. Ironisch schreibt Mitzler 1743: „Unsere Zeit ist glücklich, daß der Mangel, so wir ehedem an Oden gehabt, itzo so reichlich ersetzt wird. Man droht an etlichen Orten dergleichen Oden herauszugeben, und kann es der Welt wohl gegönnt werden, da sie vordem gar nicht auf die Tafel gebracht worden." Marpurg meint im Hinblick auf das Lied, fast jeder Spieler wolle dermalen zugleich einen Sänger vorstellen, und Mattheson hört in seinem „unterirdischen Klippenconcert" sogar die Geister Lieder singen, die nach der mitgetheilten Probe fast besser gewesen zu sein scheinen, als die Lieder der meisten Musiker über

der Erde, und ein Anderer fragte, ob nicht das Heulen der Verdammten in der Hölle am Ende auch in Odenform erklinge, mit dem Zähneklappern als Klavierbegleitung?

Die Lieder, deren ungeheuere Zahl das Staunen und den Groll so manchen vornehmen Zunftmusikers erregte, dienten wesentlich nur der einsamen häuslichen Erbauung der „empfindsamen" Kunstfreunde. Wie man ein Gedicht in der Stille liest, so sang man auch das Lied für sich allein am trauten Klavier. Gedichte im geselligen Zirkel vorzulesen war damals so wenig der Brauch, als Lieder beim Thee zu singen; erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird es in Berlin Mode, Gedichte in den Salons zu lesen, und gleichzeitig wird auch das gesungene Lied allmählig gesellschaftsfähig. Der ältere Liedersang hatte also sein Publikum nur in den Sängern selbst, nicht in größeren Hörerkreisen. Diese sociale Thatsache barg Licht und Schatten. Vor dem Virtuosenthum und der Effekthascherei wurde allerdings das vereinsamte Lied bewahrt, andererseits blieb es aber auch dürftig und beschränkt, gegenüber der von dem Beifall der Massen glänzend emporgetragenen Opern- und Concertmusik. Das Lied muß sich nach beiden Seiten entfalten, nach innen für das Haus und den geselligen Kreis, nach außen für das Volk. In seiner breitesten Grundlage wird es dabei allerdings Hausmusik bleiben müssen.

Indem man nun vor hundertundfünfzig Jahren das Lied rein in's Haus schlachtete, wurden dem bloßen Spiel und Zeitvertreib der Dilettanten oft Zugeständnisse gemacht, bei denen die Kunst aufhörte. Ein recht appetitliches Lied mußte sich auch ohne Gesang spielen lassen und dann einen

tanzbaren Menuett, einen Siciliano, eine Polonaise abgeben. Häufig ist dies schon bei den Tempobezeichnungen in den alten Liederbüchern angedeutet. Selbst Marpurg fordert noch, als eine der drei Hauptschönheiten eines Liedes, daß die Melodie „alle musikalische Vollkommenheit habe, deren eine Bourée, Gavotte oder Menuett fähig ist," und erklärt es in seinen „kritischen Briefen" für einen besonderen Vorzug eines Liedes, daß es, je nach Bedarf, als Spielstück oder Singstück benützt werden könne. Wenn daher in jener Zeit Titel auftauchen, wie etwa „Oden für Liebhaber des Klavierspiels," so war dies gar nicht so widersinnig, als es uns jetzt bedünken mag. Man wollte kurzweilige Stücklein für Hand oder Mund, zum Hausgebrauch, und machte selten höhere Ansprüche.

Uebrigens wurden damals durchweg Gesangmelodie und Instrumentalmelodie noch nicht so unterschieden gedacht und behandelt, wie seit der späteren klassischen Zeit. Es ist ein noch wenig beachtetes Verdienst Gluck's, Haydn's und Mozart's, daß sie den Genius der gesungenen und gespielten Melodie von Grund aus eigenartig aus einander zu halten begannen. Bei unzähligen Themen Sebastian Bach's dagegen kann selbst der feinste Kenner noch nicht von vornherein unterscheiden, ob sie ursprünglich für die Stimme oder für's Instrument gedacht sind. Also darf man's auch den damaligen kleinen Liedermeistern nicht so sehr verargen, wenn sie Sang und Spiel mit Behagen durch einander warfen.

Viel widerwärtiger als jene gesungenen Menuette und Gavotten berührt uns eine Stylmengerei anderer Art, die

gleichfalls ihren ſocialen Grund neben dem kunſtgeſchichtlichen hat.

In der feineren Geſellſchaft galt deutſche Art für gemein und bäuriſch; franzöſiſche Poeſie und italieniſche Muſik dagegen hatte beſonders vornehmen Wohlgeruch. Friedrich der Große ſchrieb franzöſiſch und muſicirte italieniſch; den Geſang deutſcher Kehlen verglich er mit dem Pferdegewieher. Wer als ein beliebter Tonſetzer die gebildeten Kreiſe gewinnen wollte, der mußte ſeine deutſchen muſikaliſchen Gedanken wenigſtens in ein wälſches Röcklein kleiden; noch beſſer war's, wenn er gar keine deutſche Gedanken hatte. Meiſter des Kirchenſtyles oder der ſtrengen Inſtrumentalmuſik, wie Bach und Händel, konnten auf einſamer Höhe dieſem Gebot der Mode trotzen; der Liedercomponiſt dagegen zählte in jener Zeit zu den „galanten" Muſikern, und wo er ſich nicht dem Geſchmack der Liebhaber beugte, da componirte er blos für's Papier.

Nun gerieth er aber durch den italieniſchen Modeton in einen weit ärgeren Widerſpruch mit ſich ſelbſt, als etwa der Operncomponiſt. Denn die Oper iſt von Haus aus eine fremde Pflanze, das Lied aber wächst hervor aus dem heimiſchen Volksgeſang und ſteigt und fällt mit der vaterländiſchen Poeſie. Die italieniſche Oper konnte man germaniſiren; kein Menſch aber vermochte aus italieniſch-deutſchem Operngeſang ein wirkliches deutſches Lied zu geſtalten. Dasſelbe Lied, welches man damals verachtete, weil es zu deutſch erſchien, verachten wir jetzt, weil es uns zu italieniſch däucht.

Schon die äußere Technik faſt aller Lieder aus den

sechs ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zeigt, wie ein häßliches angeborenes Muttermal, die Spuren dieses Zwittergeistes. Der Musiker betonte das deutsche Wort im deutschen Liede nach italienischer Weise; er machte, dem weichen wälschen Ohre schmeichelnd, überhäufig selbst da weibliche Schlüsse der musikalischen Periode, wo der Vers im männlichen Schlußfall auslief; er verwob italienische Triller, Schnörkel, Vorschläge und Läufe in die Melodie, obgleich dieselben dem ursprünglichen deutschen Lied, wie es nach seinen Hauptzügen der Mund des Volkes bewahrt, ganz fremd sind. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkten einzelne Theoretiker sehr richtig, daß die Italiener kein ausgebildetes Kunstlied besäßen, daß die Franzosen im Chanson nur eine Seite des Volksliedes kunstgemäß entwickelt hätten, und daß wir Deutsche in der allseitigen und eigenen Pflege des Kunstliedes jenen Nebenbuhlern weit vorangingen. Allein in der Praxis dauerte es trotzdem noch lange, bis wir unser deutsches Lied völlig frei machten von der Fessel des italienischen Arienstyls.

VII.

Drei große Dinge mußten geschehen, um eine neue kunstgeschichtliche Epoche des deutschen Liedes anzubahnen:

Wir mußten vorerst eine neue Nationalliteratur gewinnen, die dem Musiker statt „verfertigter" Gedichte — gedichtete Gedichte bot, ächte Lyrik, welche schon im Gedanken und im Verse von Sang und Klang erfüllt war.

Anerkannte Meister mußten durch die technische Ver-

tiefung und Bereicherung des Liedersatzes dem verachteten Liede wieder Ehre schaffen im Kreise der musikalischen Zunft; sie mußten den Muth haben, sich das schlichte Lied zu einem Stück Lebensaufgabe zu erwählen und also zu zeigen, daß es sich hier um ein größeres Ding handele, als um bloße Spielerei, Nebenarbeit und Dilettantenwerk. Zugleich galt es, eine neue ästhetische Kritik des Liedes zu gründen.

Endlich aber bedurften wir bahnbrechender Männer von deutschem Geist und deutscher Bildung, die, den neuen nationalen Dichtern wahlverwandt, die Weise des deutschen Volksliedes dem Kunstliede zu Grunde legten und die eigenste Form deutschen Gesanges statt des italienischen Arienstyls unserem Liede wieder eroberten.

Diese drei großen Dinge erfüllen sich in dem Gesammtwirken der Liedermeister Ph. E. Bach, Gluck, Hiller, Schulze, Reichardt, und in dem geistigen Bund, welchen diese Männer (den einzigen Hiller ausgenommen) mit den großen Poeten der neuen Literaturepoche geschlossen. Mit der deutschen Poesie wird auch unser musikalisches Lied frei und findet sich selbst wieder. Für beide Thatsachen bildet die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Wendepunkt. Die geistige Selbstbefreiung der Völker ergreift immer gleichzeitig die verschiedensten Seiten des nationalen Lebens. Dies bezeugt uns die Geschichte auch des schlichten, kleinen Liedes: nur inmitten einer der größten Krisen der neueren Culturgeschichte konnten wir das neue deutsche Lied gewinnen.

Die deutsche Musik hat gar Vieles von den Fremden gelernt, sie hat sich namentlich gar manche Vorarbeit der Italiener erst langsam verdeutschen müssen. Bei dem Liede

aber ist es unser besonderer Stolz, daß wir es nicht von Außen überkommen, sondern uns selbst gemacht haben, daß es rein dem innersten Gemüthe unseres Volkes entquollen ist. Darum hatten wir es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verloren, als wir von uns selber abgefallen waren: wir fanden es in der zweiten Hälfte wieder, als die Nation sich selber wiederfand. Und zwar schließt sich diese Thatsache, wie bemerkt, wunderbar treu an die gleichzeitige Selbstbefreiung der deutschen Poesie. Die Geschichte des musikalischen Liedes ist uns ein Zeugniß von der fortzündenden Kraft großer geistiger Bewegungen. Keine Kunst lebt vereinzelt, jede Revolution in der einen Kunst zieht über kurz oder lang eine Neugestaltung der andern nach sich; das Geistesleben der Völker ist ein einheitliches, organisches Ganze. So war es die Wiedergeburt der Poesie, welche zunächst das deutsche musikalische Lied mit sich emporhob und durch das Lied auch in die andern Kreise der Tonkunst umbildend eingriff.

Dieses läßt sich leicht sagen und wird auch gerne gehört. Aber unsern Musikern wird es entsetzlich schwer, sich auf den historischen Standpunkt zu erheben und demgemäß die Väter des neueren, ächt deutschen Liedes — Ph. E. Bach, Gluck, Hiller, Schulze und Reichardt — nach Würden zu ehren, oder gar die besten ihrer Lieder, welche heute noch seelenvoll und jugendfrisch sind wie das Volkslied, gelegentlich wieder einmal zum Vortrage zu bringen. Denn der moderne Musiker ist gewöhnt, die Kunstgeschichte von hinten nach vorn zu betrachten und also beispielsweise Schubert's Hölty-Lieder oder Schubert's Erlkönig zu nehmen, um die

Hölty-Lieder von Schulze oder den Erlkönig von Reichardt daran zu messen. Welch verkehrte Welt! Wo kämen wir hin, wenn wir entsprechend Fiesole nach Michel Angelo beurtheilen wollten oder Paul Flemming nach Heinrich Heine! Ein jeder Künstler will aus sich und seiner Zeit begriffen sein, ja jedes Zeitalter aus sich selber. Dazu aber sollen wir auch fragen, was vorher gewesen? denn für die Ausnützung des Pfundes, welches uns frühere Geschlechter hinterlassen haben, sind wir voll verantwortlich, nicht aber für das, was dereinst einmal ganz andere künftige Generationen machen werden.

Wer also den herrlichen Aufschwung des deutschen Liedes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ermessen will, der prüfe, wie jene vorgenannten Liedersänger den musikalischen und poetischen Geist ihrer Zeit erfaßten und in selbständiger Weise zur harmonischen Aussprache brachten, blicke aber vorher noch auf die trostlose Zeit der „verfertigten Singoden," des Zopfes im deutschen Lied. Dann wird er erkennen, welch bedeutende künstlerische und nationale That selbst in den „Liedern im Volkston" eines J. A. P. Schulze geborgen liegt. Unsere Kinder und Studenten singen manche dieser Lieder heute noch, aber die „verfertigten Singoden" singt kein Mensch mehr. Und Gluck, Em. Bach und Reichardt werden dereinst auch wieder gesungen werden; ihre Lieder sind gegenwärtig Zukunftsmusik wie Joseph Haydn's Symphonien.

Gluck als Liedercomponist.

(1861.)

I.

Den Dramatiker Gluck kennt alle Welt; Gluck, der Liedercomponist, zählt zu den verschollenen Meistern. Und doch gehören die wenigen Lieder des großen Dramatikers so nothwendig zum *ganzen* Gluck! Zwar den Musikhistorikern von Fach sind Gluck's Lieder gewiß nicht fremd; allein blos von den Fachleuten gekannt sein, heißt in der Regel doch nichts Anderes, als mit Ehren vergessen sein. Nun halte ich es freilich für ein Unrecht, daß Gluck's Lieder nicht ebenso gut wie die Lieder Mozart's und Schubert's und Mendelssohn's auf den Klavieren unserer Sänger liegen, will aber von dieser Art der Verschollenheit zunächst nicht weiter reden. Denn jene Lieder sind nicht so wohl wichtig durch das, was sie *uns* sein könnten, als durch das, was sie *ihrer Zeit* waren, und also beklage ich viel weniger, daß die Lieder vergessen sind, als daß man die epochemachende Stellung vergessen hat, welche Gluck durch dieselben *in der Geschichte des deutschen Liedes* einnimmt.

Wir beſitzen noch ſieben Lieder von Gluck, genau gezählt, ſieben und ein halbes; denn das achte iſt blos Skizze, von Reichardt aus dem Gedächtniſſe aufgezeichnet und alſo nicht vollgültig. Es ſind dies die in unſerer älteren Litteratur ſo oft erwähnten Klopſtock'ſchen Oden des großen Dramatikers. Seine Gellertlieder beſitzen wir nicht mehr, und ſchon 1790 warf Gerber den Zweifel auf: ob überhaupt jemals ein Anderer als Gluck ſelber ſie beſeſſen habe, indem er die Lieder blos fertig im Kopf mit ſich herumgetragen, ohne ſie niederzuſchreiben. Gleiches Schickſal hatte bekanntlich ſeine Muſik zu Klopſtock's Hermannsſchlacht.

Gluck ſang lieber Lieder, als er Lieder ſchrieb; der Weg vom Kopf bis zur ſchreibenden Hand iſt bei ihm überhaupt erſtaunlich lang geweſen. Weckte ihm ein gemüthlicher Freundeskreis die Luſt am Liede, dann holte er nicht Noten herbei, ſondern einen Abdruck von Klopſtock's Oden, worin er kleine deklamatoriſche Vortragszeichen unter die Worte geſchrieben hatte, und ſang nun das Gedicht mit wenigen begleitenden Accorden wie ein Recitativ.

Eine Probe ſolcher Muſik, die aus Gluck's begeiſtertem Mund auch die Hörer zur Begeiſterung hingeriſſen, hat uns Reichardt in eben jenem achten Liede bewahrt. Es iſt die Ode „der Tod" („O Anblick der Glanznacht" ꝛc.). Schwarz auf weiß muthet uns dieſes reine Recitativ mit ſeinen langen, dürftig bezifferten Baßnoten jetzt kalt und trocken an; doch ſteckt Gluck'ſcher Nerv in den ſcharfen Accenten, und ein ächt dramatiſcher Sänger könnte auch heute noch den Geiſt, der in dieſer baren Deklamation ſchlummert, ergreifend wieder erwecken. Immer jedoch wirkt ein Recitativ für ſich

allein, und sei es das erhabenste, unbefriedigend; ja, je ächter und wahrer die elementare halbgeformte Musik eines Recitativs ist, um so stärker erregt sie in uns die Sehnsucht nach dem Uebergang zur gerundeten, vollgeformten Melodie.

Die Lieder, welche Gluck nicht blos für sich sang, sondern auch für Andere niederschrieb, die sieben gedruckten Lieder, sind alle melodisch durchgebildet, wirkliche Lieder. Sollte dieser verstandesklare Künstler nicht absichtlich unterlassen haben, die andern nach dem Urtheil der Ohrenzeugen rein recitativisch rhetorischen Oden aufzeichnen, weil er gar wohl wußte, daß der subjective Zauber solcher halb improvisirten Vorträge schwinden würde, sowie dieselben, auf die starren fünf Notenlinien gefesselt, jedem profanen Auge preisgegeben waren?

Ich betone nochmals den Unterschied, der zwischen den Gluck'schen Liedern besteht, welche er für Andere veröffentlicht hat, und jenen, die er blos für sich gesungen haben soll, um eine chronologische Bemerkung daran zu knüpfen. Die sieben gestochenen Lieder gehören den Tagen seiner reifsten, gediegensten Schöpferkraft; sie fallen zwischen die Composition der Alceste und Iphigenie in Aulis (also beiläufig 1770). Die Nachrichten über Gluck's recitirende Odenvorträge rühren dagegen wohl sämmtlich aus einer späteren Zeit, und erst 1786, also ein Jahr vor Gluck's Tode, schrieb Reichardt das einzige Probestück eines solchen Vortrags aus dem Munde des Greises nieder, dessen eigentliche Productivität doch schon seit Jahren erloschen war.

Bei fast allen bahnbrechenden Künstlern verwandelt sich im Alter der Quell ihrer höchsten Vorzüge in den Quell

ihrer Einseitigkeit und Schwächen. Ich brauche nur an Goethe's und Beethoven's Spätwerke zu erinnern. Wahr und gedankentief zu deklamiren war einer von Gluck's eigensten Vorzügen: darf es uns bei seiner letzten Ode überraschen, daß der alte Meister schließlich nur noch wahr und gedankentief deklamirte?

II.

Zwei Dinge vor andern machen Gluck's sieben Klopstocklieder kunstgeschichtlich bedeutsam. Sie sind uns eine kostbare Urkunde des innigen Zusammenhanges, welcher die Geschichte unsers musikalischen Liedes und unserer poetischen Nationalliteratur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ergänzend in einander webt, und zugleich eine Urkunde des größten Umschwungs in Geist und Technik des Liedersatzes an sich.

Beide Punkte will ich näher in's Auge fassen.

Wie man Emanuel Bach und Gellert, Schulze und den Göttinger Hainbund, Reichardt und Goethe in der Geschichte des deutschen Liedes stets mit einander nennen wird, so Gluck und Klopstock.

Bekanntlich feierte Gluck scheinbar mehrere Jahre nach der Composition seiner Alceste. Da er eben seine neue große Laufbahn begonnen, hielt er ein und holte Athem. Schon seit zehn Jahren hatte der gereifte Mann nachzulernen gesucht, nicht sowohl was er im musikalischen Handwerk, als was er in der ästhetischen Bildung in seiner Jugend versäumt hatte. Gluck war freilich das größte Glückskind unter seinen berühmten musikalischen Zeitgenossen;

denn kein Anderer besaß jene äußere Unabhängigkeit des Daseins, welche ihm gestattete, über das bloße Musiciren hinaus einen freien und weiten geistigen Blick zu gewinnen und der durchgebildete Weltmann unter den großen Tonmeistern zu werden.

Sein Verdienst aber war, daß er mit nimmer rastendem Streben dieses Glück auch nach seiner ganzen Tiefe auszubeuten wußte. Der bereits in Italien und Deutschland hochgefeierte Musiker schämte sich nicht, wieder von vorn anzufangen und, wie sein Biograph Schmid dies ausdrückt, in Wien „einige Jahre in philosophischer Ruhe zu leben." Sein Haus ward ein Sammelplatz gebildeter Männer, während sonst der gebildete Mann und der deutsche Musiker in derselben Stadt oft noch wie in zwei Welttheilen fern von einander saßen. Namentlich aber war Gluck der erste süddeutsche Meister, welcher jenen Bund der Musik mit der deutschen Nationalliteratur zu schließen begann, der im Norden durch den Verkehr der Berliner Liedercomponisten mit den Dichtern schon früher eingeleitet war.

Deutsche Poesie und deutsche Musik begegnete sich damals aber allwärts zuerst auf dem gemeinsamen Boden des Liedes. Hatten doch auch in der Aesthetik und Kritik des Liedersatzes die Berliner Theoretiker schon vor Gluck jene Grundfragen über das Verhältniß von Gedicht und Gesang wacker durchgestritten, welche Gluck nachgehends auf die Dramatik hinüber geleitet und praktisch so tief und neu gelöst hat.

Es ist darum höchst bedeutsam, daß sich Gluck eben in jenen Jahren, da er scheinbar rastete und nachlernte, zu-

nächst im deutschen Liede schöpferisch erwies, und zwar in der Composition Klopstock'scher Oden, welche in ihrem spröden Gedankeninhalt und ihren metrischen und deklamatorischen Schwierigkeiten dem denkenden Meister neue Probleme boten. Im ersten Halbschied des achtzehnten Jahrhunderts war das Lied großentheils eine musikalische Spielerei gewesen, die gedankenloseste Musikmacherei spukte im Liede: Gluck setzte seine wenigen Lieder, als er dem Musikmachen ganz entsagt und sich recht still in seine Gedanken eingesponnen hatte.

Wie aber damals die Musiker durch das Lied zu den deutschen Poeten hinübergezogen wurden, so auch diese wiederum durch das Lied zu den Musikern.

Als Lyriker forschte Klopstock nicht minder in der musikalischen Aesthetik wie in der poetischen. Gar viele Stellen seiner Prosaschriften und Gedichte bezeugen, daß er im Verfolgen musikalischer Probleme das Kunstverständniß auch der poetischen Formen zu schärfen suchte. Nun trifft es sich wunderbar, daß Klopstock sich zur selben Zeit besonders lebhaft mit Gedanken über die musikalische Composition beschäftigte, als Gluck seine neue große Epoche begann und durch Klopstock's Oden ein Herz faßte für die deutsche Poesie. Die Gedanken der beiden großen Männer kreuzten sich bereits, ehe sie selbst einander irgend persönlich nahe getreten waren.

Im Jahr 1766 hörte Klopstock Christian Gottfried Krause's Composition von Ramler's „Berenice." Die Musik ergreift ihn; er schreibt an Gleim: „Ich glaube, Krause hat die Nacht vor dieser Composition geträumt, er sei in

einem griechischen Musiktempel und höre Alcäus eine Ode vorlesen. Welche einfache und gleichwohl reiche Schönheit, und welche Neuheit dazu, wenigstens für mich!" Krause, der Freund Ramler's und Gleim's und zugleich der Genosse jener Berliner Musiker, die auf der einen Seite den italienischen Opernstyl Graun's und Hasse's, und auf der andern deutschen Liedersang pflegten, zählte eben auch zu den Vermittlern zwischen unserer Tonkunst und Nationalliteratur. Seine weiland berühmte Schrift „von der musikalischen Poesie" war freilich noch nicht in Klopstock's und Gluck's Geiste gedacht, und wenn er, wie Klopstock wünschte, dessen „Strophen" (zur Hermannsschlacht?) componirt hätte, so würde des Dichters Begeisterung für diese hellenische Berliner Musik doch wohl etwas sich herabgestimmt haben. Allein was er für sich hinein hörte in Krause's Melodien, das sollte er bald in Gluck's Gesang auch wirklich für alle Welt klar ausgesprochen finden.

Drei Jahre später (1769) vernimmt Klopstock, daß Gluck einige Strophen aus den Bardengesängen „mit dem vollen Tone der Wahrheit" componirt habe, Gluck, der, wie Klopstock damals bemerkt, nach dem Ausspruch „eines großen Kenners" der einzige Poet unter den Musikern ist.

Es nähern sich nun die beiden verwandten Geister rasch und stetig, bis zuletzt bei der bekannten Begegnung in Straßburg und Rastatt (1775) der Mann dem Manne auch persönlich in's Auge schaut. Auch hier war es die Lyrik, in welcher der Dichter des Messias und der Componist der Iphigenia sich musikalisch und poetisch verbunden fanden.

Gluck hatte inzwiſchen die uns allein noch geretteten ſieben Oden Klopſtock's componirt und ſich in ſeiner Nichte eine Sängerin für dieſe Lieder herangebildet, welche die höchſt einfachen Weiſen begeiſternd tief und innig zu beleben wußte. Zur Sängerin für dieſe Lieder, ſage ich, bildete Gluck ſeine Nichte Maria Anna; denn ihre Ausbildung zur Sängerin ſchlechthin überließ er einem Italiener, weil ihm ſein ſchaffender Geiſt keine Geduld zum Schulmeiſter ließ.

K. F. Cramer erzählt uns über die Zuſammenkunft in Raſtatt, wo Gluck's Nichte die Oden und Strophen aus der Hermannsſchlacht vor Klopſtock ſang: der Oheim habe die Nichte manchmal plötzlich mitten im reizendſten Vortrag unterbrochen und ihr wohl gar zugerufen: „Halt, das war falſch! Noch einmal!“ Und doch handelte es ſich dabei nur um feine Schattirungen, die Keiner bemerkte. Einige ſeiner Lieblingsſtücke ſang ihm Niemand zu Dank, ſelbſt nicht ſeine Nichte. So duldete er nicht, daß dieſe Klopſtock ſeine Sommernacht („Willkommen, o ſilberner Mond“) vorſang. Er ſelber ſang das Lied mit rauher, aber ausdrucksvoller Stimme. Cramer fügt hinzu: „Dem Anſchein nach iſt das Stück ſehr leicht, aber der Affect! Man ſieht daraus, was Gluck forderte!“

Man ſieht aber auch aus dieſem ganzen Bericht, den Cramer aus Klopſtock's Munde niederſchrieb, daß Gluck ſeine Lieder werth hielt und eine Ausſprache ſeines eigenſten Geiſtes in denſelben geborgen zu haben glaubte, ganz entgegen manchem modernen Romantiker, welcher in Gluck's Oden nur eine trockene Gelegenheitsarbeit erblickt, weil die wenigen begleitenden Klaviernoten ſo gar grell abſtechen von

dem jetzt gangbaren geschwollenen Accompagnement und die durchsichtige Klarheit des Colorits so gar keine Spur jenes aschfarbenen Helldunkels zeigt, in welchem man vorzugsweise die „Genialität" verschleiert wähnt.

Schon als die einzige musikalische Urkunde des künstlerischen Freundschaftsbundes zwischen Gluck und Klopstock sollten uns die sieben Oden eine nationale Reliquie sein und bleiben.

Als Gluck's Nichte im Jahre 1776 starb, klagte der erschütterte Meister sein Leid den Dichtern Klopstock und Wieland. Das sechzehnjährige Mädchen mit dem seelenvollen Gesang war wie eine verklärte Erscheinung flüchtig durch das Leben des Tondichters gezogen. Christian Daniel Schubart meinte, hätte Maria Anna länger gelebt, so würde sie die größte Sängerin Europa's geworden sein. Jetzt hat sich ihr Andenken blos als die zarteste Episode in Gluck's Leben bewahrt; es wird fortleben mit jenen sieben Oden. Nach dem Tode der Sängerin hat Gluck wohl noch Lieder für sich gesungen, aber für Andere schrieb er keine mehr.

Schubart nennt Klopstock einen Dichter, der so ganz geschaffen sei „für Gluck's erhabenen Geist," dessen Ideen alle in's Große, Weitumfassende reichten. Diese Ansicht war unter den Zeitgenossen wohl überhaupt ziemlich gangbar, während uns jetzt die Künstlercharaktere Gluck und Klopstock, abgesehen von jenem allgemeinsten Zug eines großartig idealen Strebens, fast in jeder Falte unterschieden dünken. Es ist darum doppelt bemerkenswerth, daß Klopstock in seinen gelegentlichen musikalischen Bekenntnissen doch wieder ganz wie ein ächter und gerechter Gluckist sich ausspricht.

Sind nachstehende zwei Epigramme nicht geradezu Gluck'sche Ideen, in Verse gesetzt:

Freundin, was ist Gesang? „Gesang ist, wenn du nur höreſt,
Ernst wirst oder weinst oder dich inniger freust.
Arien all' der Bravura sind nur Schulübungen, die man
Hält, zu lernen des Tons Bildung für den Gesang."
Also ist nicht Gesang die Bravura? „Sie sammelte schöne
Farben in Masse mit Kunst; aber hat sie gemalt?"

und das andere — „Musik und Dichtkunst:"

Wenn die Musik das Gedicht ausdrückt, so ist sie Gesellin,
Wenn sie für sich ihr weniges Allgemeines, so ist sie
Meisterin zwar; allein nur schade, daß die Gesellin
Ueber die Meisterin ist.

(Als Klopstock freilich in einer späteren Periode die Inschrift für einen Denkstein Ph. Em. Bach's in der Hamburger Michaeliskirche entwarf, schien er fast andern Sinns geworden zu sein; denn hier heißt es: „— —, er war groß in der vom Wort geleiteten Musik, größer in der kühnern wortlosen." Allein inzwischen hatte auch in der That die absolute Tonkunst durch Haydn und Mozart zu einer Kühnheit und Selbstherrlichkeit sich aufgeschwungen, die der Dichter drei Jahrzehnte früher in Gluck's Blüthetagen nicht vorahnen konnte.)

Noch deutlicher als in Versen und Sentenzen bekundete sich Klopstock übrigens als Gluckist in Noten, die er selber componiren half. Er bestimmte nämlich noch in den neunziger Jahren den Musiker Christian Friedrich Schwencke (der zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Mann war), zwei Oden unter seinen Augen zu setzen. Zuerst las Klopstock dem Tondichter seine Verse mehrmals vor; dann las, zur

Gegenprobe des Verständnisses, der Tondichter umgekehrt dem Poeten die Verse. Nun wurde die Musik skizzirt. Klopstock verbat sich alle Texteswiederholungen, einige unbedeutende mußte ihm Schwencke förmlich abringen. Der Entwurf wurde hierauf vom Dichter kritisirt, namentlich im Punkte der Deklamation und des Ausdrucks, und es ward so lange geändert, bis Klopstock zufrieden war. Auf diese Weise entstanden Schwencke's Compositionen des „Vaterunsers" und der Ode „Der Frohsinn." Obgleich Schwencke seine Melodien und Modulationen schon ganz in Mozart'scher Weise bildet, so beugt er doch streng nach Art der Gluck'schen Oden den freien Bau der Melodie unter die Accente des Sinnes und des Metrums. Man sieht ganz deutlich: er denkt und erfindet in Mozart's Formen, aber Klopstock steht hinter ihm und zwingt ihn, seinen Mozart'schen Styl in's Gluck'sche zu übersetzen, wodurch dann diesen Compositionen ein ganz wunderliches Doppelgesicht erwächst.

Wie Klopstock durch seine Gedichte Gluck zu Compositionen angeregt hatte, so ließ er sich auch umgekehrt durch Gluck'sche Musik zu besondern lyrischen Stimmungen begeistern. Zu der großartigen Ode „Warnung" (1772) bemerkte der Dichter: „Ich habe sie nach gewählten Stellen aus den alten Componisten Bai, Allegri und Palestrina gemacht. Was ich nach Händel, Pergolese und Gluck gemacht, mochte ich nicht aufbehalten." Zu der spätern Ode „Die Erscheinung" (1777) findet sich jedoch die Notiz: nach Gluck's, Pergolese's und Zoppi's Compositionen.

So bedenklich es auch ist, wenn der Dichter musikalische Eindrücke in Versen wiedergeben will, so sind doch jene

Verſuche hiſtoriſch wichtig als Zeugniſſe eines Austauſches zwiſchen dem Poeten und dem Muſiker, welchem nicht blos Klopſtock ſich hingab, ſondern auch mehrere ſeiner Jünger und Genoſſen. Folgte ihm doch Gerſtenberg auf dem abſchüſſigen Pfad des Nachdichtens muſikaliſcher Stimmungen, indem er (1786) einer Phantaſie von Ph. Em. Bach einen doppelten Text unterlegte: „den Tod des Sokrates" und eine Paraphraſe von Hamlet's Monolog „Sein oder Nichtſein!" Dieſes Kunſtſtück ward damals als ein Wunderwerk angeſtaunt. Schulze, der ſonſt ſo hellblickende Meiſter des Liedes, nannte das Ding ein „Meteor," und Cramer meinte: „dieſer excentriſche Verſuch gehöre zu den wichtigſten Neuerungen und führe tief hinab in die geheimſten Schachte der Muſik." Künſtleriſche Freunde hatten Streit geführt über die Fähigkeit des Inſtrumentalſatzes, Begriffe und Vorſtellungen klar zu verſinnbilden, und der Dichter des Ugolino wollte nun den Knoten zerhauen mit ſeiner Poeſie. Indem er aber einen ſo unterſchiedenen Text denſelben Tönen gleich entſprechend unterlegte, bewies er eigentlich das Gegentheil deſſen, was er beweiſen wollte, er bewies, daß die Inſtrumentalmuſik eben doch nur in der allgemeinen Stimmung beſtimmt, im Ausdruck eines klaren Begriffes aber höchſt vieldeutig und verſchwommen iſt.

Gluck war durch Klopſtock den deutſchen Dichterkreiſen perſönlich nahe gekommen. Erfreulich zeigt ſich's dann aber auch, wie die Dichter ihrerſeits in Gluck den Poeten unter den Muſikern erkannten und ehrten.

Herder ſchreibt um's Jahr 1796 in den „Briefen zur Beförderung der Humanität:" „Daß Klopſtock zu ſeinem

Hermann einen Gluck fand, daß er durch seine Gesänge ihn und Andere zu dieser Gattung einfacher Musik weckte, gehört mit zu den glücklichen Begegnissen seines Lebens. Wenn überhaupt die Muse der Tonkunst in der Einfalt und Würde, die ihr gebührt, zu uns zurückzukehren würdigte, wessen Worte würden sie freundlicher herniederzaubern, als Klopstock's?" Und später noch, zu einer Zeit, wo die Musiker Gluck's Oden längst vergessen hatten, bemerkt Herder: „In den Gesängen, die Gluck aus Klopstock componirte, schwebte er überall auf den Fittigen der Empfindung des Dichters."

Muthen uns überdies die musikalischen Strophen in Herder's Operndramen Prometheus, Philoktet, Brutus ꝛc. nicht an, als seien sie dem Dichter eingegeben worden durch die Erinnerung an Gluck'sche Musik zu Klopstock'schen Versen?

Auch Wieland erkannte (in dem Aufsatz „über das deutsche Singspiel" 1775) Gluck als den Reformator der dramatischen Tonkunst, spürt aber auch als kluger Weltmann zugleich die Hindernisse, welche sich der Mission Gluck's „in den sittlichen Zuständen der Hauptstädte Europa's" entgegenstellen.

III.

Will man überhaupt anerkennende Zeugnisse der deutschen Zeitgenossen über Gluck sammeln, so wird man vorwiegend bei den Männern der Literatur und Poesie Umfrage halten müssen, weit weniger bei den schreibenden Fachmusikern jener Epoche; Urtheile vollends über Gluck, den Odencomponisten, findet man fast nur bei den gleich-

zeitigen Dichtern; die gleichzeitigen Muſiker achteten ſolche unmuſikaliſche Muſik nicht der Rede werth.

Doch muß ich hier eine kleine Gruppe von Tonſetzern ausnehmen, die ſich aber auch durch ihren engen Bund mit den Dichtern ächt nationalen Ruhm gewannen; ich nenne Schulze und Reichardt. Obgleich Beide in ihrer volksthümlichen Behandlung des Liedes ganz andern Zielen zuſtrebten, als Gluck, ſo ſtehen ſie doch in ihren Grundgedanken über das Verhältniß der Muſik zur Poeſie, über die Deklamation, in ihrem Ringen nach einfach wahrer Charakteriſtik unmittelbar auf Gluck's Schultern. Insbeſondere hatte ihnen Gluck die Bahn gebrochen für die Compoſition Klopſtock'ſcher Texte, welche damals als eine höchſt verlockende muſikaliſche Aufgabe galt. Verſuchte doch Reichardt ſogar den Meſſias mit Beibehaltung hexametriſcher Form als Oratorium zu bearbeiten und holte Klopſtock's Billigung für dieſes Wagniß ein, wie er auch etliche Strophen bei ſeiner Muſik zu der Ode „die Geſtirne" nicht weglaſſen wollte, bevor es ihm der Dichter ausdrücklich erlaubt hatte. Ja, es behauptet Reichardt ſogar in dieſer ſeiner früheren Periode: „Klopſtock iſt in ſeinen lyriſchen Geſängen am volksmäßigſten; Alles macht dieſe Geſänge zum Ideal muſikaliſcher Poeſie für wahre Muſik!" So konnte damals (1781) nur ein Gluckiſt ſprechen. Dazu dürfen wir es nicht vergeſſen, daß wir dem Muſiker Reichardt ja die Niederſchrift der letzten Gluck'ſchen Ode danken. Die Zunftzöpfe fühlten freilich heraus, daß Reichardt nach ihrer Art gar kein rechter Muſiker ſei.

Der ehrenwertheſte literariſche Gegner Gluck's in Deutſchland war Forkel. Es iſt bemerkenswerth, daß er häufig

den Lyriker Gluck angreift, um den Dramatiker zu vernichten. Die einfachen liedartigen Motive in der „Iphigenia in Aulis" dünken ihm großentheils wahre Kirmeßmusik und der Chor in D-moll „partons, volons à la victoire!" mit seinem in Liedesform angelegten schlichten Perioden- und Strophenbau — ein ächtes Chorlied — ist Forkel eben darum ein Urbild des Plumpen und Langweiligen.

Als ein Muster feinerer und würdigerer Dramatik stellt Forkel dem Gluck den Georg Benda entgegen, welcher den italienischen Arienstyl in der That zierlich und sinnig zu verdeutschen wußte. Ganz ergötzlich macht es sich dann aber, wenn Forkel seinen begünstigten Benda förmlich entschuldigt, weil die sparsamen liedartigen Weisen seiner Opern dennoch weit allgemeinern Beifall fanden als die arienhaften. In der Kritik von Benda's „Walder" bezeichnet Forkel das damals allgesungene Lied „Auch die glücklichste der Ehen ꝛc." als populär und behaltsam, fügt aber gleich hinzu: „Man halte dies nicht für einen Tadel des Stückes, und nehme es lieber als einen kleinen Vorwurf auf, welcher dem allgemeinen Geschmack des Publikums dadurch gemacht wird, daß es den Künstler so oft zwingt, weniger zu thun als er könnte." Und doch konnte Forkel sich nicht enthalten, selber Lieder zu componiren und herauszugeben! So mächtig drängte die deutsche Musik damals überall zum deutschen Liede.

Herr. v. Castelne erkannte ganz richtig ein gut Theil der Anziehungskraft von Glucks Opern in den mit den dramatischen Motiven so innig verwobenen lyrischen Weisen, in den „neuen, rührenden und mannichfaltigen Melodien." Hiller, der ehrwürdige deutsche Liedersänger, bemerkt aber

flugs dagegen: „das mögen sie für die Franzosen wohl sein, wer aber mit den Arbeiten anderer deutscher und italienischer Meister bekannt ist, der wird sie bei weitem nicht so neu und original finden.“

Hiller berührt hier einen für seine eigene Ansicht sehr bedenklichen Punkt. Die Franzosen jener Zeit waren in Sachen der neuen, frischen und volksthümlichen Melodie, namentlich der schlichten Liedesweise, durchaus keine schlechten Kenner. Sie sind im Gegentheil durch die ganze erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Deutschen im nationalen Liede vorangegangen, und so tief sie in der Kunst des Gesammtaufbaues eines Tonstücks und der durchgebildeten Harmonie unter uns standen, so hoch überragt die Neuheit und Eigenart der Melodie und Deklamation bei Philidor, Rousseau, Desaides, Gretry wenigstens die italienisirenden Arien-Lieder der Hasse-Graun'schen Schule, aus welcher Hiller hervorging. Von dem französischen Chanson haben die deutschen Lyriker damals nicht wenig gelernt, namentlich merkten sie es den Franzosen ab, auf welchem Weg das deutsche Lied frei zu machen sei von den Banden der italienischen Arie.

Man könnte es fast als ein Zeichen des Dankes für diesen nachbarschaftlichen Dienst deuten, daß der grunddeutsche Schulze seinem nationalsten Werke, den „Liedern im Volkston,“ ein ächt französisch-stylisirtes Chanson beigefügt hat.

Klopstocks Freund, Cramer, konnte noch im Jahr 1783 schreiben: „Der Liedercomponisten, die mit Charakter setzen, hat Deutschland im Vergleich gegen die Franzosen noch immer nur wenige. Legionen unserer Melodien verdunkeln mehr

den Geist des Liedes, anstatt ihn aufzuhellen oder seinen Gang zu unterstützen."

Auch Gluck lernte als Lyriker an dem französischen Liede mindestens ebensoviel als an dem damals noch so dürftigen deutschen Liedersang. Er fand auch hier den Weg von Italien nach Deutschland über Frankreich. In der Periode von 1755—62 schrieb er französische Operetten mit Chansons, „les amours champêtres, l'isle de Merlin etc.," und lange nachher, als er schon ganz der deutsche Meister geworden, setzte er in seiner Festoper Cythère assiégée ein Chanson.

Man muß überhaupt den Liedercomponisten Gluck nicht blos in seinen sieben Oden suchen; weit mehr und theilweise weit schönere Lieder gab er in den dramatischen Werken. In den „Pilgrimen nach Mekka" ringt der Geist des Liedes geradezu mit der Arienform. Beim Publikum gewannen einzelne liedartige Nummern den Sieg. Ich bemerkte oben: die Dichter hätten Glucks Lieder besser zu schätzen gewußt als die Musiker. So berichtet uns Karoline v. Wolzogen: Schiller habe das Lied aus den „Pilgrimen," „Einen Bach, der fließt ꝛc." mit besonderer Vorliebe gehört, und sich öfters an der hellen sonnigen Stimmung dieser idyllischen Weise erfreut.

Entschiedener noch als in jener komischen Oper Glucks bricht aber in seinen reichsten und reifsten tragischen Werken der ächteste Liederklang hervor. Neben den Arien, und dieselben mitunter an Innigkeit und Schönheit überragend, finden wir hier eine reiche Auswahl liederartiger Cavatinen, ja wirklicher Liedersätze. (Ich erinnere nur z. B. an den

Gesang der Iphigenie „Ewig werd' ich sein gedenken," nach Geist und Form eines der ächtesten und erhabensten Lieder, welche die deutsche Musik überhaupt besitzt.) Gerade durch die knappere, aber charaktervollere Liedform macht sich Gluck in gar vielen Fällen frei von dem alten Ariengeschleppe, ohne darum die Schönheit eines selbständigen architektonischen Musiksatzes aufzugeben.

Ein altes Bildniß Glucks trägt die Unterschrift: „Il préféra les Muses aux Sirènes." Man könnte dies für den gedachten Einzelzug verdeutschen: Er zog den Geist des deutschen Liedes der wälschen Arie vor.

Derselbe ideale Geist des Liedes ist es auch, der Glucks Balletmusik in den großen tragischen Opern so rein und schön zum Ganzen verwoben hat; denn Tanzweise und Liedweise sind Geschwister, und gerade in der Melodieführung jener kleinen Instrumentalstücke hat Gluck oft am überraschendsten die Gabe des Liedes bekundet. Wenn Einer die Bedeutung Joseph Haydns für das deutsche Lied untersuchen will, so darf er sich nicht blos auf dessen Liederhefte beschränken, sondern muß auch die zahllosen Liederthemen in den Symphonien und Quartetten in Betracht ziehen, durch welche Haydn das wiedergefundene volksthümliche Lied befruchtend in die höchste instrumentale Kunst leitete; so hat Gluck der großen Oper neue liedartige Formen gewonnen, und eben da, wo er als Dramatiker am mächtigsten erscheint, ist er oft zugleich am mächtigsten als Lyriker.

Die Oden Glucks sind übrigens ganz gründlich verschieden von den Liedersätzen in seinen Dramen. Sie bilden eine Gattung für sich. Ich kenne kein zweites Werk unsers

Meisters, welches beim ersten Anblick so lebhaft an einen Ausspruch der Prinzessin Amalia von Preußen erinnerte, wie diese Oden. Die musikeifrige Schwester Friedrichs des Großen schrieb nämlich an Kirnberger: „Der Hr. Gluck, nach meinem Sinn, wird nimmermehr für einen habilen Mann in der Composition passiren können. Er hat erstens gar keine Invention, zweitens eine schlechte elende Melodie, und drittens keinen Accent, keine Expression; es gleicht sich alles." Die Prinzessin fällte dieses Urtheil aber nach dem Studium der Partitur der — „Iphigenie in Tauris," und schloß ihre Kritik mit dem bündigen Satz: „Endlich und überhaupt ist die ganze Oper sehr miserabel."

Wenn man heutzutage Glucks Oden vorzeigte, ohne den Namen des Meisters zu nennen, so könnte gar mancher Musiker leicht einen ähnlichen Spruch thun. Denn alles Musikalisch-Technische ist hier so überaus einfach gehalten, daß die gepriesene Sparsamkeit Glucks in den Opern fast wie Verschwendung daneben steht. Man merkt keine Spur vom „habilen Musiker."

So wie man aber die Oden singt und wieder singt, und sich vertieft in „Accent und Expression," wird man inne, daß der Meister hier mit einer Selbstentsagung wie nirgend anders den Musiker bei Seite geschoben hat, um die Dichtung in ihren klarsten und feinsten Umrissen aus dem dünnen Farbenauftrag der Töne hervorleuchten zu lassen. Nicht weil er es zu leicht genommen hätte, wurde Gluck fast technisch dürftig in den Oden, sondern weil er es zu streng nahm, weil er im Extrem Gluckisch schrieb; er will den Gesang so rein zur Deklamation vergeistigen, daß ihm so ge-

wöhnliche Dinge wie Melodie und Harmonie faſt zu materiell geworden ſind.

Durch dieſes Streben aber, in welchem er ſeine eigenſte Natur ausſpricht, fällt er auch zugleich wieder von ſich ſelber ab. Reichardt ſagte das treffende Wort: daß Lully blos wahr geweſen ſei, Gluck aber wahr und ſchön zugleich. In den ſieben Oden droht manchmal fernher die Gefahr des Rückfalls zu Lully's Standpunkt, in der im Eingang beſprochenen achten Ode erſcheint dieſer Rückfall thatſächlich. Bei einer Stelle in Salieri's Danaiden, die Gluck mißfiel — er wußte ſelbſt nicht warum — rief er plötzlich: „Nun hab' ich's — die Stelle riecht nach Muſik!" Gibt es nicht auch Muſik, bei welcher man ausrufen möchte: ſie riecht nach Poeſie? Glucks Oden ſind trotz allem doch wieder muſikaliſch zu wuchtig, als daß man dieſes Wort gegen ſie zu wenden wagen dürfte; dennoch legen ſie den Gedanken mitunter nahe.

Es iſt als ob die Ehrfurcht vor dem Dichter und ſeinen Verſen gelaſtet habe auf dem Componiſten, als er die Oden ſang. Er wagt nicht frei und voll ſich ſelber ganz zu geben wie in den Opern, er folgt nur ſcheu von fernher dem gefeierten Dichter; aber es iſt doch immer Gluck der folgt.

Nicht blos im Gedankenaccent, auch in den Accenten des Metrums ſchmiegt er ſich den Verſen mit bewundernswerther Treue. Wie die kunſtvollen antikiſirenden Strophenmaße den Gedichten beſonders vorgedruckt waren, ſo ſtehen ſie auch in der Originalausgabe der Gluckiſchen Muſik noch einmal beſonders über dem Notenſyſtem. Vor dieſen fremden,

geheimnißvollen Maßen hatten die Tonsetzer damals überhaupt noch eine heilige Scheu.

Indem nun Gluck den Sylbenquantitäten sehr pflichtlich nachdeclamirt, wird er doch keineswegs monoton. Denn er berücksichtigt andererseits die Verscäsuren und die Vers- und Strophenschlüsse durchaus nur soweit, als sie auch Cäsuren und Abschlüsse des Sinnes sind, und weiß gelegentlich den Gedankenaccent äußerst fein in der Schwebe zu halten mit dem Versaccent. Er declamirt also sehr gebunden, zeigt sich aber gerade darin als der Meister der Declamation. Man begreift leicht, daß ihm kein Anderer solche Musik ganz zu Dank sang, und daß er die Oden lieber mit ungenügender Stimme richtig declamiren als sie von Andern mit seelenvollstem Tone, aber allerlei kleinem Verstoß gegen die subtile Declamation, gesungen hören wollte.

Doch wähne man nicht, daß diese Oden, bei denen Melodie und Harmonie so streng dem Accent des Gedankens und Verses untergeordnet ist, etwa in ein formloses Recitativ sich verliefen. Im Gegentheil, es sind ächte, knapp und wohlgefugt aufgebaute Lieder, zum Theil einfache Strophenlieder. Die durchcomponirten Oden „Schlachtgesang," „der Jüngling" und die „Neigung" sind doch auch wieder strophisch angelegt; es ist Satz, Gegensatz und Wiederholung des Hauptsatzes zu einem Strophenrondo. Hier zeigt sich Gluck recht als ein Meister des Maßes und der Architektonik. Klopstock ist ihm überhaupt nicht, wie so vielen Spätern, ein Verlocker zu dämmerigem, formlosem Phantasiren, sondern es ist umgekehrt der antike Geist in Klopstock, welcher ihn anzieht, und zu möglichst klarem und durchsichtigem

Colorit begeistert. Mit großem Takt hat er auch sieben ganz besonders gedankenklare und plastisch abgerundete Texte ausgewählt. Darum stutzt dann aber so manches moderne Kind vor diesen schlichten und lichten Gluck'schen Oden, weil man sich unter einer Musik zu Klopstock eine rechte Nebelmusik glaubt vorstellen zu müssen, darin kein Mond und keine Sonne scheint.

Es war epochemachend, daß Gluck in den Oden einen ganz andern Weg ging, als in den Liedersätzen seiner Oper. Denn es springt uns aus diesem Gegensatz ein Gedanke mit schneidender Entschiedenheit entgegen, der vor Gluck noch nirgends klar war dargelegt worden. Ich will ihn in kurze Worte fassen.

Ein Gedicht, und namentlich das gute Gedicht eines wahren Poeten, ist für sich ein fertiges Kunstwerk, gleichviel ob es nachträglich componirt wird oder nicht. Wählt es der Musiker zu einem Liedertext, so hat er vor allen Dingen die künstlerischen Intentionen des Dichters zu ergründen, und sich ihnen zu fügen. Kann oder mag er das nicht, so soll er auch das Gedicht liegen lassen. Treue und selbstentsagende Hingabe an den Dichter ist die erste Pflicht des Liedercomponisten; Gluck hat uns in seinen Oden hierzu das erste Vorbild gegeben.

Ganz anders steht es mit einem Operntext. Dieser ist für sich kein fertiges Kunstwerk, er soll durch die Musik erst fertig werden. Hier tritt die Individualität des Dichters nicht bindend auf; der Musiker componirt Gedanken, Worte, Situationen, er componirt nicht den Dichter. Darum darf er sich mit Recht einem viel freiern Strom des Schaffens

hingeben. Und hiermit ist, wie ich glaube, der wahre Grund des großen Unterschieds zwischen Glucks Oden und seinen Opernliedern ausgesprochen. Im Liedersatz der Oper faßt er frei die lyrische Situation des Texts, und indem er die Worte musikalisch verklärt, ist und bleibt er der ganze Gluck; in der Ode will er den Dichter fassen, und dessen bereits fertiges Kunstwerk; er ist gebunden durch die Pietät gegen den Dichter, er will gar nicht frei sich selbst geben, sondern er will uns den Dichter geben, aber freilich musikalisch wiedergeboren in seinem Geiste.

Mit diesem Gegensatz leitete Gluck eine neue Periode des deutschen Liedes ein. Schulze und Reichardt führten zunächst weiter aus, was er in seinen Oden mit einseitigen, harten, aber großen Zügen angedeutet.

Mit Gedanken an Klopstocks erhabene Lyrik war Gluck in den reichsten Abschnitt seiner Künstlerbahn eingetreten. Und in den letzten Tagen seines Lebens kehrte sein Geist wieder zu diesem Dichter zurück. Er wollte die Musik zur Hermannsschlacht in die Feder dictiren; die Besorgniß der Gattin und des Arztes wehrte es ihm — so nahm er dieses räthselhafte Meisterstück seiner Lyrik mit ins Grab.

Der „Poet unter den Musikern" schloß sein künstlerisches Tagewerk mit dem Gedanken an Klopstock, den er so begeistert im Herzen getragen, und in dessen Oden er Weihe gesucht und gefunden hatte, als er sich rüstete zu den klarsten und reinsten Tongebilden des musikalischen Drama's.

Zweiter Cyklus.

Politik.

Deutsche und französische Freiheit.

(Gesprochen in München am 12. Jan. 1871.)

I.

In diesem harten, heißen Winter sind wir Deutsche in einer seltsamen Lage. Unsre Heere kämpfen für unsere und für Europa's Freiheit, für die Befreiung von der angemaßten politischen Suprematie Frankreichs und für die endgiltige Abwehr französischer Eroberungsgelüste. Dagegen sagen uns die Franzosen und auch die Engländer, Polen, Italiener, Griechen, Schweizer und andere gute Freunde, seit dem 4. September 1870 hätten wir umgekehrt gegen die Freiheit und für den Despotismus gekämpft und seien ein Eroberervolk geworden. Die Franzosen erklären den Sieg Deutschlands für einen Triumph feudaler Gewaltherrschaft, und wir glauben gegentheils in den republikanischen wie in den imperialistischen Franzosen die gleiche cäsarische Tyrannei niederzuwerfen, welche alles europäische Staatsleben zu vergiften droht.

Es muß da wohl zweierlei Freiheit geben, und eine scheint der andern fast so ähnlich zu sehen wie Tag und Nacht. In der That: wenn auch nicht zweierlei Freiheit,

ſo doch zweierlei Auffaſſung der Freiheit im Volksgeiſte, grundverſchiedene Anſichten über Mittel und Wege, ja ſogar über das letzte Ziel freiheitlicher Staatskunſt.

Und wenn wir der Sache weiter nachdenken, dann wächst der Gegenſatz, er gewinnt immer größere, welthiſtoriſche Formen, er greift hinaus über die Gegenwart, über Deutſche und Franzoſen, er geht in ſeiner Wurzel zurück auf die Grund-Unterſchiede des Germanismus und Romanismus.

Nun liegen uns aber die Deutſchen am nächſten als die vollgültigſten Vertreter germaniſchen und die Franzoſen als die mächtigſten Stammhalter romaniſchen Weſens. Beſchränken wir alſo unſere Beobachtung auf dieſe beiden Völker.

Frei ſein heißt dem Franzoſen: über Andere herrſchen. „Personne au-dessus de moi et moi au dessus des autres!“ — ſo hat Eduard Laboulay ironiſch und doch ſo ernſthaft wahr das Freiheitsideal ſeiner Landsleute ausgeſprochen.

Dem Deutſchen dagegen iſt Freiheit: von Niemanden beherrſcht werden. Jeder ſoll unabhängig ſein nach ſeiner Art, und wäre er auch nur ein Narr auf eigene Fauſt.

Alſo faßt der Franzoſe die Freiheit zunächſt als That, wir faſſen ſie vorab als Zuſtand. Uns gibt ſie die Möglichkeit jedweden Handelns; dem Franzoſen iſt ſie ein beſtimmtes Handeln in ausgeſprochener Richtung.

Als ſich die Franzoſen frei machten im Jahre 1789, ſtellten ſie ſofort ein Grundgeſetz der Freiheit auf durch die Erklärung der Menſchenrechte. Sie gaben ein Freiheits-Programm für alle Welt, für ewige Zeiten; ſie prophezeiten,

daß ihre Revolution, ihre Republik, ihre Freiheit die Reise um die Welt machen werde. Sie glaubten und glauben heute noch, im Jahre 1789 die alleinseligmachende Kirche der Freiheit gegründet zu haben. Jede alleinseligmachende Kirche trägt aber die Tendenz der Eroberung in sich: so war es beim römischen Katholicismus und beim Islam wie bei der politischen Universalkirche der französischen Republik. Sie mußte Proselyten machen im Namen der Freiheit, wo wir uns begnügen, in unserer Freiheit Namen Toleranz zu üben. Toleranz und Bekehrungssucht sind unversöhnliche Gegensätze.

Zuerst bekehrt man durch Ueberzeugung, und dann, wenn das nicht geschwind genug geht, durch Gewalt. Als die Franzosen 1792 erobernd zum Rheine zogen, da riefen sie: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" Man durfte so frei sein in der Hütte zu leben, aber nicht im Palast; Jedermann durfte so frei sein, ein armer Teufel zu sein, aber beileibe kein Aristokrat und wenn er's auch ganz still für sich gewesen wäre. Nur in der Republik wohnte die Freiheit, nur in der Republik genau nach französischem Muster. Wer nicht frei werden wollte, den zwang man dazu, und das war ja offenbar die kräftigste Liebesthat der Freiheit.

„Herrschsucht aus Freiheitsdurst" — so lautet die passende Ueberschrift für ganze lange Kapitel aus jener Revolutionsgeschichte.

Hiermit vergleiche man die neuere Geschichte Englands und Deutschlands. Die Engländer rühmen sich eines freien Staatswesens und auch ihnen war der Weg gewaltsamer

Umwälzungen nicht erspart, um zum Ausbau ihrer inneren Freiheit zu kommen. Aber sie versuchten darum doch nicht, die Welt nach englischem Muster umzugestalten und ihre Freiheit den Nachbarn aufzudrängen. Der einzelne Engländer im Auslande will in seiner Weise unabhängig sein bis zur Impertinenz, aber bekehrungssüchtig ist er darum nicht, und die Nation als Ganzes weiß vollends recht gut, daß politische Institutionen, die den Engländern bequem sind, andern Völker lästig, ja unerträglich sein würden. Sie weiß dies kraft ihrer deutschen, ihrer sächsischen Art und die besten freiheitlichen Entwickelungen Englands sind altsächsischen Ursprungs.

In langsamem, vielverschlungenem Prozeß haben wir Deutsche die constitutionelle Staatsform reich und eigenartig ausgebaut. Wir dürfen stolz darauf sein, und nur der Unwissende wird unsere Monarchien despotisch, unsere Zustände feudal, unsere Gemeinden bevormundet nennen; alle diese Einrichtungen sind von modern freiheitlichem Geiste durchdrungen und haben ihre befreiende Kraft im Volksleben erprobt. Aber es fällt uns doch nicht ein, diese deutschen Formen eines freien Gemeinwesens für alleinseligmachend zu halten und andern Völkern aufdrängen zu wollen. Wir sind froh, wenn unsere Freiheit überhaupt nur von Andern verstanden wird.

Eben weil der Germane kein unfehlbares Dogma der Freiheit hat, noch sucht, sind die germanischen Völker und Stämme stets durch eine sehr vielgestaltige Staats- und Gesellschaftsverfassung unter sich verschieden gewesen. Ein jegliches Volk treibt's nach seiner Art und läßt das andere

gewähren. Von Norwegen bis zur deutschen Schweiz, von England bis Deutsch-Oesterreich — welche bunte Fülle des modernen Staats- und Gesellschaftslebens, wie mancherlei Freiheit! Und vollends im Mittelpunkt dieser großen germanischen Völkerfamilie, im deutschen Reich, wie verschiedene Formen, in welchen sich Rechtsschutz und individuelle Unabhängigkeit, das deutsche Freiheitsideal, ausspricht!

Der romanische Süden dagegen strebte allezeit zur Uniformität der Staatsform, weil er ein herrschendes Dogma der Freiheit sucht. Am Ausgange des Mittelalters erstand die absolute, centralisirende Fürstengewalt zuerst bei den Romanen, wie zur Zeit der französischen Revolution die absolute, nivellirende Gewalt der Freiheit.

Ein Dogma der Freiheit ist ein Widerspruch in sich. Aber in dem verkehrten französischen Bestreben die Freiheit zu dogmatisiren, ruht doch ein großer idealistischer Zug. Die Franzosen suchten für sich und die ganze Welt allgemein gültige Ideen der Freiheit; allein sie betrogen sich und die Welt, indem sie dieselben in die allein berechtigte Form pressen wollten. So steckt auch hinter gar manchem hierarchischen Dogma eine gewaltige Idee, wenn sie nur nicht hierarchisch ausgeprägt, wenn sie nur nicht zum Dogma versteinert worden wäre.

Die modernen Franzosen waren Eroberer, aber sie waren es mindestens eben so oft aus Bekehrungssucht, wie aus Habsucht. Und wenn sie seit geraumer Zeit vorgeben, für „Ideen“ Krieg zu führen, so liegt darin eine Wahrheit, nur daß ihre Herrschbegier das ideale Ziel meist unter der Hand in einen bloßen Vorwand zur Befriedigung schlechter politischer

Leidenschaften verwandelte. So behaupten sie, für das „Gleichgewicht“ der Staaten zu fechten und fochten doch zunächst für ihres eigenen Staates Uebergewicht; sie sahen sich als Vorkämpfer der „Freiheit“ an, indem sie die Völker unterjochten, als die Helden der „Civilisation,“ aber nur ihrer besondern Civilisation, welche wenigstens uns Deutschen zuletzt als ein Sumpf der gleißnerischen Lüge erschien; sie verkündeten die Idee der „National-Staaten,“ behielten sich aber für ihr deutsches Elsaß und ihr italienisches Nizza einen ganz eigenen Begriff der „Nationalität“ vor; sie forderten das „Selbstbestimmungsrecht der Völker,“ aber nur so weit es ihrer und ihres Herrschers Despotie den Weg nicht vertrat. So betrogen sie sich und Andere mit ihren großen Ideen; den innersten Kern dieses Selbstbetrugs bildet immer wieder das Gelüsten der Herrschsucht im Namen der Freiheit.

Als vollendete Idealisten erhoben sie sich darum auch auf Grund solchen Selbstbetruges zu jener National-Eitelkeit, jenem Größenwahn, der uns während dieses Krieges schon oft so lächerlich vorkam und der Frankreich so verderblich wurde. Wir haben viel zu oberflächlich über denselben gespottet; er ist nicht einfach lächerlich. Denn es handelt sich hier nicht um Phrasen, welche ein Prahler frech hinaus schleudert, ohne selbst an ihre Wahrheit zu glauben. Die Franzosen glauben wirklich, daß sie nicht blos eine große Nation, sondern die große Nation seien, daß Paris das Heiligthum der modernen Cultur, das bewegende Centrum der gebildeten Welt, sie glauben, daß mit dem Sinken Frankreichs der Stern der Freiheit und Gesittung untergehe. Dieser Glaube lebt in ihnen seit Ludwig XIV. und stärker

noch seit der Revolution von 1789; er gründet auf der Ueberzeugung, daß sie den Völkern Europa's vorangeleuchtet hätten in jenen sieggewaltigen Ideen, welche das Mittelalter zertrümmerten, vorab in der Idee der welterobernden Freiheit, im Dogma der Freiheit. Das ist in gewissem Maße auch ganz richtig. Nur erkennt der Franzose niemals, daß er für sich die Früchte der Freiheit wieder vernichtete und für Andere verdarb, indem er sie eben dogmatisirte und herrschen wollte, kraft und unterm trügerischen Vorwande der Freiheit. Und durch diesen inneren Widerspruch, der das Unglück der ganzen Nation, wird auch ihr Größenwahn nicht blos komisch, sondern zugleich tragisch; er ist nicht einfach zu belachen; denn er wird zu einer Thatsache des weltgeschichtlichen Humors, der tragi-komischen Ironie im größten Style.

Nur ein erschütternder Zug möge diesen Satz noch beleuchten. Vor lauter Aberglauben an die Herrschgewalt ihrer Freiheit und vor lauter National-Eitelkeit, die tief in diesem Aberglauben wurzelt, haben die Franzosen im Herbste 1870 geradezu die Vaterlandsliebe verloren. Der wahre französische Patriot hätte nach Sedan zum Frieden rathen müssen. Allein die Dogmatisten der Freiheit hatten den Augenblick von Napoleons Sturz erlauert, um flugs die Republik einzuführen. Sie opferten Frankreich, um in und mit der Republik zu herrschen. Vor dem Kriege und nach dem Kriege kann man Revolution machen, aber eine Revolution mitten im Kriege, ja mitten in lauter Niederlagen ist Vaterlands-Verrath.

Man findet vielleicht dieses Wort zu hart und entgegnet

mir, bei vielen Franzoſen ſei es vielmehr verblendete Vaterlandsliebe geweſen, welche ſie antrieb, den Staat im ſelben Augenblicke mit eigener Hand von Innen aus ſeinen Fugen zu heben, wo er durch den äußern Feind in ſeinen Grundfeſten erſchüttert wurde. Aber auch dann war es doch wieder der Aberglaube an den unwiderſtehlichen Zauber der Republik, der zu ſolcher Verblendung führte. Der Franzoſe iſt ſonſt wohl weniger geneigt, in der Geſchichte vergangener Tage zu leben, wie der Deutſche. Diesmal aber glaubte er, was vor achtzig Jahren geſchehen war, das müſſe jetzt ganz ebenſo wieder geſchehen. Hatte nicht damals — ſeiner Meinung nach — die Republik jene zuſammengerafften Heerhaufen unbeſiegbar gemacht? Hatte nicht damals der republikaniſche Geiſt von Paris aus ganz Europa durchweht und überall franzöſiſche Sympathien entfacht? Mußte ſich nicht, kraft des Dogmas von der alleinſeligmachenden Form der Freiheit, derſelbe Erfolg auch heute wiederholen? Wähnten die Pariſer doch eine Weile, daß die Deutſchen genau in derſelben Gegend von Valmy wieder Kehrt machen müßten, wo ſie Anno 92 Kehrt gemacht hatten! Man vergaß die völlig veränderte Lage der Dinge und hielt nur an dem Glaubensſatze feſt, daß der gleiche Formalismus der Freiheit allezeit auch die gleichen gebieteriſchen Wirkungen üben werde. Die franzöſiſche Monarchie konnte beſiegt werden, aber die franzöſiſche Republik mußte naturnothwendig den Sieger beſiegen, ja ſie mußte zum zweitenmale erobernd an den Rhein und über den Rhein gehen. Denn eine Republik, welche nicht im Namen der Freiheit erobert, wäre dem Franzoſen gar keine rechte Republik. Das macht das römiſche Blut im Gallier;

die alten Römer waren ganz ähnliche Despoten welterobernder „civilisatorischer" Ideen. Und auch sie scheiterten an dem individuellen, in sich gekehrten Freiheitsgeiste germanischer Barbaren.

Allein waren denn diese Deutschen nicht auch Eroberer? Zieht nicht die erobernde Tendenz, das Streben nach einer Weltmonarchie durch unsere ganze alte Kaisergeschichte, so lange die Kaiser noch Kraft und Macht besaßen? Jene erstrebte Universalherrschaft war nicht der leitende Grundgedanke des deutschen Königthums, sondern des römischen Kaiserthums deutscher Nation; der römische Kaiser war es, der auf Römerzüge über die Alpen ging, und der deutsche König ist am römischen Kaiser zu Grunde gegangen. So führten unsere Vorfahren auch Glaubenskriege, nicht im deutschen Geiste, der schon zur alten Heidenzeit religiös duldsam war, sondern im Geiste der römischen Kirche. Christi Wort und Werk will die Menschen frei machen, aber von einer Despotie der Freiheit stehet nichts im Evangelium. Die älteste christliche Kirche begnügte sich mit einer individualistischen Presbyterial-Verfassung, welche der Herrschsucht und Eroberungslust keine Handhabe bot; erst als sich die Kirche im Römerreiche ausbreitete und in dessen Provinzen eingliederte, erwuchs das aristokratische System der Metropoliten und Patriarchen; und als sich die abendländische Kirche in Rom selber centralisirte, da wurde sie vollends hierarchisch mit einem weltbeherrschenden Kirchenfürsten an der Spitze. Der deutsche Geist erhob sich gegen diese römische Hierarchie in der Reformation und erkannte sofort die Wahlverwandtschaft jener uralt apostolischen Gemeindefreiheit mit

dem germanischen Wesen. Es dauerte freilich noch Jahrhunderte lang, bis man nach schweren Verirrungen und Rückschlägen in Deutschland allgemeiner einsah, daß nicht in der Herrschaft dieser und jener Kirche, sondern in dem Selbstbestimmungsrechte der Individuen und religiösen Gemeinschaften die wahre Glaubensfreiheit begründet sei. Allein der protestantische Individualismus trieb unaufhaltsam zu dieser Erkenntniß. „Un roi, une loi, une foi!“ sprach Ludwig XIV. zu derselben Zeit, da Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz die Mannheimer Eintrachtskirche baute, in welcher Katholiken, Lutheraner und Reformirte wechselsweise ihren Gottesdienst halten sollten. Und der Philosoph Leibnitz sann damals, wie man die getrennten Bekenntnisse freiwillig zur Einigung führen könne, während Ludwig die Glaubenseinheit seines Reiches durch Dragoner herstellte.

II.

Die moderne Zeit steigerte die Freiheitsliebe bei allen Culturvölkern, sie erweckte ein Ideal allgemeiner Freiheit, welches dem Mittelalter unbekannt war. Aber das Streben nach diesem Ideal führte bei Deutschen und Franzosen zu ganz verschiedenen praktischen Resultaten: es festigte bei uns die Monarchie und reizte gegentheils die Franzosen zum fortwährenden Begehren nach der Republik. Daß ich nicht als König das Land beherrschen kann, dies erscheint mir keine Schranke meiner Freiheit: mir genügt, wenn ich nur König für mich bin. Und dieses deutsche Freiheitsideal — individuelle Unabhängigkeit — dünkt uns weit weniger gefährdet

durch die allen Andern unerreichbaren Vorrechte eines angestammten Fürstenhauses als durch die Herrschsucht wechselnder Parteihäupter in der Republik. Man hat den Staat mit einer Pyramide verglichen. Wir suchen die Gewähr der Freiheit nicht in der Spitze, sondern in der Basis dieser Pyramide, und wenn nur die Rechtspflege unabhängig ist, die Verwaltung streng geordnet und redlich, die Volksvertretung vollberechtigt, das freie Wort eine Wahrheit und die Gemeinde selbständig, dann mag der Fürst seine Souverenetät und Majestät auf ein historisches Recht längst vergangener Zeiten gründen. Der Engländer denkt ganz ebenso, und obgleich sein Staat, seine Gesellschaft ganz anders geartet ist, so begegnen wir uns doch im letzten Grundgedanken germanischer Freiheit.

Der Franzose dagegen sieht vor Allem auf die Spitze und äußere Decoration des Staatsgebäudes. Er war und ist ein gewaltiger Verbreiter republikanischer Formen und Ideen, nur fehlte es allezeit an Republikanern in Frankreich. Denn Jeder begehrt dort ein Stück Herrschaft, herrschen heißt ihm frei sein, und er läßt sich von Andern despotisch beherrschen, wenn er selber nur auch wieder despotisch über Andere herrschen darf. Und zuletzt tröstet die Herrschaft der Nation über andere Völker — das nationale prestige — den Einzelnen über den Verlust seiner persönlichen Unabhängigkeit. Man sagt, im Elsaß seien es neben andern Elementen besonders die Juden, welche gegenwärtig dem Rückfall dieses alten Reichslandes an Deutschland entgegenarbeiteten, und macht als Grund geltend, daß sie für ihre Emancipation fürchteten. Wenn man dann jenen Juden

einwendet, daß ſie bei uns doch ebenſogut emancipirt ſeien, wie bei den Franzoſen, dann ſtellen ſie die Gegenfrage, ob man ihnen einen Juden nennen könne, der in Deutſchland Miniſter geworden ſei, oder Oberſthofmeiſter, oder General? Daß Rothſchild Baron iſt, genügt ihnen nicht; denn ein moderner Baron hat keine Herrſchaftsrechte mehr wie im Mittelalter. Sie faſſen eben die Sache ſofort franzöſiſch: die bloſe paſſive Unabhängigkeit dünkt ihnen ungeſalzen, ſie wird ihnen erſt zur Freiheit, wenn ſie die Herrſchaft verleiht. Ein Satz, der ſo viel zu denken gibt, daß man ihn bedenklich nennen könnte, und zwar bedenklich nach zwei Seiten, das heißt auch für unſer Freiheitsideal.

Die elſäßiſchen Bauern werden den Verluſt der franzöſiſchen Freiheit weit weniger empfinden als die elſäßiſchen Juden; ſie hatten ja nicht zu herrſchen. Dafür dürften die Maires, die Unter- und Ober-Präfecten, welche um ſo kräftiger nach unten drücken durften, je geduldiger ſie ſich von oben drücken ließen, den Verluſt jener Freiheit doppelt ſchmerzlich beklagen. Ob aber die elſäßiſchen Bauern, die in ihrer Sprache das Wahrzeichen deutſcher Abſtammung ſich retteten, auch noch eine Erinnerung der ehemaligen deutſchen Gemeindefreiheit behalten haben, ob ſie noch ein Verſtändniß für dieſelbe, eine wenn auch noch ſo dunkele Sehnſucht nach ihrem Wiedererwerb beſitzen? Das möchte ich ſtark bezweifeln. Es war eine höchſt charakteriſtiſche That der erſten franzöſiſchen Revolution, daß ſie im Namen der Republik, im Namen der Freiheit die Reſte der freien Gemeinden des Elſaßes zerſtörte: in älteren Zeiten wäre dies ſchwieriger geweſen; in den neunziger Jahren aber nahmen die fran-

zösischen Ideen fast das ganze civilisirte Europa gefangen; wie hätte der elsäßische Bürger und Bauer allein widerstehen sollen, wenn man ihm mit Beihülfe des Fallbeiles bewies, daß die weltbeherrschende neue Staatsfreiheit erst vollendet werde durch die Vernichtung der Autonomie der Gemeinden?

Der Gegensatz des deutschen und französischen Freiheitsideales bekundet sich überhaupt am schärfsten und unversöhnlichsten in der deutschen und französischen Gemeinde. Uns ist die Gemeinde eine Burg jener individuellen Unabhängigkeit, welche von unten herauf den Staat durchdringen soll; dem Franzosen ist sie die letzte Stufe der Unterordnung im Staatsganzen. Die freie deutsche Landgemeinde war früher durchgebildet als der deutsche Staat, sie gehört zu unsern kostbarsten Volksalterthümern; der deutschen Stadtgemeinde entsproßten die frühesten Keime modernen Lebens im feudalen Mittelalter. Gegentheils ist die centralistische französische Gemeinde, welche nicht einmal den Unterschied von Stadt und Land gelten läßt, ein neues Gebilde; sie entsprang der Revolution, den ausebnenden politischen Ideen von 1789, sie ist ein Kind des Staates, genau besehen ein Stiefkind.

Der deutsche Gemeindebürger will die innere Häuslichkeit seines Gemeindewesens selbständig ordnen, im Staate und mit dem Staate. Aber er bleibt dabei fein im Hause. Darum ist die Gemeinde bei uns keine Schule des Ehrgeizes, sondern vielmehr der elementaren politischen Volksbildung und der anspruchlosen Selbstverwaltung. Wir dürften mitunter klagen, daß unser Gemeindeleben den Ehrgeiz der

Bürger nach aktiver Theilnahme eher zu wenig als zu viel reize. In Frankreich dagegen sind die Gemeindeämter eine Schule der Herrschlust; denn sie führen hinauf zu den Staatsämtern und Ehre und Gnade kommt überall von oben, beim „Maire," zu deutsch dem Meister, welcher unten dient, wie beim „Minister," zu deutsch dem Diener, welcher oben herrscht.

Deutschland besitzt einen nationalen Schriftsteller, Justus Möser, der verwies vor hundert Jahren, als die französischen Ideen von Freiheit und Gleichheit bereits unsere schöngeistige und philosophische Literatur durchsickerten, auf die verkannten Vorzüge der alten deutschen Freiheit und unsers weiland darauf gegründeten Gemeinde- und Corporationslebens. Der heilige Eifer für das Ueberlieferte und uralt Volksthümliche führte ihn dabei nicht selten so weit, daß er seiner Gegenwart Institutionen als Muster vorhielt, die längst im Absterben begriffen waren und nicht wieder belebt werden konnten. Aber sie bargen wenigstens in verdorrter Schale den Kern jenes gesunden deutschen Individualismus, der keimkräftig nur eines neuen Bodens, einer neuen Frühlingssonne bedurfte. Und so war Möser ein wahrer Apostel deutscher Freiheit und malte doch so anmuthig aus, wie gut es die Hörigen gehabt hätten; er wollte Gerechtigkeit wie Wenige und befürwortete doch, daß die unehelichen Kinder ihr Leben lang unehrlich bleiben sollten! Kein Franzose begreift, wie solche Widersprüche sich versöhnen könnten, es wird überhaupt kein Franzose den ganzen Justus Möser begreifen, und die „Patriotischen Phantasien" schauten uns wohl gar wunderlich an, wenn sie ins Französische übersetzt würden.

(Man kann diesen letzten Satz weiter verfolgen, er führt zu einer allgemeinen Parallele: der Deutsche gewinnt leichter ein gerechtes Verständniß für die französische Freiheit, wie der Franzose für die deutsche. Dafür hat sich aber auch unsere Nation lange Zeit der französischen Freiheitsidee gefangen gegeben, während Niemand behaupten kann, daß das moderne Frankreich jemals für deutsche Freiheit geschwärmt habe.)

Möser war eine aristokratische Natur, aber er lebte mit dem Volke und für das Volk; er studirte sein niedersächsisches Volk in Vergangenheit und Gegenwart wie Wenige, und gerade dieses Studium gab seiner Feder Kraft, Frische und Gehalt. Auch Mösers Antipoden, die französischen Freigeister und Encyklopädisten, Voltaire voran, waren Aristokraten, allein sie lebten und schrieben in der Atmosphäre der vornehmen Welt und für die vornehme Welt, sie stiegen nicht entsagungsvoll zum Volke herab, sondern wollten sich gegentheils in ihrer eigenen Erhabenheit zeigen, indem sie die Vorurtheile von Stand und Rang verspotteten, welche ihnen doch für ihre eigene Person höchst schätzbar blieben. Ein „Freigeist" war, wer in der Freiheit des Geistes die Andern überstrahlte, ob er sie etwa auch frei machte, das blieb Nebensache. Selbst Rousseau, der Sohn des Volkes, sucht die Gleichheit doch wieder in der Herrschaft, in der Dictatur der unteren Volksschichten, welche statt der bisher privilegirten Stände herrschen sollen. Und die französische Republik obgleich — oder vielmehr weil — sie die allgemeinen Menschenrechte dictirte, ging stracks desselben Weges: statt des ersten und zweiten Standes sollte fortan der dritte herr-

ſchen, — kein Wunder, daß ſich bald genug auch der vierte zur Herrſchaft meldete.

Uebrigens kann man die franzöſiſche Freiheit ebenſogut in Deutſchland wie in Frankreich ſtudiren, wir brauchen nicht aus unſerm Lande, wir müſſen nur aus unſerer Zeit herausgehen. Denn ſelbſt unſere Väter dachten noch großentheils franzöſiſch, wenn ſie an die Freiheit dachten. Wer inne werden will, wie weit in jenen Tagen, da die Deutſchen ſich ſelber ſuchten, unſere Geiſter auseinandergingen in ihren Freiheitsideen, der vergleiche Juſtus Möſer und Ludwig Börne. Sie ſind nur durch ein halbes Jahrhundert getrennt, aber zwiſchen ihnen liegt der Weltgang der Revolution und des Cäſarismus. Börne wird geradezu Franzoſe, weil er in franzöſiſche Freiheit verliebt iſt, während Möſer reactionär wird aus lauter germaniſcher Freiheitsliebe, aus Freiheitstrotz, der ſich ſchlechterdings nichts aufdrängen laſſen will, nicht einmal die Freiheit ſelber.

Der Franzoſe iſt für Börne faſt durchweg der geſcheidte, liebenswürdige Mann, und der Deutſche ein Kleinmeiſter und Pedant, welcher vorab keine Politik verſteht, weil er viel zu gerecht iſt, um namens ſeiner Freiheit die Freiheit Anderer zu unterdrücken. Börne erzählt in ſeinem Tagebuch, wie der alte Prudhomme, der ehemalige Herausgeber des revolutionären „ami du peuple“ ihm klar gemacht habe, was eigentlich „nette“ liberale Grundſätze ſeien und welchergeſtalt ſolche von einem geſchickten Zeitungsſchreiber verwerthet werden müßten. Das Geheimniß des „Netten“ liegt in der Herrſcherpolitik der Partei. Wir „Deutſche“ — das hat Börne ſchließlich gelernt — „halten keine Partei. Der

Franzose lobt und begünstigt Jeden, der auf seiner Seite ist, und tadelt und beschädigt Jeden, der ihm gegenüber steht. Hierdurch stärkt er seine Partei und zwingt die Leute, offen Farbe zu bekennen. Darum erreichen die Franzosen Alles und wir bringen es zu nichts." Im Gegensatz hierzu hatte Börne bis zu jener belehrenden Zwiesprach mit Prudhomme noch gemeint, in der Zeitung müsse man loben, was löblich, tadeln, was tadelnswerth sei, — „und ich that mir auf meine germanische Tugend viel zu gut. Man" (der Franzose) „verlangte aber von mir, daß ich unsere Freunde loben, unsere Feinde tadeln solle, sie möchten thun, was sie wollten und — man hatte Recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutscher."

Wir sind inzwischen etwas ältere Deutsche geworden und haben erfahren, daß aus solchem Macchiavellismus der Parteiherrschaft nothwendig jene Lüge und Selbstverblendung erwächst, welche den Franzosen im gegenwärtigen Kriege kaum minder geschadet hat als die deutschen Waffen.

Wie haben sich die Zeiten geändert! Begreifen wir's doch kaum mehr, daß Deutsche vor vierzig Jahren Börne's Freiheitssinn rühmen konnten, während Charaktere, wie Stein und Arndt, die für das deutsche Ideal der Freiheit gestritten und gelitten, damals gar Vielen überwunden und veraltet erschienen. „National" und „liberal" waren Gegensätze geworden! Denn der deutsche Liberalismus war im Kerne französisch, obgleich er sich „jungdeutsch" nannte, und die national Gesinnten größtentheils conservativ, Männer der historischen Schule, wohl gar Romantiker. Wer sich am Deutschthum erquicken wollte, der blickte lieber in die Ver-

gangenheit als in die Gegenwart oder Zukunft. Frankreich führte das große Wort der weltbeherrschenden Freiheit im Munde, und der Deutsche hielt sich für besonders freigesinnt, wenn er diesen fremden Klängen lauschte. Ob die Franzosen durch ihre Julitage und ihr Bürgerkönigthum wirklich freier geworden waren im Innern und gerechter nach Außen, das untersuchte man nicht so genau, bis Thiers im Jahre 1840 so frei war, die Rheingrenze zu begehren. Die gährenden, unreifen Zustände Deutschlands in der langen Uebergangsperiode nach den Befreiungskriegen hatten die Augen unserer Väter verblendet; denn je unzufriedener wir uns in der eigenen Heimat fühlen, um so lockender erscheint uns die Fremde; wir verlieren das Maß vergleichender Kritik. Wir waren in unserm politischen Wachsthum stecken geblieben, und die Franzosen sahen so ausgewachsen und fertig aus, sie besaßen vorab so feste, fertige Formen der Freiheit, daß wir ganz zu prüfen vergaßen, was hinter diesen Formen sitze.

Wie es uns damals erging wegen unserer staatlichen Ohnmacht und Unreife, so ergeht es heute noch andern Völkern wegen der Ohnmacht und Unreife ihrer nationalen Bildung. Warum sind angesichts des gegenwärtigen Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich jene halbwüchsigen Völker des Ostens, welche doch ein gutes, ja oft das beste Theil ihrer lückenhaften Cultur deutschem Einflusse verdanken, so überaus franzosenfreundlich, so gar theilnahmvoll für das Unglück der großen Nation? Ich meine die Russen, Polen, Tschechen, Magyaren, Griechen, Rumänen. Aus vielen Gründen würden sie sich ehrlich freuen, wenn wir statt der Franzosen Schläge bekämen. Einer dieser vielen Gründe

zielt aber sicher auf das französische Freiheitsideal: je unfertiger die eigene Cultur jener Völker, um so leichter begreifen sie die fertige Form der französischen Republik, die greifbare Phrase der „Ideen von 1789," die gemeinverständliche Decoration des Plebiscits, vor Allem aber thut sich die halbgebildete Jugend etwas darauf zu gut, die abstracte Tendenz sozialistisch ausgleichender Gerechtigkeit französischem Munde abgelauscht zu haben. Einer in Unbildung und Armuth abhängigen, sozial mißachteten unteren Volksschicht steht bei jenen halbwüchsigen Nationen die Herrschaft der Vornehmen, Reichen und Gebildeten schroff gegenüber. Für die Dictatur einer rein formellen Freiheit haben diese aufgeklärten Herren Sinn und Verstand; denn sie denken sich selber, gleich den alten französischen Freigeistern, doch zuletzt wieder als die ausschließenden Erbpächter dieser Freiheit und sehen ihre überlieferte Suprematie durch den neuen Glanz eines philosophischen Rechtstitels befestigt. Die glanzlosere deutsche Freiheit, welche zuletzt in der Ehre und Bildung des gemeinen Mannes und im bewußten Corporationsgeiste selbst der ärmsten Bauerngemeinde wurzelt, schmeckt ihnen dagegen ganz und gar nicht. Ja sie fürchten diese stille Eroberung germanischen Freiheitsgeistes durch den Volksschulmeister weit mehr als die offene Eroberungslust französischer Cäsaren und Marschälle.

Man begegnet jetzt oft genug strebsamen jungen Männern aus den entlegensten, culturärmsten Strichen jener Ostländer, die nur noch im französischen Sozialismus das Heil der Zukunft erblicken. Ein solcher Jüngling, reich an Talent und sprunghaftem Wissen, sagte mir einmal, er besuche zu-

nächſt deutſche Städte und Hochſchulen, um kritiſch zu erkennen, wie man die ſoziale Frage verkehrt anfaſſe, dann werde er nach Paris gehn, um dort zu ſtudiren, wie man ſie richtig löſe. Als ich darauf fragte, ob er es denn nicht vorzöge, den unwiſſenden Hirten und Knechten ſeiner heimatlichen Steppe zunächſt das Leſen und Schreiben zu lehren, bevor er die allgemeine Weltharmonie der Bildung bei ihnen einführe, und den dortigen Ackerboden mit einem ordentlichen Pfluge zu bearbeiten, bevor er ihn ſozialiſtiſch gerecht vertheile, auch Landſtraßen und Eiſenbahnen anzulegen, welche für die Maſſen-Einfuhr ſozialiſtiſcher Ideen höchſt dienlich ſeien, vor Allem jedoch, ob er's nicht vorzöge, ſeinen eigenen Adels- und Raſſenſtolz abzulegen und ſich mit ſeinen Bauern buchſtäblich auf eine Bank zu ſetzen, bevor er die fundamentale Gerechtigkeit der neuen Geſellſchaftsdictatur auf dem Papier begründe, — da zuckte er mitleidsvoll die Achſeln. Er hielt mich ohne Zweifel für einen der querköpfigſten deutſchen Reactionäre, an welchem man die ſchönſten negativ kritiſchen Studien machen könnte.

Frankreich iſt die Heimat des modernen Communismus und Sozialismus, Paris der niemals erkaltende Feuerherd der ſozialen Revolution. Hier ſtehen wir vor einem ſcheinbaren Widerſpruch in den Grundzügen des franzöſiſchen Volkscharakters. Wir halten insgemein die Franzoſen für praktiſche Leute; der Franzoſe hält — oder hielt — uns Deutſche gegentheils für Idealiſten und Träumer, und will man's uns in Form einer recht ſchmeichelhaften Grobheit ſagen, ſo heißen wir ein Volk von Denkern. Trotzdem muß vor allen Dingen franzöſiſch lernen, wer die neue Geſchichte

der radicalen Gesellschaftslehren in all ihren Utopien, ihren Träumereien und Phantasmen und aber auch — ich sage das ohne schmeichelhafte Grobheit — in ihren fruchtbarsten klaren Gedanken studiren will. Babeuf, St. Simon, Bazard, Proudhon, Fourier, Victor Considérant, Cabet, Leroux — welch eine bunte Fülle offenbarster Thorheit und verhüllter Weisheit ist in diesen Namen umschlossen! Und die Träger dieser Namen waren allesammt rechte Original-Franzosen. Ihre gemischte Saat von tollen und vernünftigen Ideen, von Taumelhafer und gutem Korn vertrocknete auch keineswegs in den Büchern — wie bei uns etwa Fichte's „geschlossener Handelsstaat:" — sie gingen im französischen Leben auf und wucherten dort fröhlicher als irgendwo, von den alten Geheimbünden und offenen Empörungen bis zur neuesten „Commune" und „Internationale." Deutschland kann sich hier — Gottlob — keiner ähnlichen Schöpfungskraft rühmen. Unsere modernen Sozialisten hinkten hinter den Franzosen drein und ahmten sie nach; und nehmen wir vielleicht Lassalle aus, so reichen sie jenen Franzosen das Wasser nicht. Auch die deutschen Arbeiter und Proletarier folgten den Führern zur That — von Weitling bis Bebel und Liebknecht — ungleich kühler, ungefüger und spärlicher.

Woher kommt es nun, daß der angeblich so praktische Franzose so leicht entzündbar ist für das Traumgebilde einer mit der Elle ausgemessenen Gleichheit und Gerechtigkeit und arglos über die realen Thatsachen des Völkerlebens stolpert, während er nach jenem Zukunftsideale in den Wolken blickt? Die abstracte Gleichheit entspricht eben vollkommen seiner abstracten Freiheitsidee. Da aber seine Despotie der Frei-

heit in ihm die Herrſchſucht nährt und dennoch andererſeits Millionen nicht zum Herrſchen, ja nicht einmal zu irgend welcher politiſchen Selbſtthätigkeit kommen läßt, ſo wirft ſich der krankhaft erregte und unterdrückte politiſche Trieb auf die ſoziale Frage, wo Jeder ſo lange aufs freieſte träumen, ſchwärmen und wühlen kann, als er nicht mit dem Kopf wider die polizeilichen Schlagbäume des Staates rennt. Und nun iſt eben der Sozialismus ein Zwitterding von Freiheit und Herrſchaft, welches ſo recht für die Franzoſen paßt. Der Sozialismus will jedes Talent an den rechten Ort ſtellen, jede Arbeit richtig lohnen, jedes Gut gerecht austheilen; damit dies aber geſchehe, müſſen ſoziale Dictatoren eingeſetzt werden, die dem Einzelnen ſagen, was er leiſten kann, was er werth iſt, was er haben ſoll. Ein Jeglicher wird dann auf der Goldwage der abſoluten Gerechtigkeit gewogen werden; aber die dieſe Wage machen, halten und ihr Zünglein beobachten, wären eben doch die mächtigſten Herren, welche jemals die Sonne beſchienen hat. Der Sozialismus führt im Namen der Gerechtigkeit zur Geſellſchafts-Tyrannei, und der Unerſchrockenſte aller Sozialiſten, Fourier, entwirft darum auch flugs den Plan zu einem allgerechten Weltreiche, er gibt demſelben, als ächter Franzoſe, natürlich eine Hauptſtadt — Konſtantinopel — wo der Allherrſcher thronen wird, der „Omniarque," der ſich zu dem Vorſteher einer bloſen Million Phalangen, dem „Donarque" und dem Führer einer einzelnen Phalanx dann doch wieder verhält wie der Kaiſer zu ſeinen Miniſtern, Präfecten und Maires. Ein ſolches Ordnen und Commandiren, verbunden mit einem ſteten Unterſuchen und Beſchnüffeln unſerer privaten Wirth-

schaft, Bildung und Sitte, unserer geheimsten Häuslichkeit läßt sich der Franzose gefallen; er nimmt die Herrschaft drein, wenn sie nur die mathematische Gleichheit bringt. Dem deutschen Freiheitstrotze wäre dergleichen eben so unerträglich, als der deutschen Logik unbegreiflich.

Die französische Logik sollte allerdings nicht minder stutzig werden, und zwar vorab im Hinblick auf das große Losungswort „Freiheit und Gleichheit." Die Franzosen thun sich ja viel darauf zu gut, diesen Weckruf der Völker zuerst verkündet zu haben, welcher das große Geheimniß des modernen Freiheitsstrebens offenbare: die staatliche Freiheit festet und vollendet sich nur in der sozialen Gleichheit; ja Beide sind im Grunde nur verschiedene Manifestationen eines und desselben Zustandes. Nun opfert aber der folgerechte französische Freiheitsmann thatsächlich die Gleichheit, um Namens der Freiheit zu herrschen und der folgerechteste Gleichheitsmann, der Sozialist, opfert thatsächlich die Freiheit, um eine mathematische Gleichheit zu begründen. Also heben sich Freiheit und Gleichheit in ihrer letzten Consequenz vielmehr gegenseitig auf, statt daß sie sich durchdringen und auf gemeinsamer Wurzel verwachsen sollten, und nur wo der Franzose nicht consequent französisch denkt, sondern die letzten Ziele seines Freiheits- und Gleichheitsideales vertuscht, darf er — mezza voce — „Freiheit und Gleichheit!" rufen.

III.

So verschieden deutsche und französische Freiheit, so ungleich sind auch die Folgen, welche dieses widersprechende Freiheitsideal für den Charakter beider Nationen gehabt hat.

In Frankreich begehrt Jeder ein Stückchen Herrschaft für sich und ein großes Stück für die Nation; die Wenigsten aber suchen sich durch ernstliche Arbeit zum Herrschen zu befähigen. Denn da der Franzose seine Freiheit nicht von unten aufbaut und ihre Basis in der allgemeinsten Volksbildung sucht, so steht der höchsten Bildung Einzelner die schillernde Halbbildung Vieler und die grelle Unbildung der großen Masse schroff gegenüber. Ein Jeder aber glaubt zu können, was er zu können wünscht, und er wünscht vor Allem frei und gleich zu sein, das heißt seine Ueberlegenheit über Andere zu zeigen.

In Deutschland finden wir eine viel gleichmäßiger verbreitete Bildung, die Kenntniß von Staat, Volk und Land dringt in tiefere Volksschichten herab, es gibt mehr Leute, die sich selbständig ein politisches Urtheil erarbeitet haben und also auch zu politischen Geschäften befähigt wären. Die Neigung für solche Geschäfte aber ist gering, und gar mancher wohlgeschulte Deutsche sieht darum in der Freiheit nur das Recht, nichts zu thun, vergleichbar der Schuljugend, welche in ewigen Ferien das höchste Freiheitsideal verwirklicht glaubt. Der krankhafte Auswuchs unserer Freiheitslust ist folglich auch keineswegs brennender Ehrgeiz, nagende Herrschbegier, sondern thatenloser Trotz oder gleichgültige Philisterei.

Die Franzosen nährten durch ihr Freiheitsideal den Nationalstolz, sie steigerten ihn bis zum Größenwahn; seit Menschenaltern gewöhnt, ihr Freiheitsdogma als das alleinseligmachende und welterobernde zu betrachten, versäumten sie das gründliche Studium fremder Volks- und Staatszu-

stände; sie zogen aus, Deutschland zu bekriegen und hatten die deutsche Landkarte nicht einmal in der Tasche, geschweige im Kopfe. Das selbstbewußte Feststehen in der eigenen Art wuchs zur Selbstverblendung.

Die deutsche Freiheit ist aus unserm kritischen Geiste geboren und führt zur Kritik, zum objectiven Versenken in fremde und eigene Zustände, zur gerechten, oft mehr als gerechten Anerkennung des Fremden. Trugen wir doch lange genug einen Mangel an Selbstgefühl vor andern Nationen recht geflissentlich zur Schau, nicht aus Verzagtheit, sondern aus kritelndem Hochmuth. Man sagt, der Deutsche galt nichts im Auslande, weil Deutschland keine politische Gesammtmacht war. Das ist ein Grund, aber nicht der einzige; ja ich behaupte, wir betonten diesen Grund viel zu stark, um überall dem deutschen Bunde in die Schuhe zu schieben, was vielfach die persönliche Nationalschwäche der Einzelnen verschuldete. Denn die fremden Völker unterschätzten uns auch darum, weil wir vor lauter Selbstkritik und Gerechtigkeit uns selbst immer schlechter machten als wir waren; und nicht blos innerhalb unserer vier Wände, nein, auch in der Fremde räsonnirten wir mit ganz besonderem Behagen über unsern eigenen Staat und unsere eigene Gesellschaft. Das ist der leidige deutsche Pessimismus, der übrigens im deutschen Norden weniger wucherte als im Süden, und in Deutsch-Oesterreich am allermeisten. Wir glaubten uns recht frei und gescheidt zu zeigen, indem wir die Fremden erhoben und uns selbst verkleinerten. Wer aber immer sagt: wie bin ich doch so gar schwach! der wird zuletzt schwach und wäre er auch ein Riese an ursprünglicher Kraft gewesen.

Die französische Freiheit führte zur Centralisation, die deutsche zum Particularismus. Wir waren lange gewöhnt, in jener die Haupturſache von Frankreichs Macht zu ſehen und in dieſem die Hauptquelle von Deutſchlands Ohnmacht. Dann wurden wir mißtrauiſch gegen die franzöſiſche Centraliſation, ohne deßhalb beſonderes Zutrauen zum deutſchen Particularismus zu gewinnen. Gegenwärtig erkennen wir von Tag zu Tag, wie Frankreichs Volkskraft unterbunden und gelähmt wurde durch die Centraliſation und mit der blinden Bewunderung der franzöſiſchen Einheits-Maſchine iſt es wohl für lange Zeit vorbei. Ohne Zweifel wirkt das Uebermaß des deutſchen Sonderthumes eben ſo verderblich, nur in anderer Weiſe. Trotzdem wird der Franzoſe niemals von ſeiner Centraliſation laſſen, ſo wenig wie der Deutſche von ſeinem Individualismus; beide Völker werden noch oft genug die Form wechſeln, aber im Weſen entſprechen beide Formen dem Freiheitsideale beider Nationen und werden nur mit dieſen zu Grabe gehen. Aus dem individuellen Freiheitstrieb der deutſchen Stämme erwuchs das gemeinſame deutſche Volksbewußtſein, und unſer ſonderthümliches Stammesleben war lange Zeit nicht das Hemmniß, ſondern vielmehr die Schule der ſtaatenbildenden Kraft unſerer Nation. Es gibt heutzutag viele Leute, die meinen, durch die vielen Einzelſtaaten ſei der deutſche Particularismus geſchaffen worden; aber dieſe bunte Muſterkarte von Staaten iſt nicht die Urſache, ſie iſt gegentheils eine Folge des angeſtammten Sonderthums, deſſen Urquell im deutſchen Volksgeiſte ſelber zu ſuchen iſt, wie andererſeits auch die franzöſiſchen Herrſcher nur dem Zuge des franzöſiſchen Volksgeiſtes folgten, indem ſie ſo einſeitig

centralisirten. Häufig verwechselt man bei uns sogar Kleinstaaterei und Particularismus und schilt auf jene, indem man diesen meint. Beide sind grundverschieden. In den kleinen Staaten wurzelte unser Particularismus keineswegs am tiefsten, sondern vielmehr in den größeren, ja man kann sagen, je größer der Staat und je bedeutender die Stämme, welche er umfaßt, um so kräftiger war und ist auch dort der Particularismus. Auch hier geht Preußen voran und Bayern, Hannover und Württemberg folgen zunächst, und wäre Preußen nicht so preußisch gewesen, so würde es gar nicht die Kraft gewonnen haben, ein neues deutsches Reich zu schaffen.

Uebrigens würden wir auch kaum zu diesem Siege des großen Particularismus über den kleinen und also zur Einigung gekommen sein, wenn uns nicht französische Herrschsucht und Eroberungslust zur Selbstentäußerung gezwungen hätte. Den Sieg über die Franzosen verdanken wir in diesem Kriege uns ganz allein; aber den Sieg über uns selbst verdanken wir nur zur Hälfte uns selber und zur andern Hälfte den Franzosen. Dieses Eingeständniß ist nicht beschämend. Nur in Druck und Gegendruck erziehen sich die Nationen untereinander wie die Individuen.

Haben wir denn aber auch einen ähnlichen pädagogischen Einfluß, versteht sich in entgegengesetzter Linie, auf Frankreich geübt? haben wir unsern Nachbarn zum Dank ein wenig auf die Spur der Decentralisation geholfen? Durchaus nicht, und zwar aus greifbaren Gründen. Wenn politische Gleichgültigkeit oder trotziges Absondern vom nationalen Gemeinwesen der Auswuchs unsers Freiheitsideales war,

dann konnten wir leicht durch äußere Bedrängniß aufgerüttelt, die Stunde der Gefahr konnte die Stunde der Einigung werden; ist dagegen Herrschsucht und Unterbindung jeder selbstthätigen Eigenart die böse Frucht der französischen Freiheitsideen, dann wird dort äußere Gefahr jene Dictatur vielmehr noch schärfen, sie bringt einen Gambetta statt eines Napoleon, und nur die Rückkehr langer Friedensjahre könnte umgekehrt den Fortschritt zur individuellen Freiheit begünstigen. Die Franzosen sind ein kriegslustiges Volk und doch ist ihnen der Krieg am gefährlichsten, wir sind friedliebend und haben doch die Ruhe am meisten zu fürchten. Deutschland konnte sich mitten im Kriege einigen, Frankreich kann sich nur im sicheren Frieden decentralisiren. Und wir selber dürfen das Letztere lebhaft wünschen, während Frankreich unsere Einigung niemals wünschen wird; denn Frankreich würde, vom Hauche individueller germanischer Freiheit berührt, ein friedfertigerer Nachbar werden und zugleich gesünder und kräftiger.

Allein mit Frankreichs Genesung ist es zur Zeit noch schlecht bestellt, und zwar aus Gründen, die wiederum auf die Natur der französischen Freiheit zielen. Die Franzosen verklagen uns vor Gott und der Welt, daß wir ihr Land zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken wollten, weil wir Elsaß-Lothringen zurückfordern. Wir denken aber, dieser Verlust und eine tüchtige Geldbuße dazu wird von einem so großen Staat, von einem so reichen Lande rasch verwunden werden. Die Gefahr, auf eine tiefere Machtstufe zu sinken, droht Frankreich allerdings, jedoch nicht durch die Deutschen, sondern durch die Franzosen. Frankreich hat keine legitime

Staatsform mehr, es kämpft seit acht Jahrzehnten mit sich selbst, eine solche zu finden und findet sie nicht, ja nicht einmal in diesen Tagen der höchsten Noth; den neuen Verlust jenes Gränzlandes wird es verwinden; es fragt sich aber, ob es den alten Verlust jeglichen historischen Rechtsbodens jemals verwinden kann? Ich spreche nicht von den Dynastien. Zwar ist auch dies ein Unglück, daß das monarchische Frankreich keine legitime, das heißt keine mit den Volksgeschicken in ununterbrochener Tradition verwachsene Dynastie mehr besitzt; aber dieses Unglück ist das geringere. Das weitaus schwerere Unheil liegt in dem Mangel einer Staatsform, welche von der unzweifelhaften Mehrheit des Volkes als die nothwendige, die historisch fest gewurzelte, die ächt nationale anerkannt würde. Ist es die sogenannte honette oder die sozialistische Republik, ist es die constitutionelle Monarchie oder der Cäsarismus? Heute das Eine, morgen das Andere. Wir Deutsche litten an unsern vielen Staaten; die Franzosen leiden an ihren vielen Staatsformen innerhalb des Einheitsstaates. Die vielen Staaten ließen Deutschland nicht zur That kommen; vor den vielen Staatsformen kommt Frankreich nicht zur Ruhe. Und dieses große National-Unglück ist die Folge seiner ersten Revolution. Damals war es, wo die Dictatoren der Freiheit alle Brücken der geschichtlichen Ueberlieferung im Volks- und Staatsleben abbrachen. Seitdem haben die kämpfenden Parteien freieſtes Feld für ihre neuen Staatsgebilde, jede will nach ihrer Art herrschen im Namen der Freiheit, und doch bringt es keine über ein bloses Provisorium; Herrschsucht und Freiheitsdrang heben sich gegenseitig auf und wechselnd behält für den Augenblick

Recht, wer im Augenblicke die Macht behauptet. So laſten die „Ideen von 1789“ ſchwerer auf Frankreich wie die deutſchen Heere. Dieſe Ideen brachten der Welt vieles Gute, während ſie Frankreichs Verhängniß wurden; und der tragiſche Knoten ſchlingt ſich in dem Worte des Widerſpruchs: Deſpotie der Freiheit!

IV.

Soweit meine Doppel-Charakteriſtik.

Und nun noch eine Frage: Wer hat zuletzt Recht mit ſeiner Freiheit, der Franzoſe oder der Deutſche? Wo liegt die wahre Freiheit?

Sie liegt in der Mitte. An der Peripherie fliehen ſich die beiden Ideale; im Centrum ergänzen ſie einander. Wenn Jemand Freiheit begehrt und man fragt ihn, von welcher Art er zu haben wünſche, deutſche oder franzöſiſche? ſo klingt dieſe Frage wie eine Spielerei des Witzes. Denn wir Alle ſind ja geſchulte Philoſophen und wiſſen, es gibt nur eine Freiheit: die Freiheit. Darum hat der Unterſchied, welchen ich Ihnen in dieſer Stunde zeichnete, rein theoretiſch auch keinen Werth. Praktiſch aber iſt er überaus wichtig: er bekundet, wie verſchiedene Völker, ihrer innerſten Natur gemäß, die eine Freiheit ausgelegt, entwickelt, vereinſeitigt und verzerrt und dadurch doch zuletzt zweierlei Freiheit ſich in ihre Seele hineingebildet haben. Ich wollte keinen Beitrag zur Philoſophie des abſtracten Freiheitsbegriffes geben, ſondern einen Beitrag zur Völker-Pſychologie. Wie ſich der Germane, wie ſich der Romane die Freiheit einſeitig hineingebildet hat

in die Volksseele, — dieser Unterschied birgt den Schlüssel für hundert Räthsel des Charakters und der Geschichte der beiden Völkergruppen und also für den inneren Kampf und Austausch der modernen Cultur überhaupt. Wir stehen vor großen weltgeschichtlichen Gegensätzen, die aufeinander platzen müssen, damit sie sich zuletzt läutern und versöhnen können.

Diese Erkenntniß erhebt uns in den gegenwärtigen Kriegstagen, sie tröstet uns über den Opfertod so vieler Brüder. Es wäre entsetzlich, wenn die unermeßlichen Opfer gebracht werden müßten rein negativ, lediglich um die Unvernunft und Frechheit jener Friedensstörer zurückzuweisen, die uns überfallen wollten. Einzelne Menschen können unvernünftig sein, indem sie Geschichte machen wollen: die Geschichte ist niemals unvernünftig. Und so trägt auch dieser Krieg zwischen Deutschland und Frankreich seinen positiven Gehalt, seine vernünftige Nothwendigkeit in sich als Theil eines großen Cultur-Kampfes, der in Wort und Gedanke ebenso scharf ausgefochten wird, wie mit dem Schwerte, und auf sozialem und religiösem Gebiete ebenso gewiß, wie auf politischem: es ist der Kampf germanischer Selbstbestimmung gegen die romanische Herrschaft im Namen der Freiheit. Darum werden wir nach dem Frieden die riesige Ausdehnung des Kampfplatzes erst recht erkennen, und wann erst einmal Gras auf den wirklichen Schlachtfeldern wächst, wird die Schlacht der Geister entscheidender geschlagen werden als je zuvor.

Die Franzosen haben zur Zeit nur zwei Gedanken: Vertreibung der Deutschen und Wiedervergeltung, und wer unter ihnen diese Gedanken nicht hat, den zwingt man sie

zu haben, und wer sich durchaus nicht zwingen lassen will, den erschießt man.

Auch uns sollen gegenwärtig zwei Gedanken Tag und Nacht erfüllen, freilich ganz andere Gedanken und ohne daß man sie uns zuletzt standrechtlich in den Kopf zwingt, sondern aus freier Erkenntniß: der Gedanke an das deutsche Reich, wie es eben neu ersteht, und an den deutschen Krieg, wie er jetzt zu seinem siegreichen Ende neigt.

Vielen trefflichen Deutschen behagt der Weg nicht, auf welchem das Reich seit fünf Jahren vorbereitet und zu Stande gebracht worden ist. Nun gut, so müssen wir diesen Weg vergessen. Der gegenwärtige Krieg hat uns vergessen gelehrt. Und die junge Reichsverfassung ist vielleicht keinem einzigen Deutschen ganz recht. Jeder hat da seine eigene Meinung und würde das Reich ohne Zweifel viel besser gemacht haben, wenn man ihn nur gefragt hätte. Aber das Reich wurde aus dem Krieg geboren, und Krieg und Reich ergänzen sich da sofort wieder wunderbar. Denn um die Herrschsucht der Franzosen zu brechen, mußten wir die Herrschaft über uns selber gewinnen; wir beugten unsern eigenen Freiheitstrotz, damit wir den fremden Freiheitsdespotismus beugen könnten, und so entstand das Reich.

Man nennt uns Eroberer, man schilt uns Vorkämpfer barbarischer Gewaltherrschaft. Zum Zeichen, daß wir uns — in allzu germanischer Duldung — fortan nichts mehr nehmen lassen, sind wir so frei und holen uns das Eigenthum zurück, was französische Eroberungslust uns genommen hat, — das ist unsere ganze Eroberung. Und in unserem eigenen Hause richten wir uns ein, wie wir wollen. Der

Nachbar aber muß Ruhe geben, dann laſſen wir ihn auch in ſeinem Hauſe walten nach ſeiner Art und wollen ihn gerechter anerkennen als je zuvor, anerkennen ſogar in ſeinem nationalen Freiheitsſinne, deſſen reineres Ideal er hoffentlich bald wiederfinden wird. Dies unſer Thun und Denken, mögen Andere dann in Gottesnamen barbariſche Gewaltherrſchaft nennen, wir gönnen ihnen das Schlagwort und ſagen feſt und ruhig für uns: — „das iſt deutſche Freiheit!“

Das Plebiſcit und die politiſche Heuchelei.

(1866; überarbeitet 1871.)

I.

Zu den merkwürdigſten neuen Erfindungen auf politiſchem Gebiete gehört ohne Zweifel das franzöſiſche Plebiſcit. Man wird mir einwenden: Das Plebiſcit ſei weder von Haus aus franzöſiſch noch neu, ſei überdies auch keine Erfindung. Darum will ich der Reihe nach erörtern, erſtlich, warum ich das Plebiſcit franzöſiſch, dann, warum ich es neu, warum ich es eine Erfindung, und endlich, warum ich es merkwürdig nenne.

Der Etymolog wird den Urſprung des Wortes freilich in Rom ſuchen; der Politiker hingegen ſucht die Wurzel ſeines jetzt geläufigen Sinnes in Paris. „Plebiſcit" iſt ein unüberſetzbares franzöſiſches Wort. Die alte Römer-Republik ſieht dem bonapartiſchen Kaiſerreiche nicht unähnlicher, als das antike plebiscitum dem modernen Plebiſcit. Vorab aber hüte man ſich, das Plebiſcit etwa mit „Volksbeſchluß" zu verdeutſchen; denn dieſes gut deutſche Wort muß man ſparen für die verfaſſungsmäßig organiſche Ausſprache des Volkswillens in demokratiſchen Staaten, alſo für das ſchnurgerade Gegentheil des Plebiſcits.

Volksbeschlüsse sind uralt, und schon vor dritthalbtausend Jahren gaben die athenischen Psephismata das Urbild einer so folgerechten und maßvollen Befragung des Volkswillens, wie sie jetzt gar nicht mehr vorkommen kann. Die athenische Republik gründete überall in dem unmittelbaren Volksbeschluß, die repräsentativen Freistaaten der Neuzeit besitzen ihn wenigstens für bestimmte Fälle; so wählen die Bürger Nordamerika's ihren Präsidenten durch allgemeine Abstimmung und wird in der Schweiz alles Volk auf Ja oder Nein befragt über ein neues Verfassungsgesetz.

Niemand wird nach dem Erfinder dieser Art von Volksabstimmung fragen, so wenig als man nach dem Erfinder der Landtage fragt. Der Volksbeschluß hat seinen natürlichen Boden in der republikanischen Staatsform und ist mit derselben historisch erwachsen. Also wird man ihn auch ehrlich handhaben in der Republik.

Ganz anders steht es mit dem Plebiscit. Es ist eine aus dem Freistaat in die cäsarische Absolutie künstlich versetzte Treibhauspflanze. Den Mann, welcher dieses Gärtnerkunststück ersann und eben damit den uralten Volksbeschluß zum modernen Plebiscit umbildete, mögen wir dann wohl auch dessen Erfinder nennen. Es war Napoleon I.: zur äußeren Rechtfertigung seiner höchst persönlichen Fürstengewalt bedurfte der Sohn der Revolution einer demokratischen Formel und fand dieselbe in dem Plebiscit, welches zu der bereits feststehenden Consul- und Kaiserwürde hinterdrein noch einmal Amen sagte. So wurde das Jahr 1800 das Geburtsjahr des Plebiscits. Damit das französische Volk vergesse, daß es in der Militärmonarchie des Consulates die Republik

verliere, heuchelte man die republikaniſche Befragung des Volkswillens. Nicht den drei Millionen Stimmen hatte Napoleon damals ſeine Erhebung zum erſten Conſul — wie ſpäter zum Kaiſer — zu danken, ſondern jene drei Millionen dankten vielmehr ihm dafür, daß er ſich ſelbſt ſchon vorher zum Conſul und Kaiſer gemacht hatte. Der Volksbeſchluß ſchafft eine neue Thatſache; das Plebiſcit kommt, wann die Thatſachen vollendet ſind.

Die zweite napoleoniſche Aera beglückte uns wiederum mit dieſer tautologiſchen Formel des Plebiſcits, ja ſie warb demſelben theoretiſch noch breiteren Erfolg. Das Plebiſcit ſchien ein unablöslicher Beſtandtheil des monarchiſchen Staatsrechtes zu werden. Daß ein Volk auf eine vorgelegte Frage mit Ja oder Nein antworten darf und ſchwarz auf weiß: dies nannte man wohl gar ſchlechthin „das moderne Recht.“ Nur Schade, daß das Volk nicht auch die Frage zu ſtellen, noch zu ſagen hat, wann es gefragt werden will! Durch dieſen Mangel ſchiebt ſich „das moderne Recht“ ganz unvermerkt in das Kapitel von der modernen Staatskunſt. Genug, ganze Völker glaubten an dieſe Zauberformel des modernen Rechtes, vorab die unbefriedigten, gährenden, ringenden oder auch die unfertigen, halbwüchſigen Nationen. Und ſo ward Napoleon III. der zweite Erfinder des Plebiſcits. Denn der Oheim erfand das Plebiſcit doch weſentlich nur für ſich, der Neffe für alle Welt.

Welch großartiger Akt, den Willen eines Volkes kurz und bündig auf Ja und Nein zu befragen! Man ſollte meinen, athemlos geſpannt lauſche da Jedermann dem Ausfall des Volksurtheils! Und ſo iſt es auch in demokratiſchen

Staaten, wenn das Volk wählt, wenn es über Staatsänderungen persönlich entscheidet. Allein ganz anders beim Plebiscit. Da ist seltsamerweise fast kein Mensch gespannt auf die Antwort, welche das Volk geben wird: die Antwort weiß man voraus, und das Eigenthümlichste dieses politischen Aktes besteht gerade darin, daß man ihn immer nur da durchführt, wo er überflüssig ist. Ja man kann sagen, je überflüssiger das Plebiscit ist, um so günstiger erscheint der Zeitpunkt für seine Anwendung.

Doch ergibt sich hier ein feiner Unterschied.

Entweder: ein Volk wird voraussichtlich Ja sagen, weil es nach längst offenkundiger und erwiesener Sachlage nicht Nein sagen will, oder aber, weil es trotz entgegenstehenden Willens notorisch nicht Nein sagen darf. Im ersteren Falle ist das Plebiscit eine unnütze, Geld und Zeit raubende Komödie; im anderen Falle ein Akt der Fälschung und der politischen Heuchelei von oben und unten.

Als die Venetianer nach dem Kriege von 1866 mit 652,000 gegen 69 Stimmen ihren Anschluß an Italien bejahten, hielt gewiß Niemand dieses glänzende Plebiscit für etwas Besseres, als ein müssiges Formenspiel. Denn daß das Volk zu Italien gehören wollte, wußte man längst aus viel besseren Quellen, nnd daß es zu Italien gehören durfte, dafür hatten die siegreichen Preußen gesorgt.

Dies ist ein Beispiel des unschädlich-müssigen Plebiscits, — sofern man in der Politik etwas unschädlich nennen darf, was müssig ist. Ein Plebiscit der anderen Art, welche ich die gemeinschädlich-heuchlerische nenne, wurde in Nizza vollzogen. Als bare Bezahlung für geleistete Hülfe wurde

Nizza von Victor Emanuel an Napoleon gegeben. Der König gab es eben nicht gern, noch viel weniger gern ließ ſich die italieniſche Nation dieſe Provinz nehmen, und am ungernſten „fielen“ die Nizzarden ſelber an Frankreich. Allein die Gewalt entſchied, der Wille des damals gewaltigen Imperators. Dann aber, nachdem Alles feſt und fertig war, mußte „das moderne Recht“ herhalten, um die Gewaltthat mit der Lüge des freien Volkswillens zu beſchönigen. Die Nizzarden mußten Ja ſagen, als es zum Nein zu ſpät war, und die Agenten und Diener des Gewaltherren ſorgten dafür, daß auch ein verſpätetes Nein nicht aus der Urne kam. Dem „modernen Rechte“ war genügt und der alten ewigen Moral zweimal in's Geſicht geſchlagen. Das nackte Recht der Eroberung iſt ſittlicher als ein ſolches modernes Recht, denn es ſchlägt der Moral doch nur einmal in's Geſicht.

Denken wir uns, die Franzoſen hätten im Sommer 1870 geſiegt, ſie hätten das ganze linke Rheinufer erobert und im Friedensſchluſſe zu Berlin oder Königsberg den Heimfall dieſes Gebietes an Frankreich bedungen, damit der neue Cäſar die Oſtgrenze des alten Galliens wieder aufrichte, wie zu der alten Cäſaren Zeit. Würden ſie dann ſofort die Deutſchen des linken Rheinufers zu einem Plebiſcit über den Anfall an Frankreich berufen haben? Ganz gewiß nicht. Denn zunächſt hätte es noch einiger Vorarbeit bedurft. Das Land, obgleich vom Krieg zertreten, hätte vorerſt in die centraliſirte franzöſiſche Verwaltung eingeſchnürt, das Volk durch Liſt und Gewalt ſtumpf gemacht und betäubt werden müſſen, und dann erſt würde die Zeit

gekommen sein, den wahren Volkswillen zu befragen und namens der Civilisation das „moderne Recht“ zur Geltung zu bringen. Wann das Volk keinen Willen mehr hat, dann befragt man den Volkswillen.

Man sieht, das Plebiscit ist mehr Praxis als Theorie. Für die Art der Praxis in seiner Geburtsheimat Frankreich spricht eine schlichte Thatsache. Das zweite Kaiserreich war, so sagte man, auf den von mehr als sieben Millionen Stimmen ausgesprochenen Volkswillen gegründet, Plebiscite standen an seiner Wiege und an seinem Grabe, das Wahlrecht für den gesetzgebenden Körper war äußerst frei und breit zugemessen. Und dennoch gestanden die Franzosen selber zu, daß jene Wahlen zur Nationalversammlung, welche im Frühjahr 1871 unter der Wahl des deutschen Occupationsheeres vorgenommen wurden, unbeeinflußter gewesen seien, als je vorher unter der eigenen kaiserlichen Regierung.

Das Plebiscit gehört viel mehr in das Kapitel von der Staatskunst als vom Staatsrechte. Diese Eigenthümlichkeit spricht sich auch in folgender Parallele aus. Der Hauptunterschied zwischen dem Plebiscit und dem Volksbeschluß steckt in einem einzigen kleinen Punkte: das Plebiscit wird von den Machthabern angeordnet, *wann* es ihnen nützlich dünkt, der Volksbeschluß ist im Voraus verfassungsmäßig gefordert für bestimmte Fälle, er *muß* überall eintreten, sowie der fragliche Fall eintritt. Beim Plebiscit, welches höchstens eine überflüssige Bestätigungsform, ist man darum zumeist gespannt auf die Formalitäten der Befragung, bei der Volksabstimmung auf die Antwort.

Wer den Entscheid in der Hand hält, unter welchen

Umſtänden gefragt werden ſoll oder nicht, der hat auch die Antwort in der Hand. Nicht als Verächter des Volkswillens, ſondern gegentheils als ein Verächter des Spiels, welches man mit dem Volkswillen treibt, bin ich ein Gegner des Plebiſcits.

Die Geſchichte des zweiten franzöſiſchen Kaiſerreiches bietet praktiſche Belege für meine eben aufgeſtellte Parallele. Durch eine organiſche Ausſprache des Volkswillens wurde Ludwig Bonaparte im Dezember 1848 zum Präſidenten der Republik erwählt. Das Reſultat des demokratiſchen Wahlaktes hatte keineswegs im Voraus feſtgeſtanden, es überraſchte vielmehr ganz Europa, denn allgemein erwartete man, daß Cavaignac würde erkoren werden. Hier liegt ein echter Volksbeſchluß vor. Als dagegen der Präſident Bonaparte drei Jahre ſpäter durch die Gewaltthat des Staatsſtreiches die Verfaſſung brach und nach verübter Gewalt die Volksſtimme befragen ließ, ob ſie ihm die Präſidentſchaft auf zehn Jahre übertragen und das Recht zugeſtehen wolle, ein neues Staatsgrundgeſetz zu octroyiren —, da kam bereits das echte Plebiſcit. Denn eine ſolche Berufung, weit entfernt verfaſſungsgemäß zu ſein, vernichtete vielmehr die Verfaſſung, ſie war nur möglich kraft der vorhergegangenen Gewaltthat, ſie war ein müſſiges, heuchleriſches Spiel: die Bajonette der Armee hatten bereits entſchieden, von einem freien Entſcheid des Volkes war keine Rede mehr. Ganz ähnlich ſteht es mit jenem Plebiſcit, welches im November 1852 das fertige bonapartiſche Kaiſerthum hinterdrein bejahte.

Dagegen däuchte es Manchem, als ſei die Volksbe-

fragung, welche Napoleon im Mai 1870 veranstaltete, um die vom Senat beschlossenen Verfassungsreformen durch die Nation bestätigen zu lassen, dann doch mehr als eine blose Plebiscit-Komödie. War man damals nicht wirklich gespannt auf die Antwort, selbst in Regierungskreisen? Das „Ja" stand nicht im Voraus fest, wenigstens nicht jenes überwältigende, triumphirende „Ja," welches der Kaiser für sein wankendes Ansehen bedurfte. Mit $4^1/_2$ Millionen Stimmen würden die Gegner durch die mathematische Zahlenmehrheit geschlagen werden — so rechnete man —, aber 6 Millionen waren mindestens nöthig, um moralisch zu siegen. Nicht um des ziffernmäßigen Entscheides willen hatte man an die Nation appellirt, sondern um eines politischen Kulissen-Effektes willen. Der Kaiser gewann ihn: das Plebiscit gewährte ihm über eine Million Stimmen mehr, als er moralisch, über zwei Millionen mehr, als er mathematisch brauchte. Aber scharf und klar hatte vorher Guizot das Verfängliche und eben darum, trotz aller Millionen, Nichtssagende dieses Plebiscites aufgedeckt. Es lag in der Art der Fragestellung. „Billigt das französische Volk die in der Verfassung seit 1860 durch den Kaiser unter Mitwirkung der großen Staatskörper bewirkten liberalen Reformen, und genehmigt es den Senatsbeschluß vom 20. April 1870?" Auf alle dieses sollte mit einem einzigen Ja oder Nein geantwortet werden. Es lohnt der Mühe, obige Frageformel etwas näher zu untersuchen. Die Worte „unter Mitwirkung der großen Staatskörper" waren eine Lüge; denn blos der Senat, nicht aber der gesetzgebende Körper hatte jene Reformen discutirt; — das Wort „liberal," welches gar keinen klaren staatsrechtlichen Begriff

bezeichnet und blos als vieldeutiges politisches Schlagwort umläuft, war eine Lockspeise; die „Reformen“ eine Falle; denn der Reformfreund, welcher für dieselben stimmte, bestätigte in diesem Zusammenhange zugleich wider Willen die ganze Politik des Staatsstreiches seit 1852. Der Schlußsatz aber — Genehmigung des Senatsbeschlusses vom 20. April 1870 — gab dem Kaiser das Recht, in jedem beliebigen Falle direct an das Volk zu appelliren, das heißt, er verlieh dem gefährlichsten Unterscheidungsmerkmale des Plebiscits, daß es angewandt werden kann, wann der Gewalthaber will, gesetzliche Sanction.

Somit war der reformatorisch gesinnte Mann durch die Art der Fragestellung doppelt und dreifach gefangen: im Interesse der ehrlichen Reform mußte er Nein sagen; da aber durch dieses Nein zugleich die ganze Existenz des bestehenden Staates verneint und die Revolution heraufbeschworen worden wäre, so sagte er dennoch Ja. Unter dem Drucke soeben begangener Gewaltthat hatte Napoleon 1851 nach dem Staatsstreiche die Volksstimme zum nichtssagenden Ja gezwungen; unter dem Druck der drohenden Gewaltthat einer Revolution zwang er sie 1870 zum lügnerischen Ja. Scheinbar so ehrlich und freisinnig gemeint, entwirrt sich diese letzte Befragung des Volkes durch den Kaiser zum vollendet jesuitischen Gewebe von Schlingen und Fallstricken. Kein Wunder, daß es der Regierung bangte, ob die Künstelei auch gelingen werde! Und als sie gelungen war, da wollte man in allen Kathedralen Frankreichs das Tedeum singen lassen, aber leider waren die Bischöfe nicht zur Hand; sie tagten eben auf dem römischen Concil, um dort über andere

Fragen, die aber merkwürdigerweise ganz im selben Geiste des „Plebiscits" behandelt wurden, sich ein Ja abliſten zu laſſen. So mußten ſich die Franzoſen mit dem weltlichen Pomp der Plebiſcit-Verkündigung begnügen.

Vier Monate ſpäter ſetzten ſie ohne Plebiſcit und ganz prunklos ihren Kaiſer ab — einigermaßen im Widerſpruch mit der Antwort, welche ſie im Mai gegeben, aber vollkommen entſprechend der Art, wie der Kaiſer damals gefragt hatte.

Und doch vermochte dieſer wunderbar gerechte Ausgang des Drama's mit ſeinen ſchonungslos erhellenden Schlaglichtern den Aberglauben an die Zauberformel des Plebiſcits noch nicht zu brechen! Die Staaten des continentalen Europa rangen ſo lange nach freiheitlichen Formen, daß man jetzt glaubt, in der Form nur ſtecke die Freiheit. Der Geiſt tödtet, aber der Buchſtabe macht lebendig, — ſo ſagen heute Neunundneunzig; nur der Hundertſte behauptet das Gegentheil und iſt folglich ein Reactionär.

II.

Kraft des Kriegsrechtes hat das deutſche Reich Elſaß und Deutſch-Lothringen zurückgefordert von den Franzoſen. Unſere neutralen „Freunde," die Engländer, Schweizer und Italiener voran, erklärten dieſe Forderung für mittelalterlich-barbariſch; denn nach dem „modernen Rechte" zwinge man kein Volk wider Willen, ſeinen Herren zu wechſeln, heutzutag verkaufe man die Völker nicht mehr wie eine Heerde Schafe. Die Franzoſen hatten den Krieg freilich auch wohl

kaum nach dem modernen Rechte angefangen, wir aber sollten ihn beendigen nach dem modernen Recht. Also begehrten unsere Freunde ein Plebiscit, durch welches die Elsässer und Lothringer erklärten, ob sie wieder deutsch werden wollten oder nicht. Wir zogen es vor, sie ohne Plebiscit wieder deutsch zu machen.

Dieser Fall, wo es gar nicht zum Plebiscite kam, ist aber fast lehrreicher für die Erkenntniß des Plebiscits, als jene vorher erörterten Fälle, wo man wirklich abstimmte.

Untersuchen wir ihn vom Standpunkte des sogenannten „modernen Rechtes." Vielleicht findet sich's dann, daß Diejenigen, welche ein Plebiscit der Elsässer so heftig forderten, dieses Recht selber gar nicht recht verstanden und namentlich die Natur des Plebiscits höchst oberflächlich erkannt haben. Ja wir entdecken am Ende gar, daß der Volkswille bei der Abtretung von Elsaß-Lothringen wirklich und ganz organisch befragt worden ist, obgleich keine mit Ja oder Nein bedruckten Stimmzettel in diesen Ländern gesammelt wurden.

Im Geiste des „modernen Rechtes" also urtheile und schließe ich folgendergestalt:

Der Staat ist um des Volkes willen da, aus dem Volke erwachsen, eine Organisation des Volkes. Ein Theil des Volkes kann nicht vom Staate abgelöst werden und ebensowenig können neue Volkstheile hinzutreten, ohne daß hierdurch der Gesammtorganismus von Volk und Staat wesentlich verändert würde. Darum soll das Volk befragt werden, ob es diese Veränderung will. Das Volk? Gewiß! und zwar im vollen Wortsinne; nämlich nicht blos jener Bruchtheil, welcher durch Weggang oder Zutritt am persönlichsten be-

rührt wird, sondern nothwendig das ganze Volk des ganzen Staates. Ein elsässisches Staatsvolk existirt im vorliegenden Falle gar nicht, es existirt blos ein französisches, welches befragt werden muß, wenn die Totalität des französischen Volkes und Staates durch Ausscheiden von Elsaß-Lothringen eine Veränderung erleiden soll. Da die Elsässer und Lothringer von dem Heimfall ihrer Provinz an Deutschland auf's unmittelbarste berührt werden, so wird man allerdings ihrem Specialvotum in eigener Sache ein besonderes Gewicht beilegen. Dies ist aber nur eine innere französische Angelegenheit: das französische Volk hat vor Abgabe seiner Stimme den Sonderwillen jenes zunächst betroffenen Volks-Bruchtheiles gebührend zu berücksichtigen; nie und nimmer kann jedoch dieser Sonderwille dem Gesammtwillen der französischen Nation gleich geachtet werden oder dessen Aussprache gar überflüssig machen. Dagegen müßte man nothwendigerweise wissen, ob das deutsche Gesammtvolk seinerseits die Elsässer und Lothringer auch haben wolle. Die französische Nation entscheidet über die Abtretung, die deutsche über die Aufnahme: Beide, und nur Beide, haben völlig coordinirte Stimmen. So entspricht es dem vernünftigen Sinne des „modernen Rechtes."

Ein solches unmittelbares Plebiscit in aller Form ist nun freilich weder hüben noch drüben veranstaltet worden. Thatsächlich und mittelbar liegt aber der Doppelentscheid der Volksstimme dennoch vor.

Daß die Deutschen in ihrer ungeheueren Mehrzahl den Wieder-Erwerb jener vordem geraubten Provinzen nicht blos billigen, sondern geradezu begehren, unterliegt keinem Zwei-

fel, und an der formellen Zustimmung des Reichstags zu dem betreffenden Friedensartikel wird es gewiß nicht fehlen. Ja man kann sagen, ohne diesen Wiedergewinn der alten Reichslande hätte das neue Reich schwerlich so rasch und tief Wurzel gefaßt in der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes, als es geschehen ist.

Das französische Volk hat seinerseits in der frei gewählten Nationalversammlung den Friedenspräliminarien zugestimmt, welche die Abtretung von Elsaß-Lothringen für ewige Zeiten festsetzen. Die Elsässer freilich protestirten mittelbar aller Orten und bekundeten durch die Art ihrer Wahlen zur Nationalversammlung diesen Protest auch in staatsrechtlicher Form. Allein als Glieder des französischen Volks- und Staatsganzen haben auch sie dennoch zugestimmt; denn ihr Minderheitsvotum ging unter in der Mehrheit: das geschah eben auch auf Grund des modernen Rechts, welches den Volkswillen nach Ziffern mißt und die Stimmen nicht wägt, sondern zählt. Dieses Recht fragt auch nicht nach den subjectiven Beweggründen der Abstimmenden — nur die Ziffer entscheidet. Nach innerster Herzensneigung hätte wohl kein einziger Franzose für die Abtretung von Elsaß-Lothringen gestimmt; man beugte sich lediglich dem Zwang der äußeren Lage, widerstrebend verzichtete man auf jene Provinzen, weil eben der Friede um keinen billigeren Preis zu haben war. Allein bei den ganz formgerechten Plebisciten des bonapartischen Reiches war das auch nicht anders gewesen: revolutionäre oder kriegerische Gewaltthat schuf die vollendete Thatsache, und die Volksstimme sprach dann hinterher ihr ziffermäßiges Ja, weil sie nicht Nein sagen konnte.

Nach alledem könnten wir uns also angesichts des „modernen Rechtes“ vollkommen beruhigen über den Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen: das französische Volk hat gesprochen durch seine gewählten Vertreter, und die Antwort fiel zu unsern Gunsten. Darum war es sehr weise, daß die Reichsgewalt — scheinbar — so unklug war, die Elsäßer und Lothringer noch einmal mit wählen zu lassen zur französischen Nationalversammlung, und wenn uns die Noth zwang, gegen allen, selbst republikanischen Brauch, Friedenspräliminarien nicht blos mit der Regierung des besiegten Gegners abzuschließen, sondern zugleich auch den Beschluß der Volksvertretung im Feindeslager abzuwarten, so ward uns diese Noth zur Tugend, und wir gewannen das nächstverwandte Resultat eines Plebiscits — ein „Ja“ wider Willen.

Mit solchen Gründen könnten wir uns beruhigen; wir beruhigen uns aber nicht damit. Es gibt noch eine gewichtigere Volksstimme, als jene, welche durch Addition von Stimmzetteln gefunden wird. Das Volk lebt, gleich der Einzelperson nicht blos in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit, das Volksleben ist fortlaufende Geschichte. Ich vergleiche das lebendig dahinwallende Volk einem Strome. Stellen wir uns beobachtend an's Ufer. Nicht blos die Wellen, welche eben vorüberfluthen, sind der Strom: unser Auge möchte sie festhalten, allein sie sind vergänglicher noch als der Augenblick, im Auftauchen versinken sie, und gerade das rastlose Ineinandergreifen von Vergangenheit und Zukunft, das Vergehen im Werden, macht erst die Welle, macht den Strom. Es gibt da keine Gegenwart, Alles ist nur ein ununterbrochener historischer Prozeß. Und doch wird der Strom

als Ganzes wiederum zum festen geographischen Gebilde, welches dauernd das Land mit scharfer Linie gliedert. Ein solcher Strom ist auch die Nation, das Volk, der Volksstamm. Wer will die Gegenwart des Volkes greifen? wenn man der Welle Halt gebietet, dann ist sie keine Welle mehr. Das Volk ist keine irgendwann rein gegenwärtige Erscheinung, es ist ein ruheloser historischer Prozeß, seine Gegenwart ist nur der stäte Kampf von Vergangenheit und Zukunft, und darum ist die Summe der Volksgeschichte zugleich und allein die Aussprache des Volkswillens im tiefsten Sinne.

Befragen wir dieses Plebiscit bei den Elsässern. Ueber zwei Jahrhunderte standen sie, ein uralt deutsches Volk, unter französischer Herrschaft. Mehrere Menschenalter protestirten sie gegen das aufgedrungene Regiment erst laut, dann immer schwächer; sie fügten sich anfangs widerwillig, dann mit Willen, zuletzt mit Begeisterung dem fremden Staate. Aber nur dem Staate, nicht der Nation; denn der Grundstock des Volkes, die Bauern, die Kleinbürger, das naive Volk, blieb deutsch in Stamm, Sitte und Sprache. Die Elsässer der Neuzeit wollten Franzosen sein, französisch aber wollten sie nicht sein. Warum wären sie sonst aller listigen Verwälschung zum Trotze deutsch geblieben? Wir haben hier zweierlei historisch ausgesprochenen Volkswillen, der sich widerspricht. Und so konnte man in der That weder sagen, daß das elsässische Volk schlechthin gegen Frankreich, noch daß es schlechthin gegen Deutschland gravitire. Die schwebende Frage konnte wiederum nur im weiteren historischen Prozeß, nur durch die Zeit gelöst werden. Und bis zum Jahre 1870

hatte es allerdings den Anschein, daß der Entscheid nach einigen Menschenaltern ganz zu Gunsten Frankreichs ausfallen werde.

Da kam der Krieg. Er ward uns aufgedrungen; aber wir gewannen und übten das Recht des Stärkeren, an welches nicht wir, sondern die Franzosen appellirt hatten. Aus Gründen der Sicherung des Reiches wurde Elsaß-Lothringen dem deutschen Reiche zurückgefordert. Auf diese strategisch-politischen Gründe mußte sich die Reichsgewalt zunächst berufen, vorab den argwöhnischen fremden Mächten gegenüber. Vom deutschen Volke aber wurde die nationale Gemeinschaft der Elsässer mit unserer Gesammt-Nation um so stärker und wärmer betont. Wir sagen: zwiespältig in ihrem Volkswillen, sind die Elsässer der französischen Form zugefallen, das deutsche Wesen aber haben sie behauptet. Und dieses nationale Wesen schließt eine tiefere und nachhaltigere Aussprache des Volkswillens in sich, als das bloße Staats-Interesse. Die Elsässer des gegenwärtigen Augenblickes — die Welle im Strom! — erkennen das selber nicht. Aber ein Volk weiß gar häufig selber nicht recht, was es will. Es geht ihm da nicht besser, wie zu Zeiten jedem Einzelnen. Ein Freund, der nicht in unserer Haut steckt, weiß bei schwebendem Conflict oft besser was wir wollen, als wir selber. So behaupten wir auch den tieferen, den nationalen elsässischen Volkswillen besser zu erkennen als die Elsässer. Wir wollen sie wieder zur Selbsterkenntniß, zur bekräftigten historischen Aussprache ihres eigenen Volkswillens bringen, auf historischem Wege, durch erneute Einkehr in ihr angestammtes und stets behauptetes deutsches Wesen. Nachher könnte man sie dann auch zu einem förmlichen Plebiscit

berufen — nach beliebter Art, wenn nämlich das Plebiscit eine müssige Phrase geworden wäre.

So wahren wir auch hier den Standpunkt der historischen Legitimität, welcher ebenso gut für die Völker gilt, wie für die Fürsten. Nicht aus feudalem oder theokratischem Aberglauben hängen wir an unsern angestammten Fürstenhäusern, sondern weil dieselben erwachsen sind mit Volk und Staat und in der still und laut bekundeten Treue langer Reihen der Volks-Generationen ein milliardenfaches Plebiscit gewonnen haben. Deßgleichen sollen auch die Elsässer und Lothringer nicht an uns verkauft werden wie eine Herde Schafe; sondern kraft ihres historisch bekundeten Volkswillens, der niemals ganz von deutscher Art gelassen hat, erkennen wir es jetzt als Recht und Pflicht, sie wieder zu erlösen aus ihrer zwiegetheilten Lage und ganz herüberzuziehen in die alte deutsche Heimat.

III.

Die Aesthetiker unterscheiden zwischen der constructiven Schönheit eines Bauwerkes und dem blos decorativen Schmuck. Beides kann neben einander bestehn. Wo aber die Decoration in gleißnerischen Widerspruch tritt mit dem inneren Aufbau des Hauses, da gibt's eine Schein-Architektur. Man erblickt da etwa außen ein Portal, und innen sind's zwei Fenster über einander, außen einen Palast und innen sind's vier Miethhäuser. Solche Decorationsbauten werden allgemein getadelt, sind aber trotzdem sehr beliebt, und unsere Baumeister haben es bereits weit gebracht in derlei Scheinkunst.

Allein viel weiter noch brachten's die politischen Baumeister in der politischen Scheinarchitektur, namentlich in Paris; doch versteht man jetzt die Sache auch anderswo. Die Volksabstimmung in der Republik verkündet einen Bau von constructiver Harmonie; das Plebiscit zeigt uns den ächten Decorationsbau und paßt zu den neuen Militärmonarchien genau so gut, wie Kirchenfenster zu einer Kaserne. Und nicht blos beim förmlichen Plebiscit, auch in zahllosen andern Institutionen lebte und lebt dann dieser Geist der Heuchelei: an der Außenwand standen die „Ideen von 1789" geschrieben und innen thronte der despotische Imperator; — der gesetzgebende Körper war nach allgemeinstem Stimmrecht gewählt, aber wenn es den wichtigsten Entscheid galt, hatte er keine Stimme; — Eroberungskriege wurden nur noch für „eine Idee" geführt, der schändlichste Länderschacher angezettelt blos zur gelinden Ausübung eines „weltgeschichtlichen Berufes;" — die Corruption des Volkes wurde systematisch gehegt, aber blos zur höheren Ehre der „Civilisation" — das war Alles Decorationsarchitektur, mit Pfeilern, die nichts zu tragen hatten und mit Gewölbgurten, welche aus Gyps aufgeklebt waren. Vor hundert Jahren baute man nicht besser, aber man baute doch wenigstens aufrichtig schlecht. Darum fiel der Bau dann auch damals nicht ganz so geschwind, nicht ganz so schmählich zusammen.

Oeffentliche Meinung und Gefühlspolitik.

(1865 und 1871.)

I.

„Das Volk, das im Finstern wandelt, es sieht ein großes Licht.“ So steht in der Bibel.

Im neuen politischen Katechismus dagegen steht: „Das Volk selber ist das große Licht, und leuchtet aus sich heraus wie die Sonne, und die Strahlen dieses Lichtes nennen wir die öffentliche Meinung: aber die Staatsmänner, welche im Finstern wandeln, wollen nichts sehen von diesem Lichte.“

Es ist allerdings beträchtlich heller geworden in der Politik, seit man die öffentliche Meinung beobachtet und beachtet, ja seit man nur das Wort für die Sache gefunden hat. Allein ist es heller geworden durch die öffentliche Meinung, oder erkennt man diese klarer, weil es vielmehr anderswo heller geworden ist? Das möge eine offene Frage bleiben.

Je strenger wir aber die öffentliche Meinung auf Sinn und Begriff prüfen, um so tiefer werden wir in geheimnißvolle Dämmerung geführt. Ja, ich behaupte: jene unwiderstehliche Wucht der öffentlichen Meinung, vor welcher zu

Zeiten ein Jeder erzittert, mag er sie außerdem als einen Gott anbeten oder als einen Götzen verspotten, ruhet großentheils in dem mystischen Helldunkel, womit dieselbe umgeben ist.

Doch man zeigt nicht durch dunkle Worte, wie dnnkel ein Begriff sei, sondern durch möglichst helle. Das will ich nun versuchen.

„Oeffentlich" heißt eine Meinung, sofern sie sich im Volk ausspricht, verbreitet und fortbildet. Daß sie zugleich dem Gegenstande nach auf öffentliche, zunächst staatliche, Dinge ziele, läßt der Sprachgebrauch unentschieden. Ein stadtkundiger Privat-Schuldenmacher wird gerade so gut „von der öffentlichen Meinung verdammt," wie ein landeskundiger Staats-Schuldenmacher. Wir besitzen kein geläufiges Unterscheidungswort für die politische Volksstimme im engeren Sinne, und haben die Macht der öffentlichen Meinung im Privatleben weit früher erkannt als im öffentlichen. Denn im Hause sind wir längst daheim, auf dem Forum erst seit gestern. So ist denn zwar nicht das Wort neu, wohl aber der einschränkende Sinn des Wortes, wenn wir bei „öffentlicher Meinung" zunächst nur an jene Volksstimme denken, welche über Thatsachen und Zustände des öffentlichen Lebens urtheilt. Dieser engere Sprachgebrauch stammt nicht aus der Schule, sondern aus dem Leben, er war weit früher auf der Tribüne, in der Zeitung eingebürgert, als in gelehrten Büchern; die politischen Agitatoren hatten ihn längst in Curs gesetzt, bevor die staatsgelehrten Forscher Werth und Währung prüften — ein Gang der sich unzähligemal in der modernen Geschichte der Staatswissenschaft wiederholt.

Was ist denn aber Meinung? In meiner mittelrheini-

ſchen Geburtsheimath — und auch anderswo — ſagt man, wenn Einer etwas „meint:“ „die Narren meinen!“ Der geſcheidte Mann ſoll wiſſen, nicht meinen, was er ſpricht. Und am Mittelrhein weiß man bekanntlich Alles am beſten. Trotz jenes Bannſpruches über das Meinen halten die politiſch angeregten Mittelrheiner jedoch beſonders viel von der öffentlichen Meinung, und wer das volksgeläufige Wort von den Narren auf die öffentliche Meinung anwendete, dem würde man dort ſicher in etwas unparlamentariſcher Kraftrede „die Meinung ſagen.“ Alſo wäre das Meinen eines Einzelnen zwar Thorheit, wenn Tauſende aber zuſammen meinten, ſo würde Weisheit daraus? Allein tauſend Narren machen zuſammen noch keinen geſcheidten Mann; viel leichter geſchieht es umgekehrt, daß tauſend geſcheidte Leute zuſammen einen Narren machen, wie wir ja beim anſteckenden Beifallsjubel im Theater nicht ſelten wahrnehmen, oder bei den berauſchenden Zurufen einer Volksverſammlung, wo der hinreißende Enthuſiasmus der Maſſe mit dem kritiſchen Verſtande des nüchternen Denkers durchgeht.

Und dennoch hat es ſeinen guten Grund, daß wir das bloſe Meinen eines Einzelnen geringſchätzen, das Meinen einer ganzen Volksmaſſe aber mit Reſpect behandeln. Nämlich nicht um deßwillen, weil die perſönliche Meinung geſcheidter und beſſer würde, indem ſie ſich Tauſenden mittheilt, ſondern weil die Meinung von Tauſenden zugleich auch den Willen dieſer Tauſende darſtellt: die Macht der That im Volksleben. Und nicht zunächſt wegen ihrer Weisheit: — wegen ihrer Macht berückſichtigt der Politiker die öffentliche Meinung. Sie wird um ſo gewichtiger, nicht je mehr ſie

sich prüfend und forschend vertieft, sondern je weiter sie sich über immer größere Volksmassen ausbreitet, und der unwiderstehliche Siegeslauf einer öffentlichen Meinung gründet meist viel mehr in ihrer gemeinfaßlichen Oberflächlichkeit als in ihrer Tiefe.

Meinen ist nicht Wissen. Das Wissen beruhet im Erkennen der Gründe; das Meinen hingegen ist ein Fürwahrhalten aus Instinct, aus Empfindung und Neigung mit halben Gründen oder ohne Gründe. Die öffentliche Meinung ahnet viel mehr als sie erkennt; sie begehrt selten zu lehren und noch seltener zu lernen; aber was sie sich als das Rechte vorstellt, als das Rechte empfindet, das will sie durchsetzen.

In Sachen der Wissenschaft gibt es darum auch gar keine öffentliche Meinung, und dem Gelehrten ist es sehr gleichgültig, was Leute, die nicht mit ihm geforscht und gearbeitet haben, von seinen Resultaten „meinen." Wohl aber gibt es eine öffentliche Meinung über wissenschaftliche Charaktere; denn auch das ungelehrte Volk mag herausfühlen, ob ein gelehrter Mann ein Mann ist, oder nicht.

Die öffentliche Meinung fragt überhaupt nicht sowohl nach dem, was wahr oder irrig, als was recht oder unrecht ist: sie wirft die Moral in die Politik. Sie ist das Gewissen des Volkes. Darin ruhet ihre Hoheit, mag sie nun im übrigen thöricht oder weise urtheilen.

Wirft sie aber immer und überall die Moral in die Politik, ist sie allezeit das Volksgewissen? Leider nein! antworten die Einen; gottlob nein! die Andern. Denn sie verwechselt oft genug das Nützliche mit dem Gerechten, den Erfolg mit der Moral, und obendrein den nächsten Erfolg, der

vielleicht ein ferner Mißerfolg wird. Also wäre sie ein Proteus, der seine Gestalt ändert, so wie wir sie festzuhalten glauben? Ja und nein! Denn eben weil die öffentliche Meinung nicht forscht und erkennt, sondern meint, ahnt, empfindet, ist ihr der Erfolg ein Gottesurtheil von Außen, welches sie mit dem Gottesurtheil im Innern, im Gewissen, unglaublich schnell in eins verschmelzt.

„Und wem zutheil der Sieg auch werde,
Zu seinen Fahnen will ich stehn,
Weil überall auf weiter Erde
Die Götter mit dem Sieger gehn!"

So spricht Obed Baal, der Sternseher, in Kinkels „Nimrod." Er ist ein alter Baalspriester, aber er hat den Gewissensspruch der öffentlichen Meinung, auch der neuesten wie aller Zeit, in den Sternen gelesen.

Man redet viel von der Kritik, welche die öffentliche Meinung übt. Dies ist aber wiederum keine Kritik im Sinne der Wissenschaft, die voraussetzungslos Thatsachen ermittelt und Gründe gegen Gründe wägt, sondern vielmehr eine Kritik des Gefühls: sie preist nach Neigung und verdammt nach Widerwillen, sie liebt und haßt zuerst, und urtheilt hinterdrein. Demgemäß kehrt sie sich häufiger gegen Personen als gegen Sachen, und verwechselt so leicht die Sache mit der Person.

Je schneidender die öffentliche Meinung Kritik übt, um so tiefer geräth sie in Gefühlspolitik, um so glühender, leidenschaftlicher wird sie, während gegentheils die Kritik des Denkers immer kälter, besonnener wird, je tiefer sie einschneidet. Niemals hat wohl die öffentliche Meinung das

Schwert ihrer Kritik vernichtender geschwungen, als in den Schreckenstagen der ersten französischen Revolution, und sie wurde gluthberauscht bis zum Wahnsinn. Der Gipfel von solch dämmernder Kritik der sittlichen Empfindung ist also nicht Nüchternheit, sondern Fanatismus, und die Leute, welche in der öffentlichen Meinung den verneinenden Ton angeben, sind oft genug die jugendlichsten Hitzköpfe. Den verstandesklaren kritischen Denker personificiren wir mit einer platonischen Glatze, den leidenschaftlichen Vordenker des Volkes mit wallendem Jünglingshaar. Das Volk selbst wird jugendlich in Art und Unart, sowie es sich seiner Meinung stark bewußt wird, und als Masse bleibt es mit seinem politischen Empfinden ewig in den Flegeljahren.

Die erkennende Kritik des Denkers vereinsamt; scharfe kritische Geister pflegen abgeschlossene Menschen zu sein. Die empfindende Kritik der sittlichen Begeisterung hingegen verbündet und verbrüdert lawinenartig anwachsende Volksmassen. Gefühle und Affecte wirken ansteckend; das Denken steckt leider nicht an.

Bei den Völker-Epidemien der Affecte geht es wie bei den Epidemien des Leibes: je größere Massen von ihnen ergriffen werden, um so unwiderstehlicher wächst die ansteckende Kraft. Im glaubenseifrigen Mittelalter waren die Völker-Epidemien der öffentlichen Meinung religiös, in unserer Zeit werden sie politisch und social. Das Jahr 1870 zeitigte eine solche lange vorbereitete Epidemie beim französischen Volke. Bis zum Wahnsinn verblendet in seiner Leidenschaft, belogen und betrogen in seinem Gewissen, wurde es durch das Fieber seiner eigenen öffentlichen Meinung tiefer ge-

ſchwächt als durch die deutſchen Waffen. Der Fieberkranke fühlt ſich oft rieſenſtark, ja er iſt es auf Momente; erſt wann die Krankheit weicht, erſt in der Geneſung bricht er zuſammen und merkt wie elend er geworden iſt. So wird es auch in Frankreich geſchehen.

II.

Kein Einzelner macht eine öffentliche Meinung.

Er kann den erſten zündenden Gedanken ins Volk ſchleudern, aus welchem eine öffentliche Meinung aufſprüht; aber dieſer Gedanke theilt ſich den Andern nicht blos einfach mit, er wird von ihnen zugleich fortgebildet, umgemodelt, erweitert, geſteigert, vertieft oder verflacht; unter der unmerklichen Mitarbeit vieler Köpfe wird er Gemeingut einer ganzen Volksmaſſe, und erſt hiedurch gewinnt der individuelle Gedanke das Gepräge der öffentlichen Meinung.

Das heißt, die öffentliche Meinung entſteht ganz ähnlich wie Volksſitte, Volksſage und Volkslied, ſie iſt eine durchaus verwandte Form der Ausſprache des Volksgeiſtes, und nur dem Gegenſtande nach von Sitten, Sagen und Liedern verſchieden. Um die Geſetze der Sagenbildung zu finden, braucht man nicht auf Jahrhunderte zurückzugehn, man kann ſie jeden Tag im Entwicklungsproceß der öffentlichen Meinung ſtudieren.

Wenn alte Rationaliſten und aufgeklärte Bureaukraten gleich den neuen demokratiſchen Doctrinären die öffentliche Meinung als eine höchſt berechtigte Macht prieſen, dagegen die Sitten, Sagen und Lieder des Volkes als ein Spielzeug

für gelehrte und ungelehrte Kinder verspotteten, oder auch sie verfehmten als romantische Irrlichter, welche in den poetischen Sumpf des Conservatismus locken — so war dies gar nicht folgerecht, und bewies nur, daß man nicht wußte, was eigentlich die öffentliche Meinung und was eine Volkssitte sei.

Beide sind leibliche Schwestern; eine genau so viel werth wie die andere. Beide werden von Einzelnen angeregt, gewinnen aber ihren Vollgehalt erst dadurch, daß sie vom Volk erfaßt und fortgebildet und so zuletzt zur Aussprache des Volksbewußtseins werden. Weil aber die Sitte so still und leise webt, das Altgewohnte — oft nur scheinbar — gemüthlich treu festhaltend, die öffentliche Meinung dagegen mit dem bewegten Staatsleben laut rauschend dahin fluthet, hält man beide für grundverschiedene Dinge. Man wittert Romantik, das heißt Reaction, hinter der Liebe, welche Einer für die Volkssitte hegt, nimmt dagegen die Ehrfurcht vor der öffentlichen Meinung als ein Wahrzeichen aufgeklärten fortschrittlichen Sinnes. Allein diese Meinung ist so wenig rationell wie die Sitte, auch sie ist ein Stück Romantik, wenn gleich manchmal eine vorwärts schauende Romantik, welche Gegenwärtiges sich vorstellt und empfindet, um träumend und dichtend sich die Zukunft aufzubauen. Mit der öffentlichen Meinung kommt die Poesie in die Politik — die Poesie des Volksgemüths.

Ja ich behaupte geradezu: die Politik des Verstandes muß sich erst zur Gefühlspolitik verdunkeln und — verklären, um von der öffentlichen Meinung durchgreifend erfaßt zu werden.

Das dünkt wohl Manchem zu viel gesagt; ich erläutere darum meinen Satz durch ein Beispiel.

III.

Lange bevor sich das deutsche Volk eine öffentliche Meinung über die schleswig-holsteinische Frage bildete, bestand darüber ein gemeinsames Urtheil bei den staatswissenschaftlich geschulten Kennern. Etwa seit 1844 begannen größere Blätter (vorab die „Weser-Zeitung" und die „Allgemeine Zeitung") die Erbfolge in den Herzogthümern und den drohenden Conflict des nationalen Interesses und des Rechts in Leitartikeln nachdrücklicher zu besprechen. Aber diese Artikel waren vornehm geschrieben, sie wandten sich an historisch und juristisch gebildete Leser und drangen nicht ins große Publikum. Der Weg der öffentlichen Meinung geht zwar bergab, aber dennoch langsam, namentlich am Anfange, der Weg von den Aristokraten der Bildung zum gesammten Volke, vom Prüfen und Erkennen zum Empfinden und Meinen.

In Dänemark machte sich die Sache rascher als in Deutschland, im deutschen Norden rascher als im deutschen Süden. Das ist natürlich. Schon seit 1841 eiferte die öffentliche Meinung der Dänen für die Idee jenes dänischen Gesammtstaates, der die Herzogthümer auseinanderreißen mußte, und fand in Presse und Reichstag die schärfste Aussprache. Die Opposition der bedrohten Schleswig-Holsteiner wuchs in gleichem Maß und entzündete die Leidenschaft des Volkes von der Elbe bis zur Königsau. Allein es fehlte

viel, daß auch die Leidenschaft des Volkes am Rhein und an der Donau gleicherweise entzündet worden wäre. Der Streit hatte noch nicht genug gemeinverständliche Fassung, noch nicht die unmittelbare Ansprache ans Gemüth gewonnen, und vom deutschen Norden war es in selbiger Zeit noch weit zum deutschen Süden.

Kleine Thatsachen, von welchen die Staatengeschichte keine Notiz nimmt, halfen diesen Weg verkürzen. Ich gedenke nur einer einzigen. Bei dem Würzburger Sängerfest im August 1845 erschien unter den wettsingenden süddeutschen Liedertafeln auch ein Sängerchor aus Holstein. Er sang ein neues Lied, das „Schleswig-Holstein-Lied," und mußte es wieder und wieder singen; alles versammelte Volk stimmte in den Rundreim ein, die andern Liedertafeln nahmen die neue Weise mit in ihre Heimathorte, und in ganz Bayern sang und pfiff man bald auf allen Gassen: „Wanke nicht, mein Vaterland!" Ein kräftiges Lied, von Tausenden angestimmt, während die Gläser voll edeln Frankenweines mitklangen — das weckte weit besser die öffentliche Meinung als alle staatsrechtlichen Deductionen. Hatte doch auch in den Herzogthümern selber das nämliche Lied die Volksstimme immer lauter wach gerufen, da man es ein Jahr früher auf dem Sängerfeste zu Schleswig zum erstenmale sang.

Der „Offene Brief" Christians VIII. vom 8. Juli 1846 brachte die Katastrophe. Hätte der König ganz dieselbe Erklärung in Form einer diplomatischen Note von seinem Minister abgeben lassen, die öffentliche Meinung wäre nicht so aufgerüttelt worden, wie durch den offenen Brief. Solche Correspondenz war neu, darum merkten sich die Leute desto

beſſer, was darin ſtand. Bald nachher faßte der deutſche Germaniſtentag zu Frankfurt ſeine Beſchlüſſe zu Gunſten der Herzogthümer. Auch dies war neu, daß die ernſthafteſten Gelehrten vereint ſich in die Politik des Tages miſchten; erſtaunt horchte man auf, die Theilnahme der Gebildeten wuchs immer raſcher. Die Volksverſammlung von Neumünſter kam hinzu, damals gleichfalls ein fremdartiges Phänomen; „Schleswig-Holſtein“ war bereits nicht mehr blos ſtehender Leitartikel in einzelnen großen Tagesblättern, auch die Lokalpreſſe populariſirte die Frage. Und wiederum tönten Lieder darein: Geibels „Proteſtlied,“ ſeine „zwölf Sonette“ und ähnliche Gedichte anderer Poeten. Sie machten die Sache nicht klar, aber ſie machten warm für die Sache. Tauſende redeten jetzt kräftigſt von der bedrohten deutſchen Nordmark, ohne recht zu wiſſen, um was es ſich eigentlich handle. Und dies iſt allemal ein Vorzeichen, daß ſich eine öffentliche Meinung zu bilden beginnt. Credo ut intelligam gilt vom politiſchen, wie vom religiöſen Volksglauben.

Das war die lyriſche Periode dieſer öffentlichen Meinung: im Frühjahr 1848 kam die dramatiſche. Mit gewaffneter Hand erhob ſich das Volk der Herzogthümer; Preußen, Deutſchland zog zu Hülfe; der Streit der Diplomaten, Politiker und Juriſten war ein wirklicher Krieg geworden. Jetzt war auch eine geſammtdeutſche öffentliche Meinung voll und fertig. Gemüth und Phantaſie des Volkes hatten die anſchauliche greifbare That gefunden, der trockene Rechtsſtreit war zum leibhaften Drama verkörpert; jeder deutſche Mann mußte mitfühlend theilnehmen, wenn er nicht mithandeln konnte. Wer aus Rechtsſcrupeln für Dänemark geſprochen

hätte, den würde man gesteinigt haben. Aber wußten Jene, welche dann die Steine erhoben, was der Rechtskern dieses Gewaltsstreites sei? Unter Hunderten gewiß kaum Einer! Also wäre die öffentliche Meinung blind dreingefahren? Keineswegs. Sie sah und empfand die politische Sachlage des Augenblicks, sie ahnte die Folgen; nur über Beginn und Verlauf des staatsrechtlichen Conflictes konnte sie nicht Rede stehen. Kurz und bündig sprach sie: „Ein fremder Fürst will das verbriefte Recht eines deutschen Landes beugen, das dulden wir nicht; deutsches Volksthum soll von dänischem zerstückt und aufgesogen werden, das dulden wir ebensowenig.“ Diese allgemeinsten zwei Sätze verstand Jedermann, sie waren genug für die öffentliche Meinung; genauer und eingehender gefaßt, hätten sie sich selbst wieder abgeschwächt. Ihr dürft ein Volkslied nicht contrapunctiren, sonst erkennt und singt es das Volk nicht mehr.

Man hat das Jahr 1848 das eigentliche Geburtsjahr der schleswig-holsteinischen Frage genannt. Dies war es nun gerade nicht. Allein die öffentliche Meinung Deutschlands über diese Frage gewann damals einen neuen freieren Horizont. Man fand in dem Kampfrufe „für Schleswig-Holstein“ ein Symbol der deutschen Einigung, man erkannte in der Durchführung des Kampfes einen Prüfstein der würdigen oder unwürdigen äußeren Politik Deutschlands. Darum ging auch mit der Begeisterung für Schleswig-Holstein der Enthusiasmus für die deutsche Flotte Hand in Hand. Das Volksgefühl, welches sich thatkräftig erweisen wollte, griff dabei oft zu höchst naiven Mitteln, die dem nüchternen Praktiker ein Lächeln entlocken mußten. Die öffentliche

Meinung schwärmte wie ein Jüngling, um wie ein Kind zu handeln: mit der Sammelbüchse gründet man keine deutsche Seemacht, und mit donnernden Vereinsreden ließen sich die diplomatischen Intriguen Englands und Rußlands nicht kreuzen. Aber aus einem größeren Gesichtspunkt erschien dieser drängende Gefühlssturm des Volkes doch nicht belächelnswerth: zuerst muß sich dem Volke das Herz erweitern, dann erweitert sich nachher auch das verständige Urtheil, der prüfende Blick.

Die Jahre 1849 und 1850 brachten das traurige Ende unserer glorreich begonnenen Waffengänge mit den Dänen. Die öffentliche Meinung war enttäuscht; sie wurde ernüchtert und schlummerte ein. Das einmüthige Glaubensbekenntniß über Schleswig-Holstein wurde jetzt zerstückt von den zwiespältigen Parteien. Engherzig und eigensüchtig fragten die äußersten Parteimänner nun nicht mehr nach dem nationalen und Rechts-Gehalt jener Volkssache, sondern nach ihrem Werthe für das augenblickliche eigene Parteiziel. So nannte man im Lager jener radicalen Revolutionäre, welche 1849 das badische Land in Krieg und Aufruhr stürzten, die Begeisterung für Schleswig-Holsteins historisches Recht einen „nationalen Duſel," und bald nachher verdammten preußische Conservative dieselbe Begeisterung ihrerseits als revolutionären „Schleswig-Holsteinismus." Kluge Leute zuckten die Achseln über den früheren Rausch, und nur der verstandesklare und charakterfeste Patriot hielt treu an der alten Fahne. Allein auch die besten Patrioten machen keine öffentliche Meinung, wenn ihnen die dramatische Wucht der Ereignisse nicht zu Hülfe kommt.

Dies geschah erst 1864 mit dem Tode Friedrichs VII. Jetzt galt es zu handeln, jetzt war Schleswig-Holstein auch für den Zuschauer wieder „in Scene gesetzt." Mit einem Schlage erwachte die alte Begeisterung auf's Neue, und man vernahm das — für kurze Zeit — ganz wahre Wort: daß fortan in Sachen Schleswig-Holsteins alle Partei unter den Deutschen aufhöre, daß nur eine öffentliche Meinung bestehe. Ich sprach damals einen Dichter, der sonst ein Grauen vor allen Urkunden hatte — Liebesbriefe etwa ausgenommen — und auch das jüngste und unantastbarste historische Recht nicht gelten ließ, wenn es seinem politischen Gefühlszuge widersprach. Er schwärmte für den Vertrag, welchen Christian I. im Jahre 1459 mit den Ständen von Schleswig und Holstein geschlossen; er redete vom „Zusammenbleiben ungetheilt" als vom heiligsten historischen Recht; er citirte Sätze der Urkunde in altniedersächsischer Sprache, als ob's Verse von Hafis oder Goethe seien. Man muß die Dichter besuchen, um Form und Farbe der öffentlichen Meinung am Individuum zu studieren.

Uebrigens hatte sich der allgemeine Standpunkt gegen früher nunmehr völlig umgekehrt. Von 1845 bis 1848 half Schleswig-Holstein den Gedanken der strafferen deutschen Einigung wecken; 1864 hingegen war es das seit dem italienischen Krieg immer dringender gewordene Streben nach dem deutschen Bundesstaate, dem Reich, welches die gebildete Masse für Schleswig-Holstein begeisterte. Das Mittel war Zweck; die muthmaßliche Folge war Herr geworden über die bewegende Ursache. Preußen benützte diesen Umschwung der öffentlichen Meinung mit großem Scharfblick. Es zer-

hieb den Knoten der Rechtsfrage mit dem Schwerte, es zerhieb zugleich das Recht, wofür es anscheinend stritt. Die Erbfolge des Augustenburgischen Hauses wurde beseitigt und die politische Selbständigkeit der verbundenen Herzogthümer obendrein. Was tausend Rechtsdeductionen verlangt hatten, das wurde nicht erfüllt; aber was im Liede gesungen war, was die Gefühlspolitik der deutschen Volksstimme gefordert hatte, das erfüllte sich. Das meerumschlungene Land blieb „deutscher Sitte hohe Wacht;" ungetheilt blieb „die Doppeleiche unter einer Krone Dach," welches freilich unerwarteter Weise die preußische war; das „Vaterland wankte nicht," alles wie es im Liede steht; der Dänentrotz war gebrochen, die fremden Einspruchsgelüste beseitigt, dem deutschen Reiche, der deutschen Seemacht eine neue Zukunft vorbereitet. Zwar in den Herzogthümern vergaß man nicht sofort das genaue Recht, um welches man eigentlich gekämpft, und selbständige politische Charaktere im übrigen Deutschland vergaßen es auch nicht; aber das allgemeine Ziel war erreicht, der nationalen Begeisterung ein Genüge gethan, und also beruhigte sich auch die öffentliche Meinung. Sie schloß ab mit ihrem „Schleswig-Holstein," weil die ungelöste Rechtsfrage, unverständlich für die Meisten, mit dem Norddeutschen Bunde, mit dem neuen Reiche abschloß, wofür man im Herzen ein Verständniß fand.

IV.

Und nun wiederhole ich meinen Satz: „Die Politik des Verstandes muß sich erst zur Gefühlspolitik verdunkeln

und — verklären, um von der öffentlichen Meinung durchgreifend erfaßt zu werden.“ Er wird jetzt nicht mehr paradox erscheinen.

Ich spreche da ein verspottetes und verpöntes Wort gelassen aus — Gefühlspolitik! Viele bekreuzen sich heutzutage vor diesem Worte; Andere bekreuzen sich nicht mehr, weil sie meinen, es sei seit 1866 endgültig zum alten Eisen geworfen und also unschädlich gemacht. Man könnte dagegen erwidern, daß der politische Mann wie das Volk doch immer die harmonische Totalität der Menschennatur darstellen solle, wozu Gemüth und Phantasie ebenso gut gehören wie Verstand und klarer Wille. Aber statt allgemeiner psychologischer Sätze möge wiederum ein Beispiel aus unserer neuesten Geschichte reden.

Als den wahren Drachentödter der deutschen Gefühlspolitik nennt man den Fürsten Bismarck. Er soll die reine Realpolitik an ihrer Statt auf den Thron erhoben haben, die Staatskunst, welche nur auf Thatsachen fußt, mit Thatsachen rechnet, nicht mit Stimmungen, Gefühlen, Leidenschaften. Und wirklich ist er der große Realpolitiker; er wurde es aber gutentheils deßhalb, weil er so trefflich mit — der deutschen Gefühlspolitik zu rechnen wußte. Im Jahr 1866 galt es den Kampf um die Hegemonie Preußens oder Oesterreichs in Deutschland. Der Kampf wurde freilich zunächst nicht durch Gefühlspolitik entschieden, sondern durch Bismarcks höchst thatsächliche Staatskunst und durch das thatsächliche Uebergewicht der preußischen Kriegsmacht. Aber indem Bismarck noch vor dem Beginn des Waffengangs einen Neubau Deutschlands verhieß, ein deutsches Parla-

ment, verbündete er sich die nationale Gefühlspolitik der öffentlichen Meinung. Wofür man im Gewirre des Vereinstreibens oft planlos genug gearbeitet, was man in Volks- und Festreden gefordert und in Versen und Prosa tausendfach dargestellt, was man im Sänger-, Schützen- und Turner-Jubel hinausgesungen hatte, den Herzenswunsch des Volkes nach einem deutschen Reich, das sollte erfüllt werden, eng zunächst und einseitig, unerwartet und unerwünscht nach Weg und Art, aber es sollte erfüllt werden. Vielleicht verachtete Bismarck alle jene Aussprachen einer unklaren Begeisterung; aber er benützte sie. Als Realpolitiker machte er sich die Gefühlspolitik der öffentlichen Meinung dienstbar. Und sie ward ein sehr nützlicher Diener. Beim Friedensschlusse verletzte Bismarck das Gemüth des Volkes in Hannover, Schleswig-Holstein, Hessen, Nassau, Frankfurt vielfach auf's Schneidendste, er kränkte das Volk in seinem Gewissen. Allein er führte eine öffentliche Meinung gegen die andere in's Feld, Gefühlspolitik gegen Gefühlspolitik, er beschwichtigte das particulare Volksgewissen, indem er das nationale zufrieden stellte. Ueber dem Jahr 1870 lernte man das Jahr 1866 vergessen — in Süddeutschland und in den annectirten Ländern. Die Rechtsbedenken gegen den preußischen Ländererwerb von 1866 waren nicht erledigt, aber die öffentliche Meinung war auf neue Bahnen des versöhnten nationalen Gemeingefühls gelenkt worden durch den gemeinsamen Krieg, durch das neue Reich, durch den Wiedergewinn von Elsaß-Lothringen. Die größere Gefühlspolitik verschlang die kleinere.

Der Staatsmann soll verstandesscharf prüfen und planen

und mit Thatsachen rechnen, er soll nicht persönlichen Stimmungen und Herzensneigungen folgen; aber der Gefühlszug des Volkes ist auch eine mächtige Thatsache, und indem der Staatsmann demselben huldigt, beherrscht er das Volk und mit dem Volke die Thatsachen. Subjectiv Realpolitiker sein, objectiv Gefühlspolitiker: dies ist das Kennzeichen des epochemachenden Staatsmannes.

Wir Deutschen haben gegenwärtig zwei nationale Fahnen: die schwarz-roth-goldene und die schwarz-weiß-rothe. Die eine schließt die andere nicht aus, die eine ersetzt nicht die andere; sie sollen brüderlich neben einander wehen, eine die andere ergänzend, das Doppelsymbol des geeinigten Volkes; denn sie verhalten sich zu einander wie die Gefühlspolitik der öffentlichen Meinung zur Realpolitik des Staatsmannes.

Schwarz-roth-gold sind nicht die historischen Reichsfarben, sie sind obendrein heraldisch fehlerhaft geordnet; allein gerade in diesen Mängeln bekunden sie ihren modern volksthümlichen Ursprung. Seit den Befreiungskriegen waren diese Farben das Symbol nicht des vergangenen, sondern des künftigen Reiches, nach welchem die besten Männer des Volkes sehnend trachteten, oft genug unklar über das Ziel, unpraktisch in den Mitteln, idealistisch edel und idealistisch verkehrt, wie eben die öffentliche Meinung zu sein pflegt. Aber der Grundzug dieses Strebens war groß, ächt und recht, und das deutsche Volksgewissen mahnte die Machthaber im Bilde jener Farben. In den zwanziger Jahren waren sie verpönt als ein Abzeichen der Demagogie, in den dreißiger Jahren von den französisirenden Jungdeutschen

verhöhnt als das Sinnbild romantiſch-reactionärer Deutſchthümelei, nach dem Jahr 1848 verfolgt als das Banner der Revolution; 1866 mißachtet als die Fahne einer unmächtigen föderaliſtiſchen und großdeutſchen Geſinnung. Das neue ſchwarz-weiß-rothe Banner hingegen, heraldiſch correct und von der wirklichen Staatsmacht des Nordbundes entfaltet, triumphirte wie die Realpolitik über die Gefühlspolitik. Es war fürwahr das Symbol einer großen und neuen Thatſache: es verkündete die begonnene, die bereits halbvollendete Schöpfung eines wirklichen Deutſchen Reiches. Die arme ſchwarz-roth-goldene Fahne hatte nur über Hoffnungen, Wünſchen und Träumen geflattert, ſie wurde niemals von der ſtarken Hand einer vollgültigen Staatsgewalt erhoben, nicht einmal im Frühling 1848.

Und dennoch hätten wir die ſchwarz-weiß-rothe Fahne nicht bekommen, wenn nicht die ſchwarz-roth-goldene ein halbes Jahrhundert lang vorangetragen worden wäre von der öffentlichen Meinung, von der bahnbrechenden Gefühlspolitik des deutſchen Volkes. Darum ſollen wir beide Fahnen neben einander in Ehren halten, und wenn uns der Ausländer fragt: warum wir denn zweierlei Nationalfarben haben? ſo antworten wir ihm: weil der Idealismus und der Realismus im deutſchen Volke ſelbſtändiger entwickelt iſt, und nach harten Kämpfen ſich eben deßhalb auch wieder tiefer verſöhnt hat, als bei andern Nationen.

V.

Die öffentliche Meinung gedeiht, gleich der Sitte, verſchiedenartig je nach ihrem Standort. Im freien Staate

blüht sie mit Kraft und Maß, im despotischen verkümmert sie, im anarchischen wird sie zur überwuchernden, erstickenden Schlingpflanze. Wie viel besser wäre Frankreich gefahren, wenn es 1870 und 1871 nicht gar zu viel öffentliche Meinung gehabt hätte, eine überspannte und also eine halbverrückte obendrein! Ein solches Ueberwuchern der öffentlichen Meinung bricht allemal hervor, wenn ein Volk lange Zeit despotisch gebunden war und plötzlich gewaltsam seine Freiheit gewinnt. Je fester die Bindung gewesen und je überraschender die Befreiung, um so schrankenloser herrscht dann die Gefühlspolitik der Volksstimme. Darum wirkten die nämlichen „Errungenschaften" des Jahrs 1848 weit berauschender auf das österreichische Volk, als auf das preußische oder süddeutsche. Und im Rausche geht es dem Volke wie andern Leuten; es meint gewaltig viel und spricht unmäßig laut und gebieterisch.

Also entscheidet nicht blos die Staatsform — zuständlich gedacht — für die lebendigere Aussprache der öffentlichen Meinung, sondern mehr noch die Staatsentwicklung im historischen Fluß.

Und selbst dieses doppelte politische Motiv macht es nicht allein. Auch der sociale Volkscharakter ist maßgebend, und er pflegt nach Stammes- und Landesart innerhalb desselben Staates sehr verschieden zu wirken. In Altbayern z. B. spricht sich die öffentliche Meinung träger, dunkler, wortkarger aus, als in bayerisch Franken oder der Rheinpfalz, obgleich diese Landstriche doch schon lange genug dem gleichen Staatsverband angehören. Die Gründe sind socialer Natur. Das altbayerische Bauernland ist noch lange nicht

von städtischer Cultur durchdrungen, die Volkssitten sind beharrend, das Volk lebt abgeschlossen, auf sich bezogen, und hierzu kommt dann noch ein volksbeherrschender Einfluß, welchen ich in einem kleinen Dialog darstellen will. Ende Juli 1870 sprach sich die öffentliche Meinung gar mancher niederbayerischen Dörfer entschieden dahin aus: daß die Preußen zunächst von den Franzosen geschlagen werden möchten. Einer meiner Freunde fragte einen Bauern, warum er denn diesen christlichen Wunsch hege? „Weil wir alle lutherisch werden müssen, wenn die Preußen gewinnen.“ „Wer hat euch denn das gesagt?“ „Der Herr Pfarrer.“

Man sieht: Staatsform, Staatsregiment und Staatsleben waren da noch unschuldig an der öffentlichen Meinung.

Den umgekehrten Zustand kann man in der Schweiz beobachten. Die Schweizer haben einen sehr eigenartigen, abgeschlossenen, oft starren socialen Charakter, sie hängen zäh conservativ an ihren örtlichen und Familiensitten, und nirgends auf deutschem Boden kann der sociale Forscher die fliehenden Schatten des Mittelalters so greifbar haschen, wie in der deutschen Schweiz. Denn die Schweizer sind durch ihre politische Isolirung in demselben Maße social conservativ geblieben, als sie politisch liberal wurden — ein überraschendes Phänomen der Culturgeschichte, welches sich jedoch ganz rationell erklären läßt. Nun findet man aber selbst in den Urkantonen neben den stabilsten Sitten eine sehr laute und regsame politische Volksstimme: der Republikaner löst hier dem schweigsamen Alpenhirten die Zunge, die Staatsform wirkte mächtiger als die Gesellschaftsform.

Es wäre lehrreich, den großen oder kleinen Puls, die laute oder leise Stimme der öffentlichen Meinung nach Gauen und Stämmen zu verfolgen. Man träfe dann überall auf politische und sociale Einflüsse, die sich unterstützen, oder auch kreuzen und aufheben, im buntesten Spiel. Und wer der Quelle dieser Gegenwirkungen nachginge, der käme zu den feinsten Quellenstudien des historischen Volkslebens. Zuletzt erhielte man gar eine Art Landkarte der öffentlichen Meinung, die sich freilich besser beschreiben als zeichnen und coloriren ließe.

Das genügt aber noch nicht. Auch innerhalb derselben örtlichen Volksgruppe entwickelt sich die öffentliche Meinung wiederum verschiedenartig, je nach den Gesellschaftsschichten, woraus sich diese Gruppe aufbaut.

Auf die Frage, in welchen Ständen die öffentliche Meinung sitze, gibt es kurzweg nur *eine* Antwort: in *allen*. Nun ist freilich *alles* Volk, buchstäblich genommen, niemals *eines* Sinnes, und wenn man auf solche Einmüthigkeit warten wollte, dann gäbe es überhaupt gar keine öffentliche Meinung. Auf volle Einmüthigkeit kommt es aber auch nicht an. Zwei Dinge entscheiden, um eine weit verbreitete Ansicht zur öffentlichen Meinung zu erheben.

Erstlich, sie muß in verschiedenen Gesellschaftsschichten und Parteikreisen zugleich Wurzel gefaßt haben. Je extremer die Gruppen, je gegnerischer die Parteien sind, welche sie in einer Frage vereinigt, um so näher kommt sie ihrem Ideal. Nicht blos viele Menschen, vielerlei Menschen müssen in ihrem Meinen zusammenstehen.

Zweitens aber muß die weitverbreitete Ansicht im Volke

ſelber fortgebildet, umgeformt, neugeboren werden, des Charakters einer individuellen Ausſprache entkleidet, nach Analogie der Sitte.

Durch das eine unterſcheidet ſie ſich von der Parteimeinung, durch das andere von der Privatmeinung.

Jene erſtgenannte Thatſache läßt ſich aber niemals mathematiſch genau feſtſtellen und jener Entwicklungsproceß niemals mit naturwiſſenſchaftlicher Schärfe nachweiſen. Darum gehört es ferner zum Weſen der öffentlichen Meinung, daß ſie allezeit beſtritten iſt. Und doch iſt dieſe Meinung, welche wir niemals unwiderleglich meſſen, ſondern nur beſtritten ſchätzen können, eine ſo höchſt reale Macht! Es geht eben bei der Pſychologie des Volksgeiſtes wie bei der Seelenkunde des individuellen Geiſtes. Wer etwa die Gränzlinie von Phantaſie und Gedächtniß mathematiſch genau ziehen kann, der mag ſich auch an der mathematiſchen Gränzlinie der öffentlichen Meinung verſuchen; wer die Geſetze der Gemüthsregungen gleich einem phyſikaliſchen Geſetze zu begründen weiß, dem vertrauen wir auch, daß er das Geſetz der öffentlichen Meinung exact aufſtelle. Unſere unphiloſophiſche Zeit plagt ſich gern mit derlei volkswiſſenſchaftlicher Quadratur des Zirkels. Es gab Jahrhunderte, wo man den Sternen Temperament beilegte, und den Metallen und Edelſteinen moraliſche Eigenſchaften. Wir lächeln darüber. Unſere Nachkommen werden ihrerſeits darüber lächeln, daß wir die Bahnen des Volksgeiſtes in Zahlen berechnen und die Volksmoral unter's Löthrohr bringen wollen. Natur und Geiſt heiſchen grundverſchiedene Methoden der Erkenntniß. Das lehrt uns ſchon die öffentliche Meinung.

VI.

Wenn nun aber auch alle Stände mitarbeiten an der öffentlichen Meinung, so geben dabei doch einzelne sociale Schichten wechselnd den Ton an.

Heutzutage ist die Stadt weit mehr die Werkstätte solcher Arbeit, als das Land, der Bauer weit träger im öffentlichen Meinen, als der Bürger. Zu andern Zeiten war es anders: im siebzehnten Jahrhundert waren die Fürstenhöfe, im zwölften die Ritterburgen, im elften die Domstifter und Klöster maßgebender für die öffentliche Meinung, als das Bürgerhaus. Denn jenes „Tonangeben" ist das Ergebniß der gesammten politischen und culturlichen Machtfülle einer Gesellschaftsgruppe. Der Stand, in welchem jeweils die schöpferische Kraft der Bildung gipfelt, hegt auch allemal den Stammsitz der öffentlichen Meinung. Dies ist ein tröstlicher Gedanke. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß immer auch die tiefern Culturschichten mitarbeiten, daß eine große Idee volksthümliches Gemeingut, und also auch — Mittelgut geworden sein muß, bevor und indem sie Eigenthum der öffentlichen Meinung wird. Die Aristokraten des Geistes wirken da meist nur schwach und von fernher. Wenige denken vor, Viele denken nach, die Meisten denken gar nicht, und die Volksstimme ist die Summe dieser drei Factoren. Ein flacher Journalist, der *nachdenkt*, ein Kammerredner, der *nachspricht*, beherrscht darum die öffentliche Meinung unmittelbarer als das schöpferische Genie, dessen originale Ideen erst trivial, erst durch das Nachdenken

von Tauſenden verdünnt und aus der Verſtandesſprache in die Sprache des Empfindens und Meinens überſetzt werden müſſen.

Das Bürgerthum, welches heutzutage den Ton der öffentlichen Meinung angibt, iſt aber aus ſehr verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt; kein anderer Stand iſt ſo vielgliederig. Welcher Sprung vom Kaufmann zum Gelehrten, vom Handwerker zum Offizier, vom Pfarrer zum Schauſpieler, vom Krämer zum Fabrikherrn! Und doch umſchlingt ſie alleſammt daſſelbe ſociale Band des bürgerlichen Geiſtes. In dieſer Vielſeitigkeit verjüngt ſich fortwährend die herrſchende Macht des Bürgerthums und mit dieſer Macht deren Ausfluß, die öffentliche Meinung.

Oertlich betrachtet, ruht aber der Schwerpunkt des bürgerlichen Lebens bald beim einen, bald bei dem andern jener verſchiedenen Berufe. In einer kleinen Haupt- und Reſidenzſtadt ſpielen die Beamten den höchſten Trumpf aus, in einer Univerſitätsſtadt die Profeſſoren, in einer Handelsſtadt die Kaufleute, in einem Badeorte die Gaſtwirthe, in einem Induſtriebezirke die Fabrikanten, in einem Bauernlande nach Umſtänden die großen Gutsbeſitzer, die Pfarrer, die Advocaten, die Schullehrer, die Handelsjuden; nur in der ächten Großſtadt herrſcht keine Gruppe ſchlechthin, weil viele herrſchen. So ſoll es dann auch beim großen Staate, beim Geſammtvolke, ſein. Das heißt: die ſtimmführenden Kreiſe individualiſiren die öffentliche Meinung dergeſtalt, daß ſie unmerkbar zur Standes- und Partei-Anſicht übergeht; wird aber das ganze Volksgemüth von großen Thatſachen ergriffen, dann verſchmelzen ſich alle dieſe Einzelregungen

auch wieder urplötzlich zu desto lebensvollerem Gemeinbewußtsein.

Nur in allzu kleinen Staaten fehlt dieser ergänzende Austausch: da herrscht blos die eine oder andere sociale Gruppe, die Volksstimme wird einseitig, weil die Gesellschaft einseitig, unvollständig ist; die Masse des Volkes bleibt in ihren engen Interessen stecken und der politische Mann geht mit seinem Antheil an einer größeren öffentlichen Meinung — über die Gränze. Solche Staaten sind dann schon darum lebensunfähig, weil sich in ihnen, selbst bei den freiesten Institutionen, niemals eine ächte öffentliche Meinung auf breiter socialer Grundlage entwickeln kann.

VII.

Auf kein Urtheil in der Welt beruft man sich leichtsinniger, als auf den Wahrspruch der öffentlichen Meinung. Sagen drei Leute was wir gern hören, so klingt uns das wie Volksstimme; sagen zwölf das Gegentheil, so ist es blose Parteiansicht.

Namentlich verfallen Männer der Opposition und der Minderheitsparteien gar leicht in diesen höchst menschlichen Selbstbetrug. Sie übertreiben und generalisiren, weil sie die Hülfe der öffentlichen Meinung um so sehnlicher wünschen, je mehr sie ihnen entgeht, und fordern die Feder des Humoristen heraus, indem sie überall „öffentliche Meinung“ hören.

Der Minister eines Kleinstaates hatte im Sommer 1848 Reichstruppen als Ruhestifter in's Ländchen gerufen. Ein

neu gewählter Abgeordneter fuhr Tags darauf drei Poſtſtationen weit im Eilwagen zum Landtage. Kaum in die Kammer eingetreten, interpellirte er ſofort den Miniſter wegen der Reichstruppen und ſchloß mit erhobener Stimme: er habe geſtern auf ſeiner „Reiſe“ wahrgenommen, daß jene Maßregel von der öffentlichen Meinung des Landes verdammt werde. Der Miniſter entgegnete: daß der Opponent nur drei Stationen weit gefahren, indeß das Land doch fünf Poſtſtationen lang und beinahe vier Stationen breit ſei, auch die öffentliche Meinung gewöhnlich nicht im Eilwagen mitzufahren pflege. Die Kammer lachte und der Oppoſitionsmann verſtummte. Allein in tauſend andern Fällen hat man ſich ganz ebenſo leichtſinnig und mit Erfolg auf die Volksſtimme berufen und ſolchergeſtalt getäuſcht und geſiegt durch den Schatten eines Schattens. Denn ſelbſt der Glaube an eine gar nicht vorhandene öffentliche Meinung kann eine reale Macht ſein, wie im Krieg der Glaube an einen Sieg, den man nirgends gewonnen hat. Das wiſſen die Franzoſen am beſten; nur haben ſie ſtets vergeſſen, daß jene reale Macht nicht lange dauert.

Wenn nun die Oppoſition — gleichviel, ob conſervativ oder liberal — gar leicht dem Humor verfällt, indem ſie überall, wo es ihr taugt, öffentliche Meinung flüſtern hört, ſo verfallen die Machthaber nicht minder leicht in den tragiſchen Irrthum nirgends oppoſitionelle öffentliche Meinung, ſondern überall nur widerbellende Parteiſtimmen zu vernehmen. Die Geſchichte jeder gelungenen Revolution gibt uns den Beleg in großen weltbekannten Zügen. Am 24. Februar 1848, als das aufſtändiſche Pariſer Volk bereits

siegreich gegen die Tuilerien vordrang, hielt man in dem Königsschlosse die Sache noch für eine blose Partei-Intrigue des Exministers Thiers, und als nachgehends der König bereits die Feder ergriff, um seine eigene Abdankung zu schreiben, fiel ihm noch die Königin um den Hals und rief: „Sire, schreiben Sie nicht! Sie weichen vor einem Krawall!“ So nannte auch Metternich am Tage seines Sturzes, am 13. März, die Wiener Revolution noch einen blosen Krawall; aber der Führer der Bürger-Deputation entgegnete ihm: „Durchlaucht, das ist kein Krawall, sondern eine Revolution, an der alle Stände theilnehmen.“ Und man kann Dutzende weiterer Beispiele anführen, wo sich ganz dieselben Schlagworte beiderseits wiederholten.

Wer nach Herrschaft strebt, der sieht die öffentliche Meinung durch's Vergrößerungsglas; wer die Herrschaft besitzt, der sieht sie durch eine Verkleinerungsbrille, oder er sieht sie gar nicht.

Die öffentliche Meinung ist ein Resultat, das Ergebniß eines geistigen Processes im Volke, in welchem sich oft die fremdartigsten Elemente verschmelzen. Dieser Proceß kann sich ganz leise und langsam abspinnen, und er kann mit jäher Gewalt zum Durchbruch kommen. Darum weissagt Einer heute ganz richtig Gang und Ziel einer kaum aufkeimenden öffentlichen Meinung und morgen tritt demselben Beobachter eine andere öffentliche Meinung erst dann überraschend gegenüber, wenn sie sich schon zu ihrer höchsten Macht entfaltet hat. Den sicheren Entscheid über das, was Volksstimme und was nur ein einzelner Factor derselben, gewinnt man zumeist erst dann, wann es zu spät geworden,

das heißt, wann die betreffende Frage bereits der Geſchichte verfallen iſt.

Das wäre nun ein ſchlechter Troſt für den praktiſchen Staatsmann: wartet er, bis die öffentliche Meinung ſich völlig geklärt hat, ſo gibt ſie ihm blos ſchätzbares Material zu einem hiſtoriſchen Rückblick; läßt er ſich aber beſtimmen durch die gährende unfertige Meinung des Tages, ſo tappt er in der Irre umher.

Dem Staatsmanne von Geiſt und Kraft bleibt aber ein Drittes, Höheres übrig: nicht die Vergangenheit oder Gegenwart, ſondern die Zukunft der öffentlichen Meinung muß er erfaſſen, er muß den Charakter des Volkes und die Tragweite der Thatſachen im Voraus berechnen, er muß daraus den Schluß ziehen, wie ſich die öffentliche Meinung ausreifen wird, wann auch ſeine Plane reifen werden; als Prophet der öffentlichen Meinung muß er ſich zu ihrem Herrn machen.

So rechnete der Freiherr von Stein ſeit 1806 auf eine öffentliche Meinung, die erſt 1813 feſt und fertig daſtand. Sie folgte den Thatſachen; aber dieſe Thatſachen vorzubereiten und ihre nothwendige Erfüllung aus der gegebenen äußeren Lage und dem Volkscharakter ſicher vorauszuſehen, das iſt die Kunſt des großen Staatsmannes, welcher die öffentliche Meinung beherrſcht, indem er ihr gehorcht, welcher ſie ſchafft, indem er ſie weiſſagt.

Die Partei.

(Aus einem Vortrags-Cyklus im „Chemischen Laboratorium“ zu München; gesprochen am 12. Januar 1864.)

I.

„Partei“ ist kein schönes Wort und doch ein goldenes Wort, weil es so wahr und mahnend die Sache trifft. Es bedeutet nämlich schlechthin einen Theil, einen Theilverband, im politischen Sinn einen Volkstheil; Fraction den Theil eines Theils, das Bruchstück eines Stückes Volk. Ein Theil ist nie das Ganze und eine Partei niemals das Volk.

Eine „Volkspartei,“ die sich schlechthin dem Volke gleichsetzte und alle andern Parteien als außerhalb des Volks betrachtete, stünde darum im Widerstreit mit der Logik der Sprache. Wäre sie das Volk, so wäre sie eben nicht Partei. Allein solch eine „Volkspartei“ meint auch nicht quantitativ das ganze Volk, sondern vielmehr qualitativ den besten und reinsten Kern des Volks in sich zu beschließen, als Partei des „eigentlichen Volks“ in dem Sinne Rousseau's, der die untern Klassen wegen ihrer Freiheit von Bildung und Besitz als dem Volksideal am nächsten stehend bezeichnet, weshalb man denn seit der

ersten französischen Revolution den Ausdruck des eigentlichen Volks in jenem Rousseau'schen Sinn zu nehmen pflegt. Dieses eigentliche Volk ist dann freilich nur ein Adel nach unten und man könnte die Volkspartei sogar einen aristokratischen Theilverband nennen, nur mit dem Unterschied, daß er die Aristoi, die Besten, nicht oben, sondern unten sucht.

Man sieht aus diesem Beispiel: sowie eine Richtung sich als Partei erklärt und ordnet, beschränkt sie den Anspruch, Volksstimme zu sein auf das bescheidene Maß einer Stimme aus dem Volk. Und wegen dieses treffenden und mahnenden etymologischen Gehalts hat es das ursprünglich fremde Wort „Partei" gar wohl verdient, daß es so gründlich in den deutschen Sprachschatz eingebürgert wurde, wie etwa die gleich sinnvollen Wörter „Poesie" oder „Nation."

Wir müssen aber diesen „Volkstheil," die „Partei," politisch noch etwas näher bestimmen. Partei ist eine Gruppe Gleichgesinnter, die sich ihres Gemeingeistes bewußt geworden, die sich einig weiß in irgend welchem Princip des öffentlichen Lebens und sich austauscht und organisirt, um zu prüfen, zu beurtheilen und zu beeinflussen, was irgend in der Politik ihren leitenden Grundgedanken berührt.

Es fragt sich, ob ich da nicht zu viel sage? Die gemeine Rede ist freilich sehr freigebig mit dem Wort Partei, und nennt z. B. die bloße Anhängerschaft irgend eines Mannes dessen Partei, wenn solch ein Troß auch ebensowenig einen leitenden politischen Grundgedanken besäße, als der Mann selber. Allein eine taube Nuß heißt auch eine Nuß, obgleich doch der Kern gerade so nothwendig zur Nuß

gehört, wie die Schale. Der Kern der politischen Partei aber ist allezeit ein politisches Princip.

Dann forderte ich, daß sich die Partei ihres Gemeingeistes bewußt geworden. Gibt es nicht auch Parteien, welche sich weder organisirt haben, noch überhaupt ihrer Gemeinschaft bewußt sind, die aber doch als eine von gemeinsamer politischer Anschauung durchdrungene Volksgruppe erscheinen? Solche Volksgruppen gibt es wohl, man nennt sie aber nicht Parteien, und mit Recht. Nicht einmal für schlummernde Parteien mögen sie gelten, denn den Schlummer haben sie wohl, aber nicht das Wesen der Partei. Schlummernde Parteien müssen schon einmal wach gewesen sein; sie haben ihr Gemeinbewußtsein bewahrt und nur ihre Thatkraft freiwillig oder gezwungen in Schlaf gelegt; sie haben ihre Aufgabe verschoben, wissen aber recht gut, worin sie einig sind, wie sie organisirt waren und zur rechten Stunde sich wieder organisiren müssen.

Obgleich nun also die Partei Gemeinbewußtsein und Organisation als nothwendig voraussetzt, so weiß man doch bei keiner Partei statistisch genau anzugeben, wie viele Köpfe und wer alles dazu gehört. Wir sehen ja täglich die stärksten und thatkräftigsten Parteien in Besorgniß und Zweifel über die Stärke ihrer eigenen Mannschaft; man sucht nach Mitteln die Parteischaar zu schätzen, und findet kein sicheres; man sagt etwa: die Landtagswahlen werden es ausweisen, die Presse, die Vereine. Allein genauen Ausweis geben auch diese nicht. Wenn z. B. unsere großen Vereine die Kopfzahl ihrer Mitglieder addiren, so meinen sie doch keineswegs, diese Summe sei gleich der Kopfzahl ihrer Partei;

sie halten diese für weit größer. Aber kein Mensch kann sagen, wie groß. In unserer statistischen Zeit, wo man zu politischen Zwecken alles zählt und tabellirt, ist in der That noch Niemand auf den Einfall gekommen, eine so höchst erwünschte Zifferntabelle der Parteien zu entwerfen. Das hieße aber auch, Wasser in ein Sieb schöpfen.

Jedes Mitglied einer Partei muß sich als solches wissen, aber die Partei weiß niemals genau, wer alles zu ihren Mitgliedern zählt. Die Genossen sind sich des Gemeinsamen bewußt, allein die Genossenschaft kann nicht Buch führen über ihre sämmtlichen Mitglieder.

Und doch soll die Partei organisirt sein? Allerdings. Nur besteht dieser Organismus aus zwei Ringen, einem engeren und weiteren, aus Leuten, welche Partei *machen*, und aus solchen, welche blos Partei *sind*. Eine Partei ist immer nur in einem Ausschuß vollständig organisirt, in den Führern, den Vereinen, der Presse. Diese *machen* die Partei. Sie ist wie ein Komet mit einem Kern und einem langen verschwimmenden Schweif. Der Kern ist die Hauptsache, und doch macht der Schweif erst den Kometen fertig und unterscheidet ihn so klar von allen andern Sternen. Ein französischer Astronom nannte den Kometen, durch dessen Kern und Schweif andere festere Sterne hindurch schimmern, ein „sichtbares Nichts," und doch bewegt dieses sichtbare Nichts so mächtig die Einbildungskraft des Volks, und Viele glauben, solch ein zahmer Komet könne auch einmal plötzlich „im hellen Zorn durch den Weltraum fegen" und den ganzen Planetenstaat in Brand stecken.

Noch zutreffender dürfte man den innern Ring der Partei mit einem kleinen, allezeit schlagfertigen Soldatencorps vergleichen und den weitern Ring mit einem großen Landsturm. Nur stelle man sich diesen Landsturm für gewöhnliche Zeiten nicht allzu stürmisch vor. Er besteht aus Leuten, die ganz im Stillen den Parteihäuptern gleichgesinnt oder auch nur gesinnungsverwandt sind und sich wohl unter Freunden darüber aussprechen, vielleicht aber auch gar nicht. Trifft es sich nun, daß ein der Partei günstiges politisches Ereigniß in demselben Zeitpunkt losplatzt, wo die Ueberzeugung jener stillen und unbekannten Parteigenossen ihre höchste Spannkraft erreicht hat, dann ist für die Parteihäupter die rechte Stunde gekommen, den Landsturm aufzubieten. Jetzt wird er Folge leisten! Zu ungeahnter Masse wird über Nacht die Schaar der offenen und thatenlustigen Parteigenossen aus dem Boden wachsen und weitergreifend selbst die widerstrebendsten, sprödesten Elemente mit sich verschmelzen. Nun erst kann man von der wahren Macht der Partei reden, die wie eine Springfluth urplötzlich durch alle Dämme bricht.

Solch ein Zusammentreffen der günstigsten Vorbedingungen, welches die ganze träge Masse der Partei mit einem Schlag in Fluß setzt, ereignet sich aber höchst selten. Dazu muß es von den Führern vorausgesehen, erkannt und ohne Besinnen ausgebeutet werden. Wir erlebten das merkwürdigste Beispiel des Gelingens im Frühjahr 1848. Die selbstbewußt handelnde liberale Partei in Deutschland war bis dahin nur ein kleines Häuflein gewesen, aber die liberalen Ideen waren in der träg zuschauenden Masse der

Parteifreunde tief eingedrungen und hoch geſpannt. Trotz-dem vermochte Keiner die innere und äußere Stärke dieſer ſtummen Freunde auch nur annähernd zu ſchätzen. Da brach Blitz und Donner in Frankreich los. Die kleine Schaar der organiſirten liberalen Partei in Deutſchland hatte in der That vorgeahnt, daß ein Wetter heraufziehen müſſe, ſie hatte ſich verſtändigt und konnte den Augenblick ergreifen und im erſten Schreck und Taumel das Loſungswort weit-tönend an den Landſturm ergehen laſſen. Der Landſturm wachte auf; über Nacht ward faſt alles Volk liberal. Die kleine Partei erſchien jetzt plötzlich ſo rieſengroß, daß ſie beinahe aufhörte, Partei zu ſein, und daß man etliche Tage lang glauben konnte, die Nation ſelber ſei liberal geworden, und es gebe folglich keine liberale Partei und überhaupt keine Partei mehr. Denn zu den vielen Paradoxen des Parteiweſens gehört auch dieſer Satz: daß eine Partei umſo-mehr ſich ſelber aufhebt, je größer und herrſchgewaltiger ſie wird, ja daß ſie auf dem Gipfel ihres Siegs und Glücks ſich als im Volk untergegangen erklären müßte. Allein wie alles höchſte Glück, ſo dauert auch dieſes nur Minuten, wenn es je einmal errungen worden wäre! Denn es liegt in der Natur des Volksgeiſtes, daß er auch in der Einigung ſofort wieder das Individuelle ſucht und neue Parteien bildet. Weil es aber der höchſte Triumph jeder Partei wäre, ſich ſelber zu vernichten im Volk, ſo ärgert es die Parteien, wenn man ihnen ſagt: Partei heiße auf deutſch blos ein Volkstheil, und obgleich ſie die Wahrheit des Be-griffs und Worts zugeſtehen, wollen ſie doch nicht daran erinnert ſein. Denn man ſagt damit zugleich, daß ſie ihrem

Ziele noch sehr fern stehen, ja es wohl niemals erreichen werden.

Aus dem Umstand, daß die Partei ihre sämmtlichen Genossen niemals genau kennt, obgleich jeder Einzelne sich als Mitglied der Partei wissen muß, und daß sie niemals als Ganzes, sondern immer nur in ihren Spitzen geschult und geordnet handelt, folgen die wichtigsten Charakterzüge des Parteiwesens. Kometenhaft taucht die Partei auf und verschwindet, wächst und nimmt ab, und die Führer selbst müssen das Steigen oder Fallen der Parteimacht oft durch Combination sich enträthseln. Todtgeglaubte Parteien leben im Stillen fort und tauchen plötzlich gerüstet und thatkräftig wieder auf, während andere noch eine große Rolle zu spielen glauben, wann sie längst schon matt und elend sind. Das Geheimniß vergrößert die Macht der Parteien und lähmt die Gegner, aber auch nicht minder oft die Parteien selber. Ja, eine Partei kann sich selbst über den Kopf wachsen, indem die schlummernde Masse der Genossen, einmal erweckt, die organisirte Schaar weit über ihre ursprünglichen Ziele hinausdrängt. Denn die innere Wucht jener Masse ist oft ebenso unberechenbar als ihr äußerer Umfang, und kein Führer weiß, welche neue Gedanken im Hintergrund seiner eigenen Partei verhüllt liegen.

Wäre nicht dieses flüssige unstäte Wesen, wäre nicht alle Parteimacht so unberechenbar und so schwer festzuhalten, so würden wir aus einem Parteidespotismus in den andern stürzen. Stärke und Schwäche ruhen hier auf gleichem Grunde.

Ohne jene schwankende Natur wären andererseits auch

die Parteien ihres Lebens niemals ſicher vor der äußeren Gewalt. Eine Regierung kann die Parteihäupter einſperren und verbannen, die Vereine auflöſen, die Parteipreſſe unterdrücken: die Partei greifen und vernichten kann ſie ſolchergeſtalt nicht. Schlangenglatt entſchlüpft dieſelbe ihren Händen, weil ſie auch ohne jene Organe doch in dem Bewußtſein der einzelnen Genoſſen fortbeſteht. Der zerſtörte innere Ring ergänzt ſich raſch wieder aus dem äußern, ſtatt des abgeſchlagenen Hauptes wächst zur rechten Zeit wieder ein neues.

Ich ſagte oben: man kann nicht von Parteien reden, deren Genoſſen nicht wenigſtens je für ſich der Gemeinſchaft bewußt geworden ſind. In ihrer Organiſation gehemmte oder zeitweilig aufgelöste Parteien dagegen gibt es immerhin, und die zähe Lebensdauer der Parteien ruht nicht zum kleinſten Maße darin, daß ſie bei zerſtörter Zucht und Leitung einen Winterſchlaf halten können, woraus ſie, wann die Sonne höher ſteht, unverſehens wieder erwachen.

II.

Für viele Leute iſt die politiſche „Partei“ noch immer ſchlechthin ein anſtößiges Ding, ja man kann ſagen, das Wort reinigt ſich erſt allmählig von allerlei ſchlimmem Nebenſinn, und es gehört politiſche Bildung dazu, um den Begriff in ſeiner guten Bedeutung zu erfaſſen. Dem Schriftſteller ſteht kein gangbares abgeleitetes Adjectiv von „Partei“ zu Gebot, welches nicht den Beiſchmack des Einſeitigen und Eigenſüchtigen hätte, wie „parteiiſch“ und „parteilich.“ Er

muß neue Wörter bilden, etwa parteigemäß, parteigerecht u. dergl., um überhaupt ein unverfängliches Beiwort jenes Stammes zu gewinnen. Also schüttelt die gemeine Rede noch immer den Kopf über die Partei.

Nun ist das Wort Partei freilich viel älter, als der moderne Begriff politischer Parteien. Zu einer Zeit, da sich der gemeine Mann noch blutwenig um den Staat kümmerte, lernte er die „Parteien" vor Gericht kennen, und das Elend der Parteiung in der Zeche, welche schließlich die Advokaten gewannen; und wo der Richter eigennützig mit der Partei ging, da sprach man von parteiisch und parteilich. So erschien die Partei als das Zeichen des Streites und Unfriedens und Parteiwesen als das Widerspiel der Gerechtigkeit. Das politische Leben muß den verrufenen Begriff der Partei erst wieder adeln.

Allein dies geht nicht so geschwind. Denn war auch hier die Partei zunächst nicht Ursache und Folge von Streit und Unfrieden?

Man denke sich zurück in die Tage des patriarchalischen Polizeistaats. Die große Masse des Volks hatte keinen Geschmack an Politik; es fiel den Leuten nicht ein, den Entwicklungsgang des Staats zu prüfen, zu beurtheilen oder gar zu beeinflussen. Für solchen Einfluß gebrach es auch an den Organen einer Volksvertretung, einer freien Presse und eines anerkannten Vereinswesens. Die Regierung suchte nicht entfernt die Stütze einer Partei; denn wer scheinbar oder wirklich das ganze Volk in der Tasche hat, der wäre ja thöricht, sich nach der Hülfe einer Theilgruppe umzusehen. Der ächte polizeistaatliche Minister hätte es geradezu als

eine Beleidigung zurückweisen müssen, wenn ihm eine besondere Regierungspartei ihre Bundesgenossenschaft dargeboten hätte. Denn alle unverdächtigen und patriotischen Leute hielten ja selbstverständlich zur Regierung, das ganze Volk, mit Ausnahme weniger verneinenden Elemente, die ein solcher Minister ebensowenig als „eigentliches Volk" gelten ließ, wie heutzutage der ächte Demokrat die conservativen Leute. Also war Partei damals gleichbedeutend mit Opposition, Partei war Demagogie, Auflehnung gegen die Obrigkeit. Wie Wolkenstreifen am blauen Himmel zogen die schüchternen Vorboten des politischen Parteilebens herauf. Man freute sich des schönen Wetters und ärgerte sich über jene sturmverkündenden Schattengebilde.

Das radicale und liberale Parteiwesen war jedenfalls früher ausgebildet als das conservative. Solange die Herrschaft unserer politischen Ideen nicht bedroht ist, halten wir es in der Regel für überflüssig, uns als Partei zu organisiren. In gewöhnlichen friedlichen Zeiten, die denn doch meist länger dauern, als die aufgeregten, ist darum die conservative Partei am schwächsten organisirt, wenngleich oder eben weil ihre Ideen am entschiedensten herrschen, und viele Leute glauben darum noch immer, ein ächt conservativer Mann müsse alle Parteibildung verabscheuen. Es ist fast sprüchwörtlich geworden, von kleinen, aber mächtigen Parteien zu reden; dieses „aber" ist nicht ganz logisch; denn eben weil eine Partei klein ist, entfaltet sie in der Regel die mächtigste organisatorische Triebkraft. Durch die Mehrheit wird die Partei gar oft schwach, durch die Minderheit stark. Wer herrscht, der klagt darum so gern über das

Parteiwesen, welches er pries, solange er noch nach Herrschaft rang. Darf man sich darum wundern, daß das Volksurtheil anfangs die Parteien schlechtweg als Unruhestifter verdächtigte, und daß für Viele der Fluch der Opposition noch immer auf jeglichem Parteitreiben ruht? In der That, wo es Parteien gibt, da ist Kampf. Die große Masse des Volks aber begehrt vor allen Dingen Ruhe im Staat, friedliches Gedeihen, ungestörtes Erwerben und Genießen. Daß im Kampfe der Parteien das geistige Gut eines entwickelteren Staatslebens zeitweilig wohl auch auf Kosten des wirthschaftlichen Gedeihens errungen werden muß, leuchtet nur Wenigen ein. Darum sieht der politische Philister in den Parteien zumeist nur unberufene Störenfriede. Ja, es gibt in Deutschland noch immer viele Leute, die da glauben, dem gediegenen Bürger stehe es übel an, sich offen und thatkräftig zu irgend einer politischen Partei zu bekennen.

Erlebte man doch sogar auch schon Landtagspräsidenten, welche die Sitzungen mit dem frommen Wunsch eröffneten: es möge für diesmal die Kammer unzerspalten bleiben und ohne alle Parteien. Die parteilose Zeit schwebte ohne Zweifel wie ein verlorenes goldenes Zeitalter vor der Phantasie dieser Männer. Allein wo der Einzelne selbständig denkt über den Staat, da schweben die Parteien schon in der Luft, dem Vordenker folgen die Nachdenker, den Meinungsgenossen die Gegner. Parteien bleiben überhaupt nur unter zweierlei Umständen gänzlich aus: entweder die Bürger denken überhaupt noch nicht selbständig über den Staat, oder man verbietet ihnen, ihre Gedanken auszusprechen und denselben

Freunde und Bekenner zu werben. Das eine geſchieht im ganz unentwickelten, das andere im deſpotiſch niedergedrückten Staate.

Es iſt darum auch verkehrt, wenn man die politiſchen Parteien blos als ein nothwendiges Uebel will gelten laſſen. Sie ſind ein nothwendiges Gut, daran freilich oft viel zufälliges Uebel hängt. Der wahre Staatsmann ſchöpft aus ihnen Volkskenntniß, das Volk Selbſterkenntniß, wenn auch auf Irr- und Umwegen, und ſelbſt eine mißleitete Theilnahme des Volks am Staatsleben iſt immer beſſer als todter Stumpfſinn.

III.

Wenn nun den Beiwörtern, die von der Partei entnommen ſind — „parteiiſch“ und „parteilich“ — im Geiſt unſerer Sprache eine Makel anklebt, ſo ſprechen die entgegengeſetzten Wörter, welche die Partei verneinen — „unparteiiſch“ und „parteilos“ — ein Lob aus. Da man aber dieſes Lob im politiſchen Sinn ſo wenig ſchlechthin zugeſtehen will als jenen Tadel, ſo redet man nicht von unparteiiſchen Leuten, ſondern von Leuten, die außer und über den Parteien ſtehen.

Gelingt es dem genialen politiſchen Denker nicht, eine eigene Partei zu bilden und zu beherrſchen, ſo bleibt er für ſich allein. Die neueſten, eigenſten und tiefſten Gedanken ſind in der Regel noch nicht glatt und platt genug, um Gemeingut einer Partei zu werden. Denn Parteien ſetzen doch immer eine Maſſe voraus, und die Ideen der Maſſen ſuchen breit getretene Wege. Ein ſchöpferiſcher Geiſt

wird vielleicht erst nach seinem Tod Parteiführer. Der Parteizucht, die den einzelnen Genossen zwingt, in hundert Fällen sein eigenes Urtheil für sich zu behalten, damit in wenigen Hauptpunkten die Partei als geschlossene Einheit wirke, fügt sich ein selbstherrlicher Geist nicht. Von den Parteien scheel angesehen, bewahren solche eigensinnige Männer doch häufig die Parteien selbst vor Erstarrung. Denn so nothwendig Parteien sind, so schädlich ist es, wenn jeder politische Gedanke nur in der Schablone einer Partei Form und Wirkenskraft gewinnen kann. Die Parteien sind überhaupt nicht produktiv; eine Genossenschaft zeugt kein Kind, eine Genossenschaft zeugt auch keinen Gedanken; aber Kinder und Gedanken können großgezogen werden durch eine Genossenschaft.

Wer nun so selbständig ist, daß er in keiner Partei ein Genügen findet und gleichsam eine kleinste Partei für sich bildet, der steht *außer*, nicht *über* den Parteien. Das letztere ist ein stolzes und eben darum gar oft ein hohles Wort. Ueber die Parteien erhöbe sich doch nur, wer allen im Volksgeist entwickelten Richtungen gleich gerecht wäre. Das kann man in zwiefacher Weise, entweder wie ein *Philosoph* oder wie ein *Historiker*. Der Philosoph abstrahirt sich die allgemeinen Grundgedanken aus dem persönlichen, auf concrete Ziele gewandten Denken und Handeln der Parteien, und kann aus der Vogelschau der letzten Prinzipien das innere Recht auch der schroffsten Gegensätze aufzeigen. Denn welche ehrliche Partei hätte nicht zuletzt einen wahren Grundgedanken, den auch der Gegner anerkennt? Allein auf diesem Standpunkt kommt man über

die allgemeinſten Begriffe eben auch nicht hinaus, man gewinnt eine Weisheit, die vielleicht für's Lehrbuch oder den Katheder taugt, aber ſchon bei einem Zeitungsartikel oder einer Parlamentsrede als todte Phraſe erſcheinen würde.

Soll aber nicht wenigſtens der Hiſtoriker mit gerechter Wage über den Parteien ſtehen und doch zugleich als ein politiſcher Kopf, der ſtets ſein Auge feſt auf concrete Thatſachen geheftet hält? Ganz gewiß. Aber er kann dies nur, ſofern die Thatſachen bereits hiſtoriſch geworden ſind. Alſo paßte dieſe hiſtoriſche Parteiloſigkeit nur auf geſtern, nicht auf heute. Und dieſes „Geſtern" iſt verzweifelt lange her; denn das „Heute" mißt ſich in ſolchem Sinn nach Jahrhunderten. Der katholiſche Hiſtoriker glaubt nicht, daß ſein proteſtantiſcher College über den Parteien ſtehe bei der Behandlung der Reformations-Geſchichte, und umgekehrt. Denn Beide wiſſen, daß wir heute noch fortringen in der Parteiung des ſechzehnten Jahrhunderts. Hat man nicht auch die Parteifrage der neueſten deutſchen Politik in die Kaiſergeſchichte des Mittelalters getragen? Wenn ein Geſchichtsforſcher heute die Staatsweisheit Karls des Großen erörtert, ſo ſieht man ihm gleich an der Naſe an, ob er großdeutſch oder kleindeutſch geſinnt iſt. Alſo iſt uns nicht einmal das Mittelalter hiſtoriſch, d. h. todt genug geworden, daß wir mit unſerm modernen Parteigeiſte ſo ſchlechthin über ſeinen Parteien ſtünden. Je entwickelter die Geſchichtskunde und je lebendiger die Tagespolitik wurde, um ſo ferner rückten uns die Perioden, welche wir ſo parteilos objectiv betrachten zu können glauben, wie der Aſtronom ſeine unerreichbaren Sterne.

Ueber den Parteien der Gegenwart zu stehen mit historischer Gerechtigkeit scheint demnach unmöglich zu sein, und mit philosophischer Gerechtigkeit praktisch unnütz.

Und trotzdem soll man es von jedem tiefern Kopf fordern, daß er über den Parteien stehe wie ein Philosoph und wie ein Historiker. Der Widerspruch löst sich nämlich, wenn ich noch ein Drittes hinzufüge, er soll zugleich in den Parteien stehen wie ein Politiker. Jeder dieser drei Standpunkte kann dann aber freilich nur relativ genommen sein. Handelnd sollen und müssen wir Partei sein; im stillen Nachdenken dagegen ziemt es sich, recht fleißig über die Parteien aufzusteigen, die leitenden Grundideen jeglicher Partei mit dem Geiste des Philosophen zu erforschen und uns die Gegenwart, soweit es die Phantasie vermag, als vergangen auszumalen, daß wir wenigstens annähernd den objectiven historischen Blick für die Praxis unseres Parteilebens gewinnen. Dieser Versuch, über den Parteien zu stehen, ist aber lediglich ein Akt politischer Selbsterziehung, bedeutsam nur in seinem ideellen Resultat für unsre tiefere und gerechtere Erkenntniß der Parteien.

So müßte also der ächte politische Mann zugleich in und über den Parteien stehen? Gewiß, und sogar noch außer den Parteien dazu. Denn wer blos in einer Partei steht, ist unselbständig, beschränkt, fanatisch; er muß zugleich ein Stückchen außer der Partei stehen, weil er eigene Gedanken im Kopf hat, und muß sich selber schulen in dem Ideenkampf des versuchten Aufschwungs über die Parteien, und aus der Ueberschau des Ganzen die Einzelrichtung gerecht und gründlich kennen lernen.

Wer darum frischweg behauptet: er stehe außer den Parteien, weil kein fremder Standpunkt seiner eigenen Weisheit genüge, der ist vielleicht ein Originalgenie, wahrscheinlicher aber ein Originalnarr; wer schlechthin über den Parteien stehen will, der ist vielleicht ein großer Philosoph, wahrscheinlicher aber ein herzloser Bücher- und Stubenpolitiker, und wer durchaus nur in einer organisirten Partei sich selber findet, der ist vielleicht ein gewaltiger Agitator, wahrscheinlicher aber ein beschränkter Mensch.

Schlimmer als alle diese Einseitigkeiten ist jedoch der Standpunkt des politischen Philisters. Er steht nicht in, nicht außer und nicht über, sondern unter den Parteien, und zwar in dem Sinne, wie man von einem Gegenstand sagt: er stehe unter der Kritik oder unter dem Strich. Halten sich Männer des eigensten Geistes dem Parteileben fern, weil sie ihre selbständigen Gedanken haben, so flieht der politische Philister die Parteien, weil er überhaupt nicht denken mag. Er begehrt durchweg seine Ruhe; er erwägt vor Allem das Gefährliche an den Parteien, und weiß, daß sie den Hausfrieden stören, nicht blos im Staat, sondern auch in der Gesellschaft und Familie, daß beim Parteiwesen die Gemüthlichkeit aufhört. Die Schlagwörter der Partei sind ihm viel zu bestimmt; er meidet sie, weil er sich für keinen Fall binden will, während der schöpferische Geist dieselben meidet, weil sie ihm neben seinen eigenen Gedanken meist zu allgemein und unbestimmt sind. In Summa, der politische Philister steht unter den Parteien, weil es ihm an Muth und Charakter gebricht. Seinen Standpunkt theilen die politischen Kinder, aber nur wegen mangelnder Bildung.

Es gibt nämlich eine große Masse Volks, die überhaupt noch gar nicht dazu kommt, über die bewegenden Principien des Staatslebens nachzudenken. Sie steht „unter“ den Parteien, weil sie im Grund auch noch unter dem „modernen Staate“ steht, weil ihre Bildung noch nicht zu demselben hinauf reicht. Die Mehrzahl der Kleinbauern, dazu viel tausend bildungsarme Männer städtischen Berufs, gehören hierher. Wenn ich sie politische Kinder nenne, so braucht das Niemand zu kränken: aus Kindern werden Leute. Zudem sind sie unschuldig und naiv wie Kinder in ihrer politischen Passivität, indeß sich der politische Philister aus Feigheit und Faulheit neutral unter den Parteien hält. Ja es ist sogar eine heilsame Nothwendigkeit, daß neben hochcultivirten Volksgruppen auch noch bildsamer Rohstoff im Volksleben vorhanden sei, und wie der Nationalökonom ein Gegengewicht der verschiedensten Formen des großen und kleinen Besitzes in einem größern Staat für ganz besonders wünschenswerth hält, so ist auch ein Gegengewicht der naiven Naturseite des Volks und der höheren und höchsten Geistesbildung wahrlich nicht vom Uebel.

IV.

Zweierlei Leuten gibt man jedoch gemeinhin nicht blos zu, daß sie über den Parteien stehen *können*, sondern man fordert sogar häufig, daß sie es *sollen*: dem Fürsten und seinen Ministern. Hier walten besondere Gründe.

Insofern der Fürst Staat und Volk in ihrer Einheit persönlich *repräsentirt*, und insofern er Gerechtigkeit übt

und das menſchlich ſchönſte Vorrecht ſeiner Macht, Gnade, ſoll er außer und über den Parteien ſtehen; denn die Partei iſt nie das Volk. Inſofern er dagegen regiert, und zwar als ſelbſtändig denkender und geſtaltender Staatskünſtler, wird er individuelle Grundſätze hegen, eine beſtimmte politiſche Farbe bekennen, er wird einen Parteiſtandpunkt einnehmen. Er kann ſich hiermit, wie jeder denkende Kopf, außerhalb des Programms der großen organiſirten Parteigruppen ſtellen und gleichſam eine Partei für ſich bilden, wie es alle wahrhaft genialen Geiſter auf dem Thron gethan. Denn welcher Parteimann war origineller und in ſeiner Eigenart gewaltiger als etwa Friedrich II. im alten Preußen, oder Napoleon I. in ſeinem Imperatorenreich, oder Wilhelm von Oranien im engliſchen Verfaſſungsſtaat? Aber er wird ſich nicht im baren Wortſinn über die Parteien ſtellen wollen, der Art, daß er jeglichem Parteiſtandpunkt huldige, von jedem, vertuſchend und vermittelnd, ein Stücklein annähme. Das kann nur die gedanken- und thatenloſe Mittelmäßigkeit, das könnte nur jener weiland als Ideal geſchilderte conſtitutionelle Fürſt Hegels, der blos das Tüpfelchen auf dem i, das iſt eine in einen Punkt zuſammengezogene Null, wäre. Ein Fürſt, der ein Mann, wird als Vertreter der Majeſtät des Staats und Volks zwar über den Parteien ſtehen, als handelnder Regent aber einen Parteiſtandpunkt behaupten, und zwar ſeinen eigenen. Man fragt ja doch überall nach der Politik eines ſolchen Fürſten, nach ſeinen leitenden perſönlichen Grundſätzen, die ſich nothwendig zu Parteigrundſätzen individualiſiren, ſowie ſie aus der blauen Luft allgemeinſter Ideale auf den feſten

Boden der zeitlich und örtlich gegebenen Bedürfnisse niedersteigen.

Allein es ist doch ein ganz ander Ding und Wort, die Grundsätze einer Partei theilen oder einer organisirten Partei angehören, politische Farbe bekennen oder disciplinirter Parteimann sein, durch die freie eigene That mittelbar und absichtslos eine Partei fördern oder das unmittelbare Patronat einer Partei führen, im Geist einer Partei regieren oder sein Regiment auf eine Partei stützen, ja wohl gar dienstbar werden der Partei. Der Fürst soll nicht neutral sein im Kampfe der Parteien; denn zu solcher Neutralität verdammt sein, heißt zum Nichtsthun und Nichtsdenken verdammt sein; er soll seine persönliche Politik haben, die man als solche immerhin des Fürsten Parteipolitik nennen mag; aber er soll niemals Parteimann werden, Parteigönner, niemals Werkzeug oder Creatur der Partei.

Es muß dem Fürsten, eben weil er keiner Partei verhaftet oder verpflichtet sein darf, leichter gemacht sein, als irgend einem andern Staatsbürger seine Grundsätze nach der Erkenntniß der Geschicke und Bedürfnisse des Volks frei zu wechseln, und es liegt ganz besonders in dem Wesen des nicht verantwortlichen verfassungsmäßigen Erbfürsten, daß ihm eine Umkehr in der Politik, die jedem Parteimann als Abfall und Charakterlosigkeit angerechnet würde, als solche nicht vorgeworfen werden darf. Der Parteimann kann in die Lage kommen, seine persönliche Ueberzeugung der Partei zu opfern und gegen sich selbst untreu zu werden, um dem Verdacht der Untreue an der Partei zu entgehen. Dies darf der Fürst niemals. Da es nicht menschenmöglich ist,

daß er als Einzelner immer denkt, wie alles Volk, ſo ſoll er wenigſtens denken, wie er ſelber in der möglichſt objectiven Erkenntniß ſeines Volks; er ſoll Niemanden dienen, als dieſer ſeiner gewiſſenhaften Erkenntniß vom Volk, und alſo wahrlich nicht einer Partei, die für ihn erkennt und vordenkt.

Solchergeſtalt vermittelt ſich der ſcheinbare Widerſpruch, daß der Fürſt als repräſentirende Majeſtät über den Parteien, als handelnder Souverän mitten in den Parteien ſtehen kann und muß.

Anders bei den Miniſtern. Sie ſind verantwortlich, vorübergehend mit einem Amt betraut, nicht lebenslang die Würde des Staats repräſentirend, ſondern weſentlich handelnde Perſonen, deren Wirkſamkeit durch die Parteien der Volksvertretung nicht minder bedingt iſt, als durch die Politik des Fürſten. Während der Fürſt von allen Staatsbürgern am leichteſten den Parteiſtandpunkt wechſeln darf, ohne daß es ihm zum Vorwurf gereicht, ſteht und fällt der Miniſter mit ſeinem Programm, und die Volksſtimme brandmarkt den Mann ganz beſonders einmüthig, der die einmal verfochtenen Grundſätze abſchwört, um ſein Portefeuille zu behaupten. Und dennoch fordert dieſelbe Volksſtimme wiederum, daß der Miniſter über den Parteien ſtehe! Er ſoll wohl gar aus der Partei hervorgehen, das parlamentariſche Haupt der ſiegreichen Partei, von ſeiner Partei getragen, ſoll er ſich am Ruder behaupten, und doch ſoll er über den Parteien ſchweben! Welche Widerſprüche!

Sie löſen ſich ganz ähnlich wie beim Fürſten.

Mag die Partei den Miniſter auf ſeinen Seſſel gehoben

haben: sowie er darauf sitzt, darf und soll er zwar noch Farbe bekennen, aber nicht mehr Parteimann sein. Kein Billiger wird es ihm verargen, wenn er moralischen Rückhalt bei der ihm wahlverwandten Partei sucht; bleibt er aber der Partei dienstbar, verharrt er etwa in den Ausschüssen und Vereinen einer organisirten Partei, folgt *er* der Partei, statt daß die Partei *ihm* folge oder lediglich in selbständiger Freundschaft mit ihm gehe, so ist er eben Parteiminister, nicht Staatsminister. Als Creatur der *einzelnen* Partei wird der Minister gerade so sicher allen Respect verlieren, wie wenn er, charakterlos die Farbe wechselnd, mit *allen* Parteien buhlt; denn im einen wie im andern Fall ist er kein Mann, und das sollte doch ein Minister sein.

Dem reinen Parteimann läßt sich's nachsehen, daß er ungerecht urtheilt über jede fremde Partei, und des guten Glaubens lebt, seine Partei sei eben die ächte Volkspartei, mit Vaterlandsliebe und Staatsklugheit vor allen Andern begnadet. Dem Fürsten und seinen Ministern darf man diese Einseitigkeit *nicht* nachsehen; denn sie sollen eben nicht Parteimänner sein; sie sollen sich an jedem Morgen die Wurzel des Worts „Partei" zu Gemüthe führen, welches nur einen *Theil* des Volkes bedeutet, und in dem Maße, als sie ihren eigenen Grundsätzen, ihrer Partei selbstherrlich treu bleiben, sollen sie mit liebevoller Hingabe die Volksstimme auch in den Gegenparteien zu hören und zu würdigen suchen. Wem das nicht gelingt, der mag ein mächtiger Agitator, ein zu Zeiten höchst verdienter Patriot sein: zum ächten Staatsminister ist er schwerlich berufen und zum wahren Volksfürsten nicht geboren.

In der Partei ſtecken iſt leicht; — vornehm ſich den Parteien entrücken und ſeine eigenen Gedanken hegen, nicht ſchwer; — aber gerecht und vorurtheilsfrei über den Parteien zu ſtehen, während man zugleich ſeinen eigenen Parteiſtandpunkt behauptet und durchführt, das iſt eine ſeltene Kunſt, zu welcher zwar Viele berufen, aber Wenige auserwählt ſind. Es gehört dies zu den höchſten Aufgaben jener Staatskunſt, die man billig die ſchwerſte aller Künſte nennt, weil ſie in gleich hohem Maße Bildung, Genie und Charakter fordert.

V.

Obgleich das moderne Deutſchland eine reiche Fülle eigenthümlichſter politiſcher Parteigebilde aufweiſen kann, ſo gelang es doch in unſerer Zeit noch niemals einer Partei, dauernd und im ganzen Vaterlande die Alleinherrſchaft zu behaupten. Man mag wohl von vorherrſchenden Parteiſtrömungen ſprechen, nicht aber von einer herrſchenden geſchloſſenen Partei, und der objective Beobachter hat bis jetzt noch keinen Grund, über Partei-Deſpotismus zu klagen, wenn auch jede unterliegende Partei dieſe Klage erhebt bis zu dem Augenblicke, wo ſie wieder oben auf kommt. Weit mehr klagt man über die Zerfahrenheit und Ohnmacht der zahlloſen ſich gegenſeitig aufhebenden Parteien.

Die Urſachen ſind faſt ſo vielgeſtaltig wie die Parteien ſelbſt; ich will darum nur diejenigen erörtern, welche in der eigenſten Natur unſeres Parteiweſens liegen.

Vielleicht gibt es nirgend anderswo ſo viele Männer, die ſo ſelbſtändig oder ſo eigenſinnig ſind, daß ſie nur in ihrem ſtillen Sinn Partei bekennen wollen, und wenn

man sie angeht, ihren Parteistandpunkt auszusprechen, sich in sich zusammenziehen, wie die Sinnpflanze, wenn eine Mücke naht. Der Deutsche empfindet vor allen das Despotische, die persönliche Freiheit Beschränkende in der Parteizucht, während der Franzose zunächst die Schlagkraft der Parteizucht würdigt und festhält. Das hängt mit einem Grundunterschied des germanischen und romanischen Freiheitsideals überhaupt zusammen; wir fühlen uns frei, wenn uns Andere ungeschoren lassen; der Franzose fühlt sich frei, wenn er Andere scheeren kann. Einflußlos, aber auch unbeeinflußt, ganz heimlich für uns selbst Partei zu bilden, schmeichelt darum unserm Stolz viel mehr als Macht zu üben, eingeschnürt in die Disciplin einer Partei. Wo Jeder ein Original sein will, da gibt es keine große geschlossene Gemeinschaft, und nur wenn von außen ein Donnerwetter dreinschlägt, daß die Einzelnen im Augenblick sich selbst vergessen, ist es dem Mann, der auch dann noch allein Geistesgegenwart bewahrt, möglich, die andern herumzureißen, auf daß sie, wenn sie wieder zu sich kommen, ihre Köpfe gleichheitlich nach einem neuen Ziel gekehrt haben, und in einer Front Partei machen, und wissen selbst nicht wie.

Wenn aber der persönliche Sondergeist die Gliederung des deutschen Volkes in wenige große Parteien schon schwer aufkommen läßt, so widerstrebt zugleich die deutsche Ehrlichkeit den Bündnissen im Herzen geschiedener Parteien, die man „Coalitionen," „Compromisse" nennt; denn in diesen Dingen spricht man noch immer am verständlichsten, wenn man undeutsch spricht. Schon manche mächtige Partei ist zu Grunde gegangen durch widernatürliche Compromisse.

So ſchwebt es wie ein Verhängniß über der Großdeutſchen Partei, daß ſie ſich des Bundes mit gewiſſen Particulariſten nicht entſchlagen kann, welche weder groß noch deutſch denken, mit gewiſſen Ultramontanen, welche Alles nur nicht deutſch geſinnt ſind.

Widernatürliche Compromiſſe tauchen am häufigſten in den parlamentariſchen Kämpfen auf, wo ja überhaupt das Parteiweſen am beſten geordnet und geſchult erſcheint. Die Rechte und die Linke ſtreben ausnahmsweiſe einmal nach einem gemeinſamen Ziel, ſie wollen etwa ein Miniſterium ſtürzen. Die Gründe, aus welchen beide Parteien das Miniſterium ſtürzen wollen, können ſo verſchieden ſein wie Tag und Nacht, und die Folgen, welche man von der Cabinetskriſis erwartet, nicht minder. Allein in der nächſten, äußeren Thatſache iſt man doch einig; man will vor allen Dingen Beſeitigung der alten Miniſter, das Weitere wird ſich finden. Nun wird um Stimmen gemarktet, es werden Zugeſtändniſſe herüber und hinüber gemacht — Zugeſtändniſſe, die mit der ſchwebenden Cabinetsfrage oft nicht im mindeſten Zuſammenhang ſtehen. Der Bund iſt geſchloſſen, und die alſo verdoppelte Partei wird in der einen Frage ſiegen. Die äußere Eintracht der Parteien iſt dann aber allemal erkauft durch einen innern Zwieſpalt, durch einen Zwieſpalt der Politik und der Moral, und nur in ſeltenen Fällen mag der Handel als ein letzter Act der Nothwehr ſeine Entſchuldigung finden. Und auch dann noch wird hier, wie überall in Gottes Weltordnung, die Sühne der verletzten Moral nicht ausbleiben, und beide Parteien werden meiſt ſchon unmittelbar nach dem Siege ſich getäuſcht ſehen und

sich nur um so gründlicher wieder entzweien. Beide spielten eben ein unredlich Spiel, indem Jeder meinte, er stecke zuletzt den verbündeten Gegner doch in den Sack, oder indem die Einzelnen den Kern ihres Ziels und ihrer Grundsätze für die bloße Thatsache des äußern Erfolgs opferten. Im erstern Fall betrügt man den befreundeten Feind und wird dem Compromiß innerlich untreu, den man im Wortlaute hält; im andern Fall betrügt man sich selbst, treulos der eigenen Ueberzeugung. Und zuletzt fragt es sich doch, ob es nicht besser sei, zu unterliegen, weil man gewissenhaft, als zu siegen, weil man gewissenlos ist.

Für den Argwohn, mit welchem das Volk die Compromisse gegnerischer Parteien auffaßt, legt der Sprachgebrauch ein sehr bestimmtes Zeugniß ab. Es gibt große politische Fragen, die für unser ganzes nationales Dasein entscheidend sind, und über welche jeder Patriot das ganze Volk einig wissen möchte wie einen Mann, so z. B. die Reformfrage der deutschen Gesammtverfassung, so namentlich im gegenwärtigen Augenblick (Januar 1864!) die schleswig-holsteinische Frage. Wir sagen darum: diese Angelegenheiten stehen außer und über den Parteien; angesichts derselben sind die Parteien verschwunden und nur das Volk ist noch sichtbar; wir sagen nicht: alle Parteien haben sich hier verbündet, Compromisse geschlossen. Es erscheinen uns solche Fragen zu heilig für den Compromiß, der doch zuletzt nur um so giftigere Fehde zur Folge hat; darum verzichten wir lieber auf die Macht der Parteien — denn gut disciplinirte Theilgruppen des Volks, Parteien, sind allerdings oft mächtiger, als die undisciplinirte Gesammtmasse — als daß wir

ſolche höchſte Exiſtenzfragen durch innerlich unwahre Bündniſſe entweihen möchten. Hier gibt es nur zwei Wege: entweder allgemeine Uebereinſtimmung *über* den Parteien oder offener Kampf *in* den Parteien. Freilich iſt es dem *Volk* gerade ſo ſchwer, ſich dauernd über den Parteien zu behaupten wie den *Individuen*. Im erſten Rauſch der Gefühlspolitik ſind alle *eines* Sinnes; geht es aber an's Handeln, dann kommen die Parteien ungerufen.

Für das bedenkliche der Parteicompromiſſe überhaupt habe ich zu dem bereits angeführten noch einen weitern Grund zu fügen. Er wirft zugleich ein helles Streiflicht auf das innerſte Weſen der politiſchen Partei. Die Gegner verbünden ſich im Compromiß, nicht um ein gemeinſames Princip des öffentlichen Lebens zu verwirklichen, ſondern um irgend eine äußere Thatſache durchzuſetzen, die Beide ſehr verſchieden auffaſſen und auszubeuten gedenken, ja ſie opfern gegenſeitig einen Theil ihrer Principien und verläugnen dieſelben auf eine Weile, indem ſie ſich Zugeſtändniſſe machen.

Damit verläugnen ſie aber zugleich das Weſen der Partei und ſinken herab zur *Faction*. Denn der wahre Adel einer Partei beruht doch darin, daß ſie gewiſſe Grundſätze in ehrlicher Ueberzeugung als die allein richtigen erkennt, nach welchen das öffentliche Leben bemeſſen und entwickelt werden müſſe. Auch die unſinnigſte und gemeinſchädlichſte Partei, wenn ſie von ſolch einem ehrlichen Fanatismus des Princips beſeelt iſt, verdient wenigſtens, daß man ſie eine Partei nenne. Sowie ſie aber ihre Grundſätze darangibt, um eigennützig Vortheile vom Gegner zu erhandeln, verdient ſie dieſen Namen nicht mehr — ſie wird Faction.

Aristoteles sagt: in der wahren Monarchie sei die Wohlfahrt des Ganzen für den Herrscher maßgebend, in der Despotie dagegen sein Eigennutz. Gerade so unterscheidet sich die wahre Partei von der entarteten, von der Faction. Durch den Compromiß mit den Gegnern werden aber die Parteien allezeit factiös, und also schrickt nicht blos unsere Ehrlichkeit, sondern auch unser politischer Sinn im Erfassen des Partei-Ideals vor dem Versuch zurück die äußere Macht der zersplitterten Parteien durch Compromisse zu steigern auf Kosten ihrer innern Reinheit.

Man kann mir aber einwerfen: ich habe bisher nur das Extreme eines Compromisses in's Auge gefaßt. Denken wir uns statt des widernatürlichen und innerlich unredlichen Bundes schroffer Gegner ein ehrliches Bündniß verwandter Parteien. Hier gibt es doch gemeinsame grundsätzliche Ziele des Strebens, denen man nur zufällige Meinungsunterschiede opfern müßte, hier wird kein Zwiespalt zwischen Politik und Moral stattfinden, und die Macht der vereinigten Partei kann dauernd eine zehnfache werden. Wenn nur jene politisch verwandten Parteien nicht den ganz besondern Haken hätten, daß sie in ihren confessionellen, socialen, national-ökonomischen und landsmannschaftlichen Localtönen häufig so unverwandt wären wie Feuer und Wasser! Und gerade diese unterscheidenden Localtöne sind uns Deutschen ganz besonders lieb und theuer!

VI.

Rein politische Parteien sind in aller Welt selten, aber nirgends vielleicht seltener, als in Deutschland. Das

nackte Staatsleben iſt ja überhaupt nur eine Abſtraction; in der Wirklichkeit erſcheint es ſtets durchdrungen und mitbedingt von religiöſen, ſocialen, wirthſchaftlichen und vielen andern Culturelementen, die an ſich gar nicht ſtaatlich ſind, die aber hiſtoriſch weſentlich zuſammenwirken, um der Verfaſſung und Regierung des Staats ihren eigenthümlichſten Charakter zu geben.

Dieſe unpolitiſchen Elemente überwuchern in unſern Parteien gar oft die politiſchen Grundſätze. Ein katholiſcher Conſervativer und ein proteſtantiſcher Conſervativer ſind unter Umſtänden ſehr geſchiedene Leute; ein reactionärer Edelmann und ein reactionärer Bureaukrat nicht minder; ein Fabrikant, ein Gutsbeſitzer und ein Arbeiter können alle drei liberal ſein, aber ihr Liberalismus hat eine ſo ungleiche ſociale und wirthſchafts-politiſche Grundlage, daß in einem gegebenen Fall dem Arbeiter der Liberalismus des Grundbeſitzers höchſt reactionär, und dem Grundbeſitzer der Liberalismus des Arbeiters höchſt radical erſcheint. Welche Rolle hat nicht ſchon die Gewerbefrage oder die Zollfrage in der Geſchichte unſerer politiſchen Parteien geſpielt!

In alle Dieſem kreuzen ſich die maßgebenden Einflüſſe derart von beiden Seiten, daß man oft gar nicht ſagen kann, welches der urſprünglich beſtimmende Einfluß ſei. Fordert der Fabrikant die Gewerbefreiheit, weil er liberal iſt, oder wurde er liberal, weil er die Gewerbefreiheit wünſchte? Der religiöſe Freidenker kann ebenſogut durch demokratiſche Grundſätze zum Bruch mit dem Dogma wie durch den Bruch mit dem Dogma zur Demokratie gekommen ſein.

So schattirt und erhöht denn auch die politische Parteifarbe unsere religiöse, sociale, ja künstlerische und literarische Gesinnung, und umgekehrt. Ja man wird diesen Einfluß selbst da argwöhnen, wo er sich gar nicht findet. Der ächte Radicale argwöhnt etwas Feudalismus selbst in den Liebesliedern eines hocharistokratischen Poeten. Aeußerliche Menschen mißtrauen der Person; tiefer blickende Köpfe untersuchen vielmehr die Sache mit Mißtrauen. Der correcte Parteimann verachtet das treffliche Buch eines politischen Gegners, auch wenn es gar keine Politik enthielte, aber er ahnt vielleicht gar nicht, daß in einer poetischen, musikalischen, künstlerischen Richtung, die er für ganz unschuldig hält, viel mehr politischer Gegenzug liege, als in jenem Buche. Wir treiben Gespensterseherei angesichts der äußerlichsten Thatsachen der Partei und sind oft genug blind gegen die tiefsten Wurzeln des Parteilebens.

Die Grundpfeiler der politischen Partei stehen vielmehr im Boden der Gesellschaft als des Staates. Dies begreift oder ahnt man allerdings. Die Wahlgesetze unserer Kammern, von Haus aus politischer Natur, sind überwiegend unter dem Einfluß socialer Parteitendenzen so geworden, wie sie sind. Fürchtete man sich nicht vor einer socialen Aristokratie, so würden sie politisch weit folgerechter angelegt sein.

Und welchen Einfluß übt nicht die örtliche Gliederung des Volksthums in den ober-, mittel- und niederdeutschen Gauen auf die vielfarbigste Zerspaltung unsers Parteiwesens! Durch eine Reihe der bittersten Enttäuschungen mußten wir erst lernen, daß Tendenz und Organismus der scheinbar

verwandteſten norddeutſchen Parteien doch im Grunde ganz andere ſind, als der ſüddeutſchen, und umgekehrt. Dieſer Individualismus der Parteien geht durchaus Hand in Hand mit unſerm Stammes-, Landes- und Geſellſchafts-Individualismus. Im Ringe iſt der Eine zugleich Urſache und Wirkung des Andern.

Der ſichtbare Kern der politiſchen Parteien zeigt ſich in den Landtagen. Dort ſammeln und ſchulen ſich die Parteien, dort kann man ſie ſchätzen und wägen, dort erhalten ſie auch zumeiſt ihre Namen. Vor der Wahl ſchärft ſich die Parteibildung um des Landtags willen, und nachher ſchärft und ordnet der Landtag die Parteien. Solänge wir blos Landtage der deutſchen Einzelſtaaten beſitzen, zerbröckeln auch die deutſchen Parteien, ſie bleiben klein, kleinlich örtlich. Mit der erſehnten Wiederkehr eines deutſchen Reichstags wird auch die politiſche Partei in Deutſchland wieder in großartigeren Gruppen ſich aufbauen, wie wir dies bereits zur Zeit des Frankfurter Parlamentes erlebt haben. Allein man täuſche ſich nicht: die politiſch lokale Zerſplitterung des Parteiweſens wird dann wohl in Parteien größeren Styls untergehen, aber das ſociale und vorab das religiöſe Parteiintereſſe wird trotzdem mächtig bleiben und nach wie vor die politiſchen Gruppen mitbeſtimmen und wohl auch zerreißen. Die ſociale und religiöſe Eigenart nach jeglicher Richtung iſt uns Deutſchen zu tief in's Fleiſch gewachſen, ſie gehört zu unſerm nationalen Weſen. Sie kreuzt und ſchwächt die Macht der Parteien, aber ſie ſchwächt darum noch nicht die Nation. Unſere Untugend, das Politiſche immer wieder zugleich ſocial und religiös zu erfaſſen, iſt

zugleich ein Vorzug des deutschen Geistes, denn sie quillt aus unserm Tiefsinn, der im Staat eine Blüthe des ganzen Volkslebens erblickt, und den geheimen Zusammenhang all unserer geistigen und materiellen Cultur mit dem Staate nicht blos ahnt, sondern auch in den Farbenstufen der politischen Parteien deutlich ausgesprochen wissen will.

VII.

Wenn Dem aber so ist, wenn unsere politischen Parteien sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie nicht rein politisch sind, und wenn die bunte, fremdartige Mischung unsers Parteiwesens überall aus den eigensten und wahrlich nicht schlechtesten Zügen unsers Volksgeistes hervorwächst, dann hat am Ende gar König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Recht gehabt, der in seiner berühmten Thronrede zur Eröffnung des Vereinigten Landtags 1847 sagte: Meinungen zu repräsentiren, Schul- und Zeitmeinungen — im Gegensatz zu den Interessen einzelner Stände — sei undeutsch. Das heißt doch mit andern Worten: undeutsch ist es, politische Parteien zu bilden. Denn der Lebensodem der Partei ist eben das Princip, geringschätziger gesprochen, die Schul- und Zeitmeinung. Prüfen wir den königlichen Ausspruch etwas genauer.

Zunächst scheint ihn die Terminologie unsers Parteiwesens zu bestätigen.

Wollen wir unsere Parteien charakterisiren und ordnen, so sprechen wir französisch oder auch ein bischen englisch, oder lateinisch und griechisch; das Deutsche langt nicht. Da

gibt es liberale, conſervative, radicale, revolutionäre, reactionäre, demokratiſche, ariſtokratiſche, legitimiſtiſche, abſolutiſtiſche, oppoſitionelle und miniſterielle Parteien, Whigs und Tories wohl gar auf deutſchem Boden. Die Parteien ſpalten ſich in Fractionen, entarten zu Factionen, verbünden ſich durch Compromiſſe und Coalitionen, verſchmelzen ſich etwa auch in einer Fuſion. Ja ſelbſt wenn wir gut deutſch zu reden glauben und unſere Parteien im Großen als eine Rechte und eine Linke ordnen, haben wir das Bild von den Franzoſen geborgt, von ihrer „geſetzgebenden Verſammlung“ im Jahr 1791. Kurzum, das Parteiwörterbuch iſt faſt ein reines Fremdwörterbuch und weckt eben nicht das Vorurtheil, als ob unſer Parteiweſen auf eigenem Boden gewachſen ſei.

Ohne Zweifel haben die Engländer und Franzoſen das neueſte politiſche Parteiweſen früher und folgerechter durchgebildet, als wir, ſie haben die Parteien vor uns gezählt, geordnet und bei Namen genannt, ſchon aus dem Grunde, weil ſie die modern parlamentariſchen Formen früher gewannen. Auch können wir nicht läugnen, daß ſeit der Revolution von 1789 der Anſtoß zu den verſchiedenen Hauptepochen des deutſchen Parteiweſens jedesmal von Frankreich ausgegangen iſt. Ohne die ewigen Unruheſtifter, die Franzoſen, hätten wir nicht die Hälfte unſerer innern deutſchen Parteikämpfe durchgemacht und wären unvergleichlich ärmer an Parteigruppen. Ebenſo gewiß haben wir durch die politiſche Literatur der Engländer und Franzoſen die Stufenreihe der Parteigebilde zuerſt ſchulmäßig beſtimmen gelernt, und noch vor zwanzig Jahren nahm man faſt durchweg die Beiſpiele

von den Franzosen, wenn man zeigen wollte, was denn eigentlich ein Legitimist oder ein Radicaler, ein Conservativer oder ein Liberaler für ein Mensch sei. Durch die Schule sind uns jene Begriffe und Worte aus dem Ausland vermittelt worden und in's naivere Volk überhaupt noch äußerst sparsam eingedrungen. Die meisten deutschen Bauern wissen bis zu dieser Stunde so wenig, was ein Legitimist und dergleichen, als was Transcendentalphilosophie ist, sie nehmen auch das eine Wort so wenig in den Mund wie das andere.

Allein wenn wir nun auch die Parteien nach rechts und links zuerst beim Ausland abstufen und bezeichnen lernten, so ist damit doch keineswegs behauptet, daß wir nicht unsere eigenen, unsere ächt deutschen Parteien hätten, die, unabhängig von der Doctrin, aus der innersten Geschichte unsers Staats- und Volkslebens erwachsen sind. Man kann überhaupt nicht sagen: Parteien zu bilden ist undeutsch, oder deutsch oder französisch oder englisch; Parteibildung ist vielmehr die nothwendige Folge moderner politischer Cultur, und findet sich original bei jedem Volk, welches dieser Cultur in eigenthümlicher Weise theilhaftig geworden.

Wenn wir aber unsere neuere Schule der Parteidoctrin bei den Engländern und Franzosen machten, so hat andererseits das ganze Europa seine erste große Vorschule modernen Parteilebens bei der deutschen Nation gemacht. Und darum haben wir ein Recht, die Partei sogar etwas ganz besonders deutsches zu nennen. Jene erste Vorschule waren die Kämpfe der Reformation.

Im Mittelalter hatte es Parteizwiſt zum Uebermaß gegeben, nicht aber Parteien, welche von einem Prinzip ausgehend, alle geiſtigen Lebenskreiſe durchdrangen und mit dieſem Prinzip ſättigten. Welfen und Ghibellinen, Patricier und Zünftler verfolgten freilich, aus der Vogelſchau der Geſchichte betrachtet, ſchon allerlei Parteipolitik, allein der ganze Zug des mittelalterlichen Geiſtes ſtrebt doch vielmehr zum Kampfe einzelner Perſonen und Genoſſenſchaften wider einander um vereinzelte Intereſſen und Einrichtungen, als zu einer Parteibildung, welche auf die bewegenden Grundgedanken des geſammten Volks- und Staatslebens zielte, und alle Volkskreiſe an ſich heranzuziehen geſucht hätte. Jenes entſprach dem Sondergeiſt und der ſocialen und privatrechtlichen Staatskunſt des Mittelalters.

Die moderne Partei höchſten Styles ſtellt einen allgemeinen Grundſatz, allgemeine Ziele voran. Sie will Freiheit, Gleichheit, Fortſchritt, Concentration der nationalen Macht, oder Pflege und Entwicklung des Beſtehenden, Schutz des nationalen Individualismus und dergleichen mehr. Das ſind alſo Prinzipien, in welchen ſich die Partei einig weiß und die ſie dann anwendet, um die einzelnen Thatſachen und Intereſſen darnach zu meſſen und zu modeln. Man kann ſagen, die moderne Partei conſtruirt philoſophiſch a priori, ſie geht aus von der allgemeinen Idee, obgleich ſich's die wenigſten Parteiführer träumen laſſen, daß ſie Philoſophen wider Willen ſind. Der Parteimann des Mittelalters dagegen begann bei der einzelnen Thatſache, er kämpfte gegen ein einzelnes Vorrecht, welches ihm läſtig ſchien, gegen einen Stand, der ihn bedrückte, und kam dann bei-

läufig wohl auch zu Prinzipien. Schon die alten und neuen Parteinamen bezeugen diesen fundamentalen Unterschied mittelalteriger und moderner Parteibildung. Denn die modernen Namen sind fast durchweg von allgemeinen Begriffen genommen, die alten von Ständen, Personen, Interessen, überhaupt von individuellen Thatsachen.

Der Umschlag erfolgte in der Reformation. Die Reformatoren forderten Freiheit, evangelische Freiheit; der „freie Christenmensch," den Luther suchte, bezeichnete keinen Stand mehr, sondern die Erfüllung eines Prinzips für die ganze Christenheit. Die Fehde wider allerlei Mißbräuche der Kirche war uralt, aber daß die Reformatoren von dieser längst begonnenen Fehde zum durchgreifend prinzipiellen Kampf gegen die Grundlagen des römischen Katholizismus überhaupt aufstiegen: dies eben charakterisirt ihre That als reformatorisch, als eine erste That im Sinne der ächt modernen Partei.

Sie fragten nach den letzten Gründen der Kirchenverfassung, des Cultus, des Dogma's bei den Gegnern, und suchten auf den Gründen, die ihnen selbst als letzte galten, ein neues Bekenntniß prinzipiell aufzubauen. Sie zogen das ganze Volk mit seinem Gewissen und seinem Urtheil in diese Prinzipienkämpfe hinein und organisirten dergestalt ein neues und durchgreifendes religiöses Parteiwesen. Mag man das billigen oder verdammen: es war der erste ächt moderne Parteikampf.

Sie wollten freilich als letztes Resultat keine religiöse Partei schaffen, sondern eine Confession, ein Bekenntniß. Da man bei einer Gemeinde wissen muß, wer dazu gehört,

bei einem Bekenntniſſe, wer es bekennt, ſo ging man über die flüſſige Natur der Partei hinaus und beurkundete dies durch „Bekenntnißformeln;“ demungeachtet blieb es Sprachgebrauch, von den Confeſſionen als von „Religionsparteien“ zu ſprechen.

Dieſer falſche Sprachgebrauch war prophetiſch, er wird immer richtiger in unſern Tagen — „leider Gottes!“ ſagen die Einen, „Gottlob!“ die Andern. Denn gegenwärtig bekennen ſich zahlloſe Gebildete zwar wohl noch zu einer religiöſen Partei, aber der Gemeinde glauben ſie entbehren zu können. Darum erzeugt unſere Zeit auch keine großen neuen Kirchengenoſſenſchaften mehr: wer eine von ſeiner Kirche abweichende Ueberzeugung hegt, der mag ſie als Partei-Anſicht ausſprechen oder verſchweigen, die flüſſige Form des Partei-Bekenntniſſes genügt ihm vollkommen. Wozu alſo aus der Kirche treten und eine neue Kirche gründen? Es gewährt ja unendlich größere Freiheit der Action, wenn man die religiöſen Fragen als Parteifragen behandelt und Kirchen und Unkirchen als Parteien. So wäre es eine unverkennbare Tendenz unſerer Zeit, die religiöſen Bekenntniſſe in Parteien umzubilden. Die Sache ahnt wohl Jeder, aber das Wort für die Sache iſt noch ſelten ausgeſprochen worden.

Ganz umgekehrt verfuhr die Reformationszeit. Damals begann man mit einer prinzipiellen Partei und aus der Partei wurde eine Kirche.

Ich ſagte, durch die Reformation ſei Deutſchland den Franzoſen lange vorangegangen im prinzipiellen Parteiweſen. Es iſt bemerkenswerth, daß wir mit der Freiheit begannen,

und zwar mit der religiösen, während das neue Prinzip der französischen Revolution viel mehr ein soziales war — das Prinzip der Gleichheit — als ein politisches. In einer Revolution für die politische Freiheit hatten die Engländer schon hundert Jahre früher Bahn gebrochen, aber die Franzosen fügten die Gleichheit zur Freiheit. Sie kuppelten beide Prinzipien und gewannen solchergestalt ein neues, drittes.

Wie aber jede wahre Partei sofort das ganze Volksleben umfassen möchte, wie darum auch die politischen Parteien nur selten und auf kurze Frist rein politisch bleiben, so blieb auch unser frühester prinzipieller Parteikampf nicht rein kirchlich: mit der religiösen Parteiung verknüpfte sich alsbald die soziale, die nationale, die politische. Mochte Luther die Reiche dieser und jener Welt in der Partei trennen, während Calvin und Zwingli sie zu verbinden trachteten — gleichviel: der moderne Geist des Parteiwesens war in seiner universalistischen Tendenz erweckt, er mußte sich nothwendig aus dem religiösen auch auf das staatliche Volksleben fortpflanzen und die Kämpfe des Adels, die Münsterischen Unruhen und der Bauernkrieg gehören eben so gut zur Reformation und zur ersten deutschen Parteischule, wie der Kirchenstreit.

Allein jede Parteimacht währt nur kurze Zeit; denn je breiter die Partei sich auswächst, um so üppiger wächst auch der Keim der innern Spaltung. Auch jede Revolution, getragen von den Parteien, ist nur kurzlebig. Die Revolution läuft rasch, darum geht ihr auch rasch der Athem aus; die Reaction geht langsam, darum bleibt sie auch so lange bei gutem Athem.

Durch lange Zeit gab es nach den Sturmtagen des ſechzehnten Jahrhunderts keine Parteien mehr im öffentlichen Leben Deutſchlands, ſondern nur noch Parteigezänk an den Schreibtiſchen, auf den Kanzeln und Kathedern. Das Parteileben ward zurückgedrängt auf das gelehrte und literariſche Gebiet, verpehmt, verdächtigt, faſt aus dem Volksbewußtſein geriſſen. Und ſo mußten wir im neunzehnten Jahrhundert unſer urſprünglichſtes Eigenthum als etwas neues wieder aus der Fremde herübernehmen: die moderne Partei.

VIII.

Das Volk wird in ſeinen Parteien fortgeriſſen durch Charaktere, durch Männer, die ganze Männer ſind; blos kluge, verſchlagene, gebildete, gelehrte Leute können ſein Herz nicht gewinnen. Ich ſage ſein Herz; denn die Gefühlspolitik iſt des Volkes ſchwache Seite; der Verſtandespolitik widerſteht es. Die Gefühlspolitik iſt aber verrufen bei unſern Doctrinären. Gut. Wer nur mit dem Verſtande rechnet, der mag auf den Ruhm eines feinen Fechters im Parteikriege, wohl auch auf den Namen eines ganz correcten Parteigenoſſen Anſpruch machen, aber nur nicht auf durchſchlagende volksthümliche Macht. Wären — um noch einmal an das erſte Jahrhundert deutſcher Parteiſchule zu erinnern — wären der heiß leidenſchaftliche Luther, der kalt leidenſchaftliche Calvin nicht ſo unwiderſtehliche Gefühlspolitiker geweſen, ſie hätten niemals die Maſſen ſo zaubergewaltig mit ſich fortgeriſſen. Der Kern unſerer heutigen Gefühlspolitik liegt aber für das deutſche Volk nicht etwa,

wie bei den Franzosen, in den Ideen nationaler Ehrsucht, oder des Herrschgelüstens, oder einer abstracten Freiheit, sondern in der Moral und dem Recht. Parteien, denen der Zweck die Mittel heiligt, werden nimmermehr durchgreifenden Anklang finden in der gesunden Gefühlspolitik des deutschen Volks.

Hat deutscher Tiefsinn und deutsche Originalität unsere politischen Parteien so äußerst vielfarbig, so inhaltreich ausgebildet und denselben die Charakterzüge unseres ganzen — nicht blos politischen — Culturlebens eingewoben, so soll jener Rechtssinn dieselben auch allezeit frei halten von dem größten Fluch, mit welchem das Parteiwesen beladen sein kann, von dem Fluche des Parteidespotismus.

Kraft jenes Rechtssinns, der das Maß und die in der Sache gegründete Schranke ehrt, müssen und werden wir erkennen, daß eine Partei niemals das Volksganze ist, daß sie sich also auch niemals herausnehmen darf, im Namen des Volks zu herrschen und Andersdenkende zu unterdrücken. Wir werden erkennen, daß ein Jagen nach äußerem Erfolg und eigennützigen Interessen auf Kosten der Parteigrundsätze die Partei in sich selbst vernichtet und zur Faction herabwürdigt, und daß der unredliche Compromiß mit gegnerischen Parteien vielleicht einen augenblicklichen Machtzuwachs, dann aber auch um so sicherer den raschen Verfall der Partei herbeiführt — einen Sieg, bei welchem der Sieger verloren ist. Die Selbsterkenntniß, welche eine Frucht jenes Rechtssinns, wird endlich allezeit die Parteien lehren, daß sie nur eine flüssige, rein subjective Verbindung Gleichgesinnter sind, die es unter sich zu dem Kern einer bestimmten Organisation

bringen können und ſollen, die auch durch die Wucht moraliſchen Nachdrucks Einfluß üben ſollen auf das öffentliche Leben, anregen und fördern, mahnen und warnen, denen es aber niemals zuſteht, ihre ganz privatim eingeſetzten Organe, ihre Führer und Ausſchüſſe ſo unter der Hand an die Stelle der verfaſſungsmäßigen Gewalten des Staats zu ſchieben. Das nennt man Parteideſpotismus darum, weil in ſolchem Fall das Recht und die Freiheit Aller geopfert würde der Dictatur einer bloſen Theilgruppe des Volks, einer Partei.

Ich bezeichnete die Parteien als ein nothwendiges Gut des Verfaſſungsſtaats, an welchem manches zufällige Uebel hängt. Der Rechtsſinn des Volks, welcher die Parteien zur Selbſterkenntniß ihrer Natur und dadurch zu Maß und Schranke führt, kann auch dieſes zufällige Uebel in Segen verwandeln.

Verfassungskunde im Volkskatechismus.

(Aus einem Vortrags-Cyklus im „Chemischen Laboratorium“ zu München; gesprochen am 1. März 1865.)

I.

Der ganze Inhalt meines heutigen Vortrags bewegt sich um zwei Sätze. Sie lauten: „Jede lebensfähige Staatsverfassung erwächst aus dem Gesammtbewußtsein des Volks,“ und: „Heute (wie zu allen Zeiten) weiß ein großer Theil des Volks nur sehr wenig von seiner eigenen Staatsverfassung.“

Sind beide Sätze richtig (und ich gedenke ihre Richtigkeit darzuthun), so werden sie uns mit logischer Nothwendigkeit zu einem dritten Satze zwingen: „Folglich hat es niemals eine lebensfähige Staatsverfassung gegeben.“ Diesen dritten Satz aber wird mir kein Mensch zugestehen. Man wird mir die Thatsachen der Geschichte entgegenhalten und nachforschen, ob in meinen beiden Vordersätzen nicht etwa ein trügerischer Doppelsinn versteckt liege, der uns auf einem formell richtigen Weg dann doch zu einer materiell falschen Schlußfolgerung geführt hat.

So ist es in der That. Der Doppelsinn steckt in den beiden

Worten: „Geſammtbewußtſein des Volks“ und „das Volk weiß von ſeiner Staatsverfaſſung.“

Ich habe jene zwei Sätze aber nicht gegeneinander geſtellt, um Sie, auf Grund eines Doppelſinns, mit ſophiſtiſchem Scheingefecht zu unterhalten, ſondern lediglich um einen ſehr naheliegenden Zweifel anzuregen, deſſen Löſung uns zu einem tieferen Blick in die Pſychologie des Volksgeiſtes führen ſoll. Denn aus dem Zweifel keimt die Erkenntniß, wenn auch oft auf einem ganz andern Punkt, als wo wir's erwarteten: darum ſoll ein wiſſenſchaftlicher Kopf immer zweifeln, und wenn er keine Zweifel hat, dann ſoll er ſich welche machen.

II.

Kein Blatt der Geſchichte nennt den Mann, der die conſtitutionelle Monarchie erfunden hat. Man hätte ihm ſonſt gewiß ſchon längſt ein Denkmal geſetzt. Allein Staatsformen erſinnt und ſchafft kein Einzelner, ſo wenig wie Sitten und Volkslieder; ſie werden und erwachſen mit der Geſchichte der Völker. Oder aus welches einzelnen Sterblichen Haupt wäre denn der Lehensſtaat, oder die antike Republik, oder die orientaliſche Theokratie entſprungen? Verfaſſungsurkunden mag ein Einzelner ſchaffen — von Lykurg und Solon bis zu den Fürſten und Staatsmännern der Gegenwart. Verfaſſungsurkunden werden gegeben, die Verfaſſung wird. Die Verfaſſung als der ideelle Inhalt geht — ſpeculativ betrachtet — der Verfaſſungsurkunde voran, in welcher ſie nur Form gewinnt; juriſtiſch wird

freilich die Verfassung erst vollendet, indem sie in der Urkunde gesetzkräftig wird, und historisch wird die Verfassung allem Volke oft erst dann bewußt, wann sie in der Verfassungsurkunde, nur von der höheren politischen Bildung erfaßt und formulirt, schon längst vorhanden war.

Der deutsche Sprachgebrauch nimmt drei Wörter häufig im Gleichsinn: Staatsform, Verfassung und Verfassungsurkunde.

Man redet und schreibt meist unterschiedlos von republikanischer, monarchischer Verfassung oder Staatsform. Allein man wird nicht von einer preußischen, bayerischen, belgischen „Staatsform" sprechen, sondern gebraucht hier das Wort „Verfassung," um die eigenthümliche Art zu bezeichnen, in welcher sich der theoretische Gattungsbegriff der constitutionell-monarchischen Staatsform in den einzelnen Ländern praktisch verwirklicht hat.

Darum liegt das Studium der Staatsformen der Schule näher, das Studium der Verfassung der staatsmännischen Praxis.

Bedenklicher als die Verwechslung von Staatsform und Verfassung ist der Gleichgebrauch von „Verfassung" und „Verfassungsurkunde."

Die gemeine Rede ist gar oft tiefsinnig, naiv, symbolisch — aber nicht immer logisch. Wenn Einer von dem Verleiher einer Verfassung spricht, von dem Eid auf die Verfassung u. drgl., so bedient er sich einer Redefigur; „Figuren" aber gehören in die Poetik und nicht in die Staatslehre. Er setzt das Ganze figürlich für den Theil. Würde eine „Verfassung" verliehen, so könnte man ja wohl

auch nach dem Erfinder der constitutionellen Monarchie forschen. Die Verfassung ist aber nichts anderes als die Summe aller Entwicklungen des öffentlichen Rechts, welche das unterscheidende Wesen eines Staats in einer gegebenen Zeit bilden. Jene Entwicklungen erhalten ihren bewußten und bestimmten Ausdruck in den Gesetzen; diese die öffentlichen Rechtsverhältnisse aussprechenden Gesetze, zu einem umfassenden Ganzen geordnet, bilden das Staatsgrundgesetz, die Verfassungsurkunde. Man kann sich eine Verfassung ohne Verfassungsurkunde denken, aber keine Verfassungsurkunde ohne Verfassung. Der mittelalterige Staat brachte es nur zu zerstückten Fragmenten von „Verfassungsurkunden," und letzteres ist in der That ein modernes Wort und ein moderner Begriff; denn obgleich uns Griechen und Römer bereits das klare Vorbild gaben, so haben wir doch die Verfassungsurkunde, als die zu einem umfassenden Ganzen geordnete Summe der Grundgesetze des Staats, zu einer politischen Bedeutung erhoben und in den Mittelpunkt des constitutionellen Systems gestellt, wie keine frühere Zeit.

Die Furcht vor dem „beschriebenen Blatt Papier," vor der in Gesetzesform gefesteten und fortzubildenden Verfassungsurkunde, ist darum nichts anderes, als die Furcht vor dem modernen Staat schlechthin.

Aber freilich soll der Inhalt dieses beschriebenen Blattes nicht dem persönlichen Geist eines Einzelnen entsprungen sein — das wäre Verfassungsmacherei, die so verwerflich ist, wie jede Gesetzmacherei überhaupt — sondern geschöpft aus dem Geiste des Volks. Ein Gesetz ist vielleicht das

einzige wissenschaftlich-literarische Produkt, bei welchem persönliche Originalität des Autors schlechthin ein Vorwurf wäre. Und doch soll auch der Gesetzgeber, wie jeder bedeutende Mann, ein schöpferischer Kopf sein; aber seine gute Eigenart ruht in der Forscherkraft, mit welcher er das eigenste Neue aus den historischen Entwicklungen des Volks an's Licht zu ziehen und dann mit dem größten Selbstverzicht auf eigene Zuthat objectiv getreu darzustellen weiß.

Die Urkunde wird, ich wiederhole es, gegeben wie jedes Gesetz; die Verfassung, als der Inhalt jener Urkunde, muß geworden und erwachsen sein, wie der Inhalt jedes ächten Gesetzes.

III.

Nur wer nichts ahnt von den Geheimnissen des Werdens und Wachsens im Volksleben, kann darum fragen: welches schlechthin die beste Verfassung sei, oder sich plagen mit dem Luftbild einer allgemeinen Normalverfassung.

Die „beste Verfassung" ist der Stein der Weisen in der Politik, den hier wie anderwärts nur noch die Thoren suchen. Wenigstens hat es noch Zeit mit dieser absoluten Normalverfassung, bis einmal die ganze Erde ein Universalstaat geworden und das tausendjährige Reich gekommen ist.

Die Verfassung ist der Ausdruck der ganzen historisch-politischen Entwicklung eines Volks, der Spiegel seiner Persönlichkeit, die individuelle Aussprache seines geschichtlich vorbedingten Rechtsbewußtseins, und eben darum nach Volks- und Landesart verschieden. Die beste Verfassung ist alle-

zeit diejenige, welche der zeitlichen Gesittung eines Volks am tiefsten entspricht und von ihm selbst als das reinste Produkt seines Rechtsbewußtseins und als die sicherste Gewähr für seine politischen Bedürfnisse erkannt wird.

So war die absolute Monarchie der Renaissancezeit eine beste Verfassung gegenüber dem damals absterbenden Feudalismus des Mittelalters, und kommenden Jahrhunderten wird unsre verfassungsmäßige Monarchie oder Republik ebenso wenig mehr ein wünschenswerthes Staatsideal dünken, als uns die Verfassungen Roms und Griechenlands.

Der Kunstkenner lächelt, wenn Dilettanten darüber streiten, ob der hellenische Tempel schöner sei, als der gothische Dom, oder ob Goethe ein größerer Dichter als Homer? Dasselbe Lächeln ziemt dem Politiker, wenn er die Frage erörtern hört: ob der antike Staat oder der Lehensstaat oder der moderne der bessere sei? Die Blüthe einer jeden dieser Staatsformen war und ist für ihre Zeit und ihr Volk das Beste, und wenn sich Jedermann nur in seiner Haut wohl fühlt, so ist es ihm gerade wohl genug.

Allein gibt es denn nicht doch gewisse höchste Güter des öffentlichen Lebens, denen alle Völker und Zeiten zustreben, und die, zusammengefaßt, als der Idealgehalt der besten Verfassung überhaupt erscheinen müssen?

Ganz gewiß! Entkleidet man aber diese Ziele der besondern zeitlichen und nationalen Formen ihrer Verwirklichung, so bleibt nichts übrig, als der allgemeinste Staatszweck in einer ganz verflüchtigten Abstraktion. Denn gerade die hinweggenommenen Originalzüge, welche der einen Zeit und Nation vortrefflich, der andern verkehrt stünden, gaben

der allgemeinen Staatsidee jene persönlich leibhafte Gestalt, die man Verfassung nennt.

Dabei wird keineswegs geläugnet, daß vom weltgeschichtlichen Standpunkt die national-individuelle, in der Verfassung gegebene Verwirklichung der Staatsidee trotz aller Rückschläge sich rastlos höher entfaltet. Der Spruch: „Es kommt nichts besseres nach," ist für den Culturhistoriker eine Ketzerei; andererseits ist ihm aber auch der Gedanke: es könne in menschlichen Dingen, und wenn auch nur auf dem geduldigen Papier, irgendwie das Beste concret ausgesprochen und vorgezeichnet werden, eine Chimäre.

IV.

Nach dem Vorgesagten sollte man meinen: nichts sei selbstverständlicher, als daß jeder Bürger, der dieses Namens werth, seines Landes Verfassung kenne und verstehe, ja wohl gar in der Verfassungsurkunde daheim sei, wie im Vaterunser und in den zehn Geboten.

Allein wenn es schon viele Christen gibt, denen die zehn Gebote bedenklich entfallen sind, so gibt es noch unendlich viel mehr Staatsbürger, die von der Verfassungsurkunde gar nichts wissen und von der Verfassung kaum „einen Schein haben," wie man von Blinden sagt.

Man halte doch einmal in den kleinbürgerlichen und bäuerlichen Kreisen und auch höher hinauf Umfrage und sehe zu, wie viele Leute sich das Wesen der constitutionellen Monarchie klar denken, und wie viele klar, wenn auch ganz ungelehrt volksthümlich, von dieser unserer Staats-

form Rechenschaft geben können? So mancher Candidat der Jurisprudenz vermag das ja nicht einmal im Examen, wie will man's von dem Bauern fordern! Wenn eine neue Landtagswahl ausgeschrieben wird, so müssen sich Tausende, darunter auch sonst sehr gebildete Männer, erst unter der Hand erkundigen, wie es mit dem Wahlverfahren gehalten wird; sie haben das Wahlgesetz keineswegs im Kopf, und wollte man sie über andere Haupttheile unserer Verfassung auch nur ganz mild examiniren, so würden sie ganz gewiß glänzend durchfallen.

Man frage aber gar einen Bauern oder Kleinbürger, was er von den Majestäts- und Souveränetätsrechten des Fürsten weiß, von der Ministerverantwortlichkeit, von der Vollmacht des Landtags? Die große Mehrzahl der deutschen Bauern nimmt das Wort „Staat" gar nicht in den Mund, geschweige das Wort „Verfassung;" dies sind Fremdwörter in der Volkssprache. Sie sind nicht in allen Gauen gleicherweise dem Volke fremd, aber doch in den meisten. Dagegen spricht jeder Bauer vom Könige, vom Amtmann, von der Regierung. Der Staat verkörpert sich ihm in Personen und löst sich ihm auf in Einzelthatsachen und Handlungen. Er sieht den Staat im Könige — das ist Renaissancestyl: wir sehen den König im Staate; er erkennt allerlei politische Privatrechte und Privatpflichten — das ist offenbares Mittelalter: die Erkenntniß des Staatsrechtes wäre modern.

Kann nun aber eine Verfassung, welche ein Theil des Volkes gar nicht kennt, ein anderer mißversteht, eine Verfassung, deren technische Ausdrücke Fremdwörter in der Volkssprache sind und die nur von Wenigen gründlich ge-

kannt und verstanden wird — kann eine solche Verfassung zugleich das Rechtsbewußtsein des ganzen Volks aussprechen? Kann überhaupt eine Sache, von welcher ich nichts weiß, eine Aussprache meines Bewußtseins genannt werden? Ganz gewiß nicht!

V.

Allein wenn auch sehr viele einzelne Staatsbürger nur eine höchst dunkle Anschauung von der Landesverfassung besitzen, so kann dieselbe doch ganz klar im Bewußtsein des Volkes stehn. Denn das Volk ist eben nicht die atomistische Summe von so und so viel Köpfen, sondern ein einiges Ganze, und hat seinen eigenen, ganz besonderen Kopf. Der Einzelne ist niemals das Volk; 41 Millionen Einzelner sind auch — beispielsweise — nicht das deutsche Volk, sondern im Gegentheil, 41 Millionen, welche nicht Einzelne, welche die organischen Glieder eines Ganzen sind.

Wie nun aber der Organismus unsers individuellen Geistes in verschiedene Kräfte und Fähigkeiten sich gliedert, so auch der Organismus des Volksgeistes.

Es gibt Schichten des Volks, welche bereits gelernt haben, politische Entwicklungen vorwiegend im Denken, Forschen und Erkennen zu erfassen, andere, welche sich politische Thatsachen mehr vorstellen, als denkend begreifen, noch andere, welche zumeist mit dem Gefühl Politik treiben. Alle zusammen aber, in einander und mit einander, nicht neben einander, bilden erst den Gesammtgeist, das Gesammtbewußtsein des Volks.

Auch das Individuum, wenn es sich einer geistigen

Thatsache bewußt wird, erfaßt dieselbe meist erst ahnend und in der Vorstellung, um sie dann auch denkend klar zu begreifen. Was uns bedeutendes zum Bewußtsein kommt, das nehmen wir mit allen Organen unsers Geistes zumal auf; wir denken, empfinden, ahnen es, wir stellen es uns vor und bilden es uns ein und werden in dieser Totalität des Erfassens des Gegenstandes erst recht gewiß.

Ganz ähnlich verfährt das Volk, wenn es sich der großen Thatsachen und Bedürfnisse seines eigenen öffentlichen Lebens bewußt wird, nur mit dem Unterschied, daß hier ein Theil des Volks bereits zum Begreifen, ja zum wissenschaftlichen Erkennen vorgeschritten ist, während ein anderer nur ahnt und empfindet, oder den äußern Nutzen und das Zusagende der Thatsachen mit gesundem Mutterwitz erfaßt, ohne weiter nach dem Wie und Warum zu fragen.

Wie sich also das Individuum einer geistigen Thatsache mit den verschiedenen Organen seines Geistes verschiedenartig und doch einheitlich in seinem ganzen Geiste bewußt wird, so nimmt das Volk in seinen unterschiedenen Bildungsgruppen eine solche Thatsache sehr verschiedenartig auf. Wollte man warten, bis irgend eine Staatsinstitution von jeglichem Volkskreise klar begriffen und erkannt wäre, so käme man überhaupt zu gar keinem Staat. Denn bei jeder Staatsform und auf jeder weltgeschichtlichen Culturstufe sind es doch immer nur die Gebildetsten, die Vordenker, welchen das Staatsleben in seiner innern Nothwendigkeit vernünftig aufgeht; die Andern denken blos nach, oder sie denken überhaupt kaum und begnügen sich, das Rechte und Zweckmäßige

behaglich zu empfinden und festzuhalten. Sagt man darum: eine Verfassung sei aus dem Bewußtsein des Volks erwachsen und im Bewußtsein des Volks anerkannt, so heißt dies nicht: ein jeder Staatsbürger kann ein Examen über die Verfassung bestehen, sondern: die schöpferischen Geister haben die historische Entwicklung des Staats mit so richtigem Blick erfaßt und fortgeführt, daß das ganze Volk diese Verfassung als das natürlichste und selbstverständlichste befriedigt hinnimmt und ihr als seinem eigenen Werk zustimmt.

Ja, man möchte in diesem Sinn fast sagen: je weniger das naive Volk über eine Verfassung nachdenkt, desto gewisser ist sie dem allgemeinen Volksbewußtsein entsprungen. Denn der gemeine Mann pflegt sein politisches Nachdenken zunächst solchen Zuständen zuzuwenden, die ihn belästigen und schädigen, während er das Gute hinnimmt, als müsse es so sein. Kommt doch auch der Bauer in seiner Wirthschaft zuerst dadurch zu reiflicherem Nachdenken, daß er Schaden abzuwehren, und erst lange nachher, daß er die Produktivkraft seines Bodens positiv zu steigern sucht.

Nur ein kleiner Theil des Volks also erkennt und durchdenkt die Verfassung; aber das ganze Volk soll leben und sich daheim fühlen in der Verfassung, zufrieden mit ihren Früchten. Sie spricht das Bewußtsein Weniger aus, aber sie entspricht dem Bewußtsein des Ganzen. In diesem Sinne kann man dann auch sagen: das ganze Volk hat mitgearbeitet an der Verfassung; denn hätte sich der denkende und erkennende Theil des Volks nicht im Einklang gewußt mit den geahnten, empfundenen, vielleicht nur unklar ausgesprochenen Bedürfnissen aller Volkstheile, so würde er es

höchstens zu einer rasch wieder absterbenden Fehlgeburt, nicht aber zu einer lebensfähigen Verfassung gebracht haben.

Das Schwierige bei dieser Vergleichung des mannichfach gegliederten und doch einheitlichen Volksgeistes mit unserm individuellen Geist liegt nur darin, daß wir unsern individuellen Geist zunächst als ein Ganzes erkennen und erst durch Abstraction dazu kommen, ihn in seine verschiedene Kräfte zu zerlegen, während wir umgekehrt beim Volke zunächst die Mannichfaltigkeit der Fähigkeiten und Kräfte gewahren und uns erst in tieferm Nachdenken zu dem Gesammtbegriff des Volksgeistes aufzuschwingen vermögen.

Dies wird aber dadurch noch ganz besonders erschwert, daß jene Vergleichung nur bis zu einer bestimmten Linie paßt: denn alle jene Menschen, welche uns besondere Gliederungen im Volksorganismus darstellen, haben daneben doch auch eine persönliche Existenz als Einzelne für sich, während die einzelnen Kräfte unseres Geistes ja doch nicht für sich persönlich existiren.

Die Psychologie des Menschengeistes ist darum eine uralte Wissenschaft; die Psychologie des Volksgeistes liegt noch in den ersten Keimen ihrer Entwicklung.

Einem Menschen, dem über lauter Denken und Erkennen das Gemüth verschrumpft, die Einbildungskraft erlahmt, die naive Unmittelbarkeit des Lebens und Handelns vertrocknet, nennen wir einen Pedanten, einen Schulfuchs. Ist aber ein solcher Mann, der kein ganzer Mann, schon widerwärtig genug, wie viel widerwärtiger müßte erst ein Volk sein, welches keine naiven Gruppen, keine Gesellschaftsschicht der gebornen Gefühlspolitiker, keine Natur-

burſche des geſunden Mutterwitzes mehr in ſich ſchlöſſe, ſondern lauter wohlgeſchulte, „intelligente“ Staatsbürger, die ihren Verfaſſungskatechismus perfect im Kopf hätten! Wir haben ſchon an doctrinären Parteien genug; behüte uns Gott vor einem doctrinären Volke.

Darum wird man den Nutzen und das Auszeichnende einer thatſächlichen Kenntniß der wichtigſten Züge der Verfaſſung beim gemeinen Mann doch nicht beſtreiten. Nur mit dem Unterſchied, daß der Gebildete ſich vielmehr hinein leſen und lernen kann, während der gemeine Mann ſich überwiegend hinein leben muß.

VI.

Oder wäre es nicht etwa an der Zeit, Staatslehre und Verfaſſungskunde in den Volksſchulen vorzutragen? Will man etwa einen Katechismus des Staatsbürgers für Kinder von zehn bis vierzehn Jahren ſchreiben und nach Frage und Antwort auswendig lernen laſſen?

Das Staatsleben iſt die Sache mündiger Männer, nicht der Kinder, und wenn religiöſes und künſtleriſches Verſtändniß ſchon früh erwachen mag, ſo gehört das politiſche unter allen Umſtänden dem reifen Mann. Die Religionswahrheiten mögen tiefſinnigeren noch und dunkleren Inhalts ſein, als die politiſchen; dennoch prägen wir ſie bereits den Kindern, auch halbverſtanden, ein, damit dieſe gläubig feſthalten und liebend üben können, auch was ſie vorderhand noch nicht begreifen. Das Dogma ſoll dem Gläubigen unwandelbar ſein und ſtehen bleiben, darum

läßt er sein Glaubensbekenntniß auch von Kindern auswendig lernen, die es ganz gewiß noch nicht verstehen. Ein Gesetz aber ist kein Dogma. Im theokratischen Staat bringt man die Staatslehre in den Katechismus, im menschlich verfassungsmäßigen Staate soll man's nicht.

Das Studium der Verfassung hat nur dann einen Sinn, wenn es im Zusammenhang und mit eigener Kritik betrieben wird. Ein einziger Bibelspruch, noch unverstanden im treuen Kindesherzen bewahrt, kann Frucht tragen für's Leben; allein was thut man mit einem Satz aus der Verfassung? Darum läßt man die Kinder den religiösen Katechismus lernen, um sie von vornherein zu behüten vor unreifem Räsonniren über ihre Religion; würde man ihnen einen politischen Katechismus einprägen, so wäre das nur eine Anleitung zum unreifen Räsonniren. Ja, man erzöge sie nebenbei auch wohl gar zu Stillstand und Rückschritt. Denn Jugendlehren haften bekanntlich am festesten, und bis die Kinder gestandene Männer geworden, ist der politische Katechismus ihrer Jugend doch höchst wahrscheinlich durch einen vorgeschrittneren überwunden; sie aber bleiben am Ende stehen bei ihrem ABC. Das wäre ja sehr bedenklich!

Selbst wer sich Politik und Staatslehre zur Lebensaufgabe erwählt, geht erst auf der Hochschule an diese männlichen Wissenschaften. Und hier wird er bald inne werden, daß ein redliches Erforschen und gründliches Erkennen des Staatslebens zu den schwersten Aufgaben der Geistesarbeit zählt.

Nicht auf der Schulbank wird und kann das Volk seine eigenen Staatseinrichtungen kennen lernen.

Es lernt sie im und am Landtage, in der öffentlichen Rechtspflege, in der freien Presse, in unsern am hellen Tag organisirten Parteien und Vereinen. Hier ist auch dem ungelehrten Mann eine Schule eröffnet, durch welche er sich einleben kann in eine praktische Verfassungskunde, die zwar oft genug lückenhaft bleiben und nicht zu den letzten Gründen hinabsteigen wird, die aber fest sitzt und gesund ist und reif, weil nicht weiter hergeholt, als der Mann aus dem Volke mit seinen geistigen Fühlhörnern selber reichen kann. Daß in diesem Sinne die Mehrzahl des deutschen Volks noch Vieles sich zu erarbeiten hat, unterliegt keinem Zweifel.

Die Schweizer sagen, ihre Bauern hätten es in solch praktischem Verfassungsstudium schon viel weiter gebracht, als die „Dütschen." Das mag sein; denn erstlich ist in der Schweiz Alles viel kleiner beisammen als in Deutschland; zweitens aber: wenn die Schweiz ihre Republik nicht hätte, was wäre dann die Schweiz? Sie ist kein nothwendig abgeschlossenes Land und ist auch keine Nation, sie ist ein Staat. Der Schweizer muß seine drei Nationalitäten vergessen, um im Staate sich selber zu finden; der Deutsche muß dagegen leider Gottes nur allzuoft seine Staaten vergessen, um sich selber zu finden in der Nation. Und diese Nation ist so gar nicht umzubringen, daß sie zu Zeiten auch das unsinnigste Staatswesen ertragen konnte, welches man von Herzen gerne vergißt.

Uebrigens bedenke man auch, daß die Extreme — Demokratie und Absolutie — viel gemeinverständlicher sind, als die kunstreiche Staatsform des Maßes und der versöhnten Gegensätze, deren wir uns in unsern monarchischen Staaten er-

freuen. Nicht weil die conſtitutionelle Monarchie fremdländiſch oder ein Schulprodukt wäre, ſondern weil ſie ſo reichen Inhalts und ſo gerecht im Maße, kommt ſie den bildungsärmeren Volkskreiſen nur langſam zum Verſtändniß. Mußten doch ſelbſt die Gelehrten auf ſo manchem Holzweg ſich verirren, bis ſie den Ständeſtaat gründlich vom conſtitutionellen Staat unterſcheiden lernten, und die Scheinconſtitution nach oben und unten von der ächten Conſtitution; bis ſie inne wurden, daß nicht in einem Schaukelſyſtem der Staatsgewalten noch in einer zuſammenhangsloſen Trennung derſelben die Gewähr verfaſſungsmäßiger Freiheit liege!

Denn wie die Verfaſſung ſelber trotz aller beſchworenen Staatsgrundgeſetze fortlaufend ſich ändert, ſo muß auch das wiſſenſchaftliche Studium der Verfaſſung fortwährend nachlernen. Und nicht blos das wiſſenſchaftliche Studium, auch die volksthümlich erlebte Kenntniß.

Eine jede Staatsform trägt ihre beſondere politiſche Schule fürs Volk in ſich, ohne daß auch nur mit einer Sylbe von einer ſolchen geredet wird. Wie die conſtitutionelle Monarchie höher ſteht, als die Abſolutie vergangener Jahrhunderte, ſo bietet ſie auch in der Oeffentlichkeit der wichtigſten Inſtitutionen dem Volk eine höhere Schule, in welcher nicht gelehrt wird, aber in welcher man lernen kann. Dieſe Schule wird ſpäter gewiß noch wachſen gleichen Schrittes mit jenen höheren Staatsformen, die dereinſt noch kommen werden. Allein das ganze Volk wird nie und nirgends ſtaatsgelehrt werden, Mann für Mann reif für ein Examen auch nur über die eigene Staatsform und Verfaſſung. Denn mit der Bildung der untern Volkskreiſe wächst ja doch

auch die Bildung der Gebildeten, wird der Staat selbst inhaltreicher, tiefer in seiner Idee und feiner in der Form. Das Ganze rückt gleichmäßig vor, und mannichfache politische Gesittungsschichten, mannichfache Stufen des politischen Bewußtseins werden allezeit bestehen.

Dazu kommt noch eins: zuletzt ist nämlich die „Verfassung" doch erst dann fertig, wann sie abgelebt und historisch geworden, und die volle wissenschaftliche Erkenntniß erblüht erst, wann das rastlos weiter fluthende Volks- und Staatsleben bereits zu einer neuen Staatsform übergegangen, und die nun erst ganz erkannte und wissenschaftlich überwundene Verfassung auch thatsächlich überwunden ist.

Und dann fängt eben das neue Wetteifern und Ringen in Erkennen, Vorstellen, Ahnen und Empfinden des neuen Staatsideals wieder von vorne an.

VII.

Jede neue Staatsform kommt auf einem mehr oder minder gewaltsamen Wege zum Durchbruch. Kriege und Revolutionen zerstören nicht blos Staaten und zermalmen Nationen, daß aus ihren Trümmern neue Staats- und Volksgebilde aufwachsen, sondern auch die Staatsformen. Welche Kämpfe waren nöthig, damit auf die antiken Formen der mittelaltrige Lehensstaat, auf diesen die moderne Absolutie und dann wieder unser Verfassungsstaat folgen konnte! Neue Staatsformen macht schon um deßwillen kein Einzelner, weil sie eine völlig neue Epoche der gesammten Volkscultur in sich schließen und vorbedingen.

Ich betone übrigens die Worte „neue Staatsform“ und „zum Durchbruch,“ damit man mir nicht einen Widerspruch gegen meine eigene Behauptung vorwerfe, daß die Verfassung in der Volkscultur erwachse, und zwar so stetig, daß man Niemand den Schöpfer einer Verfassung nennen könne. Denn wenn gleich Tod aus dem Leben und Leben aus dem Tod erwächst in geheimem und allmählichem Walten, so bezeichnen wir doch die Stunde des Durchbruchs, „da Tod und Leben rangen,“ als die Stunde der Geburt oder des Todes. Und so können wir auch von dem Geburtsjahrhundert einer Staatsform und vom Geburtstag einer Verfassung reden, als von dem Jahrhundert, in welchem jene zum Durchbruch, vom Tage, wo diese äußerlich in Kraft gekommen ist, obgleich beide in ihren Grundzügen längst dunkler oder klarer im Volksgeist lebten. Und wenn friedliche Männer des Denkens die Geburtsstunde vorbereiteten, so sind es doch meist Männer der Gewalt, oft Kriegshelden und Staatslenker in einer Person, die plötzlich dem Alten den Scheidebrief geben und den Rechtsbestand der neuen Formen verkünden.

Jede neue Staatsform hat ihre revolutionäre, vielbefehdete Jugendperiode. Denn gleichviel, ob die neuen Grundgesetze von den Fürsten einseitig auferlegt oder von einer constituirenden Versammlung nicht minder einseitig aufgestellt worden sind, so wird man den Ursprung doch immer revolutionär nennen, und die junge Form wird sich aus den Mängeln und Makeln dieses revolutionären Ursprungs herausringen müssen. Ueberdauert sie diesen Kampf, klärt und läutert sie sich und gewinnt friedlichen Bestand, so wird ihr weiterhin kein Vernünftiger den gewaltthätigen Ursprung nach-

tragen. Wer das wollte, der müßte alle Staatsformen verdammen.

Die Rechtfertigung findet sich nicht blos in der Geschichte, sondern auch in der Logik. Eine ausgebildete Verfassung ist zwar mit gesetzlichen Mitteln gerüstet sich selber fortzubilden, weßhalb revolutionäre Neuerungen innerhalb derselben nackter und verdammlicher Verfassungsbruch sind. Sie bietet aber doch keine gesetzlichen Mittel und Organe, sich selber zu vernichten und etwas im Princip neues, eine ganz neue Gattung, an ihre Stelle zu setzen. Denn dieses Neue könnte ja nur durch neue verfassungsmäßige Organe geschaffen werden, die aber ihrerseits durch die gesuchte neue Verfassung schon gegeben sein müßten. Man drehte sich also in dem logischen Zirkel: das Werkzeug womit man das Werk schaffen will, in dem Werke selbst zu suchen.

Wenn also etwa die bayerische Verfassung von 1818 octroyirt wurde, unmittelbar nach einer Weltkatastrophe der alten Staaten und Staatsformen, und für einen Staat, der selber erst zu einem neuen territorialen Ganzen fest verbunden werden mußte, so wird heutzutag niemand mehr dieser Verfassung ihr erstes einseitiges Zustandekommen aufrechnen; denn ein gesetzgebender Körper im constitutionellen Sinn war ja damals überhaupt noch nicht vorhanden, und die alten zerfallenen Organe der Gesetzgebung taugten nicht zu dem neuen Werk.

Solch ein gewaltsamer Ursprung verliert dann auch im Volksbewußtsein gar rasch den Charakter einer aufgedrungenen Gabe, und das neue Gesetz wird, lediglich nach seinem Werth gewürdigt, die unangetastete Rechtsgrundlage, auf welcher sich der Staat ruhig fortentwickelt.

Allein nicht immer liegt die Sache ſo klar und ſchlicht. Es gibt Revolutionen mit ſchwachem und ſtarkem Arm, nämlich ſolche, deren Recht die alten Gewalten nur ſo lange nothgedrungen anerkennen, als das Gewitter am Himmel ſteht, und andere deren innere Nothwendigkeit zuletzt von Freund und Feind zugeſtanden wird, und deren Reſultate Wurzel faſſen für eine ganze Epoche.

Jene ſchwachen, raſch wieder gebändigten Revolutionen ſchaffen zwar keine neuen Staatsformen, dennoch ſind ſie für das Verfaſſungsleben gefährlicher als die große gründlich aufräumende Revolution. Sie verwirren das Rechtsbewußtſein, und zumeiſt jenes dunklere der unteren Volkskreiſe, während eine durchgreifende Umwälzung die alten Rechtsbegriffe auflöst, um für neue Raum zu ſchaffen.

Das Beſtehende erſchüttern iſt für die Kraft der Völker oft weit unheilvoller, als das Beſtehende vernichten. Die halb verhaltene, raſch wieder unterdrückte Revolution erzwingt ſich vielleicht ganz zweckmäßige Verfaſſungsänderung, und beruft ſich dabei auf das Nothrecht der allgemeinen Wohlfahrt und auf den Beifall der Volksſtimme.

Nun kommen aber die alten Gewalten wieder obenauf, fegen jene Neuerungen hinweg und zwängen andere, vielleicht gleichfalls ganz zweckmäßige, an deren Stelle; ſie berufen ſich dabei nicht minder auf das Nothrecht der allgemeinen Wohlfahrt, auf den Beifall der Volksſtimme, die ſich mit der Macht gewendet hat, und auf ihr älteres, legitimes, nur durch das revolutionäre Zwiſchenſpiel zeitweilig aufgehobenes Recht.

Dreht ſich dann abermals der Wind, und zeigen die

Wettergläser wieder auf Gewitter und Erdbeben, so erklärt die Revolutionspartei: Nein! gerade jene Octroyirungen sind blos ein Zwischenspiel der Reaktion gewesen, die wahre Verfassung hat seit den Bewegungstagen nur geruht, und muß ganz von selber und von Rechtswegen jetzt wieder in Kraft treten, ja das ältere und legitimere Recht ist, gegenüber den Octroyirungen, nunmehr auf unserer Seite!

Und so geht der Streit weiter unter dem wechselnden Beifall der öffentlichen Meinung, das heißt diesmal der Meinung der jeweilig herrschenden Parteien. Ein Ausweg aus diesen kleinen Katastrophen ist dann nur möglich durch eine überwältigend große Katastrophe. Denn wo einmal der Boden der Gewalt betreten ist, da entscheidet zuletzt nur noch der Erfolg der größern Gewalt; und wer das Nothrecht der Revolution zugesteht, der darf auch das Nothrecht der Diktatur nicht bestreiten. Beides ist dieselbe That, nur von verschiedenen Händen vollführt, Beides ein Nothrecht mit Berufung auf die allgemeine Wohlfahrt und das Volk, Beides gleich weit entfernt von dem stätigen Gang gesetzmäßiger Entwicklung.

Das schlimmste aber bei dem geschilderten Wechselspiel zwischen revolutionär beschlossenem und diktatorisch befohlenem Recht und Gesetz bleibt die endliche Verwirrung aller Rechtsbegriffe im Volksbewußtsein. Bei großen Katastrophen gewinnt das Gefühl, dann die Leidenschaft die Oberhand über klare Gedanken und gerecht abwägendes Urtheil. Das sehen wir in den Völkerschicksalen wie im Schicksal der Individuen. Jene Bildungsaristokratie, welche in den Tagen friedlich vorschreitender Staatsentwick-

lung das gesammte politische Volksbewußtsein wesentlich beeinflußte, tritt dann zurück; in allen Revolutionen herrscht die Politik der Leidenschaft, herrschen jene Volksschichten, welche zuerst mit dem Herzen und mit der Faust, und dann erst mit dem Kopf Staatskunst treiben. Braust diese Politik der Leidenschaft rasch, wenn auch noch so gewaltsam, vorüber, so kann sie wie ein erfrischender Gewittersturm die verdorbene Luft reinigen; bleibt sie aber mit verhaltener Macht auf längere Dauer stille stehen, so verrückt sie den natürlichen Schwerpunkt der Kräfte des Volksgeistes und verblendet und verdummt das Volk.

Darum ist, wie gesagt, ein ganz revolutionärer Schlag lange nicht so schlimm als eine halb revolutionäre Epoche.

Auf dem Papier und aus der Rückschau der Geschichte ist übrigens leicht zu scheiden zwischen historisch nothwendigen, mit durchgreifendem Erfolg gekrönten Revolutionen und zwischen halbwüchsigen, halbnothwendigen und halbgelungenen. Mitten im wirbelnden Strom der Ereignisse besitzt dagegen nur der seltenste hellsehende Genius und der große Charakter den Blick, das eine und andere mit Prophetengabe vorher zu erkennen.

Ich sagte oben: jede neue Staatsform komme auf einem gewaltsamen Weg zum Durchbruch. Hätte ich nicht auch sagen können: jede neue Verfassung? Das wäre handgreiflich falsch. Hier wird die Eingangs erwähnte Schattirung der so oft gleichbedeutend gebrauchten Wörter „Staatsform“ und „Verfassung“ praktisch. Staatsform ist die Gattung, Verfassung die Art. Aus der fundamental neuen Staatsform entwickeln sich fortschreitend Einzelverfassungen. Für ihre

Geburt bedarf es dann weiter nicht mehr des gewaltsamen Durchbruchs; Mittel und Wege sind im Staatsgrundgesetz nunmehr genau vorgezeichnet.

VIII.

Je reicher und harmonischer sich das Staatsleben gestaltete, um so vorsorglicher wurden wir in den Vorschriften über die Abzweigung einer neuen Einzelverfassung aus dem Stamm einer gegebenen Staatsform. Es genügte uns nicht, daß beim Staatsgrundgesetz wie bei jedem Gesetz alle Faktoren der gesetzgebenden Gewalt, Fürst, Ministerium und Landtag, einmüthig zusammenwirken müssen um irgend eine Neuerung aufzustellen. Man suchte auch noch andere Bürgschaften, allerlei besondere „Gewähr der Verfassung," die man bei keinem andern Gesetze nöthig fand.

Man läßt den Fürsten, die Prinzen des Hauses Treue dem Staatsgrundgesetz schwören, dann die Staatsdiener in ihrem Diensteid, ja die Staatsbürger überhaupt im Bürgereid. Das ganze System der Ministerverantwortlichkeit vor den Kammern zielt außerdem in seinem Hauptstück auf eine besondere Schutzwehr wider groben und feinen Bruch des Staatsgrundgesetzes. Und neben diesen Schutzmaßregeln im Innern entwickelt sich mehr und mehr der Gedanke einer völkerrechtlichen Gewähr der Einzelverfassungen. So haben die deutschen Bundesstaaten das Recht einen besondern Schutz ihrer Verfassung beim Bunde nachzusuchen, pflegen den Bundestag aber mit diesem Rechte nicht zu belästigen.

Je entschiedener sich die großen europäischen Cultur-

staaten als eine in Gesittung und Recht verbrüderte Staatenfamilie auffassen, je klarer man einsieht, daß die revolutionäre Erschütterung eines Großstaats in allen andern Reichen verderblich nachdröhnt, um so lebendiger wird das Interesse Aller: Willkür und Verfassungsbruch im einzelnen Staat zunächst durch die Mittel der Ueberzeugung und des moralischen Drucks zu verhüten. Der Nachbar erkennt sich in gewissem Sinn mithaftbar für die Verfassungstreue des Nachbars. Mag dieser Gedanke eigennützig ausgebeutet werden von einer Politik, welche das Schild der Nichtintervention aushängt, um desto schlauer für sich allein ihre lange Nase in alle fremden Händel zu stecken, im Grunde bleibt er doch berechtigt und zukunftreich, und deutet prophetisch auf ein europäisches Schiedsgericht als höchstes Forum für die innern und äußern Zwiste der Völker und Staaten.

Wir besitzen aber noch eine Gewähr der Verfassung über alle politischen Eide, die man im Sturm des Aufruhrs so leicht umschwört, und über allen moralischen Schutz der Nachbarn, welche doch zum öftern auch vor der eigenen Thür zu kehren haben. Diese Gewähr liegt in dem Zauber, welchen das Wort „Verfassungstreue" zu unserer Zeit für alles Volk gewonnen hat. Ich meine „alles Volk" wörtlich, vom Fürsten bis herab zum bildungslosen gemeinen Mann.

Kaum gibt es in unserer heutigen politischen Sprache ein mißtönenderes Wort als „Verfassungsbruch," kaum ein so allgemein wohlklingendes als „Verfassungstreue." Männer die den Inhalt der bestehenden Verfassung aus innerster Ueberzeugung befehden, würden doch jeden Gedanken an Verfassungsbruch als eine sittliche Schmach zurückweisen. Mancher

Machthaber mag dem constitutionellen System im Herzen abhold sein, und zeichnet sich dennoch aus durch Verfassungstreue im Geist dieses Systems, nicht aus politischen, sondern aus sittlichen Beweggründen, um Mannesehre und Manneswortes willen. Mancher Minister, den ein kleines Loch in der Verfassung aus großer Noth erlösen würde, hütet sich wohl, dieses kleine Loch zu reißen, aus Gewissensscheu, das heißt gebannt vom Volksgewissen und von dem eigenen.

Tausende, die das Wesen der Verfassung nur dämmernd ahnen, ohne es zu kennen, und den Segen der Verfassung nur vermuthen, ohne ihn zu sehen, würden sich empören wider einen Verfassungsbruch. Sie würden sich für die Verfassung todtschlagen lassen, und wissen doch gar nicht genau was eigentlich die Verfassung ist. Das geheimnißvolle Wort „Verfassung" ist ihnen wie ein Evangelium, an welches man glaubt, auf welches man schwört, auch ohne es zu verstehen.

Der Grundsatz, daß in der Politik der Zweck die Mittel heilige, hat neuerdings (1862!) so zahlreiche und beredte Bekenner gefunden und leider auch bei einem ansehnlichen Theil des deutschen Volks. Dennoch möchte man ihn nur nach Außen anwenden, nicht im innern Heiligthum des eigenen Staats. Nachbarliche Staatsgebilde mit gewaltthätiger Hand zertrümmern zu Gunsten der eigenen oder auch der gesammten nationalen Machtfülle, das däucht Vielen wohl eine frische mannhafte Politik. Aber denselben Grundsatz der Gewalt zum guten Zweck auf das eigene Haus, auf die eigene doch auch vielleicht etwas windschiefe Verfassung anwenden, das wäre ihnen Schmach und Frevel.

Nur ein äußerster Absolutismus und ein äußerster Radi-

calismus mag jetzt noch laut von Verfassungsbruch — natürlich auch zum besten Zwecke — reden. Wer sonst auch etwa auf Gewaltthat am Staatsgrundgesetze sinnt, der sagt es wenigstens nicht, und bricht, wenn es angeht, die Verfassung unter dem Deckmantel redlichster Verfassungstreue. Wenn irgendwo, so hat sich in der Ehre der Verfassungstreue und der Schmach des Verfassungsbruchs die öffentliche Meinung über sich selbst erhoben, das heißt, sie ist hier nicht blos die Meinung der herrschenden Parteien, sondern schlechthin die Volksstimme.

Es kreuzen sich verschiedene Gründe für diese Thatsache, entsprechend den vorhin besprochenen verschiedenen Kategorien des Volksgeistes und der Volksbildung.

Der gebildete Mann weiß, daß die Verfassung, ausgesprochen und gefestet im Grundgesetz, zugleich die Aussprache unserer hart erkämpften nationalen Gesittung, unserer nationalen Ehre ist und eine Bürgschaft, daß wir nicht in alte Barbarei zurückfallen. Nicht unpassend nennt man darum die Verfassung ein Kleinod des Volks und die Verfassungsurkunde den Schrein, der dieses Kleinod sicher bewahrt.

Der Halbgebildete sieht dann in der Verfassung schlechthin blos den Hort der Freiheit und des Rechts, und glaubt oft sie berge noch viel mehr Freiheit als man eigentlich zu sehen bekomme. Ja es gibt einen Aberglauben an die Verfassung als sei sie ein Kleinod, welches alle Krankheiten heile, wie die mittelalterlichen Naturphilosophen den wirklichen Edelsteinen solche Heilkraft andichteten. Kein Wunder daß man den Schatz treu bewahren will.

Andere verkennen diesen geschichtlichen und praktischen

Werth der Verfassung gleichfalls nicht, sehen aber auch die Mängel des Menschenwerks ein, welches, trotz aller Dauer, die man ihm in rechtskräftig gefesteter und beschworener Form zu geben sucht, doch erst in stets lebendiger Fortbildung seine eigenste Aufgabe erfüllen kann. Allein sie wissen dann auch um so klarer welch ungeheures Gewicht auf der Art dieser Fortbildung ruht. Sie wissen, daß der kühnste Fortschritt im Staatsgrundgesetz, durch Gewaltthat und Gesetzesbruch erzwungen, zunächst aufs tiefste den Staat erschüttert und das Rechtsbewußtsein verwirrt; sie kennen jenen traurigen Ring von Revolutionen und Reactionen, der sich um den ersten Verfassungsbruch schlingt; sie wissen wie unendlich schwer ein sterbliches Auge von vornherein unterscheiden mag, welches ein unvermeidlich nothwendiger Bruch des Rechts sei und welches ein willkürlicher.

Darum soll die Verfassung, solange nicht alle Stricke reißen, auf dem Wege, den sie selber vorgezeichnet und durch die ganze gesetzgebende Gewalt weiter gebildet werden, und nichts ist der Staatsklugheit solcher Männer verhaßter als ein ungetreues Verlassen dieses Wegs. Eine leidlich gute, thatsächlich gültige Verfassung dünkt ihnen besser als das glänzendste Ideal, welches wie ein Meteor leuchtend und zündend durch den Frieden unseres Staatslebens schießt.

Allen guten Bürgern aber, mögen sie gebildet sein oder bildungsarm, ist ein dritter Grund der Verfassungstreue gemeinsam, und er ist es auch der den gedachten schützenden Zauber, stärker als alle Eide, über unsere Grundgesetze breitet. Sie erkennen oder ahnen daß in der Verfassung gleichsam der Staat sich selber treu geworden ist, und halten es darum

ſchlechthin für eine Gewiſſens- und Ehrenpflicht, daß der Staatsbürger nun auch der Verfaſſung Treue halte. Das moraliſche Motiv iſt auch hier das mächtigſte, das mehr empfundene als gedachte, auch unſer Cultus der Verfaſſungstreue iſt ein Stück der vielgeſchmähten Gefühlspolitik.

Die alte, deutſche, ritterliche Treue iſt nicht verloren, ſie hat nur dieſe neue Form angenommen und hat in dieſer wahrlich ſo gut ihre Romantik wie in der alten. Nicht blos um der verbrieften Rechte, ſondern auch um der Pflichten und um des Dankes willen, iſt das Volk verfaſſungstreu aus ſittlichem Gefühl. Wie im Einzelleben unſer Herz ſchmerzvoll leiden und vertrocknen würde, wenn wir nicht *eine* Menſchenſeele oder nicht mindeſtens einen Hund fänden, dem wir in uneigennütziger Treue zugethan, ſo bedarf auch das Herz des Volks eines Gegenſtands für ſeine Treue. Es hat die alte Treue für ſeinen Fürſten nicht verloren, aber der wahre Volksfürſt iſt ſelber der verfaſſungstreue Fürſt; die dritte Größe, welche Fürſt und Volk verbindet, welche den Fürſten erſt zum Fürſten und das Volk erſt zum Volke macht, iſt der Staat, und Fürſt und Volk ſind ſich ſelbſt und einander getreu in ihrer Treue am Staat, in ihrer Verfaſſungstreue. Nicht das eigennützige Hangen an Rechten und Freiheiten, noch die ſtaatskluge Würdigung des geſetzmäßig ſtätigen Gangs des öffentlichen Lebens, iſt es, was die Verfaſſungstreue ſo heilig werden ließ im Volksbewußtſein, ſondern die ganz richtige Ahnung daß es ſich hier um den feſten Kern des ſittlichen Geiſtes im Staat handle, daß das ganze Volk vom Fürſten bis zum Bettelmann ein Zeugniß ſeines politiſchen Gewiſſens und ſeiner politiſchen Ehre

ablegen müsse in der Treue für die Verfassung. Wie darum die Parteien sich auch kreuzen, in diesem einen Stück wenigstens will Jeder von Jedem die gleiche Farbe bekannt wissen.

IX.

Nun aber komme ich wieder auf meinen ersten Satz zurück und sage: „Jede lebensfähige Verfassung erwächst aus dem Gesammtbewußtsein des Volks," und füge dann hinzu: Das Wissen von der Verfassung ist freilich im Volke sehr verschieden abgestuft, nach Maßgabe der organischen Gliederung des Volksgeistes. Viele wissen von der Verfassung nur insofern sie ihre Segnungen empfinden und schätzen, Viele lernen die Verfassung nur kennen, indem sie sich in ihre Institutionen einleben, Viele sind der Verfassung treu nicht aus Staatsweisheit, oder weil ihnen die Lehren der Geschichte vor Augen stehen, sondern lediglich weil sie meinen, ein rechter Mann müsse doch im Gemeinleben eben so gut treu und redlich sein wie im Privatleben.

Ich gehe dann aber weiter und füge hinzu: Das Wissen von der Verfassung ist allerdings ein sehr verschiedenartiges; dennoch aber muß sich das Volk auch einheitlich und gleichheitlich seiner Verfassung bewußt werden.

Diese Einheit aber spricht sich nicht darin aus daß der gemeine Mann Staatswissenschaft lerne bei den Gebildeten, sondern umgekehrt, daß auch der Gebildetste fortwährend jenes naive Heimathsgefühl in der Staatsverfassung und jene unreflectirte Staatsmoral lernen und in sich bewahren solle, die den gemeinen Mann auszeichnet.

Denn es mag Einer ſchlecht beſtehen können in einem Examen über die Staatsverfaſſung und kann doch im eben bezeichneten Sinn ein vortrefflicher, verfaſſungstreuer Staatsbürger ſein. Wer dagegen andererſeits alle Staatsweisheit mit Löffeln gegeſſen hätte, und vermöchte ſich nicht freudig und unmittelbar einzuleben in die Verfaſſung, und ihr ſchlechtweg um des reinen Gewiſſens willen Treue zu halten wie der gemeine Mann, der wäre doch ein ſchlechter Bürger bei all ſeinem Wiſſen.

Selig ſind die da geiſtlich arm ſind, heißt es im Evangelium. Das gilt auch von der Politik. Gerade die tiefſte Staatsweisheit wird ſich fortwährend erfriſchen und verjüngen an der naiven Gefühlspolitik und der kindlichen Gewiſſenstreue des bildungsärmeren Volks, und indem ſie dieſe erforſcht und in ſich aufnimmt, kommt ſie zuletzt zu einem höchſten Ziel politiſchen Erkennens und politiſcher That, nämlich zu einer Verfaſſung und Regierung in welcher ſich das geſammte Volksbewußtſein am treueſten ſpiegelt und wiedererkennt.

Der Dilettant auf dem Landtage.

(1864 und 1871.)

I.

Jede Zeit hat ihre besondere Gespensterfurcht. Bald witterte man überall Hexen, bald Demagogen, bald Jesuiten, bald Freimaurer; — heutzutage wittert man überall Dilettanten. Beim Handwerk sind die Zünfte aufgehoben, dafür zünftelt es um so stärker in den geistigen Berufen, und wenn Einer forscht, schreibt, lehrt, dichtet, malt, musicirt, so fordert man ihm vor allen Dingen den Gewerbschein ab, fragt, wo er seine Sache schulgerecht erlernt habe und ob er nicht gar ein Autodidakt sei, ob er auch professionsmäßig Brod verdiene mit seinen Geistesgaben, ganz besonders jedoch, ob er nicht verschiedene Gebiete zugleich berühre und sich also des Gewerbsübergriffes schuldig mache?

Diese Gespensterfurcht vor dilettantischer Geistesarbeit hat nun freilich auch ihre Ausnahmen, und darunter eine sehr merkwürdige. In jeglicher Kunst und Wissenschaft läßt man blos noch den strengen Fachmann und Spezialisten gelten, nur in einer der schwierigsten Künste, in der Staatskunst, mag Jedermann frischweg mitarbeiten, wofern er nur durch die gehörige Stimmenzahl zum Volksvertreter gewählt

worden ist. Ja man rühmt es sogar, wenn recht viele Leute, die durchaus keine gelernten Politiker sind, plötzlich auf ein paar Jahre Politik treiben. Macht ein Bierbrauer Verse, so rümpft alle Welt die Nase, findet es aber ganz vortrefflich, wenn er Gesetze machen hilft. Und doch hat der Bierbrauer die Gesetzeskunst so wenig schulgerecht erlernt, wie die Verskunst.

Dies ist scheinbar ein seltsamer Widerspruch, der in zwiefacher Weise zu genauerer Untersuchung reizt. Man könnte ihn nämlich für ein allgemein culturgeschichtliches Kapitel verwerthen, welches den Titel bekäme: „Die Zunft in den geistigen Berufen," — oder aber für ein politisches Kapitel mit der Ueberschrift: „Die innere Berufung des Volksvertreters." Ich wähle hier das letztere. Legen wir einmal den Maßstab von Schule und Dilettantismus an die Arbeit unserer Abgeordneten. Vielleicht fällt dadurch einiges Licht auf ein Thema, welches Vielen sehr klar scheint und doch noch sehr dunkel ist, auf das Thema von Natur und Wesen des Volksvertreters überhaupt.

II.

Bei der Wahlcandidatur zum Landtage oder Reichstage fragen die tonangebenden Parteiführer, die Wahlherren, zunächst nicht sowohl nach den politischen Kenntnissen, als nach dem politischen Bekenntniß ihres Erkorenen. Und je schwankender die Erkenntniß, um so mauerfester ist häufig das Bekenntniß — hier wie anderswo.

Man stutzt, wenn allzuviele politisch studirte Leute in

die Kammer kommen: man fürchtet da, französisch gesprochen, ein doctrinäres Parlament, auf deutsch eine Professorenkammer. Würden überwiegend praktische Fachmänner der Amtsstube gewählt, so gäbe es eine Beamten- und Advokatenkammer, und die wäre noch bedenklicher. Käme aber gar ein Dutzend Journalisten aus der Urne, so drohte das allerschlimmste: eine Literatenkammer. Werden dagegen Oekonomen, Bauern, Gastwirthe, Kaufleute, Krämer, Fabrikanten, Handwerker in rechter Ueberzahl gewählt, so gilt dies als das gute Vorzeichen einer praktischen und unabhängigen Volksvertretung. Denn das gangbare Vorurtheil hält den Professor für unpraktisch, den Beamten für abhängig, den Literaten für einen zerfahrenen Menschen; sie müßten denn das Gegentheil erwiesen haben. „Wir sehen," so ruft man, „mehr auf Selbständigkeit des Urtheils, als auf reiches, gründliches Wissen!" Allein wie kann ein Urtheil selbständig sein, welches nicht auf gründlichstem Wissen ruht? Die äußere Freiheit von fremdem Einfluß mag sich ein eigensinniger Halbwisser wahren; die innere Unabhängigkeit, welche doch allein aus dem stäten, planmäßigen Erforschen der Dinge quillt, gebricht ihm ganz bestimmt.

Diese Vordersätze klingen bedenklich, und sie ziehen uns auf schiefer Ebene in einen wahren Abgrund noch weit bedenklicherer Schlüsse. Fahren wir aber vorerst einmal unverzagt hinunter, vielleicht kommen wir dann doch hinterher lebendig wieder herauf.

Die ganze überreiche Welt des Staatslebens erfüllt den Wirkenskreis unserer Parlamente. Da regnet es Fragen des Staats-, Völker- und Kirchenrechts, Probleme der Volks-

wirthſchaft, finanzpolitiſche Nüſſe, Alternativen des Militärweſens, Räthſel der Culturpolizei und Gott weiß was ſonſt noch Alles. Einem rechten Zunftmanne der Geiſtesarbeit müſſen doch — ganz heimlich — die Haare zu Berg ſtehen über die dilettantiſche Vielthuerei, wie ſie jedem Abgeordneten nach dem bunten Wechſel der Tagesordnung zufällt, und im Grunde dem ſtudierten kaum minder, als dem unſtudierten; denn in allen den Dingen zugleich weiß am Ende kein Einziger fachmänniſch Beſcheid.

Gleicht unſer Landtagsweſen nicht aufs Haar dem Journalismus? Auch der Journaliſt hat, ähnlich dem Abgeordneten, ſeine Vollmacht von den Volkskreiſen, die ihm anhängen, nicht von der Schule, wie die gelehrten Zünftler, oder kraft eines Examens und laut Dekret, wie die bureaukratiſchen Zunftleute. Mitarbeitend, prüfend, anordnend greift er in alle möglichen Wiſſensgebiete, obgleich er doch ſo wenig überall Fachmann ſein kann, wie der Abgeordnete in allen Kammerfragen. Der Gelehrte ſchlägt darum ein Kreuz vor dem Journaliſten. Allein der Journaliſt ſchreibt doch blos und regt günſtigſten Falls entſcheidende Dinge an; der Abgeordnete hingegen ſpricht und entſcheidet. Alſo wäre er wegen dieſer tiefer greifenden Befugniß wohl gar ein potenzirter Literat und ſchlimmer als ein Literat?

Und obendrein gewinnt er das Recht, in politiſchen Dingen als ein Meiſter mitzuthun, ſo ganz plötzlich! Ein guter Katholik glaubt, daß der Prieſter durch den Akt der Weihe zu einer inneren Erleuchtung komme, welche ihn zwar nicht ſtracks gelehrter macht, als er Tags vorher geweſen, dennoch aber das theologiſche Wiſſen des gelehrteſten Laien

aufwiege. So müßte am Ende gar auch der Abgeordnete durch den Wahlakt mit aller politischen Weisheit angehaucht werden, selbst wenn er vorher nur die Leitung des Pflugs statt der Staatsleitung studiert hätte.

Nun ließe sich's ertragen, daß unsere Abgeordneten in ihrer Mehrzahl Dilettanten der Staatskunst sind, wenn diese Thatsache blos zufällig oder vorübergehend wäre. Aber das ist sie ganz und gar nicht. Sie wurzelt vielmehr unlösbar im constitutionellen Prinzip und wird immer schärfer zu Tag treten, je folgerechter sich dieses Prinzip verwirklicht. Also hätten wir die Aussicht auf immer mehr Landtags-Dilettanten? Ohne Zweifel, und zwar aus zwiefachem Grunde. Die parlamentarische Aufgabe erweitert und vertieft sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Kammern, welche nach altem Schnitt blos zum Steuerbewilligen oder als machtloser Beirath der Krone berufen wurden, hatten es leicht; ein modernes Parlament hingegen, als vollgültiger Faktor der gesetzgebenden Gewalt, greift immer selbständiger, schöpferischer in die schwierigsten Aufgaben des Staates. Je mächtiger die Volksvertretungen werden, um so fachmännischer wird ihre Aufgabe, um so bedenklicher wirkt folglich der Dilettantismus. Am ungefährlichsten sind die Dilettanten in den Einzel-Landtagen der deutschen Kleinstaaten, gefährlicher im neuen Reichstage, am gefährlichsten waren sie im deutschen Parlament von 1848, weil dasselbe die größte Vollmacht besaß. Denken wir uns aber das Ideal der Fortschrittsmänner in Zukunft verwirklicht, denken wir uns den vollendeten Parlamentarismus, welcher das letzte Wort nur noch formell der Krone ließe, um es thatsächlich den Volksvertretern zu

geben, dann würde die Dilettanten-Gefahr erſt durchweg ihren Höhepunkt erreichen. Alſo bekenne man frei: mit der erweiterten Aufgabe und Vollmacht des Landtags bringt gleichmäßig verdoppelten Schrittes der Dilettantismus in den Ständeſaal.

So ſpricht der Zünftler, wenn er ehrlich und folgerecht zu ſprechen wagt.

Zugleich aber ſteigert ſich jener Dilettantismus mit der freieren Wahlform, welche doch nur dann ganz frei genannt werden kann, wenn ſie Männern aus jeglicher Volksſchicht den parlamentariſchen Weg eröffnet. Je weiter man die Wählbarkeit ausdehnt, um ſo breiter werden die Dilettanten in die Kammer fluthen.

Bismarck ſetzte die Diätenloſigkeit als „Correctiv“ neben das allgemeine Wahlrecht, gewiß zumeiſt darum, weil der gewiegte Staatsmann ein Grauen empfand vor der dilettantiſchen Vielthuerei unberufener Abgeordneten. „Correctiv“ wäre demnach in dieſem Sinne zu verdeutſchen mit: Schutzwall gegen Dilettanten-Gefahr. Ob dasſelbe aber auch den rechten Schutz gewährt? Bei der Diätenloſigkeit, dieſem denkbar höchſten Cenſus, iſt offenbar vorausgeſetzt, daß Reichthum eine Bürgſchaft für politiſche Bildung und Unabhängigkeit ſei. Allein in Deutſchland ſind die reichen Leute durchaus nicht ſchlechthin die gebildetſten, und folglich kraft ihrer Sachkenntniß unabhängigſten. Es iſt vielmehr ein auszeichnender und äußerſt glücklicher Charakterzug der deutſchen Geſellſchaft, daß bei uns der höchſte Bildungsreichthum überwiegend in einem Mittelſtande zu ſuchen iſt, der keineswegs durch höchſten Geldreichthum glänzt. Und ſo hat man in

der Absicht, die Unberufenen vom Reichstage durch Diäten-Entziehung fern zu halten, gerade eine Hauptgruppe der Berufensten ausgeschlossen.

Uebrigens sollte man meinen, schon der gesunde Menschenverstand des Volkes werde verhüten, daß ganz kenntnißlose Leute in den Landtag oder gar in den Reichstag kommen. Ausnahmen abgerechnet, geht es in Deutschland doch nicht zu, wie in der aristophanischen Komödie, wo Demosthenes den Wursthändler als zu Staatsgeschäften besonders berufen preist, weil derselbe gar nichts gelernt hat, außer Wurstfüllsel in Därme zu stopfen. Allein solche Wursthändler wären nicht einmal die schlimmsten Dilettanten: der studierte Halbwisser ist der schlimmste; denn er pfuscht weit ärger ins Zeug, als ein ganz ungebildeter Mann, welcher weiß, daß er nichts weiß. Und den Halbwisser vom wirklich Kenntnißreichen zu unterscheiden, das vermag der gesunde Menschenverstand des Volkes nur sehr selten.

Strömt aber nicht politisches Wissen immer reichlicher in alle Gesellschaftskreise, wird alles Volk im wachsenden Gemeinleben nicht täglich reifer für die Candidatenliste? Gewiß! Die politische Bildung verbreitet sich über alle Volksschichten, aber sie vertieft sich nur bei Einzelnen. Und hierin eben liegt die steigende Gefahr. Denn durch so allgemeine aber oberflächliche Kenntniß des politischen Lebens wächst der Trieb, in dieses Leben selbstthätig einzugreifen, ohne daß die Befähigung gleichermaßen zunähme. Man könnte vielleicht eine Art von malthusischem Gesetz aufstellen: der Reiz zur politischen That wächst in geometrischer Progression, die Fähigkeit nur in arithmetischer. Und da hätten

wir dann eine prächtige Formel, mit welcher ſich das geſuchte X des Dilettantismus finden ließe, wie in einem Rechenexempel.

Ich meine, ſo muß abermals der Zünftler ſprechen, wenn er ehrlich und folgerecht zu ſprechen wagt.

Im Geiſte dieſes Zünftlers erſchienen uns oben die meiſten Abgeordneten wie potenzirte, d. h. verſchlimmerte Literaten. Mag man nun aber auch dem Literaten vorwerfen, daß er lehren wolle, ohne recht ausgelernt zu haben, und in allerlei Kunſt und Wiſſen herumtaſten, ohne ein Ganzes voll zu erfaſſen, ſo macht er dieſe Thätigkeit doch wenigſtens zu ſeinem Lebensberuf und bei geſunder Geiſtes-Conſtitution wird er lehrend lernen und zuletzt dennoch ein Stück feſten Bodens finden, welches er ſein eigen nennt. Das Gleiche kann man von den Dilettanten des Landtags keineswegs rühmen. Gibt es gleich Männer, die Jahrzehnte lang immer wieder gewählt werden und ſo die beſte Zeit ihres Lebens dem parlamentariſchen Berufe widmen, ſo bilden dieſe Stammgäſte des Ständeſaales doch nur eine kleine Minderzahl; die meiſten ihrer Collegen ſind bloſe Zug- und Strichvögel. Kein Menſch bezeichnet auch den Beruf eines Abgeordneten als Lebensberuf. Gerade darin liegt aber eines der ſchärfſten Kennzeichen des Dilettantismus; denn man braucht kein engbrüſtiger Zünftler zu ſein und nicht nach Lehrbrief und Broderwerb zu fragen und wird doch bekennen müſſen, daß eben das Feſthalten eines Berufs als Lebensaufgabe den Fachmann ſehr beſtimmt vom Liebhaber ſcheidet.

III.

Nun läßt Jemand alle diese Argumente des Zünftlers gelten, faßt aber die Frage von einer andern Seite und entgegnet: Nicht auf den einzelnen Abgeordneten kommt es an, sondern auf den Landtag als Ganzes! Einzelne Mitglieder mögen immerhin Dilettanten sein; allein der Landtag ist ein Mann von Fach. Er wird Sachkundige in die Ausschüsse wählen, damit sie den Unkundigen vordenken; was ein Mann nicht weiß, das weiß der andere, allerlei Kenntniß und Urtheil ergänzt sich, hundert einseitige Geister durchdringen sich zum vielseitigen Gesammtgeiste, und nicht auf das einzelne Wort muß man sehen, sondern auf die Debatte. Wie sich die Presse zum Zeitungsartikel verhält, so der Landtag zu dem Abgeordneten und seiner Rede. Derselbe Professor oder Beamte, welcher hinter jedem Zeitungsartikel dilettantisches Gerede wittert (ausgenommen er selber hätte ihn geschrieben), wagt doch nicht, die „Presse" als solche des Dilettantismus zu bezüchtigen. Ebensowenig wagt man's, den Landtag einen Dilettanten zu nennen oder gar den ganzen Gedanken der Volksvertretung einen Herbergsvater der Dilettantenwirthschaft.

Diese Rechtfertigung, welche den Abgeordneten preisgibt, um die Kammer zu retten, beseitigt zwar einen Theil des Bedenkens, keineswegs aber das ganze.

Der Zünftler kann mit Fug Folgendes entgegnen:

Die fachgerechte Vorarbeit im Ausschusse mag zu einem richtigen Beschluß der Kammer führen; allein auch der tüchtigste Ausschußbericht hindert keinen Abgeordneten, in der

öffentlichen Sitzung so dilettantisch wie möglich in's Zeug zu fahren. Er hat ein volles Recht dazu; denn er soll lediglich nach seinem Wissen und Gewissen sprechen, und man wird doch nicht statt der alten Ständebänke den Landtag nach Schulbänken gliedern wollen. „Laut Ausweis der stenographischen Protokolle" wird dann auch das Recht kenntnißlos zu reden, fleißig genug geübt. Gar mancher Abgeordnete schwiege von Herzen gern, aber um seiner Wähler willen, die ihn eben nicht für's Schweigen gewählt haben, muß er zu Zeiten das Wort ergreifen, wo er oft die Sache noch keineswegs ergriffen hat.

Uebrigens sind die Kammerdebatten doch auch nicht blos durch ihr Endresultat wichtig: sie sollen zugleich in ihrem ganzen Gang eine politische Schule des Volkes sein. Die Presse trägt das Wort des Abgeordneten in jedes Dorf, damit das Volk Staatsweisheit lerne und heimisch werde in allen Winkeln des Staatsgebäudes. Dieser pädagogische Nebenberuf der Parlamente wiegt schwer: indem der Landtag das politische Bewußtsein des Volkes darstellt, soll er zugleich ein höheres politisches Bewußtsein in allem Volke wecken. Volk und Landtag tragen einander wechselsweise, und der Einfluß, den das Wort der Rednerbühne auf den Volksgeist übt, ist oft wichtiger, als der Beschluß, welcher zuletzt zu Protokoll kommt. Der minder Gebildete aber, d. h. die ungeheure Mehrheit des Volkes, faßt nur selten die Debatte als Ganzes, er hört nur selten die Stimme der Kammer: er hört vereinzelte Redner und holt sich bei ihnen Lehre und Exempel. Und diese Einzelnen sind nun unglücklicherweise großentheils Dilettanten, Männer, die oft gerade

um so feuriger und blendender reden, je weniger sie geschulte Politiker sind! Denn die erfahrungsgrauen Geheimeräthe und die katheberfesten Staatsgelehrten führen selten das zündende Wort. Ist es nicht höchst bedenklich, daß das Volk so viel lieber den kecken Naturburschen der Rednerbühne sein Ohr leiht, als den trockenen Fachmeistern? Zudem beklagen sich die gründlichsten Redner, daß ihre Vorträge in den Kammerberichten der Localpresse, d. h. der Presse des „eigentlichen Volkes," meist nur knapp und arm wiedergegeben werden, während das leidenschaftliche Donnergepolter der Kreuz- und Strafprediger der Tribüne voll und laut durch die kleinen Blätter dröhnt. Hat Einer mit dem langen Athem biederer Ausführlichkeit den ganzen Ernst der Lage und Frage erfaßt, dann ruhen sich die Reporter aus und schreiben drei Zeilen gedrängter Inhaltsangabe; erregt dagegen ein Anderer fortwährende „Heiterkeit," so knarren alle Federn am Journalistentisch. Und doch kann diese Heiterkeit ebensowohl durch objectiven Witz wie durch subjective Dummheit erweckt werden. Die Dilettanten der Presse scheinen da fast unter Einer Decke zu stecken mit den Landtagsdilettanten, und zuletzt erhält das arme, nach Staatsweisheit hungernde Volk überall nur eine dilettantische Wassersuppe.

Uebrigens ist es auch nicht blos das Volk, welches in den Kammern auf den einzelnen Redner blickt: die Abgeordneten selber würden sich dafür bedanken, wenn sie so ganz in der „Kammer" aufgehen und ihre Reden in der „Debatte" versinken sollten.

Kurz und gut, hier zählt, wie überall wo etwas

Rechtes geſchieht, vorab der Mann und durch den Mann erſt die Körperſchaft; dieſe Männer aber ſind zum großen Theil politiſche Dilettanten.

IV.

Ich habe bisher den „Zünftler in den geiſtigen Berufen“ ſprechen und einen Dritten ſeine Einwürfe gegen deſſen Gedanken erheben laſſen. Man erwartet nun wohl noch ein Wort, welches dieſe einſeitig gegneriſchen Anſichten vermittelt und ausgleicht, man erwartet dasſelbe vielleicht in der Ausſprache meiner eigenen Ueberzeugung zu hören.

Ich ſchlage folgendes Thema zu einer Novelle vor:

Ein geiſtvoller Mann, hochgebildet, ja ein gelehrter Hiſtoriker obendrein, wird zum Abgeordneten gewählt. Voll heiligen Eifers betritt er den Ständeſaal; die Parteigenoſſen ehren ihn, wie man den bedeutenden Mann ehren ſoll: ſie wenden ihm gewichtige Arbeiten zu. Er forſcht, prüft, entwirft ſeine Berichte, durchdenkt ſeinen Vortrag mit aller Macht eines rührigen, geſchulten Geiſtes. Allein je gründlicher er ſich vertieft in ſeine Aufgabe, um ſo tiefer wird er ſich ſeiner ungenügenden Kenntniſſe bewußt. Mit dem redlichen Fleiße wächst die Seelenpein des armen Mannes, und er verwünſcht die Stunde, wo er das Mandat angenommen. Mitten in der glänzendſten Rede, die er an einem parlamentariſchen Haupt-Schlachttage über einen Poſten des Militärbudgets hält, packt ihn plötzlich dieſes Bewußtſein ſeines Ungenügens mit ſolcher Macht, daß er in dem Augenblicke ſtecken bleibt, wo alle Hörer an ſeinem Munde

hängen. Er sucht den Faden wieder zu finden, verwirrt sich nun aber vollständig und verläßt die Rednerbühne. Man glaubt, er sei unwohl geworden, man bringt Zuckerwasser, man umdrängt ihn theilnahmvoll; allein er erklärt, seine Nerven seien fest, sein Puls ruhig, ja er sei recht mit klarem Bewußtsein stecken geblieben; denn auf der Höhe seiner rednerischen Beweisführung habe er auf's schärfste erkannt, daß er zwar im alten Heerbann, im ritterlichen Lehensheere und bei den Landsknechten ziemlich guten Bescheid wisse, aber um so schlechteren im heutigen Soldatenwesen, daß er ein unfähiger Volksvertreter, daß sie Alle miteinander nicht viel besser seien, und ihre ganze Debatte eine große politische Pfuscherei. Darum lege er denn auch hiermit sein Mandat nieder.

Freunde und Gegner glauben nach diesem peinlichen Auftritt, der Mann habe den Verstand verloren. Und doch war gerade das Gegentheil der Fall: weil er so ganz klaren und ehrlichen Verstandes sich selbst erkannte, erschien er den Andern als ein Narr, die — seiner Meinung nach — allerdings insofern den Verstand nicht verloren hatten, als sie gar noch nicht zum rechten Verstande gekommen waren.

Vorher hatte der Mann seine fixe Idee; seit jener Katastrophe hatte die fixe Idee den Mann. Plötzlich aus dem ungründlichen, unbefriedigenden praktischen Wirken herausgetreten, versenkt er sich in gründliches Grübeln, welches aber noch unbefriedigender ist. Wohin er blickt, gewahrt er Dilettanten und wittert zuletzt sogar bei Pertz und Böhmer einen Anflug von Dilettantismus. Die ganze Welt wird ihm haltlos und ihm schwindelt darüber so sehr, daß er in

Tiefſinn verfällt und ſeine arme Frau peinigt, weil ſie ihm als eine Dilettantin des Hauſes, der Ehe, der Liebe, der Treue erſcheint, ſein kleines Kind, weil es ſchon im Spielen, Eſſen und Trinken bedenklich zu dilettantiſchen Uebergriffen neigt.

In dieſen ſchlimmen Tagen begegnet ihm ein alter Freund, der Arzt eines Irrenhauſes, und lädt ihn ein, ſeine Anſtalt doch einmal zu beſuchen und genau zu betrachten, ſie biete ſchätzbares Material zur Dilettantenfrage. Der ſelbſtquäleriſche Mann entſchließt ſich ſchwer dazu; denn er hält gerade dieſen Arzt für einen beſonders argen Dilettanten, weil die Seelenheilkunde unter allen mediziniſchen Fächern doch ohne Zweifel das am meiſten Dilettantiſche ſei. Allein wer den Teufel bannen will, der muß ihm in's Geſicht ſehen; alſo unternimmt er zuletzt mannhaft den Beſuch.

Der Arzt führt den Dilettantenjäger durch alle Räume ſeiner Anſtalt. Da ſieht ſich derſelbe von Leuten umringt, die alleſammt die feſteſten, ausſchließendſten Meiſter ihres Faches ſind; der Eine iſt König, zwar nur mit einer Krone von Goldpapier, aber er iſt nichts als König, er herrſcht und repräſentirt den ganzen Tag; der Andere iſt Rothſchild, und wenn er auch keinen Kreuzer in der Taſche hat, ſo fliegen ihm doch die Millionen durch den Kopf ohne Unterlaß, und wer allen Staaten Geld leihen muß, der hat nur Zeit und Athem für Finanzgeſchäfte; der Dritte gründet und predigt die neue und letzte Weltreligion, er würde die beiden armen Tröpfe bemitleiden, welche mit Scepter und Börſe regieren wollen, wenn er ſie überhaupt ſähe, allein er iſt nur Prophet, nur Meſſias, er hat kein Auge für Anderes.

Und so geht es weiter durch die bunte Reihe: ein Jeglicher ist Spezialist und Virtuos in seiner besondern Narrheit. Hier zweifelt Niemand an sich selbst und seinem Beruf, und ob die Andern an ihm zweifeln, das ist ihnen Allen völlig einerlei.

Bei dem Anblick dieser schlechthin in sich stehenden, schlechthin selbstgewissen Spezialisten wird es unserm Helden zu Muthe, wie einem Seefahrer (oder richtiger einem Dilettanten des Seefahrens), der, von ruheloſem Wogengeschaukel umringt, endlich wieder einmal einen festen Punkt, ein Stück Land erspäht. Schon beim Ausruhen des Auges mildert sich die Seekrankheit.

Der Arzt aber erzählt ihm, daß jener Unglückliche, welcher sich jetzt einen König dünkt, in gesunden Tagen ein eifriger Dilettant des Violinspiels gewesen, obgleich er eigentlich Kaufmann sei. Jetzt rühre er keine Geige mehr an. „Könnte ich ihn nur dazu bringen, wieder einmal etliche Striche auf der Geige zu machen!“ fuhr der Arzt fort, „es wäre der erste Lichtstrahl beginnender Genesung, er würde sich den König aus dem Kopf geigen. Hundertmal habe ich's erlebt, daß die Rückkehr zu allerlei Liebhabereien und Nebengeschäften die glückliche Krisis verkündet. Denn der gesunde Mensch ist keine einseitige Arbeitsmaschine, er ist eine harmonische Totalität verschiedenartigster Kräfte, er muß sich in allerlei Uebung versuchen, obgleich er nicht in jeglicher Meister werden kann. Aber schon der Versuch bezeugt die innere Gesundheit, das Streben nach der sich selbst ergänzenden Harmonie. Die Umkehr von der fixen Idee zur harmonischen Totalität kann in mannichfacher Weise ge-

ſchehn. Nehmen Sie dieſe drei Kranken: den König, den Rothſchild und den Religionsgründer. Sie kommen täglich zuſammen, aber Keiner tauſcht ſich aus mit dem Andern, Jeder ſpricht und denkt in ſich hinein. Wenn ſie eines Tages auf den Einfall kämen, parlamentariſch mit einander zu verhandeln, ſich gegenſeitig zu berathen, wenn der Rothſchild die Dogmen des Meſſias prüfte und der König über die Finanzpläne, der Meſſias über die Politik ſeines Genoſſen redete: ſie würden wohl anfangs wunderlich genug discutiren, aber ſie wären auf dem Wege der Beſſerung."

Man läßt ſonſt wiedergeneſende Irre unter ſich Theater ſpielen, um die Heilung zu fördern, ſollte man ſie nicht vielleicht auch ein bischen Landtag ſpielen laſſen? Die Frage lag dem ehemaligen Abgeordneten auf der Zunge; allein er ſprach ſie nicht aus; denn was er heute geſehen und gehört, riß ihn zu neuen, immer tieferen, ernſteren und doch erhebenden Gedanken fort; es war ihm, als begreife er jetzt erſt die Natur des Menſchen und des Volkes. Der Landtag kam ihm wie ein Bild des Lebens vor, und im Leben wie im Landtag ahnte er auf einmal die geſunde vermittelnde Kraft auch der Liebhaberarbeit; denn wenn derlei Arbeit auch halbe Arbeit iſt: ein Jeder ſollte ſie dennoch üben; verbunden mit dem Fachberufe macht ſie uns doch erſt zu ganzen Menſchen. Man fragt heutzutage ſo gar zu viel, was wir in einem Stücke *können* und ſo gar wenig, was wir in allen Stücken *ſind* als Geſammtnatur, als harmoniſche Perſönlichkeit!

Unſer „freireſignirter" Abgeordneter war ſeiner Zeit ſo gediegen geſchult worden, zuerſt auf dem Gymnaſium von

den Philologen, dann auf der Universität von den Historikern, daß er bisher geglaubt hatte, man könne Wissen nur erlernen, nun ahnte er zum erstenmale, daß man Wissen auch erleben kann, selbst wenn man's unter Narren erlebte!

Augenblicklich legte er den Maßstab seiner neuen Gedanken von der harmonischen Persönlichkeit und dem erlebten Wissen kritisch prüfend an seine fixe Idee vom Dilettantismus der Volksvertreter. Er hatte bisher immer nur gefragt, was ein Volksvertreter wissen solle, jetzt schien ihm die Frage viel wichtiger, was eigentlich ein Volksvertreter sei? Allein je gründlicher er nun das Wort, die Idee und die thatsächliche Verwirklichung der Volksvertretung untersuchte, um so wunderlicher schlug sein ganzer Standpunkt in's vollkommene Gegentheil um. Bis dahin hatte er sich selbst und seine sämmtlichen Landtags-Collegen für Erz-Dilettanten gehalten: jetzt kam er sich nebst Jenen gar nicht mehr dilettantisch vor. Dagegen dünkten ihm all unsere Wahlgesetze, unsere sämmtlichen für das Landtagswesen grundlegenden Verfassungsparagraphen wie ein ungeheurer Dilettantismus. Er war da wie eine geladene Mine, er mußte explodiren, er mußte sich im vollen Erguße aussprechen, aber nicht gegen den Irrenarzt — beinahe wäre er rückfällig geworden und hätte gedacht, was versteht so ein Doctor vom Staatsrecht! sondern gegen einen wirklichen Staatsmann.

Zum Glück war sein Oheim Minister außer Dienst, also erfahren in der Sache, als Minister; genügend objectiv in der Sehweite seines Standpunktes, weil außer Dienst, und geneigt, ihn geduldig anzuhören, als zärtlicher Oheim.

Bei nächster Gelegenheit hielt ihm der Neffe folgenden

Vortrag, dem der alte Praktiker anfangs ohne jede Zwischenrede folgte, weil er in dem Gedankengang ein gutes Symptom fand von der zurückkehrenden Vernunft des Neffen.

V.

„Beim Volksvertreter soll man nicht fragen, was er weiß, sondern was er ist. Denn er soll keine Wissenschaft vertreten, sondern das Volk, auch soll er zunächst kein Staatsmann sein, sondern ein Volksmann. Abgeordnete können Staatsmänner *werden*, aber sie *sind* es nicht.

Nun ist aber das Wort „Volksmann" jammervoll abgenützt, das heißt ein Wort, wobei man sich im Laufe der Zeit so vielerlei gedacht hat, daß man zuletzt gar nichts mehr dabei denkt oder im besten Falle etwas Verkehrtes. Abgenützte Worte muß man auf ihren ursprünglichen Begriff zurückführen, dann werden sie wieder neu. Ein Mann des Volkes wäre dann, wer des Volkes gute Art wie in einem verjüngenden Spiegelbilde darstellt, in einem Bilde, welches veredelt, indem es verkleinert und dabei doch getreu bleibt. Und wenn dann die Wähler sagten: dieser Mann sind *wir*, so wäre er der rechte Mann. Er wäre eben ein Meister der volksthümlichen Persönlichkeit und aus solchen Meistern entwickeln sich unter Umständen „öffentliche Charaktere."

Allein der „Mann des Volkes" bezeichnet dann doch eine große Gattung mit mannichfachen Arten, so mannichfach wie das Volk selbst in seinen großen Gruppen. Wir haben ein naives und ein gebildetes Volk im Volke. Setzen wir als äußerste Contraste einen ächten Kleinbauer und einen

Mann der höchsten Geistesarbeit: Beide können Volksmänner sein, aber wie verschieden sehen sie aus! Der Volksmann im Bauernkittel gibt nur den Charakter seines Standes in enger landschaftlicher Begränzung und sein politisches Verständniß reicht wohl kaum über die Gemeinde und den Gau, welchem er entstammt. Umgekehrt wird der hochgebildete Mann weittragende Resultate der nationalen Bildung in sich verkörpern, ja er gibt wohl noch mehr: seine Persönlichkeit trägt zugleich ein internationales Gepräge, sie manifestirt die Ideen, Ideale und Formen der gebildeten Welt. Bei ihm steckt vielleicht obendrein der Staatsmann im Volksmanne, während jener andere, in seiner Art gleich ächte Volksmann, kaum ahnt, was der Staat eigentlich ist und will. Bei all diesem schroffen Gegensatze sind Beide als Volksmänner darin gleichartig, daß Jeglicher in seinem Wesen sein Stück Volk charaktervoll zur Aussprache bringt. Keiner aber kann naiv gesittet und bewußt gebildet zu gleicher Zeit sein. Da gibt es also doch auch einen Spezialismus des Seins und Lebens und der erlebten Gesittungsresultate, aber einen Spezialismus ganz anderer Art als bei den Wissenschaften.

Der bloße Charakter des Volksmannes genügt jedoch noch nicht für die innere Berufung zum Abgeordneten. Dieser muß auch ein erlebtes Wissen besitzen. Der Volksvertreter soll das Volk kennen, nicht aus Büchern und Akten, sondern aus dem Leben. Quellenforscher der Volkskunde braucht er nicht zu sein, sondern vielmehr selbst eine Quelle für den Forscher. Vor allem kenne er jene Geheimnisse des Volkes, welche nicht statistisch faßbar, welche gar nicht in die Akten zu bringen

ſind. Wenn er einen Novelliſten entzückt und einen Bureaukraten ärgert mit ſeiner erlebten Volkskunde, dann iſt er der rechte Mann. Mancher Bauer thut's da dem Gelehrten zuvor; vielleicht kann er nur wenig bieten, aber dies Wenige iſt ganz ſein eigen. Die Bauern ſind eben auch Spezialiſten.

Uebrigens erwächst dem Abgeordneten durch ſeinen Eidſchwur, ſtets das Wohl des ganzen Volkes im Auge zu halten, ſtillſchweigend die Pflicht, daß er ſeine vielleicht nur ganz ſpezialiſtiſch erlebte Volkskenntniß zur allgemeinen erweitere. Er ſoll fortan mit dem ganzen Volke leben. Das gilt dem naiven Volksmanne ſo gut wie dem gebildeten.

In Italien haben die Deputirten freie Fahrt auf allen Eiſenbahnen. Einzelne Stimmen forderten dieſes Vorrecht auch für die deutſchen Reichstagsmänner als kleinen Erſatz der Diäten. Ich finde den Vorſchlag vortrefflich, nicht vom Standpunkte der Diätenfrage, ſondern weil man dem Volksvertreter alle Mittel bieten ſoll, auf's breiteſte und freieſte mit dem Volk zu leben und ſeine Zuſtände an Ort und Stelle zu beobachten. Kleinmeiſter werden einwenden, daß die Freikarte dann doch zu gar mancher luſtigen und nützlichen Fahrt gebraucht werden dürfte, bei welcher der Inhaber an nichts weniger als an's Volksſtudium denkt. Ganz gewiß! wir ſind allzumal Menſchen. Aber gerade deßhalb wird ſelbſt die freie Vergnügungsfahrt dem Volksvertreter die Frage in's Gedächtniß rufen, was ihn und die Kammer eigentlich vor dem Vorwurfe des Dilettantismus rette? Und auf ſeiner Freikarte wird er als ungedruckte Antwort leſen: die erlebte Volkskenntniß.

Der ganze Landtag wird mobil werden, an Ferientagen

wird man Abgeordneten in den hintersten Winkeln des Landes begegnen, wo man sonst kaum jemals einen gefunden hat. Und ich sehe im Geiste, wie man die Häupter des Parlaments, obgleich ihre Freikarte für alle Wagenklassen gilt, am sichersten in der dritten Klasse finden wird, weil sie da schon unterwegs das Volk am besten kennen lernen. In der ersten Klasse dagegen werden höchstens noch kranke und gebrechliche Volksvertreter Platz nehmen oder solche, die nach ihrer letzten Abstimmung nicht gerne von den Leuten gesehen sein wollen.

In einem Hauptstück blieben die meisten Abgeordneten übrigens doch immer Dilettanten. Sie sind (Fachmänner dieses Zeichens ausgenommen) keine gründlich vorgebildeten Juristen und Verwaltungsleute, sie kennen die Technik des Staates nur lückenhaft oder obenhin. Da bleibt dann gar nichts übrig, als daß sich der Einzelne bemüht, im Gang der Verhandlungen so viel Staatskunst zu erlernen, als er kann. Kein Mensch kommt immer und überall über den Dilettanten hinaus und wenn er sich auch in den engsten Beruf einspinnen wollte.

Hierüber möge der unstudierte Abgeordnete nur gleich einmal bei den gründlichst studierten Beamten nachfragen. Auch diese sind Dilettanten, nur auf einer andern Seite. Der ungelehrte Volksvertreter ist zuerst ein Kenner des Volks und sucht sich nachträglich, so gut es eben gehen will, in die politische Fachkenntniß einzuschießen. Der Beamte ist zuerst theoretisch und technisch geschult und ringt hinterdrein nicht minder mühevoll nach erlebter Kenntniß der Volkszustände. Und ach! das wird ihm oft so schwer am Schreib-

tisch! Wo also der Eine Fachmann, da ist der Andere Dilettant und umgekehrt. Jener geht durch's Leben zur Schule und Dieser durch die Schule zum Leben.

Es war einmal ein König, der setzte aus seinem Privatsäckel einen Preis aus für denjenigen Beamten oder Candidaten des Staatsdienstes, der die Volkszustände irgend eines Bezirks am gründlichsten beschriebe. Einer seiner Minister fand diese Preisaufgabe sehr bedenklich und erklärte dem Könige, daß nur die schlechten Beamten (die Dilettanten) sich mit solchen Studien befaßten. Der König aber ließ sich nicht beirren, und der Erfolg gab ihm recht. Denn ein wenig bekannter junger Mann gewann den Preis und that sich, einmal erkannt, binnem kurzem im Amte so hervor, daß er nach vierzehn Jahren selber schon um ein Haar Minister geworden wäre; der Minister aber war inzwischen längst gefallen, und zwar etwas unangenehm. Das ist eine lehrreiche und wahre Geschichte."

VI.

So sprach der ehemalige Abgeordnete zu seinem staatsmännischen Oheim, und dieser hörte ihm mit Behagen zu. Schien es doch, daß die Gespensterseherei des Dilettantismus vollends von dem armen Neffen gewichen sei.

Um ihm aber noch ein wenig auf den Zahn zu fühlen, fragte er denselben, halb im Tone des Scherzes, halb des Ernstes, ob er nach dieser inneren Umkehr nun nicht wieder als Wahlcandidat auftreten wolle? „Der Zeitpunkt ist günstig," so meinte der Oheim. „Eine Neuwahl steht be-

vor. Die Freunde, welche bei deiner Flucht von der Tribüne anfangs glaubten, du habest den Verstand verloren, erkennen jetzt vielmehr, daß du einer Zeitidee, dem weltbewegenden Spezialismus, dein Mandat heroisch zum Opfer gebracht. So würde ein Pietist den Pietisten imponiren, wenn er sich, obgleich der bravste Mann, doch für die sündhafteste Creatur und darum für unwerth irgend welchen Amtes erklärte, welches sittliche Kraft und reinen Wandel voraus setzt. Man bewundert deine tolle Entsagung, wie man im Mittelalter die entsagenden Reclusen und Waldbrüder bewunderte. Da aber die moderne Gesellschaft ebenso gewiß aus Rand und Band ginge, wenn sie aus lauter reinen Spezialisten bestünde, wie die mittelalterliche, wenn sie aus lauter Waldbrüdern bestanden hätte, so wird man auch rühmen, daß du jetzt doch wieder einen gewissen Dilettantismus gelten lässest. Denn wer es in dieser argen Welt zu etwas bringen will, der muß zuerst engherzig im Glauben und hinterdrein weitherzig in den Werken sein."

Der Neffe bat den Oheim, seinen Spott nicht zu weit zu treiben und erklärte dann: „Bei der Wahl entscheidet vor Allem die Partei. Ich habe mich als unzuverlässigen Parteigenossen gezeigt, da ich mich von meinen Scrupeln über die innere Berufung des Volksvertreters in einem Augenblicke überwältigen ließ, wo ich nur daran hätte denken sollen, das Gewicht meiner Gründe für die Partei geltend zu machen. Und also bin ich für immer unmöglich.

Aber wäre dies auch nicht, so würde ich doch niemals wieder ein Mandat annehmen. Denn ist gleich meine Dilettantenfurcht in Betreff der Abgeordneten zerronnen, so er-

ſcheinen mir dafür nunmehr unſere ſämmtlichen Wahlgeſetze deſto dilettantiſcher. Dieſelben Gründe, welche mir den Volksvertreter retten, ſind vernichtend für die Form der Zuſammenſetzung unſerer Kammern.

Das Volk ſollte eigentlich in ſeiner Geſammtheit parlamentariſch mitwirken an der Uebung der geſetzgebenden Gewalt, die universitas populi an der Gewalt circa universalia, wie Grotius bedeutſam ſagt. Da ein ſolches Parlament aber den Staatsbau zum babyloniſchen Thurmbau machen würde, ſo wählen wir eine Vertretung. Sie kann einzig und allein nur den Sinn haben, das Volk im getreu verkleinerten Auszuge darzuſtellen. Ich berufe mich auf Mirabeau. Er vergleicht die wahre Volksvertretung mit einer Landkarte, welche jede Hauptform der Bodenfläche in der entſprechend proportionirten Verkleinerung wiedergibt. So ſollen im Landtage nicht blos alle Elemente des Volkes überhaupt, ſondern auch in einer dem Urbilde gleichen Proportion vorhanden ſein. Vielleicht dürfte ein anderes Gleichniß noch anſchaulicher ſprechen als Mirabeau's Bild von der Landkarte. Ein Bildhauer, der eine verkleinerte Statuette der menſchlichen Geſtalt meiſelt, hat nicht blos Auge, Naſe, Mund und Arme und Beine vollſtändig wiederzugeben, ſondern auch im entſprechenden Ebenmaße, und wenn er die Arme doppelt ſo lang macht, wie die Beine und den Mund von einem Ohr zum andern, ſo repräſentirt das Bild eher einen Affen als einen Menſchen. Hat eine Volksvertretung, in welcher auf je drei Bürger und Bauern ein Advokat kommt, nicht etwa auch ein Geſicht, deſſen Mund von einem Ohr zum andern geht?

Nur wenn alle soziale Hauptgruppen des Volkes in richtig verkleinerter Proportion vertreten sind, ist das Volk vertreten, und nur dann auch ist die innere Berufung aller der so verschiedenartig gebildeten und befähigten Abgeordneten gerechtfertigt. Aber nach der sozialen Proportion der Kammer-Gruppen fragt heutzutage kein Mensch. Höchstens bemerkt man's als ein seltsames Resultat der Parteikämpfe, wenn etwa im bayrischen Landtag die Pfarrer derart vorherrschen, daß er fast wie ein halbes Concil aussieht, oder wenn in manchen kleinstaatlichen Landtagen die jugendlichen Accessisten und Referendare, welche man früher gar nicht auf den Abgeordnetenbänken gesehen, zeitweilig in einer Weise überwucherten, als ob das ganze Volk in den letzten Jahren das Staatsexamen bestanden hätte. Dagegen forscht Jedermann bei kaum halb bekannten Wahlen schon mit gieriger Hast nach einer Statistik der Parteien im künftigen Landtage. Und dabei begehrt Keiner, daß alle Parteien nach gerechter Proportion zur Geltung kommen, sondern ein Jeglicher wünscht, daß seine Partei ganz ausschließend das Feld behaupte. Wer denkt noch daran, daß der Landtag eine „Volksvertretung" sein solle? Er soll blos ein Werkzeug sein, die Pläne der eigenen Partei verfassungsmäßig durchzusetzen."

„Ist denn aber," fiel der Oheim ein, „die Aufgabe des Landtags nicht vorab eine politische? Und spricht sich die politische Ueberzeugung der Volksmehrheit nicht aus in dem Willen der herrschenden Partei?"

„Die politischen Parteien," entgegnete der Neffe, „sind flüssig und wechselnd. Sie kommen und gehen, steigen und

fallen rasch mit den wechselnden Ereignissen; eine schwebende Parteifrage, welche heute die Wahl entschied, kann in einem halben Jahre bedeutungslos geworden, die Parteigruppirung bis dahin völlig verschoben sein. Das Wahlmandat aber dauert viel länger. Soll die Volksvertretung blos die jeweilige Herrschaft der politischen Parteien darstellen, so müßte man die Wahlperioden ebenso wandelbar machen, wie die Parteien selbst sind, das heißt, nach jeder entscheidenden neuen Thatsache, welche die Partei-Combinationen ändert, müßten auch Neuwahlen eintreten. Dies führte jedoch nur zu Willkür und Verwirrung. Es gibt aber fundamentale Partei-Prinzipien, welche dauerhafter sind als die Einzelparteien. Diese Prinzipien, diese dauernden Wurzeln der Parteibildung ruhen in den sozialen Gruppen des Volkes, und so kann man von einer naiven und bewußten Macht des Beharrens, der Bewegung, des reformatorischen und revolutionären Fortschrittes reden, von Urmächten der Partei-Prinzipien, welche sich dauernd in der Gesellschaft verkörpern. Diese Mächte, diese sozialen Gruppen aber lassen sich statistisch gar wohl erfassen und einem Wahlgesetz zu Grunde legen, denn sie sind Gruppen der Arbeit, des Berufes und Besitzes, womit sich dann die minder greifbaren Unterschiede der Gesittung und Bildung im Großen und Ganzen von selber verbinden."

Der Oheim schlug ein Kreuz. „Da kämen wir ja zu ständischen Wahlen!"

„Dein Schrecken schreckt mich nicht!" rief der Neffe. „Kein vernünftiger Mensch denkt daran, die alten politisch privilegirten Stände wiederherzustellen. Aber, wenn man

sich gleich fürchtet, auch nur das Wort „Stand" auszusprechen, so gibt es doch nichtsdestoweniger moderne Stände, das heißt eben jene sozialen Gruppen des Volkes, welche durch die verschiedenen Stufen der Arbeit, des Besitzes und der Bildung bedingt sind. In diesen individualisirt sich das Volk, und wenn sie nach richtig verjüngtem Maßstabe im Landtage erscheinen, dann haben wir die wahre Vertretung des Volksganzen."

Der alte Staatsmann bemerkte kopfschüttelnd: „Diese Proportion könnte doch nur nach der Kopfzahl der einzelnen Gruppen ausgerechnet werden. Da aber die Aermeren und Ungebildeteren thatsächlich in der Mehrzahl sind, so würden die politisch rathlosesten und unselbständigsten Leute im Landtag herrschen, und das wäre dann doch der allerschlimmste Dilettantismus."

„Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!" rief der Neffe. „So machten's die Römer mit den Centuriat-Comitien nach ihrer Art, so das Mittelalter mit seinen Ständen in seiner Weise. Für unsere neuen Arbeits- und Bildungsstände müssen auch wir einen neuen Modus suchen. Da eröffnet sich freilich noch eine ganze Welt von ungelösten Fragen. Aber die Wenigsten nur achten's der Mühe werth, ordentlich über dieses brennende Problem zu sinnen, und man zerhaut lieber den Knoten durch das allgemein gleichheitliche Stimmrecht."

Der unermüdliche Opponent erwiderte: „Du opferst die praktische Politik einem Idol der abstracten Gerechtigkeit. Gibt es denn nicht auch leider recht starke Volksgruppen, die noch gar nicht reif sind für's Parlament? Sollen wir einer

unwiſſenden Bauernmaſſe, die ſich von fanatiſchen Pfaffen gängeln läßt, einer verblendeten Arbeiterſchaar, welche wühlenden Demagogen folgt, ſollen wir dieſen Leuten blos darum, mit Aufgebot alles Scharfſinnes, zahlreiche Plätze im Landtag ſichern, weil ſie wirklich ein charakteriſtiſches Element des Volksganzen bilden?"

— „Ganz gewiß! ſofern wir das Volk wirklich vertreten ſehen wollen in der Volksvertretung. Dabei können freilich ſehr unbequeme Elemente in den Landtag kommen; aber ganz unſchätzbar wird es trotzdem ſein, wenn die Regierung und die Parteiführer fortwährend gezwungen ſind, das Volk zu faſſen, wie es iſt und nicht wie ſie wünſchen oder ſich einbilden, daß es ſein möchte. Und wären die Bauern ſo verſtockt und die Arbeiter ſo durchwühlt, daß man ſie im Landtage fürchten müßte, ja daß ſie überhaupt noch nicht reif erſchienen für die thätige Theilnahme an unſerm hochfeinen Staatsleben, dann müßte eben die Regierung ſammt den gebildeteren Parteien die energiſchſten Mittel ergreifen, um jene Volksgruppen ſo zu bilden, daß ſie reif würden für den Staat und frei vom Einfluſſe nichtsnutziger Demagogen. Da hätten wir freilich zunächſt viele Unterlaſſungsſünden vergangener Zeiten gut zu machen, aber unſere Kinder würden's uns danken. Eine Parteivertretung, wie ſie gegenwärtig herrſcht, verlockt zur ſteten Selbſttäuſchung über das Volk; eine vollſtändige und richtig proportionirte Volksvertretung dagegen zwingt zur Volkserkenntniß, und dieſe iſt die Mutter einer wahrhaft praktiſchen Politik. Beide Theile werden dabei vom Dilettantismus errettet: die Abgeordneten, weil ſie darſtellen, was ſie ſind, und die Regieren-

den, weil sie neben dem erlernten Amtsberufe auch das Studium des Volkes erleben."

Der Oheim fragte, bis wann sich etwa diese glückseligen Zustände erfüllen sollten? und der Neffe antwortete: „Bis Anno siebenzig!" und setzte erläuternd hinzu: „Wenn wir in unserer Jugend etwas ganz Verschollenes bezeichnen wollten, sagten wir: das war Anno elf; und wenn wir etwas unabsehbar Künftiges voraussagten, so sagten wir: das wird geschehen Anno siebenzig — ad calendas graecas. Dieses volksthümliche Wort ist zur ächten Prophezeiung geworden. Eine ersehnte, aber in unabsehbare Ferne geschobene nationale Zukunft hat sich uns Deutschen urplötzlich erfüllt Anno siebenzig. So wird auch für jene sozial-politische Cardinalfrage einmal ein Anno siebenzig kommen."

Der Oheim wünschte aber doch vor diesem etwas dunkeln Termin noch genauer zu hören, wie sich der Neffe die richtige Proportion der Volks-Elemente wenigstens in seinen Gedanken aufbaue?

Dieser aber entgegnete: „Wir leben seit der ersten französischen Revolution in einer neuen Welt, und Alles, was sich im modernen Staat und der modernen Gesellschaft seitdem auf den Trümmern des Mittelalters in wunderbar raschem Wachsthum neu erhoben hat, ist erst der Anfang eines Anfangs. Und inmitten dieser unreifen, gährenden Anfangs-Gebilde gilt es mir, der ich kein Staatenlenker bin, vor Allem, beobachtend die Diagnose zu stellen. Hier bin ich wieder Spezialist, ein Mann der getheilten Arbeit. Auf den großen Universitäten haben wir Aerzte — zumeist Anatomen — welche als bloße Diagnostiker prakticiren.

Man ruft sie zum Consilium in schweren Fällen. Sie untersuchen blos Natur und Sitz der Krankheit, aber sie verschreiben kein Recept. Und die tüchtigsten Heilkünstler andererseits wissen die Meisterschaft in der Beschränkung, wie sie jene Collegen gewinnen, gerade am höchsten zu schätzen und auszunützen. Leider folgt man bei unsern politischen und sozialen Krisen nur selten diesem Muster. Wer flugs Recepte schreibt, die der Schule oder Partei behagen, der gilt für einen eminenten Geist, aber wer seinen ganzen Scharfsinn auf die objective Diagnose beschränkt, den beachtet man selten und schätzt ihn noch seltener, weil er jeder Partei unangenehme Thatsachen enthüllt. Und um nun die Angst vor dem Dilettantismus zunächst bei mir selber dauernd zu bannen, werde ich nie wieder ein Landtags-Mandat suchen oder annehmen, sondern nach meinen bescheidenen Gaben lediglich in der Diagnose des Staates und der Gesellschaft Beiden zum Dienste beflissen sein."

Hier kam das Gespräch zu Ende, wenn auch nicht zum Schluß.

Im Stillen aber hatten die zwei Männer jetzt ihre Rollen getauscht. Der Landtagsdilettant hielt nun den praktischen Staatsmann für einen Dilettanten, und dieser den neugeborenen Spezialisten, der nur das allernächste Praktische wollte, für einen ganz unpraktischen Doctrinär.

Vielleicht hatten Beide gleicherweise recht und unrecht.

Die Leiden der kleinen Minister.

(1865 und 1872.)

I.

Vor hundert Jahren war der Fürst absolut; — heute ist seine Gewalt eine verfassungsmäßig beschränkte. Darum meinen Viele, der Fürst sei es, welcher im modernen Staat die schwerste Einbuße an Macht und Ansehen erlitten habe. Das ist aber nicht der Fall: die schwerste Einbuße traf den Minister. Die Fürsten regieren jetzt zwar etwas weniger als zu unserer Großväter Zeit; allein dafür ist es ihnen auch leichter gemacht, gut zu regieren; ein Minister aber ist selten mehr so mächtig, so einsam hochgestellt wie weiland seine Amtsvorgänger und demungeachtet ist es heutzutage viel schwerer Minister zu sein.

Ja ich glaube, wenn die constitutionelle Form dereinst einmal zerbröckelt, um nach ewigem Gesetz einer bessern Platz zu machen, so wird der Bruch beim Minister erfolgen. Man wird noch Fürsten finden, welche constitutionell regieren, Landtage, welche constitutionell verhandeln können, aber keinen rechten Minister dazu. Der Minister ist die schwache Stelle im Organismus, die pars minoris resistentiae, wie

die Aerzte ſagen, und in dieſer pars lauert der Tod bei den Menſchen, wie bei den politiſchen Syſtemen.

Iſt denn aber nicht gerade jetzt der mächtigſte Mann, in ganz Deutſchland ein Miniſter? Hat nicht Fürſt Bismarck, der Miniſter, den deutſchen Bund über'n Haufen geworfen und das neue Reich geſchaffen, ja eine neue Rangordnung für die Reiche Europas? lauſcht man nicht ſeinen Worten in Beifall, Widerſpruch, Freude, Jubel, Aerger, Zorn, Furcht und Hoffnung wie einem Orakel?

Gewiß! Allein kein Menſch wird eben auch Bismarck das ſchulgerechte Beiſpiel eines conſtitutionellen Miniſters nennen. Er verſinnbildet uns keine Gattung, denn er iſt eine Gattung für ſich, — er iſt vor allen Dingen Bismarck. Und damit er dies werden konnte, bedurfte es eines ganz außerordentlichen Zuſammentreffens von Vorbedingungen, wie ſie ſich in hundert Jahren nicht wieder verketten. So mag er wohl ein Mann ſeiner eigenen Kraft und ſeiner Zeit heißen, aber ein Mann ſeines Amtes iſt er gewiß nicht. Ich meine, Bismarck hat ſich den Miniſter gemacht, wie er ihn brauchte, aber der Miniſter hat nicht ihn gemacht. Er ſtieg empor und ſteht als Dictator des Portefeuilles. Wer das Königthum ſchildern will, der nimmt ſich nicht Cäſar zum Muſter, und wer von den „Leiden der kleinen Miniſter" ſpricht, der denkt nicht an Bismarck, welcher ſeine beſonderen Leiden für ſich haben mag. Suum cuique.

Vor zwanzig Jahren hätte man einen ſolchen Miniſter, weder erwartet noch für möglich gehalten nach der conſtitutionellen Schablone. Ob und inwieweit der Reichskanzler dieſe Schablone zerſprengen wird, das mag die Zukunft lehren:

ich sehe hier von allen persönlichen Ausnahmen und von allem Zukünftigen ab und halte mich nur an die Regel und an die Gegenwart, an solche Minister, welche man erwartet und für möglich hält, an die Minister vom Normalmaß. Ich blicke überhaupt zunächst nicht auf die Meister der äußeren Politik in den großen Reichen, sondern auf die Lenker der häuslichen Politik in den kleineren Staaten. Jemehr die Staaten das Mittelmaß haben, um so normaler sind zumeist die Minister.

Die Leiden dieser Normal-Minister aber laufen mir in zwei Thatsachen zusammen, die ich als Fragen formuliren will:

„Warum imponirt die Ministerwürde den Leuten heutzutage nicht mehr halb so stark, wie in der absoluten Zeit?“ — und —

„warum ist es so schwer als tadellos correcter und doch zugleich bedeutender, schöpferischer Minister zu walten?“

Die erste Frage streift scheinbar nur die Oberfläche und doch greift sie tief, denn sie greift in die dunkle Machtsphäre der öffentlichen Meinung. Die zweite klingt, nach dem strengen Wortsinn, fast wie ein logischer Widerspruch, und doch wurzeln gerade die ärgsten Leiden des Ministers darin, daß sie angesichts der Thatsachen nur allzu logisch ist.

II.

„Der kann's noch zum Minister bringen“ — pflegte man sonst von einem gescheidten Jungen zu sagen, welchem man das Höchste zutraute. Dat Justinianus honores: jeder Student der Rechte trägt ein kleines Zukunfts-Portefeuille

in der Collegienmappe: „der Minister“ bezeichnete sprüchwörtlich das letzte Ziel des Ehrgeizes für Jeden, der nicht etwa als Prinz geboren war, oder unter die Soldaten ging um Feldmarschall zu werden.

Nun hat aber der Glanz der staatsdienstlichen Laufbahn überhaupt schon bedeutend abgenommen; wir sind viel staatlichere, staatsbegeistertere Leute als unsere Väter, Macht und Ansehen des Staates ist gewachsen, aber der Ehrgeiz nach Staatsämtern sank in gleichem Maße. Der Zauber des „Anstellungsdekretes“ und der „Beförderungen“ verblich gar bedeutend, und wenn sich Einer dann doch etwas Rechtes wünschen dürfte, so möchte er vielleicht lieber Rothschild oder Krupp, Humboldt oder Cornelius werden, als Minister. Selbst innerhalb des engeren Rings des bureaukratischen Ehrgeizes ist der Ministerposten nicht gar so verlockend mehr wie vordem. Einem jungen Rechtspraktikanten, der gestern sein zweites Examen ruhmvoll bestanden hat, erscheint eine gütige Fee im Traume und bietet ihm die Wahl zwischen sämmtlichen höchsten Staatsämtern. Er ist ein kluger Junge, darum greift er nicht nach dem Minister-Portefeuille, sondern bittet vielmehr, als Präsident des obersten Gerichtshofes oder der Oberrechnungskammer morgen aufwachen und also fortan in „Muße mit Würde“ leben zu dürfen. Wäre er von Adel, so hätte er sich vielleicht auch einen schönen Gesandtschaftsposten ausgesucht, die leider immer seltener werden.

Zur höchsten Würde eines Amtes gehört, daß es für die allermeisten Menschen schlechthin unerreichbar ist; so denkt, so empfindet das Volk. Der Philosoph freilich lacht über diesen Satz, aber die öffentliche Meinung philosophirt nicht.

Als neben dem einen Fürsten noch der eine Minister stand, da war der Minister selber noch hoch gefürstet, ein kleiner Erdengott neben dem größeren, der Mond neben der Sonne. Nur ein Cavalier aus gutem Hause konnte überhaupt daran denken, Minister zu werden, in tausend Fällen wurde er's aber doch nicht. Das war zu der Zeit, wo man noch wirkliche Zöpfe trug.

Wenn einer jener einsam hochgestellten alten Minister aus dem Grabe wieder erstünde, er würde staunen über die große Menge von Collegen, welche er bekommen hat! Die Zahl der Fürsten ist seit sechzig Jahren immer kleiner geworden, die Zahl der Minister immer größer. Kleine Länder, in welchen der Fürst unter Beihülfe etwa eines Regierungsdirectors sein eigener Minister war, haben jetzt einen, wohl gar mehrere ordentliche Minister. In den größeren Staaten vervielfältigte man die Zahl der Ministerien nach dem belobten Grundsatze der Arbeitstheilung, und so gibt es jetzt Minister des Aeußern, des Innern, des Cultus, des Unterrichts, des Krieges, der Justiz, der Finanzen, des Handels, der Landwirthschaft, der öffentlichen Arbeiten, der Marine, der Colonien u. s. f. Die meisten dieser Aemter hatten vor hundert Jahren bescheidnere Titel, sofern sie überhaupt existirten. Es ist aber an sich kein Ministerluxus, wenn sich die Zahl der höchsten Behörden im größeren constitutionellen Staate gemehrt hat gegenüber dem absoluten Staate. (Obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Großstaatssucht manches Kleinstaates auch in Luxusministern Erhebliches leistete.) Seien wir gerecht. Die vertiefte und geregeltere Leitung des Staatsorganismus heischt mehr selbständig leitende Per-

sönlichkeiten, und je schärfer die Verantwortung des Ministers, um so weniger kann Ein Mann dieselbe für die verschiedensten Geschäftszweige so in Bausch und Bogen durchführen. Mit der Vielheit der Minister-Excellenzen verblich dann aber natürlich auch ein gut Theil jenes Nimbus, der früher das Haupt der einsam hoch oben thronenden einzelnen Excellenz umgab. Der Grund ist etwas gar zu menschlich; doch eben darum entspricht er so ganz der kindlichen Naivetät der öffentlichen Meinung. Vor Einem Gott und Einem Teufel hat man auch mehr Respect als vor vielen Göttern und Teufeln.

Es war vor vierzig Jahren. Der „dirigirende Haus- und Staatsminister," der einzige Minister meines Vaterländchens war gestorben: da mußte die ganze Staatsdienerschaft wochenlang einen Flor um den linken Arm tragen. Wie ein halbgefürsteter Mann hatte der allmächtige Minister neben dem wirklichen Fürsten gestanden.

Der moderne Minister steigt geschwind und fällt oft noch geschwinder. Es gibt heutzutage mehr Minister als vor hundert Jahren, aber noch viel mehr gewesene Minister, — „Alt-Minister," würden die Schweizer sagen — lebendige Zeugen ministerieller Wandelbarkeit. Die lebenslänglichen Minister sind äußerst selten, und die Sterblichkeitsziffer der Minister ist vielleicht die günstigste unter allen Ständen, nicht weil die Constitution des Staates der Constitution der Minister so zuträglich wäre, sondern weil sie ihrer Amtsdauer so gefährlich ist. Wenn man vier Jahre für die Durchschnittsdauer eines modernen Ministerpostens setzt, so ist die Ziffer eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. In der vormärzlichen Zeit erzählte man von ein- bis zweitägigen österreichischen

Provinzial-Landtagen, als einem die Regierung des Kaisers Franz charakterisirenden Staatscuriosum; in der nachmärzlichen Zeit dagegen ging die Sage von einem einstündigen bayerischen Minister, und Ministerien, deren Lebensdauer nur nach Monaten zählte, gab es ja seit 1848 schon gar viele. Jedenfalls hat die stätig lange Dauer der Landtage in demselben Maße zugenommen, als die Stätigkeit der Portefeuilles abnahm. Dem ewigen Landtag entspricht der Eintags-Minister. Es gibt Staaten, in welchen die „Ministerkrisis" der regelmäßige Zustand ist, ein gesichertes Ministerium die Ausnahme.

Möglichst lange und ununterbrochen Minister zu sein, wohl gar durch ein ganzes Menschenalter wie Herzberg und Metternich, das gereichte früher zum besondern staatsmännischen Ruhme. Heutzutage wäre ein solcher Ruhm von vornherein etwas verdächtig. Denn da ein rechter constitutioneller Minister mit seinen Grundsätzen stehen und fallen soll, die leitenden politischen Grundsätze aber bei Fürst und Volk dermalen äußerst geschwind zu wechseln pflegen, so glaubt man von einem allzu langlebigen Minister gar leicht, daß sein einzig leitender Grundsatz nur der gewesen sei, um jeden Preis Minister zu bleiben.

Die kürzere Dauer der Ministerien zeigt also an, daß man dieses hohe Amt heute feiner, idealer und selbstloser auffaßt, und während es sonst ein leuchtendes Ziel des Ehrgeizes war, kann die Annahme desselben dem unabhängigen Manne jetzt oft genug als ein Opfer erscheinen, welches er dem Gemeinwohle bringt. Als das erste deutsche Reichsministerium von 1848 in Folge des Parlamentsbeschlusses

über den Malmöer Waffenstillstand abgetreten war, und keine neuen Minister zur Vollziehung jenes Beschlusses sich finden wollten, sprach der Abgeordnete Eisenmann die mannhaften Worte: „Es steht dem Reichsverweser frei, aus der Reihe der Mehrheit einen Jeden zum Minister zu nehmen, sei es auch nur auf sechs Stunden, um den Beschluß auszuführen; und ich erwarte es von der Vaterlandsliebe eines jeden Mitgliedes, daß er fern von aller persönlichen Eitelkeit sich dazu hergebe und sollte er auch nur als eine Schreibmaschine erscheinen. Ich wenigstens bin dazu bereit.“ Es erregte damals viele Heiterkeit, daß der treffliche Mann im Feuereifer sich selbst anbot als Schlachtopfer für ein sechsstündiges Ministerium. Allein in dem komischen Extrem liegt hier doch eine ernste Wahrheit geborgen. Der Minister des constitutionellen Fürsten ist größer geworden als der Minister des absoluten in dem Opfer der Selbstentsagung und in den Pflichten und Lasten, die ihm auferlegt wurden, nicht in den Rechten und der Macht. Die Masse aber hat allezeit blinderen Respekt vor den Leuten, welchen große Rechte als vor jenen, welchen große Pflichten zugetheilt sind.

Der Minister ist der oberste Beamte; trotzdem sitzt er unsicherer auf seinem Sessel als die ihm untergebenen Staatsdiener; denn er kann von oben und unten her gestürzt werden, durch die Ungnade des Fürsten, wie durch die Opposition der Kammer. Den andern Beamten droht die Ungnade doch gewöhnlich nur von einer Seite. Ein Minister alten Styls kam wohl auch mitunter zu jähem Fall und es sind in der absoluten Periode verungnadete Minister geköpft worden, eingesperrt, in Schanden fortgejagt, was heutzutage in nor-

malen Friedenszeiten wohl kaum mehr zu befürchten steht. Dies war dann aber ein tragisches Geschick, dessen Knoten meist geheimnißvoll sich geschlungen hatte, dessen letzter Schlag oft ganz ungeahnt zermalmend über den Schuldigen oder Unschuldigen hereinbrach, und wenn der Minister auch ein Leuteschinder gewesen, und das Volk aufathmete, daß es ihn losgeworden, so kam es doch vor Staunen über den Sturz des mächtigen Mannes zunächst nicht zur kleinlichen Schadenfreude. Den constitutionellen Minister dagegen sieht man ganz allmählich schwanken und wackeln, berechnet öffentlich wie lange und wodurch er sich noch halten könne und macht ihm zum Voraus den Proceß in der Zeitung, schwarz auf weiß; man verfolgt die Sache wie einen spannenden Neuigkeitsstoff, nicht wie eine dämonisch aufwachsende Tragödie, und wenn der Mann zuletzt dann wirklich fällt, so wird er ja auch nicht geköpft, sondern er wird Gesandter oder Regierungspräsident, und das Publikum ist auch nicht erschüttert, sondern es räsonnirt, spottet, ärgert sich oder lacht schadenfroh, je nach Umständen. Der Fall eines Ministers hat das Imposante verloren, wie die Ministerwürde selbst.

Selten werden die Schwächen und Fehlgriffe eines Beamten öffentlich gerügt; nur der oberste Beamte, der constitutionelle Minister sieht jede Blöße, die er sich gab, sofort vor die Oeffentlichkeit gezogen, und kein Mensch hat sich so ununterbrochen zu rechtfertigen und zu vertheidigen, wie ein Minister. Das ist nothwendig und soll so sein, aber angenehm ist es gerade nicht und ehrfurchtgebietend ebensowenig.

In der alten heimlichen Zeit faßte man den Minister zunächst unter dem Gesichtspunkte seiner Macht und seines

Glückes; in unſern öffentlichen Tagen dagegen unter dem Geſichtspunkte ſeines Talentes und Charakters. Kein gebildeter Mann wird zweifeln, daß der letztere Geſichtspunkt der innerlich würdigere und höhere ſei. Die ſtäte kritiſche Beleuchtung macht hundert gewöhnliche Miniſter bei der Maſſe klein, um eine bedeutende Perſönlichkeit auf dieſem Poſten dem bildungsſcharfen Auge deſto größer erſcheinen zu laſſen. Der ſeltene ächte Miniſter gewinnt perſönlich bei dieſer Kritik, die Autorität der Miniſtergattung verliert. Und trotz aller demokratiſchen Ideen bleibt das Volk doch immer autoritätsſüchtig und autoritätsbedürftig und mißt, gleich den Frauen, den Mann vielmehr nach dem Amte als das Amt nach dem Manne.

„Miniſter" iſt ein demüthig ſtolzes Wort; es bedeutet einen Diener ſchlechtweg. Als die rechtsgelehrten Kanzler den abſoluten Fürſten läſtig wurden in ihrer wiſſenſchaftlichen Ueberlegenheit und Selbſtändigkeit und andererſeits nicht mehr vornehm genug erſchienen in ihrer meiſt bürgerlichen Herkunft, ſetzte man adelige Miniſter an ihre Stelle. Der Miniſter ward als Cavalier Staatsmann, wie der Kanzler als Gelehrter. Und wenn die Miniſterialität — vornehmer Herrendienſt — im Mittelalter eine Quelle des niederen Adels geweſen war, dann brauchte ſich der Edelmann, welcher großen Herrn im höchſten Amte diente, im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch des Diener-Namens — Miniſter — nicht zu ſchämen.

Nun diente aber dieſer alte Miniſter einem Herrn, dem Fürſten, der moderne Miniſter dagegen ſoll zwei Herren dienen, dem Fürſten und dem Volke, und an dieſen Doppeldienſt erinnert ihn der neue Name „Staatsminiſter." Der

alte Minister warb um den Dank seines fürstlichen Gebieters, und Herrengunst zu gewinnen ist schwer; der moderne Minister wirbt aber auch um den Dank der öffentlichen Meinung, und Volksgunst zu gewinnen ist noch schwerer; beiderlei Gunst aber mit einander zu verbinden, das ist das allerschwerste. Und doch soll's jeder rechte „Staatsminister."

Sind die Minister tüchtig, so rechnet man's dem Fürsten zu gut, daß er so treffliche Minister berufen hat und ertragen kann, sind sie schlecht, so rechnet man's ihnen selber an. Staatsrechtlich ist der constitutionelle Minister verantwortlich für den Fürsten, in der öffentlichen Meinung wird der Minister aber gar oft auch da zum Sündenbock für des Fürsten Thun und Lassen, wo es sich um gar keine staatsrechtliche Verantwortung handelt. Es ist unendlich leichter, ein populärer Fürst zu sein als ein populärer Minister.

Den Fürsten, auch wenn man ihn noch nicht gesehen hat, kennt man doch von Angesicht, weil man sein gut geschmeicheltes Bildniß an allen Wänden findet; dagegen erkennen wir wohl Minister, ohne ihnen persönlich vorgestellt zu sein, beim ersten Anblick, weil wir der ungeschmeichelten Karikatur ihres Gesichtes zum öftern schon im „Kladderadatsch" begegnet sind.

Wenn ein Minister aus Ueberzeugungstreue zurücktritt, so ist dies gewiß höchst ehrenwerth. Es bleibt ihm alsdann nur zweierlei übrig: entweder er begibt sich in den Schmollwinkel des Privatlebens, oder er widmet dem Staate auch fortan seine Dienste, nun aber nicht mehr auf dem obersten Posten. Das Letztere ist gewiß das Bitterste und aber auch das Ehrenwertheste. Allein wie Viele begreifen den Ruhm,

der unter Umſtänden für einen Miniſter darin liegt, daß er es nicht verſchmäht, rückwärts zu avanciren? Und wenn er nun vollends nebenbei auch um des Brodes willen zu einer geringeren Stelle zurückgehen, ja wohl gar unter einem Nachfolger dienen müßte, der ſein Gegner geweſen, der ihn geſtürzt hat? Das gereicht ihm nicht zur Schande, aber dem Miniſteramte hilft es auch nicht zum beſondern Glanze. Wird ein ſchlechter Pfarrer auf eine Strafpfarrei verſetzt, ſo heißt es, der Mann hat nichts getaugt; kommt dagegen der beſte gefallene Miniſter auf einen Strafgeſandtſchaftspoſten, ſo ſpricht der Philiſter: da ſieht man doch, wie luftig die Miniſterlaufbahn iſt.

Die Miniſter der abſoluten Zeit waren Vertrauensmänner des Fürſten, häufig ſogar deſſen Günſtlinge. Sie hatten, wie man anmuthig zu ſagen pflegte: „das Ohr des gnädigen Herren," waren ganze oder halbe Hofleute, ritten mit dem Fürſten ſpazieren, gingen mit ihm auf die Jagd und ſaßen an der großen Tafel. Der Goldſchein des Hofes, vor welchem der Unterthan damals noch ſo großen Reſpekt hatte, umleuchtete auch den Miniſter. Wenn ein Fürſt den Miniſter perſönlich nicht mehr leiden konnte, ſo verabſchiedete er ihn; ſo lange alſo der Miniſter wirklich feſt ſaß, konnte man doch wenigſtens annehmen, daß er die Gnade des Fürſten mitgenieße und austheilen helfe.

Das iſt jetzt häufig ganz anders. Nur wenige Miniſter ſind noch rechte Hofleute, auch wenn ſie von Adel wären; ſie können oft nicht einmal ordentlich reiten und waidgerecht einen Rehbock ſchießen, genießen auch keineswegs überall den täglichen Umgang des Fürſten. Der conſtitutionelle Miniſter

hat Manieren und Ideen des Bureaus, wohl gar parlamentarische Manieren angenommen; und wäre er auch eines Oberſthofmeiſters Sohn und in der Pagerie erzogen, ſo paßte er doch nicht recht in die Hofluft. Miniſter, welche zugleich ächte Hofleute und vollends Günſtlinge des Fürſten, ſind heutzutage eine große Rarität. Statt den Miniſter in ſein privates und perſönliches Vertrauen zu ziehen, geht der Fürſt demſelben umgekehrt wohl gar aus dem Wege. Er ſchätzt ihn, ehrt ihn, hält ihn vielleicht für unentbehrlich, aber er liebt ihn nicht. Denn wenn der Fürſt einen Mann ins Miniſterium beruft, ſo iſt damit doch keineswegs geſagt, daß dieſer nun gerade der Mann ſeiner freieſten Wahl, ſeines eigenſten politiſchen und perſönlichen Geſchmackes ſei. Durch eine Combination der Verhältniſſe wurde es geboten, daß der Fürſt aus ſehr wenigen möglichen Candidaten eben dieſen Mann wählte. Eine gebotene Wahl iſt aber immer eine ärgerliche Wahl, vorab für einen regierenden Herren. Der bloße Anblick ſeines Miniſters erinnert ihn daran, daß er den herrſchenden Parteien, der politiſchen Lage, der öffentlichen Meinung oder wie man's ſonſt nennen will, Zugeſtändniſſe habe machen müſſen. Kein Wunder, wenn er dieſen Anblick nicht öfter ſucht, als es nothwendig iſt. Der conſtitutionelle Miniſter iſt nicht bloß verantwortlich, ſondern auch unbequem nach oben und unten, der Sündenbock des Syſtems nach beiden Seiten: denn dem Fürſten ſowohl wie dem Parlamente zeigt er die Schranken ihrer Gewalt.

Hierzu kommt noch etwas Anderes, wodurch gar häufig der Miniſter dem Fürſten läſtig wird. Je reifer und reicher ſich das Staatsleben innerlich entwickelte, um ſo mehr ent-

ſagungsvolle Arbeit wird von dem Regenten gefordert. Der conſtitutionelle Fürſt muß weit fleißiger ſein als ſein abſoluter Vorfahr. Ungeachtet dieſer wie ein irdiſcher Herrgott über ſeinen Unterthanen waltete, ſo fand er doch für tauſend perſönliche Paſſionen breite Zeit; dem verfaſſungsmäßigen Fürſten ward ſie ſparſamer zugemeſſen, und die Ferien der Könige werden immer kürzer, gleich den Schulferien. Nun kommt der Miniſter als ein unangenehmer Mahner mit regelmäßigen, pedantiſchen, bureaukratiſchen Arbeiten und harrt und drängt auf Entſcheid und Entſchluß. Kein Wunder, daß der Fürſt dem Miniſter aus dem Wege geht, nicht darum, weil er Arbeit bringt, ſondern weil dieſe Arbeit gleichförmig zwingend, weil ſie *ſtrenges Tagewerk* iſt und keine Neigungsarbeit. Die alten Fürſten, welche arbeiteten was ſie wollten, nahmen ihre Miniſter mit, ſelbſt wenn ſie Vergnügungsreiſen machten; die modernen Fürſten, welche daneben auch arbeiten, was ſie müſſen, machen manchmal Vergnügungsreiſen, um ihre Miniſter los zu werden.

Ich ſagte, gar ſelten iſt ein Miniſter heutzutage Freund und Günſtling des Fürſten; ich füge hinzu: wenn der Vertraute eines Fürſten Miniſter wird, ſo erkaltet höchſt wahrſcheinlich die Freundſchaft. Zwar Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte kurze Zeit einen Miniſter, deſſen Freund er geweſen und geblieben iſt, den Herrn v. Radowitz. Und unmittelbar nachdem er ihn als Miniſter hatte entlaſſen müſſen, ſchrieb er ihm den berühmten Brief, welcher dem Freunde die unwandelbare ewige Treue des Freundes und den Schmerz über den nothwendigen Schritt des Königs in wärmſten Worten ausſprach. Zu dieſem rührenden Vorgange werden

sich aber wenige Seitenstücke in dem Leben moderner Staatslenker auffinden lassen. Und vielleicht konnte auch hier alles doch nur darum so geschehen, weil Friedrich Wilhelm zu vollen Herzens Mensch war, als daß er in voller Thatkraft König hätte sein können.

Wer persönlich den Fürsten beeinflussen will, der kann es heutzutage in der Regel weit besser, wenn er ein Hofcavalier ist, oder im Kabinette des Fürsten arbeitet, oder irgendwie in freiem persönlichem Verkehr mit demselben steht, als wenn er Minister wäre. Das war früher anders. Die Zeit der dienend herrschenden „Günstlinge" ist vorüber, aber die Zeit der wechselnden „Einflüsse" keineswegs. Mit dem Günstling des durchlauchtigen Herren konnte der Minister vielleicht sich verständigen, verbünden; er kannte und hatte hier seinen Mann; so gab es früher eine Kabinetsregierung *durch* den Minister; die kennt man im constitutionellen Staate nicht mehr oder sollte sie wenigstens laut der Verfassung nicht mehr kennen. Dafür gibt es jetzt Kabinetseinflüsse *neben* und *über* den Ministern, persönliche Einflüsse, die kein Gesetz fassen und beschränken kann, die aber den Ministern ihr Amt oft saurer machen als der widerborstigste Landtag.

Der Minister des absoluten Staates konnte so übermächtig werden, daß er die Eifersucht seines fürstlichen Herrn erregte. Ludwig XIV. wollte keinen Premierminister, weil ihm die Herrschergewalt, welche Richelieu und Mazarin vordem geübt hatten, zu deutlich vor Augen stand. Also selbst dieser unumschränkteste Selbstherrscher fürchtete sich zunächst vor den Ministern. Und nicht mit Unrecht. Denn Richelieu

hatte Alles gegen ſich gehabt; der König konnte ihn nicht leiden, der Hof wühlte gegen ihn, in den Parlamenten wie in der Bureaukratie ſah er ſeine Feinde: dennoch ſtand er als ein Diktator über Allen, lediglich auf eigenen Füßen, der abſolute Miniſter im abſoluten Staate.

Es gibt auch heutzutage noch mächtige Miniſter, aber abſolute Miniſter gibt es nicht mehr. So kann ein moderner Fürſt wohl oft genug eiferſüchtig werden auf die verfaſſungsmäßige Vollmacht, welche dem verantwortlichen Miniſterium verliehen iſt, aber ſelten auf die Perſon des Miniſters. Dieſe Eiferſucht gilt dann im letzten Grunde doch immer viel mehr jenem bureaukratiſchen Geſchäftsgange, mit welchem der Miniſter dem Fürſten läſtig fällt, und der Controle des Landtags, die der Miniſter reſpektiren und dem Fürſten oft zur unangenehmſten Stunde deutlich machen muß. Sie iſt eine Eiferſucht auf die Gliederung der Gewalten im conſtitutionellen Staate. Bei einem Miniſter wie Richelieu regierte der Diener den Herrn, und alſo wurde der Herr eiferſüchtig auf den Diener; der conſtitutionelle Miniſter dagegen ſagt dem Herren nur, wo ſeinem Regiment die negative Schranke des Geſetzes geſteckt iſt, und alſo wird der Fürſt blos eiferſüchtig darauf, daß ſein Diener ihm derlei Meinung ſagen kann und ſoll. Jene alte Eiferſucht zeugte für die größere Macht des Miniſters, jene moderne bekundet die ſchwierigere Pflicht desſelben bei viel geringerer Macht.

III.

Indem ich nun bisher unterſuchte, „warum ein Miniſter heutzutage den Leuten nicht halb ſo ſtark mehr imponirt als

in der absoluten Zeit," bin ich unvermerkt auch schon in die tiefere zweite Frage hinein gerathen, „warum es jetzt so viel schwerer geworden, als ein guter und vollends als ein bedeutender schöpferischer Minister zu walten?" Meine Hauptgründe für den Erweis dieser größeren Schwierigkeit habe ich mir jedoch bis hierher aufgespart und will sie jetzt erwägen und vortragen.

Der Minister thut nichts Wichtiges für sich allein. Als Diener seines Herrn und in dessen Namen handelnd, bedarf er zunächst der Uebereinstimmung mit dem Fürsten. Da müssen also zwei Köpfe eines Sinnes werden, und das kann in zwiefacher Weise geschehen.

Entweder hat der Fürst die schöpferischen Ideen, und der Minister übernimmt dieselben blos zur Durcharbeitung und Ausführung. Oder der Minister ist der eigentliche politische Kopf, er gibt den Ton an und entwirft die Pläne, welche er auch ausführt; der Fürst aber adoptirt dieselben und leiht ihnen den Nachdruck seiner Würde und Macht. Im einen Falle ist der Fürst sein eigener Minister, und der Minister ein bloser Bureauchef, kein Staatsmann; im andern beherrscht der Minister den Fürsten, welcher dann ein bloser Figurant wäre. Nur darf sich der Minister diese Herrschaft äußerlich nicht merken lassen. Beides aber kann recht und gut sein, je nach den Persönlichkeiten.

Nur ein dritter Fall, der jene zwei verbände, taugt nichts. Denn wollten Fürst und Minister gleicherweise aktiv, schöpferisch und original auftreten, so würden sie trotz aller Gesinnungsgemeinschaft alsbald hart aneinanderstoßen, und der Minister würde sich beugen oder abtreten müssen. Denn

er kann dem Fürſten nicht Concurrenz machen; er kann nur ſchlechtweg dienen oder dienend herrſchen, darum heißt er eben Miniſter.

Daß der Miniſter vor allem die Stimme ſeines Herrn gewinnen muß, iſt nun gerade nichts Beſonderes und kommt auch nicht blos im Verfaſſungsſtaate vor, ſondern in jeder Staatsform, wo es irgend eine Art von Miniſtern gibt.

Dagegen erwächst dem conſtitutionellen Miniſter eine neue und größere Schwierigkeit durch ſeine Stellung zum Landtage.

Hat er ſich mit dem Fürſten zurechtgeſetzt, ſo muß er ſich auch mit dem Landtage zurechtſetzen und zwar in zwiefacher Weiſe: er muß den Landtag mitarbeiten laſſen an ſeinen Entwürfen, und er muß ſich vor dem Landtage verantworten über ſeine Handlungen. Man ſpricht immer nur von dieſer Controle, wenn man der Leiden des conſtitutionellen Miniſters gedenkt. Einem ſchwachen Miniſter mag dieſe Controle läſtiger ſein als jene Mitarbeit; ein ſtarker Miniſter dagegen, ich meine ein ſelbſtändiger und ſchöpferiſcher Geiſt, wird ſich durch die Vorkritik, durch die Mitarbeit am Entwurfe, weit mehr eingeſchnürt fühlen, als durch die Nachkritik der Verantwortung für das Geſchehene.

Einſam, aus ſich und mit ſich allein, zeugt der Geiſt neue Gedanken und Thaten; Stoff ſammeln, Gegebenes ordnen und anwenden, Begonnenes fortführen mag man leicht in ergänzender Mitarbeit. Der ſchaffende Mann geht verſchloſſene Pfade, der arbeitende ſucht Arbeitsgenoſſen.

Man klagt über den Mangel an großen Staatsmännern. Unſere Zeit beſitzt aber doch das Zeug zu denſelben nicht

minder als eine andere und sie hat es bewiesen. Allein wir besitzen eine Staatsform, welche dem Einzelnen wehrt, eine große Schlechtigkeit auf eigene Faust am Staate zu begehen, und eben darum aber auch auf eigene Faust ein wahrhaftiger Held der guten Staatskunst zu werden.

Der ächte Staatsmann ist ein Mann der Idee und der That. Wer Gedanken im Kopfe hat und Nerv im Arme, der spricht wenig und handelt. Ganz besonders ungern aber wird er über das sprechen, was er thun will, und am allerungernsten gar verhandeln über sein Handeln. Ein constitutioneller Minister soll aber durchs Schreiben zum Reden, durchs Reden zum Thun, durchs Verhandeln zum Handeln kommen. Geduld ist das erste Erforderniß zum constitutionellen Minister, schlaghafte Energie zum großen Staatsmann. Eines schließt psychologisch das andere aus. In Zeiten der Noth, wo man dem Minister die Geduldsproben allseitiger Verhandlung gerne erläßt, wo man ihm von oben und unten williger ein Vertrauensvotum gibt, ist es darum am ersten möglich, daß auch ein Minister den Ruhm eines schöpferischen Genies gewinne. Der Freiherr v. Stein würde unter allen Umständen ein außergewöhnlicher Mensch gewesen sein, aber nur im Kampfe und Drange des nationalen Unglücks und der Erhebung ward er als Minister zugleich ein großer Staatsmann. Für einen Minister in Friedenszeiten war er viel zu hart und starr.

Zum berufenen Minister gehört eine so gar seltene Vereinigung von Eigenschaften! Man sollte also den seltenen Candidaten des Portefeuilles ohne weitere Rücksicht nehmen, wo man ihn findet. Hierzu hat der Fürst verfassungsmäßig

das Recht, er darf zum Miniſter machen, wen er will, und braucht durchaus nicht nach deſſen bisherigem Beruf, nach Amts- und Altersrang zu fragen. Aber dieſes Recht gilt meiſt nur auf dem Papier. Auf guten alten Adel ſieht man zwar ſelten mehr, dagegen wird bureaukratiſches Vollblut um ſo dringender gefordert. Nicht aber die „amtliche Laufbahn“ führt zum rechten Miniſter, ſondern das perſönliche Genie, welches ſich neben und über der Laufbahn aufſchwingt. Ein Künſtler-Genie ohne Amt läßt man wohl allenfalls in ſeinem einſamen Fluge gelten, aber beileibe kein Staatskünſtler-Genie mit dem höchſten Amte. Laſen wir doch in der Zeitung, daß man einem ergrauten Miniſter vorwarf, er habe ſeinerzeit das Gymnaſium mit der dritten Note abſolvirt, wie könne er nun Miniſter ſein wollen! Da wundert man ſich dann noch, wenn manchmal monatelang im ganzen Lande Miniſter geſucht und keine gefunden werden. Sonſt ſteigert die Seltenheit den Preis. Bei ſolch vergeblichem Suchen aber tritt das Gegentheil ein. Je länger man Miniſter ſucht, um ſo wohlfeiler werden ſie. Denn Jedermann weiß, daß man zunächſt nur in den Kreiſen ſucht, wo nichts zu finden iſt; aber wo etwas zu finden wäre — bei bedeutenden, unabhängigen Männern außer aller bureaukratiſchen und ariſtokratiſchen Linie, da wagt man nicht zu ſuchen.

Doch zurück zum Thema!

Analyſiren wir die Arbeitsleiden eines ſchöpferiſchen conſtitutionellen Miniſters noch etwas genauer. Er iſt, wie jede auf Produktivität angelegte Natur, ein Stück von einem Künſtler. Denken wir uns einen ſtaatskünſtleriſchen Plan, der ihm eigen gehört, der ſeine ganze Seele erfüllt. Er hegt

ihn mit dem Feuer, mit der Liebe des Künstlers für sein Kunstwerk. Allein obgleich er ihn in stiller Seele empfangen und ausgetragen, wird er doch gerne ein fremdes sachkundiges Urtheil darüber hören, sei es von seinen nächsten Beamten, oder von berufenen Leuten, die nicht Beamte sind. Kein Mensch hat alle Weisheit für sich allein mit Löffeln gegessen, und auch der originellste, selbstgewisseste Kopf schärft seine Gedanken an fremdem Denken. Ein anderes aber ist es beim Schaffen Kritik aufsuchen, oder beim Schaffen Kritik aufsuchen müssen.

Der Plan ist gereift. Er kommt nun vor den Fürsten, wohl auch vor den Staatsrath. Vielleicht setzt es jetzt bereits heftige Debatten. Allein mit Wenigen, bei denen doch meist vorweg ein verwandter Standpunkt vermuthet werden darf, debattirt sich's leicht. Fällt die Sache gleich hier, so kann man ohnedies nicht sowohl von Arbeitsleiden reden, als von vereitelter Arbeit. Ein langes Hin- und Herzerren, Aendern und Ausflicken wird in diesem Stadium selten zu befürchten sein; viel eher ein rasches Todtstimmen und Todtschweigen, als ein schleichendes Todtreden. Gesetzt auch, der Fürst oder sein Staatsrath erhöbe Widerspruch, so wird das doch nicht persönliche oder Parteiopposition sein, sondern ein sachliches Bedenken. Und dann hat es für den Vater einer neuen Idee immerhin großen Reiz, zum erstenmale und einmal alle Gründe für dieselbe ins Feld zu führen und die ganze Dialektik seiner Vertheidigung zu entwickeln. Aber mit dem einenmale ist's genug! Zweimal und sechsmal dieselben Gründe in eine andere Form zu gießen, ist trivialen Köpfen eine Lust, tieferen und thatkräftigen Denkern aber eine Last,

und je öfter ſie ihre Gedanken wiederholt darlegen müſſen, um ſo matter und trockener werden ſie's thun. Denn der feurige Geiſt ſtrebt inzwiſchen ſchon zu weiteren Folgegedanken.

Nehmen wir nun an, der Miniſter habe den Fürſten und den Staatsrath für ſeinen Entwurf gewonnen und bringe denſelben vor den Landtag. Hiermit beginnt dann für ihn erſt recht das eben bezeichnete Kreislaufen. Das bereits gründlich verfochtene Werk muß zunächſt zweimal weiter verfochten werden, nämlich im Ausſchuſſe und in der öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer, und dann vermuthlich noch zweimal in der erſten Kammer. Allein auch daran iſt es nicht genug. Der Plan ſteht vor der Oeffentlichkeit, alſo gilt es auch die öffentliche Meinung für denſelben zu gewinnen. Dazu bedarf man der Preſſe. Ein recht rühriger und geiſtvoller Miniſter aber ſchreibt ſeine wichtigſten Leitartikel ſelbſt, wenigſtens in einer ſolchen politiſchen Herzensſache, wie wir ſie hier vorausſetzen, oder er inſpirirt ſie ſo genau und individuell, als ob er ſie ſelbſt geſchrieben hätte. Alſo immer der nämliche Gedankenkreis in veränderter Form!

Welch eine Seelenpein ſechsmal das gleiche Korn zu dreſchen, welches doch nothwendig zuletzt Stroh wird! Ich könnte es dem Manne nicht verargen, wenn ihm ſchon bei der vierten oder fünften Apologie der Humor ankäme, ſein Werk zur Abwechslung auch einmal mit recht witzigen Gegengründen ſelber anzugreifen. Doch ein Miniſter darf kein Humoriſt ſein.

Allein wird er denn nicht auch in der Debatte des Landtages und der Preſſe manches Neue lernen, neue Geſichtspunkte gewinnen, Selbſtkritik finden in der mitarbeitenden

fremden Kritik? Ohne Zweifel wird ihm manche gute Lehre gegeben werden, nur ist leider der Augenblick, wo Jemand mit einem Plane vor die Oeffentlichkeit tritt, um denselben zur Annahme zu empfehlen, der ungünstigste für's Lernen. Auch pflegen Männer, die zu jeder Zeit bereit sind, Neues und Fremdes anzunehmen, zwar wohl große Gelehrte, aber selten große Staatskünstler zu sein. Das minder Vollkommene rasch und ganz durchzusetzen, wird dem Manne der That besser dünken, als über den besten hinterdrein eingeflickten Zusätzen den einheitlichen Guß zu verlieren und den rechten Augenblick zu verpassen. Die parlamentarische Debatte bietet fast immer lehrreichen Stoff für die Abgeordneten, dann für die nachträglich ausführenden Beamten, für die Professoren des Staatsrechtes, für das Volk und für alle Welt; ob aber wohl gerade der Minister, welchen die Debatte trifft, jemals sonderlich viel davon gelernt hat — —?

Ich setze nun voraus, daß die Sache den besten Gang nimmt. Die Mehrheit für den Plan des Ministers scheint gesichert und es handelt sich nur um einzelne Abänderungen. Ja ich nehme den allergünstigsten Fall: die Haupteinwürfe kommen von wohlwollenden und ebenbürtigen Gegnern, von welchen sich auch ein Minister ohne Verdruß soll widerlegen und belehren lassen. Dazwischen kommen dann aber ohne Zweifel auch Redner, von denen kein Mensch etwas lernt, und die halten meist die längsten Reden. Solche unfähige Salbader widerlegen und immer widerlegen müssen, ist für einen feinen Kopf oft qualvoller, als von berufenen Gegnern widerlegt zu werden. Und wenn sie der Minister auch nicht widerlegte, so muß er sie doch hören, und hört

er das Gerede nicht, ſo muß er's wenigſtens hinterdrein leſen; denn die ſtenographiſchen Protokolle ſind unerbittlich. Wie viel glücklicher iſt der Künſtler und Schriftſteller, welcher gar keine Kritik zu leſen braucht, und alſo fröhlich immer weiter ſchaffen kann!

Dazu geſellt ſich noch etwas Anderes.

Der Miniſter hat gerade ſo viel Redefreiheit wie der Abgeordnete, aber der Abgeordnete hat unendlich viel größere Freiheit der Redeform. Nicht kraft des Geſetzes, wohl aber kraft der Sitte. Der Abgeordnete darf den Miniſter mit allen Finten des Witzes, mit allen Seitenſprüngen des Humors angreifen; die gleiche Waffe ſchickt ſich nicht für den Miniſter, er ſoll nicht witzig ſein, ſondern allezeit voll Würde und Höflichkeit, und eine feine Ironie vom Miniſtertiſche gilt für anſtößiger als ein grober Spaß von den Abgeordneten-Bänken. Ein Miniſter, dem man ſcharfe Epigramme erlaubt, der die Waffe des Humors ſchwingen darf, ohne daß ſie auf ſein Haupt zurückfällt, iſt von vornherein ſchon mehr als ein bloſer Miniſter.

Der Abgeordnete packt wohl auch einmal den Miniſter perſönlich; doch wehe dieſem, wenn er nun ſeinerſeits auch mit Perſönlichkeiten dienen wollte! Er ſoll ſich ſtreng an die Sache halten, er ſoll maßvoll, ruhig, ſtyllos, objektiv reden, was doch häufig wirkungslos reden heißt; den Gegnern aber ſind alle Tonarten ſubjektivſter Styliſtik bequem, ja man rühmt ihre Rednergabe, wenn ſie die höchſten Intonationen und grellſten Modulationen anſchlagen. Der Miniſter ſoll vornehm reden, wie eine Denkſchrift, wie ein Protokoll, wie ein Buch; die Andern ſprechen wie's ihnen aus dem Herzen

quillt, mitunter auch im Volkston, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. So hat der vielgequälte Mann überall verdrießliche Arbeit; wie sollte er also sein Werk mit jener hellen Freudigkeit durchführen können, die man sonst so gern jedem schaffenden Geiste gönnt? Es ergeht ihm wie den Baumeistern: indeß der Bau aufsteigt, noch ein räthselhafter Rumpf, krittelt jeder Vorübergehende daran und zeigt, wie er's besser gemacht haben würde; steht das Haus aber schön vollendet, sind alle Räthsel gelöst, dann schweigt auch die Kritik, wo sie doch eben erst anfangen sollte zu sprechen. Und doch hat's der Baumeister noch besser wie die Minister; denn die ihm so dreinreden, haben wenigstens kein Recht zu ändern und müssen's bei den Worten bewenden lassen, sie dürfen ihm wohl die Freude am Werk verderben, nicht aber das Werk selber.

Im constitutionellen System gibt es Sicherheitsventile an allen Ecken. Der Landtag schützt den Minister vor der Willkür des Fürsten, und der Fürst schützt den Minister vor der Willkür des Landtags; nur vor der lähmenden Wirkung, welche in der doppelten Mitarbeit von Fürst und Landtag auf jedem genialen Werke eines Ministers ruhet, schützt ihn kein Mensch. Darum sind eben auch die genialen Minister so selten: ein unabhängiger Mann voll eigener Ideen und energischen Charakters wird sich nicht zum Portefeuille drängen, und übernimmt er dasselbe aus opferfreudigem Pflichtbewußtsein, so wird er wahrscheinlich zu allernächst seine Genialität zum Opfer bringen, das heißt für sich behalten müssen.

Zwei Krankheitsformen zeigen sich nicht selten bei Ministern in Folge jenes ungelösten Gegensatzes von Schaffens-

drang und Schaffensschranke. Entweder der Mann wird entsagend, verbittert, kleinmüthig und kleinmeisterlich und reibt seine Kräfte freudlos im gewöhnlichen Geschäftsbetriebe auf, welchen ein minder bedeutender Kopf viel besser besorgen könnte; — oder er wird ein Gewaltsminister, der mit dem Landtage trotzt, statt in Geduld mit ihm zu arbeiten, und wenn er die Opposition nicht mehr beugen kann, zuletzt wohl gar die Verfassung beugt, um schließlich in jenem Strome zu fahren und zu scheitern, der seiner gewaltthätigen Natur das freieste Fahrwasser bietet, nämlich in dem Strome der Revolution.

Also sollte ein genialer und vom kräftigsten Selbstgefühle erfüllter Mann wohl gar nicht Minister werden? Das behaupte ich nicht. Nur soll er als constitutioneller Minister in Friedenszeiten nicht genial sein wollen, und die Stärke seines Willens hauptsächlich dahin wenden, den Eigenwillen zu beugen und persönlichstem Ruhme stolz zu entsagen.

Am allerbequemsten sitzt ohne Zweifel die Mittelstellung eines Ministers der praktisch tüchtigen, ausdauernd geduldigen und ehrlichen Mittelmäßigkeit, die nichts Unrechtes und Verkehrtes thut, aber auch nichts Großes und Eigenstes zu thun begehrt. Gar oft bezeichnet der allgemeine Ruf dieses oder jenes parlamentarische Licht als den Minister der Zukunft. Derlei vorbestimmte Kandidaten des Portefeuilles sind meist die gewandten Führer einer an sich unbedeutenden Mittelpartei. Eben weil sie keine durchschlagende und eigenartige Politik verfolgen, wie die Führer der Rechten und Linken, vermögen sie bald nach rechts, bald nach links den Ausschlag zu geben ohne Untreue gegen ihre Ueberzeugung. Sie sind

allezeit „möglich", während es das Loos eines schöpferischen Kopfes ist, daß er zum öftern auch sehr „unmöglich" wird. Sie haben die Geduld, dutzendfache Mitarbeit zu ertragen, weil ihnen die Schaffensbegeistrung eigenster Ideen fehlt, ja ihre ganze Partei ist im Grunde nur ein Resultat der Mitarbeit der andern Parteien. Sie sammeln, vergleichen, wägen ab, vermitteln und machen im Landtag die gründlichsten Ausschußreferate, sie werden späterhin auch als Minister sehr gründliche Denkschriften ad majestatem schreiben. Sie können Meister in jener kleinen Politik werden, welche ein gut gehendes Staatswesen weiterhin treu und redlich im gleichen guten Gange hält. Aber Meister jener großen Politik, welche kühnen Muthes neue und bessere Wege sucht, werden sie gewiß nicht. Sie können ausgezeichnete Kammerpräsidenten abgeben, tüchtige Diplomaten, treffliche Verwaltungschefs, aber zu großen Staatsmännern, zu Ministern im stolzeren Sinn fehlt ihnen denn doch alles Zeug.

IV.

Der allgemeine Satz, daß die doppelte Mitarbeit des Fürsten und des Landtags lähmend auf dem schöpferischen Geiste eines Ministers lasten müsse, gewinnt jedoch nicht überall in gleichem Maße Geltung. Die verschiednen Stufen des Verfassungsstaates, die verschiednen ministeriellen Gebiete bedingen mancherlei Ausnahme und Unterschied.

Es gab eine Zeit, wo man den Eiertanz der kleinen Minister als einen wahren Triumph modernen Staatswesens pries. Das war in den Jünglingstagen des deutschen Ver-

faſſungsſtaates, in jener vormärzlichen Epoche, als die ſüdweſtdeutſchen Mittel- und Kleinſtaaten verſuchsweiſe conſtitutionell regiert wurden, derweil die beiden deutſchen Großmächte noch ablehnend und abwartend zur Seite ſtanden. Wer damals Kammer-Reden bewundern wollte, die man Thaten nannte, und Miniſter beobachten, die ſo ganz correct, daß ſie niemals recht zur That kamen, der ging nach Karlsruhe, Stuttgart oder München. Der Staat galt für muſterhaft, welcher regiert wurde, ohne daß man ſagen konnte, wer eigentlich regierte, der Miniſter für meiſterhaft, welcher gleich verantwortlich nach oben wie nach unten, moraliſch und politiſch gleich abhängig nach beiden Seiten leitete und diente, hart und weich war, allein ſchuf und mit Andern arbeitete, den Ton angab und in fremden Ton einſtimmte — Alles in einem Athem. Man ſah darin das wahre Geheimniß des Conſtitutionalismus. Und wenn die guten neuen Miniſter auch nicht mehr von der alten Autorität des Amtes umſtrahlt wurden, ſo genoſſen ſie doch den Ruhm, durch ſo geheimnißvolle Kunſt bald oben bald unten zu ſchweben und dennoch in der Verfaſſungstreue immer obenauf zu ſein. Der Conſtitutionalismus jener Zeit bot den Reiz, in der Idee vollendet zu erſcheinen und doch ewig unvollendet in der Praxis. Gerade dieſer Widerſpruch war feſſelnd — wie jedes Schulideal im Kampfe mit dem Leben. Und wir machten Schule in jener Zeit: die Nation lernte das neue Verfaſſungsrecht. Aber ſolche Schule taugt nur für Friedenszeiten.

Die achtundvierziger Märzſtürme kamen; ſie brachten uns die Märzminiſter, neue Männer, aber keine neue Miniſter-

gattung. Man hielt an dem vormärzlichen Ideal des constitutionellen Ministers fest, nur sollte es vollendet werden, eine „Wahrheit", wie weiland die Charte durch die Julirevolution. Die Märzminister gingen an dieser Wahrheit zu Grunde. Damals ward viel von „edeln" Ministern geredet und hinterher über diese „Edeln" gespottet, welche nichts zu Stande gebracht und, wie die verbitterte Opposition meinte, die Volkssache verkauft und verrathen hätten. In der That stand damals mancher wahrhaft edle Mann an der Spitze und fiel, weil er als ganz correcter Minister nach allen Seiten zumal blickte und mit gebundenen Füßen laufen wollte.

Wir leben in einer neuen Zeit. Man schätzt die Staaten nicht mehr nach dem feingegliederten, folgerechten Aufbau ihrer Verfassung, man fragt kaum noch nach dem individuellen Glück und Behagen der Bürger: man wägt die Staaten nach ihrer Macht. Auch die Ministerien, auch die Minister werden nach ihrer Macht gewogen. Es gibt Staaten mit wirklichen und Staaten mit bloßen Titular-Ministern. Die erstgenannten, die großen, selbständigen Nationalstaaten entfalten ihre eigenste Macht in der äußeren Politik: Staat gegen Staat. Darum besitzen sie auch zwei Ministerien, welche noch ganze Minister ertragen können: des Krieges und des Aeußern. Wir leben in Militärstaaten, während der reine Constitutionalismus eigentlich den Civil- und Friedensstaat voraussetzt. Hierin liegt ein Widerspruch, der sich vielfach verfolgen ließe; er offenbart sich unter anderm auch darin, daß die Heerverwaltung sich möglichst auf eigene Füße stellt und von parlamentarischer „Mitarbeit" wenig wissen

will. Die Civiliſten, welche ſonſt alles kennen und können, verſtehen vom Soldatenweſen ganz allein nichts, und die Disciplin des Heeres darf nicht parlamentariſch gelockert werden. Kraft dieſer zwei Sprüche bleibt der großſtaatliche Kriegsminiſter Herr im eigenen Hauſe.

Aehnlich der Vorſtand des äußeren Amtes. Der Verkehr von Staat zu Staat, von Macht zu Macht ſetzt häufig das Geheimniß voraus, noch häufiger perſönliche Schlagfertigkeit, augenblicklichen Entſcheid. Da kann man nicht vorher zwei Kammern befragen. Alſo wird zuerſt gehandelt und hinterdrein kommt die vollendete Thatſache vor den Landtag, welcher nach Umſtänden ſogar „Indemnität“ ertheilen wird. Indemnität iſt ein wohltönendes Wort für miniſterielle Ohren; denn es ſpricht die perſönliche Macht des Erfolges aus, welche auf dem Rechte des Erfolges gründet. Aber man hüte ſich vor dem Irrthum, als ob der Erfolg allein Anſpruch auf Indemnität verleihe. Erfolge, welche uns ein Anderer vorwegnimmt, während wir ſie doch ſelber hätten gewinnen oder wenigſtens mitgewinnen können, nehmen wir übel: wir verzeihen nur den Erfolg, welcher uns ſelbſt nicht erreichbar geweſen wäre. Mit andern Worten: nur der unerſetzliche Miniſter kann auf Indemnität kraft des Erfolges rechnen.

Das klingt faſt wie Machiavell. Allein wenn Machiavell heute ſein berühmtes Buch zu ſchreiben hätte, ſo würde er's überhaupt vielleicht nicht „vom Fürſten“, ſondern „vom Miniſter“ betiteln. Mit den hiſtoriſchen Beiſpielen, die er ſo trefflich zu verwerthen weiß, könnte er dann gleich bei ſeinem Landsmanne Cavour anfangen.

Die unersetzlichen Minister, die Männer ihrer eigenen Thaten und der Indemnität des Erfolgs sind heute nur noch denkbar im Ministerium des Aeußern eines Großstaates. Sie können dort sogar nach Innen selbstschaffend eingreifen, sofern und solange ihre Drohung, das äußere Amt niederzulegen, wenn man ihnen nicht überall willfährt, unwiderstehliche Kraft besitzt. Doch dies gehört nicht in das Kapitel von den Leiden der kleinen, sondern von den Freuden der großen Minister.

Als die Unterordnung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter ein Gesammtreich noch nicht durch die unwiderstehliche Wucht der Ereignisse geboten war, sondern nur erst als wünschenswerth erörtert wurde, sagte man den Kleinen zum Troste, es handle sich dabei ja blos um das Aufgeben der diplomatischen und militärischen Selbständigkeit. Hiermit würden ja die selbständigen Fürsten nicht mediatisirt. Das ist ganz richtig. Aber die selbständigen Minister wurden mediatisirt.

Nun ist aber den Einzelstaaten im deutschen Reich eine herrliche Aufgabe näher gelegt als je zuvor, eine Aufgabe, welche die segensreichsten Ziele in sich schließt. Der Bürde der großen Politik und des autonomen Heerwesens ledig, können sie sich um so gründlicher in die Pflege der heimischen Volks- und Landescultur vertiefen, rastlos wetteifernd, wer in Kunst und Wissenschaft, Industrie und Gewerbe, Verkehr und Landbau das Eigenste und Höchste leisten werde, je nach des Volkes und Landes Art und Bedürfniß.

Also wüchse dann den Ministerien der innern Verwaltung an Schaffenskraft und Ansehen gedoppelt wieder zu, was

die Ministerien des Aeußern und des Krieges verloren hätten?

Doch nicht ganz! Denn gerade auf dem Gebiete der Culturpflege erwartet den Minister des Innern die allergrößte Concurrenz. Die Culturpolitik ist durchaus nicht mehr Monopol der obersten Behörden wie in der bureaukratischen Zeit; je mehr die eigentlich politische Aufgabe der kleinen Landtage zusammengeschrumpft ist, um so thätiger werden auch diese hier eingreifen wollen. Der mächtigste Mitarbeiter des Ministers in solchen Dingen ist dann aber auch vorab der Fürst selber. So gut Karl August von Weimar in den schlechtesten Zeiten des alten römischen Reichs groß werden und zu einem nationalen Fürstencharakter emporwachsen konnte, ebensogut und noch viel leichter vermögen dies auch die Einzelfürsten in den ruhmvollen Tagen des neuen deutschen Reiches. Freilich hat sich unsre gesammte Geistesarbeit seit hundert Jahren viel mehr auf eigene Füße gestellt und bedarf also des fürstlichen Patronates weniger; dafür hat sich aber auch das Gebiet solcher Culturpflege weit hinaus über die bloße Kunst und Wissenschaft ausgewachsen, es ragt zugleich in das neue Land unserer wirthschaftlichen und sozialen Interessen. Und jenes alte Mäcenatenthum, welches sehr bequemerweise die schaffenden Meister nur durch Geld, Ehren und Titel förderte, verfängt freilich heutzutage auch nicht mehr viel. Geld und persönliche Ehren sind zwar angenehme Dinge, aber der rechte Mann schlägt es höher an, wenn der Fürst zunächst nicht ihn selbst, sondern das Heiligthum seiner Arbeit ehrt — durch redliches Mitarbeiten. Also soll z. B. der fürstliche Kunst-Mäcen vorab des eifrigsten und

vielseitigsten Studiums der Kunst sich befleißen, dann ehrt er die Künstler in der Kunst. Und ähnlich auf andern Gebieten. Das heißt: die hervorragendste Culturpflege setzt zugleich die hervorragendste Selbstthätigkeit des Fürsten voraus.

Da wird der Fürst aber auch — ohne allen Verstoß gegen die Verfassung — in diesen Dingen zuletzt sein eigener Minister. Was bleibt nun dann dem wirklichen Minister übrig, der hier jedoch genau genommen, gar nicht mehr der wirkliche Minister wäre? Auch auf diesem Gebiete, wo persönliche Liebhaberei und Neigung am liebsten sich geltend macht, verbleibt ihm zunächst das mitarbeitende Dienen, entsagungsvoller wohl gar noch als angesichts seiner Mitarbeit im Landtage und beim Reiche. Der kleine Minister muß der größte Meister im Dienen sein, der große Minister im Herrschen. Allein selbst der große Minister des Großstaates herrscht doch auch oft genug nur dienend, und auch der kleine behält, wenn er klug ist, immer noch etliche Fäden der Herrschaft in der Hand.

In vergangenen Zeiten machte das Amt den Mann; in unsern Tagen wird selbst ein kleiner Minister erst durch den Mann gemacht. Aber es dürfte noch schwerer sein, den Mann für den kleinen als für den großen Minister zu finden.

Dies lehrt ein Blick in die Leidensgeschichte der kleinen Minister.

Freie Vorträge

von

W. H. Riehl.

Zweite Sammlung.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1885.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieser „Freien Vorträge" sind nahezu zwölf Jahre verstrichen. Man hat mich inzwischen öfters gefragt, warum ich den zweiten Band nicht folgen lasse? und ich habe jedesmal geantwortet: weil ich allzu eifrig an demselben arbeite, weil ich fortwährend neue Vorträge gestalte und halte. Vor lauter Sprechen kam ich nicht zum Schreiben.

Zur genaueren Begründung dieser Antwort und zugleich um zu zeigen, daß auch ich nicht frei bin von der „statistischen Krankheit", bemerke ich nämlich, daß ich seit vierzehn Jahren 112 verschiedene Themen in 487 Wandervorträgen behandelt und in 106 deutschen Städten vor mehr als 180000 Zuhörern gesprochen habe.

Mit dem Professor in meiner Novelle „Das verlorene Paradies" darf ich darum wohl selber sagen:

Im Semester lehre ich an der Münchener Universität und in den Ferien in Deutschland. Denn meine akademische Thätigkeit ist durch die Ferienvorträge nicht beeinträchtigt, sondern gesteigert worden. Ueber das Verhältnis des Universitätslehrers, der seine Sache hoch und ernst greift, zu dem Wanderredner, der das Gleiche thut, habe ich mich im Vorwort zum ersten Bande dieses Werkes ausgesprochen. Meine Ansichten wurden inzwischen nur bekräftigt.

Solche Wandervorträge in den Ferientagen des Frühjahrs und Spätherbstes bergen einen wunderbar fesselnden Reiz für den Redner, sie üben einen Zauber der Erfrischung und Verjüngung, welchen nur derjenige ganz kennt, der ihn an sich selbst erlebt hat.

Um jene 487 Vorträge zu halten, unternahm ich 86 größere und kleinere Reisen, kreuz und quer durch die deutschen Lande, von Wien bis Emden, von Karlsruhe bis Danzig, von Posen bis Saarbrücken. Ich habe hierbei die deutsche Heimat — stets das liebste Objekt meiner Studien! — gründlicher kennen gelernt, als ich es sonst irgend vermocht hätte. Vielleicht gibt der erste Doppelvortrag dieser Sammlung hiervon Zeugnis.

Ich kam in alljährlich wiederholtem Verkehr mit Gesellschaftskreisen in Nord und Süd zusammen, die

sich sonst dem Reisenden verschließen, ich lernte Zustände kennen, die jener gar nicht zu Gesicht bekommt.

Viele treffliche Männer und Frauen wurden mir befreundet, denen ich außerdem niemals begegnet wäre.

Ich konnte das „deutsche Publikum", mannigfacher Art, studieren wie nur Wenige. Für einen Forscher meines Zeichens wiegt dies wochenlanges Bücherstudium auf, welches ich inzwischen vielleicht versäumte. Das Leben ist so gut eine Quelle wie Bücher und Pergamente.

Ich erkenne das Alles dankbar und bescheiden an als eine große Gunst des Glücks, die manchem Würdigeren schon darum versagt bleibt, weil ihm bei allem Geist und Gaben die Körperkraft mangelt und stets ungestörte Gesundheit. Und Beides ist für derlei Beginnen die erste Voraussetzung.

In unserer Zeit tritt die Persönlichkeit zurück; sie verliert sich in der Gruppe. Selbst beim wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen fragt man nicht zuerst, ob es das persönlichste sei, sondern ob und wie es in den Rahmen der Schule und Partei passe?

Das gedruckte Wort zeigt den Lesern doch nur die verschleierte Person des Autors von ferne, und der Autor kann die Physiognomie seines Publikums nur von ungefähr erraten. Der Redner aber steht leibhaftig vor seinen Hörern und Beide sehen sich Aug' in

Auge. Das birgt einen unerſchöpflichen Reiz. Mag das geſprochene Wort auch noch ſo raſch verhallen, die Stunde war doch ſo ſchön! — wenigſtens für den Redner. Ob auch für die Hörer? das mögen dieſe ſelbſt entſcheiden.

Der Redner kann viel rückhaltloſer ſich ſelbſt geben als der Schriftſteller. Darum reden Leute ſo gern, die da ſagen: entweder will für mich etwas bedeuten oder ich will überhaupt nichts bedeuten. Ich bekenne mich zu dieſer ſeltſamen Klaſſe.

Und doch iſt in ſo vielen anderen Punkten der Schriftſteller wiederum weit beſſer daran als der Redner. Ich hebe nur einen hervor.

Jeder beſſere Schriftſteller hat eine, wenn auch noch ſo kleine Gemeinde von Verehrern, die Alles leſen, was er ſchreibt, weil er es geſchrieben hat, die den Geſamtautor leſen und alſo auch ein Urteil über die Totalität ſeiner litterariſchen Leiſtungen gewinnen. Und wenn die öffentliche Kritik auch ſehr ſelten einen lebenden Geſamtautor zu beurteilen, alle ſeine Arbeiten gegeneinander abzuwägen und dadurch das Bild des ganzen Mannes zu zeichnen pflegt, ſo könnte ſie es doch wenigſtens thun.

Das vieljährige Geſamtwirken eines Wanderredners dagegen, der ſeinen Beruf weit und groß faßt, kennt

Niemand und kann Niemand beurteilen als er selbst. Außer mir hat kein Mensch meine 112 Themen auch nur dem Stoffe nach alle miteinander kennen gelernt, geschweige nach der sehr verschiedenartigen Behandlung, die ich einem und demselben Stoff nach Ort und Zeit zu geben pflege. So bleibt die Kenntnis des Ganzen immer nur lückenhaft, und eine Kritik des Ganzen ist unmöglich. Aber durch Fülle und Reichtum, durch Universalität und rastlose individuelle Mannigfaltigkeit wird ein solches Wirken erst bedeutend. Wir müssen entsagen, verzichten, daß dies irgend Jemand beobachte und anerkenne.

Es nützt uns wenig, daß man einzelne Vorträge nachher niederschreibt und drucken läßt. Sprechen und Schreiben ist zweierlei, und so wie diese Vorträge hier gedruckt stehen, habe ich sie niemals gesprochen.

Dazu bleibt das Gedruckte doch nur ein kleiner Teil des Ganzen. Die erste Sammlung enthielt nur sechs von meinen Wandervorträgen, die übrigen waren anderen Ursprungs, und im vorliegenden Bande zählen nur acht hierher.

Der Vortrag über Corelli wurde im engsten gelehrten Kreise gehalten; die beiden Rektoratsreden sind feierliche Amtsreden. Jeder Leser wird da sofort einen großen Unterschied gegenüber den Wandervorträgen ent-

decken; er vermißt vielleicht die persönliche Frische, die kunstreichere Form, die er dort fand, vielleicht auch etwas Schalkhaftigkeit und einigen Mutwillen, der ihn dort ergötzte oder ärgerte. Es kommt nicht bloß darauf an, worüber man spricht, sondern auch wo und vor wem man spricht. Und vielleicht finden es einige Leser dann doch anziehend, zu vergleichen, wie verschiedenartig der Redner sich ausgedrückt hat im Frack vor einem bunten Kreise von Damen und Herren, im Rocke vor einigen gelehrten Kollegen und im Talar vor einer ernsten Festversammlung; — und er blieb doch zuletzt immer derselbe Mann.

Im Vorwort des ersten Bandes erzählte ich von den Vereinen für wissenschaftliche Vorträge, wie sie damals (1873) im ersten fröhlichen Aufblühen standen. Die Vortragsvereine haben sich inzwischen erstaunlich vermehrt und über ganz Deutschland ausgebreitet, das Interesse an der Sache ist gewachsen, die Anforderungen der Zuhörer nicht minder und ohne Zweifel auch die Leistungen der Redner.

Seit acht Jahren besteht ein deutscher Verband von Vereinen für öffentliche Vorträge: im Jahre 1876 traten 6 Vereine zusammen, ihr Vortragswesen gemeinsam zu regeln; heute umfaßt der Verband 104 Vereine, die sich über ganz Deutschland ausbreiten. Er stellt

sich die Aufgabe, eine gegenseitige Kenntnis von den Leistungen der Redner zu vermitteln, die Auswahl der Themen zu erleichtern, den Rednern selbst aber durch planmäßig gemeinsame Einladungen einen größeren Reisecyklus zu ermöglichen, die geschäftlichen Verhandlungen zwischen den Rednern und den Einzelvereinen würdig zu ordnen und zu vereinfachen. Parteitendenzen und agitatorische Ziele kennt der Verband nicht. Alljährlich um die Pfingstzeit wird in irgend einer deutschen Stadt ein „Verbandstag" abgehalten; Delegierte der Vereine erscheinen dort, um sich gegenseitig zu unterrichten über die Erfolge des vergangenen Jahres, gemeinsame Pläne zu beschließen und zu besprechen, was sonst für die Pflege der Vereinsinteressen wünschenswert erscheinen könnte. An der Spitze steht als gewählter Vorstand der Begründer dieser ganzen einflußreichen Organisation Herr Edmund Lotz in Koburg. In Koburg laufen zuletzt alle Fäden zusammen, und ohne die rastlose, opfervolle Thätigkeit dieses Mannes, der sich, in glücklicher Muße lebend, die Centralleitung des Verbandes zur Lebensaufgabe gestellt hat, würde sich derselbe wohl kaum so mächtig ausgebreitet und so wohlgeordnet und rein erhalten haben. Eine größere Zahl hervorragender Vortragsvereine sind dem Verbande zur Zeit noch nicht beigetreten und wirken gleichfalls erfolgreich. Trotzdem

kann man auch heute ſchon ſagen, daß ſich der heilſame Einfluß des Verbandes überall im deutſchen Vortragsweſen bemerklich macht.

Die öffentlichen Vorträge ſind mitbedingt durch den Geiſt der Oeffentlichkeit in unſrer Zeit und durch das allgemeine Bildungsbedürfnis. Als Wandervorträge wurden ſie erſt möglich durch die wunderbaren neuen Verkehrsmittel. Sie fördern einen perſönlichen Austauſch von Stadt zu Stadt, von Gau zu Gau, ſie ſteigern das deutſche Gemeinbewußtſein, leiſe, unmerklich und doch tiefgreifend; ſie verbinden die gebildeten und bildungſuchenden Leute allerlei Standes und Berufs zu einer edeln, von geiſtigen Intereſſen erfüllten Geſelligkeit; ſie ſind eine Macht, die man vielfach unterſchätzt, die ſich aber in ihrer wachſenden Bedeutung erweiſen wird.

Es wird immer mein Stolz und meine Freude ſein, daß ich an dieſer echt modernen Bewegung nach meinen beſcheidenen Kräften mitgewirkt habe.

München, am 27. September 1884.

W. H. R.

Inhalt.

Seite

Nord und Süd in der deutschen Kultur. Zwei Vorträge . 1

Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit 130

Ein Gang durch die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts 196

Die statistische Krankheit 247

Der Sieg der Renaissance in der Gegenwart 293

Das Gesetz der Ergänzung in den Künsten 340

Arcangelo Corelli im Wendepunkte zweier musikgeschichtlicher Epochen 389

Novelle und Sonate 441

Zwei Rektoratsreden 481

I. Lessing als Universitätsfreund 481

II. Die Heimat der Universität 506

Nord und Süd in der deutschen Kultur.

(Zwei Vorträge.)

Erster Vortrag.

I.

Auf der alten Frankfurter Mainbrücke steht das steinerne Standbild Karls des Großen. Der große Karl ist dem modernen Bildhauer zwar etwas zu kurz geraten, allein er gehört doch notwendig hierher.

Der Kaiser schaut gen Westen, mainabwärts zum Rheine, nach Ingelheim, nach Paris; gen Westen breitet sich sein großes Reich bis zum atlantischen Ozean, aber hinter seinem Rücken, im Osten, hat deutsches Volk und fränkische Herrschaft bald ihre Grenze.

Wer die riesige Größe von Karls fränkischem Reiche in drei Worte fassen will, der sagt: es ging bis zum Ebro, zum Tiber, zur Rab, zur Eider; — er nennt Flüsse im Süden, Südosten und Norden. Wer aber die Schranke dieses Reiches ähnlich bezeichnen wollte, der würde sagen: es reichte kaum bis zu den Quellen des Mains, es reichte

nur bis zur Elbe und Saale. Dort hörten die Deutſchen auf, und darüber hinaus im Oſten und Nordoſten kam ſlaviſches Volk und Land.

So war's vor tauſend und mehr Jahren.

Wenn der alte Kaiſer von ſeiner Mainbrücke heute recht tief ins neue Reich ſehen wollte, wie damals ins alte, ſo müßte man ihn umdrehen, daß er nach Nordoſten blickte.

Zu Kaiſer Karls Zeiten ging Deutſchland noch auf im Frankenland. Der norddeutſche Partikularismus der Sachſen wurde von Karl mit Feuer und Schwert gebrochen, ſie mußten ihre zum Teil ſehr berechtigten Eigentümlichkeiten dem ſüdweſtdeutſchen Einheitsſtaate opfern. Die politiſche Centraliſation ging vom Rheine aus, wo ſpäter die größte politiſche Zerriſſenheit herrſchte; und die äußere Macht des Reiches gravitierte am Rhein, wo ſpäter die deutſche Ohnmacht ſich am gründlichſten offenbaren ſollte.

Das deutſche Reich im Mittelalter hatte zwar ſchon eine ganz andere Geſtalt als das Frankenreich Karls des Großen; dennoch lag auch bei ihm der Schwerpunkt der Kultur wie der politiſchen Macht weit mehr im Süden und Weſten als im Norden. Mit dem Ausgange des Mittelalters und in der Reformationszeit begann ſich jedoch die Achſe des Reiches zu verſchieben, der Einfluß des Oſtens, dann des Nordens wuchs gleichen Schrittes mit dem Zurücktreten des Südens und Weſtens. Und wenn wir nun die Gegenwart etwa mit der Hohenſtaufenzeit vergleichen, dann erſcheint uns dieſe Verſchiebung der Kulturachſe, dieſe Verlegung des politiſchen Centrums vom Südweſten zum Nordoſten als vollendete Thatſache.

Das Problem meines Vortrages ist, diese Thatsache in sprechenden Bildern lebensvoll darzulegen und nach ihren Gründen und Ursachen zu forschen. Mit diesem Problem verbinde ich dann noch eine Frage: wo hört Süddeutschland auf und wo fängt Norddeutschland an? eine Frage, die scheinbar kaum einen notgedrungenen Zusammenhang mit meiner Hauptaufgabe hat. Und doch ist letztere nicht gründlich zu lösen ohne die Frage, welche gerade darum so wichtig ist, weil sie selbst vielleicht unlösbar erscheint.

Wir treten eine Wanderung an durch deutsche Gaue, von West nach Süd, nach Ost und Nord und wieder zum Westen zurück und beobachten Denkmale der alten, Thatsachen der Neuzeit, um das Leben der Gegenwart aus der Geschichte und die Geschichte aus dem gegenwärtigen Leben zu begreifen; letzter Reisezweck bleibt aber immer das weltgeschichtliche Problem des geographischen Frontwechsels deutscher Kultur- und Staatsmacht.

Der Ausgangspunkt unserer Reise sei die vorgedachte alte Frankfurter Brücke. Sie überspannt jene vielberufene „Linie", die sich immer als unhaltbar erwiesen hat, die Mainlinie.

Diese älteste und vornehmste Mainbrücke hatte im Mittelalter ihren besonderen Frieden. Streit und Schlägerei war hier hoch verpönt, und so Einer den Andern blutig schlüge, und sei es auch nur mit der Hand, hatte er die Hand verwirkt, wie es am Brückenturme buchstäblich und bildlich zu lesen stand. Der Turm steht nicht mehr; doch wird sich die Nation, und nunmehr hoffentlich für alle Zukunft, den „Frieden der Mainbrücke" merken.

Man braucht in dem engen alten Frankfurt nur durch wenige Straßen zu gehen und man hat einen Gang durch die ganze deutsche Reichsgeschichte — in Gedanken; denn das Auge sieht nicht viel von monumentalen Bildern des alten Reichs. Aber sieht es denn viel mehr dergleichen im ganzen großen Deutschland? Wie wenige echte „Kaiser- und Reichsdenkmale" ragen noch über den deutschen Boden empor, wie wenige zumal, wenn wir sie mit dem reichen Schatz unserer mittelalterigen Denkmale der Kirche und des Städtebürgertums vergleichen! Und doch war das Reich (das Jahrhundert seiner Vorgeschichte mit eingeschlossen) — ein tausendjähriges, und doch war das Kaisertum so überragend gewaltig — in Gedanken! Die römischen Kaiser römischer Nation verstanden es besser, sich selbst monumental zu verewigen als die römischen Kaiser deutscher Nation; allein jene Römer hatten auch ein Rom. Wer recht als ein alter deutscher Kaiser lebte, der lebte auf steter Wanderfahrt; er war überall im Reiche zu Hause und überall zu Gaste. So hatten die Kaiser tausend Jahre Zeit zur Gründung monumentaler Werke und hatten doch keine Zeit dazu.

In vergangenen Tagen hätte man Frankfurt öfters die deutsche „Reichshauptstadt" nennen können; unsere Vorfahren fühlten aber kein sonderliches Bedürfnis nach Hauptstädten. Wir gewannen im neuen Reiche sofort das Bedürfnis, die Thatsache und den Namen, und Berlin ist jetzt wirkliche Reichshauptstadt. Ob wir aber jemals das Bedürfnis und die Thatsache einer „Hauptstadt von Deutschland" gewinnen werden? Schon die bloße Frage ist echt deutsch und nur deutsch, und eben darum ist auch diese Frage eine Thatsache.

Ein Gang durchs Reich geht in Frankfurt — im Zickzack — von der Mainbrücke bis zum Gasthaus „Zum Schwanen", von 800—1871, von Karl dem Großen bis zum Frankfurter Frieden, und nimmt unterwegs den Salhof, den Römer, den Dom, den Bundestagspalast und die Paulskirche mit.

Wir wandeln anfangs etwas im Dunkeln, einer Zeit gedenkend, die uns so ferne liegt. Denn wenn der große Karl auch sehr bemerkbar auf der Brücke steht, so ist es doch bloße Sage, daß er Frankfurt gegründet habe und sehr zweifelhaft, daß er hier bereits einen Palast besessen. Aber sicherlich weilte er im Winter 793 hier und hielt im folgenden Jahre einen Reichstag ab. Und sein Sohn, Ludwig der Fromme, baute 822 eine Pfalz, den alten Salhof. Die dürftigen Trümmer, im düsteren Gewinkel eines Hintergebäudes versteckt, finden wir nur unter kundiger Führung, und zweifeln dann noch, ob sie echt sind. Es ist die schneidenste Ironie auf menschliche Größe, wenn wir uns dann sagen: an dieser Stätte war es vielleicht, wo Karl der Kahle geboren wurde und Ludwig der Deutsche gestorben ist!

Vom Salhof zum Römerberg sind nur wenige Schritte; wir treten aus dem Halbdunkel ins hellere Licht. Wie klein erscheint uns heute dieser „Römer", wo die neu gewählten und gekrönten Kaiser Tafel hielten, nicht unterm eigenen Dache, sondern im Rathause der Frankfurter, wie eng dieser Römerberg, wo das Volk den neuen Kaiser an seinem Ehrentage begrüßte! Und wie klein war damals Frankfurt, und doch wie viel größer als heute! Wie oft hat man schon des seltsam prophetischen Zufallsspieles gedacht, daß der alte

Baumeiſter des Kaiſerſaales die Zahl der Wandniſchen gerade ſo abſchloß, wie ſpäter die Zahl der Kaiſer ſich abſchließen ſollte. In jeder Niſche hängt ein Kaiſerbild; nach dem Bilde Franz II. war für kein weiteres mehr Platz und Franz war der letzte römiſche Kaiſer deutſcher Nation. Das iſt ein anſchaulicher Kommentar zu unſerem Text. Als man im Jahre 1848 ein neues Reich aufzurichten gedachte und einen Reichsverweſer gewählt hatte, da ſchien auch Frankfurts mittelalterliche Bedeutung neu erſtanden zu ſein, und man wollte das Bild des Reichsverweſers zu den alten Kaiſern reihen. Aber es fand ſich kein anderer Raum als auf einer Thüre, und das war ein etwas unſicherer Standort.

Der Rokokobau des ehemaligen Bundestagspalaſtes auf der Eſchenheimer Gaſſe gemahnt uns durch ſeinen Stil ſchon an eine Zeit, wo Deutſchlands politiſche Macht längſt nicht mehr in dieſen rheiniſchen Gauen gravitierte. Es waren wohl verſchiedene Gründe, welche im Jahre 1815 zu dem neunten Artikel der Bundesakte führten, der da lautet: „Die Bundesverſammlung hat ihren Sitz in Frankfurt am Main“. Die Wahl der Hauptſtadt eines der größeren deutſchen Staaten würde die Eiferſucht der anderen wachgerufen haben; aber für Frankfurt ſprachen auch beſonders die Erinnerung an die alten Kaiſerwahlen und Krönungen und an das alte Reich. Und die Romantiker der Befreiungskriege wiegten ſich ſo gern noch in dem Traume, daß dieſes alte Reich wiedererſtehen werde. Wie aber die Kaiſer vordem im Römer zu Gaſt geweſen waren bei der Stadt Frankfurt, ſo wohnte der Bundestag zur Miete beim Fürſten von Thurn und Taxis. Jetzt ſitzen dort keine Diplomaten mehr am

grünen Tisch; statt ihrer beherbergte das Haus vor etlichen Jahren eine Ausstellung ethnographischer Sehenswürdigkeiten.

Es ist nicht weit vom Bundestagspalast zur Paulskirche, und doch war es den deutschen Regierungen vor 1848 so schwer, diesen Weg zu finden. Den Rückweg zur Eschenheimergasse fanden sie im Jahre 1851 viel leichter. An der Paulskirche hat man lange gebaut, von 1796 bis 1833; eine ganze Periode der Weltgeschichte spielte sich ab während der Bauzeit. Das erste deutsche Parlament baute rascher, als es in dieser Kirche tagte, und doch baute es viel zu langsam. Hätte es nur knapp so viele Wochen auf den Bau eines neuen deutschen Reiches verwandt, als es Monate dazu brauchte, so würde der Bau vermutlich dauerhafter geworden sein. Bei den politischen Baukünstlern heißt es umgekehrt wie bei den wirklichen Architekten: wer am geschwindesten baut, der baut am festesten. Jetzt tagen keine Reichsboten mehr in des Paulskirche, über der Orgel sind keine Verse von Georg Herwegh mehr zu lesen, und der friedliche Chorgesang der Gemeinde und die Friedensbotschaft des Predigers erschallt wieder, wo vordem der Sturm der Debatte erbrauste. Auch nach dem Jahre 1850 wähnten aber doch noch viele Leute dieser rheinischen Gaue, wenn endlich einmal trotz alledem ein neues deutsches Reich komme, dann könne es nur in Frankfurt geschaffen werden, nur in Frankfurt seinen Mittelpunkt finden. Nahm man doch auch das deutsche Schützenfest und den deutschen Fürstentag in diesem Sinne gläubig als gutes Omen. Es sollte anders kommen. Mancher patriotische echte alte Frankfurter konnte sich nicht versöhnen mit dem Jahre 1866 und seinen Neuschöpfungen, nicht nur

weil er den Verluſt der Selbſtändigkeit ſeiner Vaterſtadt beklagte, ſondern weit mehr noch, weil nun für unabſehbare Zeit feſtſtand, daß das politiſche Centrum des neuen deutſchen Reichs nicht mehr am Rhein und Main zu ſuchen, ſondern an der Spree endgültig gegeben ſei.

Der glorreiche Frankfurter Friede des Jahres 1871 drängte ſolche Gedanken in den Hintergrund. Frankfurt bewahrt ſo viele Denkmale der verfehlten national-politiſchen Verſuche; darum iſt denn gerade hier die Gedenktafel am Gaſthaus „Zum Schwanen“ ein doppelt tröſtliches Wahrzeichen des größten national-politiſchen Erfolges. Der Frankfurter Friede wurde in einem Gaſthof unterzeichnet. Seltſames Spiel des Zufalls! Das deutſche Reich kam in Frankfurt nirgend unter eigenes Dach. Die Kaiſer feierten ihre Erwählung im ſtädtiſchen Rathauſe, der Bundestag wohnte zur Miete im fremden Fürſtenpalaſt, das erſte deutſche Parlament tagte in der lutheriſchen Kirche, und die neuen Grenzen des Reiches wurden von den Diplomaten in einem Gaſthauſe verbrieft. Und doch liegt in all dieſem Zufall eine ſo tiefe Symbolik! In Berlin fand Kaiſer und Kanzler und Bundesrat gar raſch das eigene feſte Dach, und der Reichstag wird ſich ja wohl auch bald ſein feſtes Haus gebaut haben. Im Süden wanderte vordem das alte deutſche Reich; möge das neue Reich nun im Norden ſeinen dauernden Mittelpunkt gefunden haben, wenn es nur Nord und Süd gleich dauerhaft zuſammenhält!

II.

Von Frankfurt nach Heidelberg, die Bergstraße entlang, ist eine heitere Fahrt durch lachendes Gelände — voll ernster Erinnerungen.

Rechts dehnt sich die Ebene zum Rheine hinüber — uralter Kulturboden —, links lagern Dörfer und Städtchen am Fuße der Berge, von deren Scheitel hier und da eine Burg ins Thal herabschaut. Das Rheingebiet ist neben Tirol die burgenreichste Gegend Deutschlands. Aber grundverschieden von den tirolischen Burgen, haben die rheinischen Burgruinen ihre ganz eigene Art. Diese alten Edelsitze wurden zum Teil noch in später Zeit als Landesfesten (wir würden jetzt sagen als „Sperrforts") benützt, erwiesen sich aber selten fest fürs Land und sperrten nicht lange: sie wurden fast sämtlich in den letzten zwei Jahrhunderten vom Feinde zerstört; sie wurden gesprengt, zusammengeschossen, niedergebrannt von den Soldaten Ludwigs XIV. im Orleans'schen Krieg oder von den Heerhaufen der Revolution in den neunziger Jahren. Darum ragen ihre Trümmer auch so dachlos kahl in die Luft, und hat sich meist nur nacktes Mauerwerk erhalten. Und die Städte und Dörfer zu ihren Füßen waren vor achtzig Jahren so viel malerischer wie heute, weil sie selber damals zur Hälfte noch Ruinenstädte waren. So erzählt uns Burg und Stadt von Heidelberg bis zum Siebengebirge, daß das Rheinland, einst die Basis deutscher Macht, zuletzt das schwächste, stets bedrohte Grenzland des Reiches geworden sei.

Wir steigen hinauf zur Burg Auerbach und blicken oft-

wärts nach den Höhen und Schluchten des Odenwaldes: — das ist Nibelungenland, wo Hagen den Siegfried erschlug; Worms liegt nicht ferne gen Westen und die ganze Sangesherrlichkeit der Hohenstaufenzeit steht vor unserem Geiste. Die Sagenkreise des Nibelungenliedes, fränkisch und gothisch, burgundisch und heunisch, stammen aus allerlei Landen, aber der Volkssänger, welcher sie zuletzt zum großen Heldengesang zusammengefügt hat, war doch ein Oberdeutscher, der im Rheinland Bescheid wußte. In den ersten Akten des Nibelungendramas hören wir das Rauschen des Rheines und am tragischen Schlusse das Rauschen der Donau.

Aber der Anblick der Burg Auerbach versetzt uns in eine ganz andere Zeit als die Ueberschau der Landschaft. Die Burg liegt in Trümmern seit jenen Tagen des Jahres 1674, wo sie von Türenne mit Sturm genommen wurde, um dann, in hohen Flammen lodernd, den Franzosen als Siegesfackel über das weite Nibelungenland hinaus zu leuchten.

Wir pilgern weiter zur Starkenburg bei Heppenheim. Das Auge schweift von da droben in die Ebene, gen Lorsch, jetzt ein großes Dorf ohne besondere Bedeutung; aber der rätselhafte Rest seiner „bunten Kirche" kündet uns noch, daß die gelehrte Renaissance Karls des Großen vor einem Jahrtausend dort einen ihrer berühmtesten Sitze aufgeschlagen hatte, und daß man dazumal in diesem Lorsch ein ebenso gutes und besseres Latein schrieb als irgendwo in Deutschland und Frankreich. Die Starkenburg selbst jedoch spricht wieder von einer ganz anderen Zeit. Sie machte ihrem Namen Ehre, als sie in dem Mord- und Brandjahre 1689 von Melac vergebens belagert wurde, und der Zerstörer

Heidelbergs hier den Widerstand von ein paarhundert hessischen Soldaten und Bauern nicht bezwingen konnte.

Auch die Chronik des benachbarten Weinheim weiß von Sturm und Plünderung in jenen trüben Tagen zu erzählen. Als Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz in den Trümmern Heidelbergs kein Obdach mehr fand, verlegte er seine Residenz in dieses Städtchen, welches etwas weniger ruiniert war. Darum ward auch das Pfälzische Landrecht (1700) in Weinheim gedruckt. Ein Wappen mit den medicäischen Ballen in der katholischen Pfarrkirche erinnert uns daran, daß eine Tochter des stolzen Hauses Medici, des Kurfürsten Gemahlin, hier schwere Stunden verlebte; sie mag das Rheinland, das deutsche Italien, zu selbiger Zeit nicht besonders italienisch gefunden haben.

Es zieht uns nach Heidelberg; in Handschuchsheim sehen wir der poesieverklärten Stadt bereits unmittelbar ins Gesicht. Verweilen wir einen Augenblick in diesem Handschuchsheim; es ist ein alter Ort, schon zu Pipins Tagen genannt, und schon in Karls des Großen letzter Zeit wegen seines Weinreichtums gerühmt. Jetzt sieht es hier gar nicht mehr altertümlich aus; denn vor zweihundert Jahren haben die Franzosen das Dorf zweimal niedergebrannt. Doch dies wäre nichts besonders Merkwürdiges, weil man fast von jeder Stadt und jedem Dorfe dieser Gegend das gleiche berichten kann. Merkwürdiger ist ein etwas früheres Datum. In Handschuchsheim hatte Tilly sein Hauptquartier aufgeschlagen, als er im August 1622 Heidelberg belagerte; er stand auf der Höhe seines Ruhmes und unterschrieb sich selbiger Zeit zum erstenmale Johann „Graf" von Tilly. Nachdem

er Heidelberg mit Sturm genommen, nahm er auch die Bibliothek hinweg, die herrliche Frucht und Urkunde der früheren Geistesblüte Heidelbergs und der unersetzliche Schatz wanderte nach Rom.

Es war aber ein Holländer, der Heidelberg verteidigt hatte; und da Tilly weiter zog und Mannheim belagerte und gewann, war es ein Engländer, der Mannheim verteidigte, und als er dann immer weiter vor Frankenthal rückte, welches er übrigens nicht gewonnen hat, stand er einer englischen Besatzung gegenüber, und im vorhergehenden Jahre waren dort die Spanier Spinola und Cordova Tillys Vorgänger gewesen — mit gleich schlechtem Erfolg. Gleichviel ob zu Abwehr oder Angriff: — die Fremden mußten damals am Rheine überall dabei sein.

Wenn irgendwo in Deutschland, dann kreuzen sich in den rheinischen Gauen auf Tritt und Schritt die Erinnerungen an die ältesten Triumphe deutschen Wesens in Heimat und Fremde und an die grausamsten Demütigungen und Verwüstungen unseres Vaterlandes durch fremden Uebermut und eigene Schuld.

III.

Das Heidelberger Schloß fesselt durch die wundersame Verwebung der schönen Natur in ihrer ewigen Jugend mit dem kunstschönen Werke der Menschenhand in seinem Zerfallen und Vergehen. Und wir fragen uns, ob nicht doch die Tragik dieser Trümmer noch poesievoller sei als das lachende Leben, welches sie umwuchert, und schwelgen so gern in dem Zauber dieser Tragik, weil sie die geheimsten

Tiefen unseres eigenen Menschendaseins spiegelt, dieses Daseins voll Leid, das uns erhebt, und voll Lust, die uns ahnungsvoll verstummen läßt.

Ein dreifaches Bild der Zerstörung spricht aus den Heidelberger Ruinen: nicht nur dieser Prachtbau deutscher Renaissance wurde rasch wieder zerstört, — die ganze deutsche Renaissance, im sechzehnten Jahrhundert so reich aufgeblüht, verfiel ebenso rasch im siebenzehnten. Aus dem verfallenen Kunstwerk lugt der Kunstverfall. Zu Füßen des Schlosses breiten sich weithin gesegnete Gefilde; wenn uns aber die gesprengten Türme und zerrissenen Mauern rechts und links den Vordergrund dieser lachenden Landschaft umrahmen, dann flammt die Erinnerung in uns auf, wie und warum dieses blühende Pfälzer Land vordem „verbrannt" worden ist. Und die brennenden Städte und Dörfer waren das weithin leuchtende Feuerzeichen, welches verkündete, daß des deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit selber bereits in Rauch aufgegangen sei. Dies ist das dritte Bild der Zerstörung. Vom Heidelberger Schlosse sehen wir bei klarem Himmel ganz fern die Türme des Speyerer Doms, des Kaiserdomes, in welchem sieben deutsche Kaiser ruhen oder — ruheten; denn die Sage erzählt, am dritten Pfingsttage 1689 hätten französische Soldaten die Grüfte erbrochen und mit Kaiserschädeln Kegel geschoben.

Wir sehen den fernen Silberstreifen des Rheines, der durch ein halbes Jahrtausend der Kaiserstrom gewesen ist; nach Rudolf von Habsburg aber wurde er der Kurfürstenstrom. Vier Kurfürsten unter sieben waren rheinische Fürsten, und das Heidelberger Schloß war seiner Zeit das stolzeste Denk-

mal kurfürstlicher Macht und Pracht im Reiche; kein deutscher Kaiser hat jemals eine solche Hofburg besessen. Als aber Tilly Heidelberg belagerte und später Melac Heidelberg verbrannte, da wurde der Rhein, der Kurfürstenstrom, zum Strom der kleinen Herren, und sein Stromgebiet hegte der kleinen Herren so viele, daß die Franzosen alles Rheinland gerne wie herrenloses Gut behandelt hätten. So geschah es denn auch wirklich durch Napoleon, den Protektor des „Rheinbundes." Seit 1814 jedoch änderte sich die Scene. Der vordem kaiserliche, dann kurfürstliche, dann vielherrische Rhein ward mehr und mehr zum preußischen Rhein: — 1814, 1866, 1871 — diese Stufenjahre bezeichnen am Rheine wie anderswo den vollendeten Rückschlag gegen das erste Jahrtausend seit Karl dem Großen. Hoffen wir, daß der Strom, als neuer Kaiserstrom, dessen Welle nun auch wieder „Reichsland" bespült, um so gewisser deutsch bleibe.

Ein Professor denkt übrigens auf dem Heidelberger Schlosse nicht bloß an Kunst und Natur, an Krieg und Verwüstung, an Welt- und Staatshändel, er denkt auch an die Wissenschaft.

In diesen Räumen war es, wo Kurfürst Philipp der Aufrichtige so gern im Kreise seiner Gelehrten weilte, eines Dalberg, Celtes, Agricola, und der neuen Wissenschaft des Humanismus eine Freistatt gab, die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Florenz über die Alpen nach Deutschland gezogen war. Unten in der Stadt, in der Universität, blieb es zunächst noch dunkel, da herrschten noch die Scholastiker, aber oben auf dem Schloß erglühte bereits das Morgenrot freieren Forschergeistes, der im Bunde mit

der Litteratur und Kunst die erstarrten alten Fakultäten besiegen sollte.

Zu Heidelberg entwarf Celtes den Plan der „Rheinischen Gesellschaft," wie später in Wien der „Danubischen," jener gelehrten Vereine, denen die neuplatonische Akademie zu Florenz ein Vorbild gewesen, und die prophetisch auf unsere späteren Akademien der Wissenschaft deuten sollten. Aber als nach zwei Jahrhunderten die erste vollgültige und dauernde Akademie auf deutschem Boden erstand, da war Deutschland schon gründlich anders geworden. Jene alten sodalitates gingen von Heidelberg aus, die erste neue Akademie aber wurde im Jahre 1700 in Berlin gegründet, die zweite 1740 in Göttingen, die dritte 1759 in München und endlich die vierte erst 1847 in Wien. Die Bewegung, welche zur Zeit der Humanisten ihren Weg von Süd nach Nord genommen hatte, zog im Zeitalter der modernen Philosophie vom Norden nach dem Süden.

Welch stattliche Schar gefeierter Männer wußte sich am Vorabend der Reformation mit dem Heidelberger Kreise verbunden! Es sind fast lauter süd- und westdeutsche Namen: die Nürnberger Willibald Pyrkheimer, Heinrich Groninger, Johannes Werner, der Augsburger Konrad Peutinger, dann Johannes Trithemius von Sponheim, Johannes Wimpfeling aus Schweinfurt, Zasius von Freiburg, der schwäbische Ritter Eitelwolf von Stein und vor allen Reuchlin aus Pforzheim, der vielseitig großartigste Gelehrte seiner Zeit, der in Florenz die Herrlichkeit Lorenz von Medicis mit eigenen Augen geschaut hatte. Und mit Reuchlin pflegen wir gern auch Melanchthon aus Bretten und Erasmus von Rotterdam in

einem Atem zu nennen, Erasmus, dessen Wanderleben in Basel seinen Abschluß fand. Und war nicht auch ein anderer Holländer, Johannes Wessel, der größeste jener niederländischen „Reformatoren vor der Reformation," von Kurfürst Philipp nach Heidelberg berufen worden, damit er der theologischen Fakultät einen neuen Geist einhauche?

Die neue Baukunst und Bildnerei der Renaissance ist von Italien zuerst nach dem Süden Deutschlands erobernd vorgedrungen, das bezeugt uns Augsburg und Nürnberg heute noch, das erzählen die Ruinen des Heidelberger Schlosses: so kam auch die neue humanistische Wissenschaft zuerst nach dem Süden, — daran gemahnen uns dieselben Heidelberger Ruinen. Der Norden folgte zögernd nach, die Epoche ging von Süden und Westen aus.

Zum letztenmale! Denn seit der Reformation begann es anders zu werden.

IV.

Das Auge des Geistes trägt weit. Es führt uns vom Heidelberger Kurfürstenschlosse gen Süden in die schwäbisch-allemannischen Lande zu drei Kaiserbergen und Kaiserburgen.

Wir sehen eine abgestumpfte Bergpyramide im oberen Neckargebiet. Der weithin ragende Berg trug einst eine stattliche Burg, die bis auf den Grund zerstört ist, aber ein altes Kirchlein hat sich da oben erhalten, an dessen Außenwand das Bild eines Kaisers gemalt ist, und die frühere Kirchenthüre, durch welche einst der Kaiser gegangen, wurde vermauert, damit Niemand mehr hindurchgehe.

Der Berg ist der Hohenstaufen, die Wiege des ritter-

lichsten deutschen Kaisergeschlechts. Durch die Geschichte dieses hochbegabten und hochstrebenden Hauses zieht ein tiefer tragischer Zug, ein tragischer Konflikt, der in einem doppelten Dualismus wurzelte, den die Staufer nicht lösen konnten, weil sie den Doppelkampf nach beiden Seiten zugleich aufnahmen. Es war der Dualismus von Kaisergewalt und Papstgewalt und dann wieder von Kaisermacht und Vasallenmacht.

Der zweite Berg liegt im allemannischen Schweizerland an der Aare. Eine minder ansehnliche, minder selbständige Anhöhe als der Hohenstaufen, trägt er doch wenigstens noch sein altes Burggemäuer, die Trümmer der Habsburg. Die Mauerreste sind nicht so bedeutend, wie wir erwarten mögen nach der Größe des Hauses, welches von dort ausgegangen ist und dem deutschen Reiche zwanzig Kaiser gegeben hat. Um so bedeutender ist der Fernblick von diesem Bergrücken: wir sehen die schneebedeckten Gipfel der Hochalpen.

War auch der früheste Sitz des Geschlechtes im Elsaß und Breisgau, so begann doch das Habsburgische Haus im Alpenlande — vom Gotthard bis zum Bodensee und Wasgau — seine Grafenmacht zu gründen, die es zur Kaisermacht emporführen sollte. Und fast zur selben Zeit, wo Habsburg sein schweizerisches Alpenland verlor, gewann es — glücklich so oft im Unglück — das Land Tirol; und bis auf diesen Tag steht der weitaus größere Teil der deutschen Alpen unter Habsburgischem Scepter.

Das deutsche Kaisertum ging für Habsburg verloren, nicht erst im Frieden von Preßburg, sondern Schritt für Schritt schon lange vorher. Gleich den Staufern wurde

auch den Habsburgern ein doppelter Dualismus verhängnisvoll: der Dualismus eines katholischen und evangelischen Deutschlands seit der Reformation und die Doppelaufgabe der Grenzverteidigung im Westen gegen die Franzosen und im Osten gegen die Türken. Wären die Habsburger am Rheine der französischen Staatskunst und Kriegsmacht in demselben Maße Herr geworden, wie sie die Türken zuletzt an der Donau zurückdrängten, hätten sie die österreichischen Vorlande im Elsaß, am Schwarzwald und in den Niederlanden behaupten können, so würde Wien wohl heute die deutsche Reichshauptstadt sein. Wäre andererseits ganz Deutschland katholisch geblieben oder das Ganze evangelisch geworden, so hätte die konfessionelle Spaltung nicht mitgewirkt, den österreichisch-preußischen Dualismus so tief und unlösbar zu machen, daß er zuletzt mit dem Schwerte zerhauen werden mußte. Wie aber die Habsburger vor fünfhundert Jahren Tirol gewannen, indem sie die Schweiz verloren, so verloren sie im neunzehnten Jahrhundert das alte deutsche Reich und gewannen die selbständige Großmacht Oesterreich-Ungarn, die freilich schon im bloßen Namen wiederum einen neuen Dualismus verkündet.

Der Zug des Hauses wie seiner Staaten folgte nur allzusehr dem allgemeinen Zug der deutschen Geschicke — von West nach Ost.

Man erzählt, ein Kaiser von Oesterreich habe in unserm Jahrhundert die Trümmer der Habsburg zum Privatbesitz erwerben wollen. Aber die Schweizer, die sich nicht fürchteten, Arenenberg im Besitze des dritten Napoleon zu sehn, hätten die Burg einem so mächtigen Nachbar nicht verkaufen

mögen und wollten nur den toten Habsburgern, die in den Klostergrüften von Königsfelden und Muri zu Füßen des alten Stammsitzes ruhen, dauernd Herberge auf ihrem Boden gewähren.

Der dritte Kaiserberg liegt wiederum im schwäbischen Land, auf der Rauhen Alb, nicht allzuweit vom Hohenstaufen entfernt, der Hohenzollern. Die alte Burg zwar wurde im fünfzehnten Jahrhundert von den Ulmern zerstört und wie beim Hohenstaufen blieb auch hier nur die Kirche übrig. Jetzt aber ist das burgliche Schloß größer und schöner wieder erstanden als es wohl je gewesen, die Türme, Giebel und Erker des Neubaues sind festungsartig mit Schanzen und Basteien umgeben und sogar eine Kaserne fehlt nicht. Von hier nahm unser heutiges deutsches Kaiserhaus seinen Ausgang.

Die Hohenzollern wußten die gleichzeitige Aufnahme eines Doppelkampfes zu vermeiden, der von Nordosten und Westen, von Rußland und Frankreich her schon öfters gedroht hat; so konnten sie im Westen siegen und sich selbst die Vormacht in Deutschland erringen und dem Reiche längst verlorenes Grenzland wiedergewinnen. Der Kurfürst von Brandenburg setzte sich die preußische Königskrone im äußersten Osten aufs Haupt, in jenem Königsberg, welches der Böhme Ottokar gegründet hat. Das Königreich Preußen aber wurde erst stufenweise Großmacht durch den Erwerb von Schlesien, dann von Rheinland und Westfalen, darauf von Hannover nebst Zubehör und endlich durch die Gründung des neuen deutschen Reiches selber, die sich im Kampfe um den Rhein vollendete. Die große Strömung, welche

durch ſo viele Jahrhunderte von Weſt nach Oſt gedrängt hatte, trieb jetzt wieder mit unwiderſtehlicher Gewalt vom Oſten zum Weſten, vom Norden zum Süden zurück. Hierin gründete der neue deutſche Machtberuf Preußens, der Beginn einer neuen weltgeſchichtlichen Epoche.

Die Familiengeſchichte der Staufer, der Habsburger und der Zollern beginnt in einem nach Stamm und Landesart nah zuſammenhängenden Gebiete, ſie verflicht ſich ſogar mehrmals perſönlich im dreizehnten Jahrhundert.

Aber welch verſchiedenen Gang haben dieſe erlauchten drei ſchwäbiſchen Häuſer genommen! Die Staufer trieb es verhängnisvoll über die Alpen zum Süden; die Habsburger behaupteten ſich in den mittleren und öſtlichen Alpen und zogen gen Oſten zur Donau, um das große Donaureich zu gründen; die Hohenzollern zogen vom oberdeutſchen Gebirge diagonal durch Mitteldeutſchland, über Nürnberg nach Berlin, zuerſt Grafen in Schwaben, dann Burggrafen in Franken, Kurfürſten und Könige im ſlaviſch-ſächſiſchen Norden, Kaiſer im deutſchen Reiche! Das ſchwäbiſche Haus mußte in Franken ſeßhaft werden, um die Mark zu gewinnen, es mußte ſich die preußiſche Königskrone an der Oſtſee erwerben, um die deutſche Kaiſerkrone am Rhein zu erkämpfen.

So folgte nicht bloß neuerdings die Entwickelung des modernen Großſtaates Preußen, ſondern ſeit alten Tagen auch der Gang des Hohenzollerſchen Hauſes in wunderſam providentieller Weiſe, vor- und rückſtrömend, demſelben Doppelwege, den der große Zug deutſcher Kulturmacht ſeit einem Jahrtauſend vor und rückſtrömend genommen hat.

V.

Ein geistig angeregter Mann kann nicht reisen, ohne daß er sein Auge beobachtend, forschend, vergleichend auf die gegenwärtigen Zustände von Land und Leuten richtet. Mag er's auch nicht wollen, so thut er's doch.

Ist der geistig angeregte Mann aber auch ein gebildeter Mann, so wird er in und mit der Gegenwart zugleich die Vergangenheit sehen, die Geschichte, das Werden und Wachsen. Er ist historisch hellsehend, er wird dies zuletzt überall, ohne daß er's sein will. Das Völkerleben ist niemals eine rein gegenwärtige Thatsache, es ist ein ewig flutender historischer Prozeß, Werden und Vergehen. Wer da bloß die Gegenwart beobachtet, der lernt vieles kennen; aber nur wer in der Gegenwart zugleich die Geschichte zu schauen weiß, erkennt auch vieles.

Unser historisches Auge ist jedoch nicht immer das gleiche; es ändert sich mit dem Lebensalter des Einzelnen und mit den wechselnden Perioden des Volkslebens, ganz ähnlich dem Wechsel unseres künstlerischen Auges, welchem dieselbe Landschaft in verschiedenen Zeitläuften und Lebensaltern als ein sehr verschiedenartiges Kunstgebilde der Natur erscheint.

So ruft ein Rundgang durch Deutschland heute ganz andere historische Erinnerungen, ganz andere Eindrücke der Gegenwart, ganz andere Fernsichten der Zukunft in unserer Seele wach als vor dreißig Jahren. Wir sehen das alte Land, aber wir denken uns etwas Neues dabei. Wir verbinden altbekannte historische Thatsachen in neuer Weise,

wir verwerten sie anders im Anblick neuer Volks- und Staatszustände. Wir erkennen selbst die tiefsten, unangetasteten Grundlagen des Volkslebens in neuem Lichte, weil die erreichten Resultate wie die zu erstrebenden Ziele dieses Volkslebens so neue geworden sind.

Vor dreißig Jahren, wie heute, lockte uns die lebensfrische Fülle deutschen Sondertums, und den regen Sinn für die gemeinsamen Wurzeln nationalen Wesens, die Begeisterung für die Nation besaßen wir damals so gut wie heute; mochte unser Zukunftsideal der deutschen Einheit auch sehr verschieden sein von der thatsächlichen Gestalt der Einigung, die sich inzwischen erfüllt hat, so waren wir doch nicht minder gut deutsch gesinnt wie irgend ein Patriot der Gegenwart, und lassen uns das Dichten und Trachten unserer Jugend nicht herabsetzen. Entsprechend dem Bilde der Gegenwart und Zukunft mußten wir aber auch natürlich die Vergangenheit erfassen. Wo wir damals bunte Bilder der deutschen Geschichte gewahrten, da erblicken wir heute die Geschichte Deutschlands. Wir finden jetzt, fast ungesucht, das Ganze im Einzelnen, wo wir früher klagten, daß wir's nicht finden konnten. Mit dem neu gewonnenen Reiche offenbarte sich auf einmal überall die Reichsgeschichte, und so suchen und entdecken wir jetzt Reichsgeschichte, wo früher nur die Geschichte der Städte, Stämme, Gaue und Länder zu Tage lag.

Mit diesen Gedanken setze ich meine Wanderung durch fränkische und schwäbische Gaue fort, von Heidelberg gen Osten und Südosten bis nach Nürnberg und Augsburg.

Wir bewegen uns da im alten „Reichsland", wo die fränkischen und schwäbischen Kaiser ihre Hausgüter besaßen,

die sie leider nicht zusammenhielten und mehrten, so daß gerade hier auf uraltem Reichsboden später das bunteste Gewirre weltlicher und geistlicher, fürstlicher und städtischer Kleinstaaten entstand. Doch lange noch hießen die Bewohner dieser Gegenden Leute „aus dem Reich", und der Oesterreicher nannte die gesamten Deutschen jenseit seiner Grenze „Schwaben", was eingedenk der „Schwabenstreiche" aus Friedrich Rotbarts Tagen wohl ein Ehrenname war. Noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts hieß die Postroute von Wien nach Frankfurt a. M., also quer durch Bayern, Schwaben und Franken, die „Reichspost". Heute besteht umgekehrt die neue deutsche Reichspost überall im Reich, nur gerade nicht in Bayern und Schwaben.

Auch haben wir wieder ein „Reichsland", doch in ganz anderer Bedeutung und ganz anderer Lage als das mittelalterige. Das neue Reichsland liegt an der Südwestgrenze, ist auch kein Hausgut des Kaisers und soll doch die Kaisermacht stärken, weil es, als Vorposten des Reiches, die gesamte Heeresmacht beständig „auf Vorposten" hält. Auch an der Nordgrenze wäre Stoff zu einem neuen Reichsland gewesen — Schleswig-Holstein. Im Jahre 1864 fürchtete man durch einen selbständischen Bundesstaat Schleswig-Holstein ein „norddeutsches Baden" zu schaffen; nach 1866 aber wurde Baden so gut preußisch, daß dieses Wortspiel seinen Sinn verlor. Allein abgesehen von anderen Gründen würde ein solches Reichsland als Nordmark nur eine Schwächung Preußens und des Reichs gewesen sein, und nachdem das Reich gegründet ward, brachten die preußischen Schleswig-Holsteiner die Reichstreue schon mit; die Elsäßer und

Lothringer dagegen ſollen erſt durchs Reichsland an das Reich gewöhnt und für das Reich erzogen werden. Dieſer Gegenſatz umſchließt eine Welt von Gedanken über Nord und Süd.

Doch zurück ins fränkiſch-ſchwäbiſche Reichsland der alten Zeit!

Vier Volksſtämme erhoben ſich aus dem deutſchen Stammesgewirre der Völkerwanderung zuletzt in machtvollen Hauptgruppen: die Franken, die Schwaben mit den Allemannen, die Bayern und die Sachſen. Dieſe vier Stämme bilden die fundamentale Gliederung des deutſchen Volkes im Mittelalter, ſie behaupteten ihre Eigenart trotz aller übergreifenden oder durchkreuzenden ſtaatlichen Grenzen und wenn es einmal keine deutſchen Sonderſtaaten mehr geben ſollte, dann wird es doch noch immer Franken, Schwaben, Bayern und Sachſen geben — nach Stamm, Mundart und Sitte.

Es ſind drei weſt- und ſüddeutſche Stämme gegen einen norddeutſchen. Die Staats- und Kulturmacht der Franken war früher entwickelt als die der Sachſen, und der fränkiſche König weiſſagte den deutſchen. Aber erſt indem dann der Sachſenherzog fränkiſcher König wurde, entſtand ein deutſches Königtum. Darum ſucht der moderne Reichsdeutſche vielmehr in Otto dem Großen, dem Sachſen, den Vorläufer des neuen deutſchen Kaiſertums als in dem alten Barbaroſſa, dem Schwaben, der ſeit 1871 feſter als je zuvor im Kyffhäuſer ſchlafen darf und von den romantiſchen Poeten nicht mehr in ſeiner Ruhe geſtört wird.

Doch war jene ſächſiſche Kaiſerherrlichkeit nur eine

große Episode in der mittelalterigen Kaisergeschichte, und die Herrscher aus fränkischem und schwäbischem Stamme gewannen bald wieder und behaupteten das römische Kaisertum deutscher Nation, welches bis zum Ende des Reichs fast durchaus bei den Süddeutschen verblieben ist. Dies hinderte jedoch nicht, daß sich in dem Maße als das Mittelalter zur Neige ging, der sächsische Stamm immer bedeutender erhob, zunächst durch den politischen, kriegerischen und kaufmännischen Geist seiner Bürger in der Hansa.

Vergleichen wir die politischen Grenzen des neuen deutschen Reiches mit den Landes- und Volksgrenzen von Deutschland, so lehrt uns der erste Blick auf die Karte, daß diese Grenzen nirgends greller von einander abweichen als im Süden. Unsere Hauptstämme stellten früher ein gewisses „Gleichgewicht der Kräfte" dar, welches heute immer noch besteht, sofern wir die ganze deutsche Nation ins Auge fassen — „soweit die deutsche Zunge klingt!" — welches aber im politischen Körper des deutschen Reiches verschwunden ist. Schon vor Jahrhunderten wurde die allemannisch-deutsche Schweiz vom schwäbisch-allemannischen Hauptstamme politisch abgelöst, wie später das allemannische Elsaß. Das Elsaß ist jetzt politisch wieder vereinigt mit dem Reiche und wird sich auch national, d. h. in Stamm, Sprache und Sitte uns wieder assimiliren; aber die Schweiz ist und bleibt uns politisch verloren und dieser Verlust schwächt zunächst den schwäbischen Stamm. Der schwerste Verlust aber traf den bayerischen Hauptstamm, indem sich Deutsch-Oesterreich, einst die „bayerische Ostmark" und auch heute noch in Stamm, Sprache und Sitte den Bayern zunächst verwandt, vom

Reiche löste. Zu diesen großen politischen Verlusten oberdeutscher Volksstämme an der Südgrenze gesellt sich dann ein scheinbar geringerer und doch fortschreitend bedenklicherer nationaler Verlust im Inneren Deutsch-Oesterreichs, wo deutsches Volkstum von Italienern und Slaven steigend bedrängt und benagt wird.

Im vollsten Gegensatze hierzu hat der sächsische Stamm im Norden seit tausend Jahren weite Länderstrecken gewonnen und fast nichts eingebüßt. Er ist hier so mächtig über sich selbst hinausgewachsen und hat slavisches und anderes fremdes Volkstum so gründlich verdeutscht, daß wir heute bei Ost- und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg, der Mark 2c. kaum mehr von den Sachsen reden, sondern nur noch von Norddeutschen schlechthin. Während im Süden und Südosten die Reichsgrenze nicht entfernt bis zur Grenze Deutschlands reicht, greift gegenteils im Nordosten die Reichsgrenze ansehnlich über die Volksgrenze Deutschlands hinaus. Dieses Uebergewicht des sächsisch-norddeutschen Stammes wurde vollendet durch die zweihundertjährigen Erfolge des preußischen Staates.

Die deutsche Vormacht Preußen ist aus keinem der alten Stammesherzogtümer hervorgewachsen, und der Name der Monarchie ist nicht einmal deutsch sondern lettisch. Als Deutschland längst verteilt war, kam erst Preußen und wurde doch die größte deutsche Macht, und als Europa längst verteilt war und die europäischen Großmächte so fest begründet, daß für eine neue Großmacht kein Platz mehr vorhanden schien, kam wiederum erst Preußen und wurde doch eine europäische Großmacht. Das geschah, so sagt man, durch

die kluge und große Politik seiner hohenzollerschen Fürsten. Ganz gewiß. Allein diese Politik würde so ungeahnte Ziele nicht erreicht haben, wenn ihr nicht der längst vorbereitete Umschwung deutscher Kultur zu Gunsten des Nordens, wenn ihr nicht das Uebergewicht aufsteigender sächsischer Stammesart über die zurückweichenden oberdeutschen Stämme entgegengekommen wäre. Und diese Faktoren wirkten vorarbeitend bereits seit den Blütetagen des Deutschordens und der Hansa, dann wachsend seit der Reformation innerhalb und außerhalb der brandenburgischen Machtsphäre und lange bevor man an einen großen Kurfürsten oder an einen König von Preußen dachte.

VI.

An der Außenwand des Chores der Neumünsterkirche in Würzburg steht ein neuer Grabstein, den eine weiße Marmorschale schmückt, auf deren Rand gemeißelte Vögel sitzen und Futter picken. Der Stein wurde zum Ersatz eines zerstörten älteren errichtet, welcher bei Menschengedenken noch im Kreuzgange lag und durch vier tief eingehauene Löcher bezeichnet war. Nach einer alten Stiftung sollte den Vögeln täglich Futter in diese Löcher gestreut werden. Allein die Vögel wurden vergessen samt der Stiftung und der Stein verfiel; — er deckte das Grab Walters von der Vogelweide, des größten deutschen Lyrikers des Mittelalters, der hier gestorben ist. Als Walters Geburtsort bezeichnet man neuerdings den Vogelweidhof bei Brixen in Tirol, und seit die Tiroler glauben, daß Walter ihr Landsmann sei, haben sie eine ganze Walterlitteratur zu Tage gefördert und auch nach

anderen tiroliſchen Minneſängern geſpürt und eine Menge alter Dichternamen neu ans Licht gezogen. Lebte doch auch Oswald von Wolkenſtein, der letzte namhafte Minneſänger in Tirol und liegt zu Brixen begraben, wo ſein ſchöner alter Grabſtein noch heute zu ſehen iſt.

Im Süden und Weſten Deutſchlands erſchallte der Minnegeſang am reichſten und vieltönigſten. Man denke ſich eine Linie von Wien über Thüringen bis zum Niederrhein und zur Scheldemündung, — vom „minniglichen Hof zu Wien", wie man im dreizehnten Jahrhundert ſagte, über die Wartburg, die Walſtatt des Sängerkrieges, bis nach Flandern hinüber. Dieſe Linie ſcheidet weſtwärts das weite Landgebiet ab, in welchem die größte Sangesherrlichkeit der höfiſchen Litteraturperiode herrſchte und mit dem Geſang die poeſievollſte Kultur des Rittertums. Hier reichte im äußerſten Weſten der deutſche Sänger dem franzöſiſchen Trouvère die Hand. Auf den nord- und oſtdeutſchen Burgen aber war es weit ſtiller, „als einſt ſo hell vom Staufen die Ritterharfe klang."

Nicht weit von Ansbach liegt ein kleines Landſtädtchen, im Innern heute faſt wie ein Dorf anzuſchauen. Aber die aus ſtarken Quadern gefugten Reſte alter Türme und Mauern und eine ſtattliche gotiſche Kirche am Marktplatz bezeugen, daß der Ort einſt ein bedeutender war. Auf dem Markte ſteht ein monumentaler Brunnen, an welchem Schwäne Waſſer ſpeien; er trägt die Inſchrift:

„Das Waſſer gibt den Pflanzen Saft,
Das Waſſer mehrt der Tiere Kraft,
Das Waſſer waſcht die Seele rein,
Daß kein Engel im Himmel mag lichter ſein."

Ein sangeskundiger König — Maximilian II. von Bayern — hat diesen Brunnen errichten lassen; die Verse sind aus dem Parzival, und das Städtchen ist Eschenbach, die Geburtsstätte Wolframs von Eschenbach, des größten deutschen Epikers im Mittelalter. Er war, wie er selber sagt, ein Bayer; — Eschenbach lag im bayerischen Nordgau, hart an der Grenze Frankens. Von den beiden anderen großen Epikern, welche Wolfram zunächst stehen, Hartmann von der Aue und Gottfried von Straßburg, stammte der erste aus Schwaben und seine Wiege stand nicht weit vom Hohenzollern und Hohenstaufen, und der zweite, wie schon sein Name besagt, aus Allemannien. Wir könnten noch den Franken Konrad von Würzburg, den Allemannen Rudolf von Hohenems und Andere hinzufügen; allein wenn wir auch den Kreis litterarhistorisch bekannter Namen erweiterten, dann kämen wir doch nicht weit über den Westen Süddeutschlands hinaus, wo der schwäbische, bayerische und fränkische Stamm aneinander grenzen und wo das Gebiet der oberen Donau dem oberen Rheingebiet so nahe rückt: hier war die eigentliche Heimstätte der ritterlichen Epik. Sie lag nicht fern von Frankreich: das merken wir aus dem Inhalte des Parzival, des „armen Heinrich" und anderer höfischer Gedichte.

Als die Ritterharfe verstummte, als die Bürger an die Stelle der Ritter rückten, die Meistersänger an die Stelle der Minnesänger, da wechselte wohl Form und Gehalt der Dichtung mit dem sozialen Stand der Dichter, aber die maßgebende geographische Zone der Poesie blieb dieselbe. Auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg ruht der größte deutsche Meistersänger, Hans Sachs, und die letzte Meister-

ſängerzunft ging in Ulm zu Grabe, als dort — im Jahre 1839 — die letzten vier Genoſſen der alten „Singſchule“ Innungszeichen, Bücher und Fahnen dem Ulmer „Liederkranz“ übergaben.

VII.

Wer heute den Typus einer echten alten „Reichsſtadt“ ſucht, der geht nach Nürnberg, Augsburg, Regensburg, nicht aber nach Hamburg, Lübeck, Bremen, welches doch nicht minder mächtige Städte des Reiches waren und nicht minder charaktervolle Städte bis auf dieſen Tag geblieben ſind. Aber bei den Hanſaſtädten läßt uns der Hanſabund, der über das Reich hinausſtrebte, das alte Reich vergeſſen und ſo finden wir eben zunächſt das Hanſeatiſche in ihren Altertümern wie in ihrem modernen Gepräge, und die höchſte Macht der Hanſa war im Grunde mitbedingt durch die Ohnmacht des ſinkenden Reiches. Jene ſüddeutſchen Städte dagegen lagen im Centrum des alten Reichslandes; ſie führen uns auch zum Centrum der alten Reichsgeſchichte in guten und ſchlimmen Zeiten bis herunter zur Perücken- und Zopfperiode des Regensburger Reichstags.

Und wie lange hoffte man noch, daß in der Bundesſtadt Frankfurt wieder geeinigt werden möge, was in Regensburg auseinandergefallen war! An den Vorort der Hanſa, an Lübeck, dachte man bei dieſen „patriotiſchen Phantaſien“ des neunzehnten Jahrhunderts gewiß nicht.

Die Norddeutſchen beſuchen mit Vorliebe Nürnberg, um im Anblick eines mittelalterlichen Städtebildes zu ſchwelgen.

Nürnberg bietet dieses Bild ja so reich und schön, aber einzig und unvergleichlich im erhaltenen Gepräge des Mittelalters ist Nürnberg doch keineswegs, und nicht wenige norddeutsche Städte — Danzig, Lübeck, Hildesheim, Halberstadt, Braunschweig, Münster — können sich in malerischer Altertümlichkeit mit Nürnberg messen. Dennoch besteht ein entscheidender Unterschied: der architektonische Charakter jener norddeutschen Städte ist einheitlicher, aber auch einseitiger, einförmiger; Nürnberg ist mannigfaltiger, individueller, es ist eine kleine Welt des Mittelalters und der Renaissance, (jetzt auch schon stark von modernem Wesen durchsetzt), so bunt und vielgeartet wie das alte deutsche Reich selber, Nürnberg ist reichsstädtischer. Zur echten Reichsstadt paßt nicht die schroff abschließende norddeutsche Eigenart, sondern der weltoffene süddeutsche Geist, der sich in allen Farben des Regenbogens bricht.

Nürnberg liegt in Franken, doch ganz nahe der alten bayerischen wie der schwäbischen Stammesgrenze. Augsburg liegt in Schwaben, aber gleich vor dem Stadtthore, jenseits des Lech, beginnt schon bayerisches Land, und Franken ist nicht ferne. Darum ist Nürnberg niemals eine so ausgesprochen fränkische Stadt gewesen wie etwa Bamberg oder Würzburg; und Augsburg war nie so ausgesprochen schwäbisch wie etwa Stuttgart. Regensburg steht zwar abgeschlossener auf altbayrischem Boden, das vollgültige Altbayertum findet man aber doch nicht in Regensburg, sondern in Landshut, Ingolstadt, München. Jene drei Reichsstädte waren und sind etwas besonderes für sich; Nürnberg und Augsburg, im Grenzwinkel der drei oberdeutschen Hauptstämme gelegen,

haben von allen drei Stämmen mancherlei angenommen und sind doch nürnbergisch und augsburgisch geblieben.

Der Rückblick auf ihre inhaltreiche Geschichte läßt uns im Zweifel, ob Nürnberg und Augsburg größeren Ruhm besaßen als Handelsstädte, oder Gewerbestädte, oder Kunststädte, oder als Mittelpunkte politischer Bürgermacht? Der historische Rückblick läßt nicht minder im Zweifel, ob uns beide Reichsstädte charaktervoller in den Erinnerungen der Renaissance- oder Reformationszeit oder des Mittelalters erscheinen? Und mehr als andere alte Städte ihrer Art haben sie selbst in den traurigen Tagen des Verfalls nach dem dreißigjährigen Kriege noch die Reste altreichsstädtischer Betriebsamkeit, altreichsstädtischen Selbstbewußtseins und gravitätisch altreichsstädtischen Zopfes bewahrt. Es dauerte auch nach 1806 noch sehr lange bis sie den Uebergang von der Reichsstadt zur königlich bayrischen Provinzialstadt fanden, wie es heutigen Tages Frankfurt schwer fällt, sich in der preußischen Provinz Hessen-Nassau zurecht zu setzen. Denn auch Frankfurt ist ja eine kleine Welt für sich, wenigstens in der Meinung jedes echten Franfurter Kindes.

Augsburg war gewiß immer eine gut deutsche Stadt, da aber sein Verkehr über die Alpen strebte, zogen die alten Augsburger so gerne nach Italien und brachten italienische Kunst und Bildung, italienische Moden und Sitten, vor allem italienischen Handelsgeist mit nach Hause, und zahlreiche italienische Familien wanderten später mit herüber.

Die Stadt nahm am Welthandel vollauf teil, solange Italien einen Welthandel besaß, solange das mittelländische Meer den großartigsten Seeverkehr Europas hegte. Von den

nordischen Meeren und Ländern war Augsburg ausgeschlossen, und als der oceanische Handel nach beiden Indien im sechzehnten Jahrhundert den mittelländischen erdrückte, sank auch die Handelsmacht der oberdeutschen Reichsstädte. Wenn die Welser damals neue Verbindungen über Lissabon nach Ostindien anknüpften, wenn sie eigene Schiffe nach Venezuela schickten, so war dies doch nur ein letztes stolzes Ringen sinkender Größe.

Das alte Reich hatte keine Kriegsmarine und seine reichsten Handelsstädte lagen weitab von der See. Die Hansestädte schufen sich eine Marine, nicht als Reichsstädte, sondern als Glieder des Hansabundes, dessen politische und kriegerische Eigenmacht doch nur durch die Ohnmacht des Reiches möglich war. Unser neues Reich bedarf und schafft sich eine Marine, denn jede vollgültige europäische Großmacht muß heute zugleich Weltmacht sein. Die Möglichkeit der Weltmachtstellung ist uns aber nur durch die Nord- und Ostsee gegeben. Solange Triest noch eine Stadt des deutschen Bundes war, konnte man wenigstens träumen, — und es war ein „großdeutscher" Traum —, daß künftig auch einmal in einem Kriegshafen der Adria die deutsche Flagge wehen werde. Jetzt führen alle Wege aus dem Inneren Deutschlands zu deutschen Häfen nur nordwärts, und die Marine, welche unsere Macht in fremden Weltteilen sichert, hat zugleich die Macht des Nordens im eigenen Vaterlande gemehrt. Der deutsche Süden ist trotz aller Eisenbahnen dem nächsten Meere, dem mittelländischen, ferner gerückt als damals, wo sich die Augsburger in Oberitalien wie zu Hause fühlten, wo Augsburg noch ganz nahe bei Venedig lag.

Die alte merkantile Kultur Oberdeutschlands wurde ebenso stark von Italien befruchtet und beeinflußt, wie die ritterliche Kultur derselben Gaue von Frankreich. Der deutsche Süden öffnete sich höherer Kultur, indem er Fremdes aufnahm und verdeutschte; die Hansestädte des Nordens trugen deutsche Gesittung zu fremden Völkern, vorab zu den Russen und Skandinaviern, von denen sie wohl wenig gelernt, die sie aber desto mehr gelehrt haben. Der deutsche Norden war das Land zuerst der geistlichen, dann der kriegerischen und kaufmännischen Missionen. Der Süden war lernbegieriger, der Norden lehrbegieriger, und jedem Schulmeister sitzt zuletzt der Herrscher im Nacken.

Dieser Gegensatz war nicht nur durch die geographische Lage, durch die verschiedenartige Nachbarschaft vorbedingt: er wurzelt zugleich tief im Wesen der entsprechenden deutschen Volksstämme. Und so thut denn der moderne Reisende heute noch hüben und drüben im kleinen das nämliche, was durch Jahrhunderte ganze Stammesgruppen im großen thaten. Wenn der Berliner in Süddeutschland reist, dann kommt ihm die Eigenart des Volkes mehrenteils sehr kurios und unberechtigt vor; er bringt seine heimischen Ansprüche auch in die Fremde mit, er begehrt seinen Berliner Komfort, seine Berliner Küche selbst in den Alpen und fragt wohl gar in Hindelang oder Balderschwang nach einer — Berliner Zeitung! Und wo er öfters, wo er gar „in Masse“ wiederkehrt, da setzt er auch seine Ansprüche durch, er „kolonisiert“ den Süden, fast wie weiland die Hansafahrer in Bergen und Nowgorod den Norden. Reist dagegen ein echt eingefleischter Schwabe in Norddeutschland, so stutzt er

zwar nicht minder über die fremden Sitten, die ihm sehr kurios und ungemütlich dünken, allein er fügt sich ihnen für den Augenblick, räsonniert inwendig, läßt andere Leute wie sie sind und bleibt selber wie er gewesen ist. Besucht er jedoch öfter den Norden, dann wird er sich unbemerkt viel fremde Art aneignen und zuletzt sogar in seine Heimat zurückbringen. In jeder größeren süddeutschen Stadt gibt es jetzt norddeutsche Kolonien, die ihre heimische Lebensweise festhalten und weiter verbreiten; süddeutsche Kolonien in norddeutschen Städten, von welchen man das gleiche sagen könnte, dürften sehr selten sein.

Im früheren Mittelalter war innere Mannigfaltigkeit Macht, bei den Städten wie bei den Stämmen und Ständen: — da war der Süden obenauf. Nachher wurde äußere Einheit Macht bei den Städtebünden, dann bei den Staaten, zuletzt bei der Nation: — da gewann der Norden die Vorhand.

Die moderne Großstadt centralisiert, die mittelalterige Reichsstadt individualisierte. Der deutsche Norden besitzt gegenwärtig mehr Großstädte und mehr großstädtische Mittelstädte als der Süden: schon diese einzige Thatsache ist eine Quelle der centralisierenden Kraft des Nordens.

Aber eins bleibt bei alledem in Nord und Süd: die einzelnen deutschen Städte aller Gaue, groß und klein, reich und arm sind auch heute noch innerlich weit vielgestaltiger, vielfarbiger, originaler als die Städte irgend eines anderen Landes in Europa. Sie mochten vor zweihundert Jahren ihre Sonderrechte und ihren Reichtum verlieren: ihren Heimatstolz, ihre Eigenart und ihren Eigensinn haben sie alle mit-

rb erſt lebendig in der Geſchichte durch den Bund mit m öffentlichen Leben und mit Litteratur und Wiſſenſchaft. h berühre hier wieder den Kern meines Themas. München g, gerade ſeit der Zeit ſeiner kunſtfördernden Renaiſſance- rſten, abſeit der politiſchen Hauptſtrömung, die gen Norden ɜ, abſeit der proteſtantiſch norddeutſchen Geiſtesſtrömung, ſeit des Aufſchwungs der neuen klaſſiſchen Litteratur- riode. Was kümmerte man ſich zu Leibnitz' und Kants, Winkelmanns und Leſſings Zeiten im Norden um alte ünchener Erzbilder und ähnliche Kunſtſchätze? und was mmerte man ſich in München um Leibnitz, Kant und ſſing? Der Norden aber ſprach damals das tonange- nde Wort.

Erſt die Neugeſtaltung Bayerns durch Max Joſef be- nn das Land und ſeine Hauptſtadt in vollen geiſtigen ıpport zu Geſamtdeutſchland zu ſetzen. Als Rheinbunds- rſt mochte und mußte Max Joſef politiſch ſich wohl vom utſchen Norden abwenden, der ja auch politiſch damals in ɔnmacht geſunken war, — als Förderer eines neuen gei- ɜen Lebens zog er ſein Land aus der alten kurbayriſchen olierung hervor und ermöglichte einen Austauſch der Bil- ng mit der ganzen Nation, der dem hochbegabten aber in ɔ zurückgedrängten bayriſchen Volke ſo lange gefehlt hatte.

Als darauf ſein kunſtſinniger Sohn München zum Sammel- aţ berühmter Künſtler und zur Kunſthauptſtadt Deutſch- nds machte, ſchien es nun allerdings, als erſtehe all dieſe ːrrlichkeit auf völlig neuem Boden ohne Zuſammenhang ːt Geſchichte und Volkstum. Allein dieſer Zuſammenhang ır längſt vorhanden, nur der Zuſammenhang Bayerns mit

einander immer behauptet und neue Originalität und oft auch neuen Reichtum dazu gewonnen.

Alle deutsche Städtecharaktere der Gegenwart zu schildern, hat darum auch noch Keiner ausgeführt, ja auch nur auszuführen begonnen, weil keiner damit fertig werden würde.

VIII.

Vom Lech zur Isar ist nicht weit, aber von Augsburg nach München ist ein großer Sprung.

Viele Leute meinen, die „Kunststadt" München sei noch viel mehr eine „künstliche Stadt", die Laune König Ludwigs I. habe hier auf rauher Hochfläche mitten im echtesten Bauernland eine schöne große Stadt improvisiert und mit künstlerischer Treibhauskultur ausgestattet, während doch zu der schönen Stadt wie zu dem Kunstbetrieb fast alle örtlichen und historischen Vorbedingungen fehlten. Und so erschien denn auch noch vor vierzig Jahren die damalige Stadt München manchem Fremden wie ein großes Dorf mit einer hünenhaften alten Kirche und einzelnen modernen Prachtstraßen und Prachtbauten, bei denen sich der Beschauer verwundert fragte, wie sie eigentlich hierhergekommen seien? Das heutige München sieht freilich anders aus: der harte Gegensatz bäuerlich plumper oder zopfiger alter Bürgerhäuser und akademisch stilisierter neuer Monumentalbauten ist gebrochen, Alt-München ist kunstgeschmückter, Neu-München künstlerisch freier und naturwüchsiger geworden, Alt- und Neu-München zusammen bilden jetzt eine der schönsten Städte Deutschlands, die sich alljährlich immer planvoller und großstädtischer

auswächst. Aber München ist noch immer in vielen Dingen die Stadt des ungerechten Leumunds, und der Satz, daß die Kunstmetropole an der Isar eine geschichts- und bodenlose moderne Improvisation sei, wird auswärts noch immer gehört.

Er ist grundfalsch.

Das Vorland der mittleren Alpen, dessen natürliche Hauptstadt München ist, war seit alter Zeit eine Heimstätte volkstümlicher Kunstübung. Die weltlichen und geistlichen Bauernspiele, wie sie heute noch in Oberammergau und andern Dörfern vom Inn bis über die Wertach, vom Hochgebirg bis gegen die Donau aufgeführt werden, sprechen dafür. Die kunstreiche Holzschnitzerei und Geigenmacherei in einzelnen Gebirgsthälern nicht minder. In Volkspoesie und Volksmusik ist der Altbayer der südlichen Zone heute noch erfindungsreich, schöpferisch, wie kaum ein anderer deutscher Bauer, und der Satz, daß der Bauersmann überhaupt nicht die gefühlige Stimmung des Städters für landschaftliche Naturschönheit hege, wenigstens dieselbe nicht ausspreche, gilt sicherlich nicht bei unsern Hochgebirgsbauern. Viele berühmten Maler und Bildhauer der Münchener Schule waren Landeskinder aus nächster Nachbarschaft. In der That hat München als Kunststadt weit innigere Berührung mit einem volksmäßig naiven Künstlertum der Umgegend als Berlin, Dresden oder Düsseldorf.

Die Kunstpflege Ludwigs I. fand in München einen längst bereiteten Boden; der König führte nur großartiger und umfassender fort, was seine Vorfahren hier vor Jahrhunderten bereits begonnen hatten. Schon unter Herzog

Sigismund, dem Erbauer der Frauenkirche (Ende des fünfzehnten Jahrhunderts), kann man von einer Münchener Kunst reden; sie erblüht besonders in der Zeit der deutschen Renaissance unter Albrecht V., Wilhelm V. und Maximilian I. In der Plastik des Erzgusses und im Kunstgewerbe wetteiferte München damals mit den kunstberühmtesten deutschen Städten.

Ueber der Anerkennung der älteren Münchener Kunst waltete jedoch später, das heißt zu der Zeit, wo man überhaupt anfing die deutschen Städte kunstgeschichtlich zu würdigen, ein eigenes Mißgeschick. Im Mittelalter war die Fürstenstadt an der Isar zu spät gekommen und stand überhaupt tief im Schatten neben den großen oberdeutschen Reichsstädten. Die Kunstblüte der Münchener Renaissance blieb andererseits bis zur neuesten Zeit fast unbeachtet, weil die moderne Kunstgeschichte anfangs die deutsche Renaissance überhaupt fast ganz beiseite liegen ließ und tief unterschätzte. Wie die Naturschönheit des bayrischen Oberlandes erst in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts durch die Maler für alle Welt entdeckt ward, so ist die alte Kunstbedeutung Münchens erst in der zweiten Hälfte durch die Historiker aufgefunden worden.

Aber auch aus einem anderen Grunde stand die alte Münchener Kunst so lange vereinsamt und vergessen: weil Bayern von der Reformationszeit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr und mehr aus dem innigeren Zusammenhang mit den großen Bewegungen der deutschen Litteratur und Wissenschaft herausgetreten war. Die Kunst gewinnt dauernd erst Platz im Bewußtsein der Nation, sie

wird erst lebendig in der Geschichte durch den Bund mit dem öffentlichen Leben und mit Litteratur und Wissenschaft. Ich berühre hier wieder den Kern meines Themas. München lag, gerade seit der Zeit seiner kunstfördernden Renaissancefürsten, abseit der politischen Hauptströmung, die gen Norden zog, abseit der protestantisch norddeutschen Geistesströmung, abseit des Aufschwungs der neuen klassischen Litteraturperiode. Was kümmerte man sich zu Leibnitz' und Kants, zu Winkelmanns und Lessings Zeiten im Norden um alte Münchener Erzbilder und ähnliche Kunstschätze? und was kümmerte man sich in München um Leibnitz, Kant und Lessing? Der Norden aber sprach damals das tonangebende Wort.

Erst die Neugestaltung Bayerns durch Max Josef begann das Land und seine Hauptstadt in vollen geistigen Rapport zu Gesamtdeutschland zu setzen. Als Rheinbundsfürst mochte und mußte Max Josef politisch sich wohl vom deutschen Norden abwenden, der ja auch politisch damals in Ohnmacht gesunken war, — als Förderer eines neuen geistigen Lebens zog er sein Land aus der alten kurbayrischen Isolierung hervor und ermöglichte einen Austausch der Bildung mit der ganzen Nation, der dem hochbegabten aber in sich zurückgedrängten bayrischen Volke so lange gefehlt hatte.

Als darauf sein kunstsinniger Sohn München zum Sammelplatz berühmter Künstler und zur Kunsthauptstadt Deutschlands machte, schien es nun allerdings, als erstehe all diese Herrlichkeit auf völlig neuem Boden ohne Zusammenhang mit Geschichte und Volkstum. Allein dieser Zusammenhang war längst vorhanden, nur der Zusammenhang Bayerns mit

dem übrigen Deutschland war jetzt erst wieder erneut und gestärkt worden.

Auf diesem Gedanken beruhte dann weiter das große Programm Maximilians II. Er verjüngte die Münchener Universität; er berief zu den Künstlern auch Gelehrte und Dichter und fügte zu der künstlerischen Umgestaltung der Hauptstadt, — die durch Max Josef weltoffen, durch Ludwig I. weltberühmt, durch Max II. aber erst schön geworden ist — auch die Umgestaltung des Hofes nach dem Vorbilde jenes Kurfürsten Philipp von der Pfalz, des Freundes der Humanisten. Das Programm war bei des Königs frühem Tode nur erst Fragment und ist vielfach mißverstanden worden. Es beruhte aber auf der Erkenntnis, daß nur durch die innige Verbindung der Litteratur mit der Wissenschaft und beider mit der Kunst im gesamtdeutschen Geiste für Bayern und München nachgeholt werden könne, was durch Jahrhunderte versäumt worden war. Der König blickte wachen Auges nach Berlin, wo Friedrich Wilhelm IV. ein ähnliches Streben entfaltete, und nannte den König von Preußen gerne seinen mächtigen Rivalen im Wettkampf um die befruchtende Pflege jeglicher Geistesarbeit. Das deutsche Volk kann sich einen solchen Wettkampf seiner Fürsten wohl gefallen lassen. Zu verschiedenen Zeiten hat man das „deutsche Athen" oder „Florenz" bald an der Ilm oder an der Elbe, an der Isar oder Spree gesucht; es wäre gut, wenn es zuletzt einmal an allen Flüssen wirklich zu finden wäre. Vorerst können wir uns mit der verheißungsvollen Thatsache trösten, daß im Lauf der Zeiten dominierende Mittelpunkte deutscher Kultur wechselnd in Süd und Nord und in der Mitte bestanden

haben. Je mächtiger Deutschland, um so individueller war allemal sein Städteleben.

IX.

Von München sieht man die Alpen. München ist die einzige unter den vielen Hauptstädten des deutschen Reiches, von deren Türmen das Auge den ewigen Schnee am Horizonte erblickt. Und unter den zahllosen Hochgipfeln, die sich da in weitem Bogen aneinanderreihen, ragt herrschend und einigend der höchste Berg des deutschen Reiches, die Zugspitze. Mancher sehr gebildete Deutsche weiß zur Zeit noch nicht, daß unser höchster Berg diesen Namen trägt. Wir müssen nicht bloß unsere alte Politik umlernen, sondern auch unsere Geographie und Ethnographie, und letzteres geht nicht so geschwind wie das erstere.

Der höchste Berg des deutschen Reiches ist zwar deutsch auf beiden Seiten, aber dennoch zweiherrisch: die Tiroler Grenze zieht quer über seinen Gipfel. Sie streicht auch weiterhin auf lange Strecken über die Kammhöhe der Voralpen, und man kann da stundenlang auf schmalem Grat die Grenze begehen und sieht von dem Steilrand über die nächsten Abgründe hinweg nordwärts ins deutsche Reich und südwärts ins österreichische Land. Erinnerten uns nicht die Marksteine daran, so würden wir hier an keine Grenze denken; denn die Natur hat Land und Volk hüben und drüben zusammengefügt, nur die Politik zog die Scheidelinie.

Die mächtigen Centralstöcke der deutschen Alpen gehören der Schweiz und Oesterreich; dem deutschen Reiche ist nur ein kleines Stück Voralpen verblieben, eine letzte Probe dessen,

was das alte Reich beſaß, — freilich eine reizende Probe! — ein bezaubernd ſchönes Stück Erde, mit ſeinen wildwüchſigen Wäldern und friſchen Matten, ſeinen Felſen, Schluchten und Waſſerfällen, ſeinen brunnklaren Seen, — bewohnt von einem Hirtenvolke, in welchem noch ſo viel Kraft und Zukunft ſchlummert, nach Geſtalt und Geſicht einer der ſchönſten Volksgruppen Deutſchlands.

Unſere reichsdeutſchen Voralpen ſind nur der Außenwall einer rieſigen Naturfeſtung: die dominierenden Außenwerke liegen in fremder Hand. Der ſchmale Gebirgsgürtel iſt uns darum auch kein Schutz mehr, wofür ſchon die Thatſache ſpricht, daß Niemand daran denkt, die trümmerhaften alten Sperrforts an der nördlichen Mündung unſerer Alpenſtraßen wieder aufzubauen oder gar neue zu errichten, oder techniſche Alpentruppen bei der deutſchen Armee einzuführen, wie die Oeſterreicher, Italiener und Schweizer dergleichen beſitzen.

Die Verteidigungslinie unſerer Alpengrenze liegt auf der Hochfläche nördlich der Berge und findet ihren Rückhalt in den Feſtungen Ulm und Ingolſtadt. Das iſt aber ein etwas beängſtigender Troſt für die Bewohner des ganzen ſüdlichen Bayerns und Württembergs; denn man wohnt lieber hinter als vor den Feſtungen.

In alten und älteſten Zeiten waren die Südpforten der Alpenpäſſe die Ausfallsthore deutſcher Völkerſchaften; heute gilt es vielmehr, die Nordpforten jener Päſſe zu verteidigen und zwar im nördlichen Vorland derſelben. Das neue deutſche Reich iſt am Meere unvergleichlich ſtärker geworden als das alte; an und in den Alpen wurde es ſchwächer,

weil es die strategisch entscheidende Hauptmasse des inneren Hochgebirgs überhaupt nicht mehr besitzt. So sind denn auch die nächsten äußeren Bürgschaften der Sicherheit hier mehr diplomatische als militärische, und wir können beruhigt auf unsere Südgrenze blicken, solange die Schweiz ihre Neutralität aufrecht erhalten kann und Oesterreich seine Freundschaft aufrecht erhalten will. Trotzdem erblicken wir in der Allianz mit Oesterreich mehr ein Zeugnis des Kraftbewußtseins und des Gemeingefühls aller Elemente der deutschen Nation, als der Besorgnis vor dem westlichen Gegner; mehr ein Trutz- als ein Schutzbündnis.

Im Jahre 1871 wäre Belfort den Süddeutschen ein besonders angenehmer Zuwachs zum deutschen Reiche gewesen. Die früher so schwache Westgrenze wurde damals wieder besonders stark, die früher so starke Südgrenze weniger. Und Belfort zielt zunächst auf den Süden. Aber der Schutz des Südens liegt in der Kraft und Einheit des Ganzen, und das ist zuletzt doch ein Schutz, der über alle Festungen geht.

Ich werfe noch einen letzten Blick auf München.

Die Stadt liegt auf weitgedehnter Fläche: trotzdem versteht diese Stadt nur, wer sie von den Alpen aus betrachtet. Klima und Landschaft, Kunst und Volksgeist deuten gleicherweise auf den Zusammenhang mit einer Hochgebirgsnatur, die nur in blauer Ferne winkt und doch diese ganze Hochfläche beherrscht.

Die Alpen locken unwiderstehlich wie das Meer, und sie haben die Bewohner dieser Gegend immer zu sich herein gelockt, immer tiefer herein und hinüber bis nach Italien. Der Münchener blickt am liebsten gen Süden, reist gen

Süden, ſchlägt ſüdwärts ſeinen Landſitz auf. Wem fiele es hier ein, mit Vorliebe zum Rheine zu gehen, in den Thüringerwald, in den Harz, ans Nordſee- oder Oſtſeegeſtade? Der echte Münchener verſteht den Rhein gar nicht: er findet ſein Waſſer zu klein, ſeine Berge zu niedrig, die Luft zu weich, er findet dort zu viel r in der Natur, zu viel Staffage in der Landſchaft. Das wild erhabene, einförmig großartige Hochgebirg hat ſeinen N aturſinn ausgebildet; er faßt die milde, maßvolle, unendlich mannigfaltige Schönheit unſerer Mittelgebirge nur ſchwer. Es gibt übrigens heutzutag viele Leute, die keine Münchener ſind, und doch in Natur und Kunſt wie im öffenlichen Leben das Siebengebirg mit dem Montblanc meſſen, bloß um zu finden, daß das Siebengebirg doch gar nicht „titanenhaft", ſondern offenbar etwas zu niedrig geraten ſei. Zu Raphaels, Goethes und Mozarts Zeiten war es umgekehrt: man fand das Schöne ſo groß in ſich, daß man's gar nicht mit der Elle zu meſſen brauchte.

Die Alpen locken den Münchener gen Süden. Rom und Neapel liegen ihm vor der Thüre, Köln, Berlin, Hamburg in weiter Ferne. Von hundert Münchenern, die Vergnügungsreiſen machen, ſind vielleicht neunzig in Italien geweſen, aber kaum fünf in Berlin. Von hundert Berliner Vergnügungsreiſenden gehen doch wohl fünfzig und darüber in die deutſchen Alpen, wobei die Mehrzahl auch München berührt. Die deutſche Wanderluſt drängt überhaupt ſüdwärts. Allein wenn der Norddeutſche gen Süden zieht, ſo kommt er erſt recht tief nach Deutſchland hinein, wandert dagegen der Süddeutſche ſüdwärts, ſo iſt er gleich wieder

aus Deutschland oder wenigstens aus dem deutschen Reiche heraus. Das sind kleine Thatsachen von großer — nebenbei auch politischer — Tragweite.

Vergnügungsreisen als allgemeine Sitte sind ein charakteristisches Eigentum der Gegenwart. Im Mittelalter gab es noch keine „europäische Route"; es war damals noch ein schlechtes Vergnügen, zum Vergnügen zu reisen, und Heereszüge, Kaufmannszüge und Pilgerzüge waren die einzigen völkerverbindenden Massenwanderungen. Uns ist Reisen ein Genuß geworden, und Viele reisen um zu reisen. Anderen ward Reisen ein Bildungsmittel; man reist, um sich als Mann von Welt zu legitimieren. Es gibt Hauptströme und Nebenströme dieses Reiseverkehrs. Beide wechseln nach Stärke und Richtung, und oft bricht sich ein neues Strombett Bahn und ein altes vertrocknet. Die Hydrographie dieser Ströme ist noch nicht geschrieben; sie könnte sehr lehrreich werden. Der Reisestrom des deutschen Südens nach dem Süden ist vergleichsweise alt, der Reisestrom des deutschen Nordens, namentlich des Nordostens, zum Rhein und zu den Alpen weit jüngeren Datums. Die Motive sind auf beiden Seiten höchst mannigfaltig, vielverschlungen. Gelänge es, einem kräftigen Gegenstrom vom Süden zum Norden Bahn zu brechen, so wäre dies ein nationales Ereignis.

X.

Ludwig Steub sagt: „Wer im bayerischen Hochgebirg gut leben will, der muß nach Tirol gehn." Es wird uns also nicht schwer, die Grenze zu überschreiten und unsere

Blicke über die Berge bis zur Südgrenze der deutſchen Nation zu ſenden, die ſich bekanntlich nicht bei Füſſen oder Kufſtein, ſondern jenſeit des Brenner zwiſchen Botzen und Trient findet und die dort auch nicht durch eine Linie bezeichnet iſt, ſondern durch eine Uebergangszone.

Tirol iſt neben dem Rheingebiet die burgenreichſte Gegend Deutſchlands. Es beſteht aber ein großer Unterſchied zwiſchen den rheiniſchen und den Tiroler Burgen. Die rheiniſchen Burgen wurden faſt alle durch Feindesgewalt geſprengt, verbrannt, zerſtört und nur das nackte Mauerwerk ragt zumeiſt noch in die Lüfte.

Anders in Tirol. Ich will das charakteriſtiſche Bild einer Tiroler Burg zeichnen.

Wir erſteigen den ſteilen Burgberg. Die ehemals weitgedehnten leichteren Vormauern des Zingels ſind zum größten Teil verſchwunden, ſie dienten zum Bau einer Kirche und eines Wirtshauſes am Fuße des Berges. Wenn wir den verödeten Zwinger durchſchritten haben, dann ſtehen wir vor einem Graben, den heute noch die nicht mehr aufziehbare, bedenklich vermorſchte Zugbrücke überdeckt. Sie trägt uns. Wir eilen hinüber und gehen durch das wohl erhaltene Thor, deſſen Fallgatter noch zu unſeren Häupten droht, in den Burghof. Die Burglinde, halb verdorrt, halb grünend, beſchattet wie vor Zeiten den Ziehbrunnen, aber Kette und Eimer fehlen an der kunſtvoll geſchmiedeten Querſtange und das Waſſer iſt verſiegt. Rechts vom Eingang ſteht das Herrenhaus und der hohe Turm; das Haus hat noch ein halbes Dach und der Turm ein ganzes. An der Außenwand des Palas erblicken wir die Reſte alter Fresken. Wir

treten ein; keine Thüre, kein Hund, kein Menſch hält uns auf; Alles iſt ſtill und verlaſſen. Wir erſteigen die innere Wendeltreppe. Sie führt in ein Gemach, welches noch bewohnt ſcheint. Die elend zuſammengeflickte Thüre hängt zwar bloß in einer Angel und die Fenſter ſind zum Teil mit Brettern vernagelt, aber ein mächtiger Kachelofen aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſcheint noch ganz heizbar, wohlerhaltenes Täfelwerk ziert die Decke und ein maſſiver Tiſch von Eichenholz, gotiſch geſchnitzt, gewiß ſeine vierhundert Jahre alt, ſteht inmitten des Gemachs.

Da erhebt ſich im Hintergrunde des dämmerigen Raumes eine menſchliche Geſtalt; es iſt ein armer Schäfer, deſſen Schafe draußen auf den mageren Grashängen des Zwingers weiden, jetzt der einzige Bewohner der Burg. Ich frage ihn, ob ich mich in dieſen Räumen ein wenig umſehen dürfe, und er antwortet, daß ich dies nach Belieben thun könne, — wenn ich kein Maler ſei. Denn der gnädige Herr in Wien habe ſtrenge verboten, Maler herein zu laſſen. Alſo hatte die Burg doch noch ihren gnädigen Herrn, und zwar, dem Namen nach, einen recht vornehmen dazu; und ich erfuhr dann auch, daß hier Maler öfters gemalt, einmal jedoch nicht bloß ihre eigenen Bilder, ſondern auch ein gemaltes Fenſter mitgenommen hätten.

Der Schäfer erzählt mir, daß er nicht immer ſo einſam hier wohne; häufig komme großer Beſuch, ganze Scharen italieniſcher Steinbrecher, die in den Außenräumen übernachten dürften, — ſie waren ja keine Maler. Dieſe fleißigen und ſparſamen Arbeiter beleben jetzt faſt allein noch die alte Brennerſtraße, wo früher die Karawanen der Kauf-

leute und Pilger, die Heere der Kaiser einherzogen, wo selbst ums Jahr 1850 noch fünfundzwanzigtausend Fuhrwerke jährlich gezählt wurden. Aber diesen ganzen Strom des Landstraßenverkehrs hat die Eisenbahn aufgesogen, und fast nur die wandernden Italiener sind übrig geblieben. Um das Schlafgeld des Wirtshauses zu sparen, schlafen sie in milden Sommernächten im Freien, bei rauherer Jahreszeit aber auch in solch einer Burg, wo früher hochgeborene Herren die Kaiserstraße behüteten oder zur Abwechslung auch unsicher machten. Diese geschickten und rührigen armen Italiener ziehen weit ins deutsche Land hinein; sie haben an gar manchem Orte den minder rührigen und minder genügsamen deutschen Arbeiter verdrängt und die Tunnels und Dämme unserer Bahnen gebaut: — ein allerdings sehr bescheidener Gegenzug friedlicher Eroberer anstatt der stolzen gewappneten Erobererscharen, die früher in umgekehrter Richtung aus Deutschland über den Brenner nach Italien gezogen sind.

Welch bedenksames historisches Bild und zugleich welches Zeitbild der Gegenwart entrollt uns diese Burg! Und es gibt viele andere Tiroler Burgen, von denen sich anderes und doch immer ähnliches erzählen ließe. Sie wurden nicht durch Feindesgewalt zerstört — Tirol hat den dreißigjährigen Krieg nicht gesehen, und die späteren Kämpfe mit den Bayern waren doch noch lange keine französischen Réunionskriege! — sie sind in sich versunken, halb versunken, weil die Geschlechter, welche dort wohnten, versunken sind, oder auch, weil die alten Familien, heute noch blühend, bequemere Wohnsitze, oft fern vom Heimatboden, draußen in den großen

Städten vorzogen. Und wie viel Reichtum, Macht und Bildung hatte einst der ritterliche Adel im Lande Tirol gehegt!

Das ist der große Unterschied der Rheinburgen und der Burgen Tirols: jene wurden zerstört, weil der Westen im äußeren Kampf dem Landesfeinde unterlag; diese zerfielen in sich, weil Tirol im inneren Kampf der Geistesmächte sich nicht oben auf behaupten konnte.

Wir steigen von den Burgen hinab in die Städte, nach Schwaz, Hall, Innsbruck, Sterzing, Brixen, Bozen und folgen dabei der großen mittleren Verkehrsader Tirols, der Brennerstraße.

Es herrscht in diesen Städten heute noch fröhliches Leben, mäßiger, tüchtiger Wohlstand; sie muten heiterer an als manche Kleinstadt im Innern Deutschlands, die uns auf allen Gassen erzählt, daß nicht der Fabrikarbeiter der ärmste Mann der modernen Gesellschaft ist, sondern der kleine Handwerker, der Krämer, der kleine Beamte und der städtische Halbbauer. Aber die heitern Tiroler Städte haben doch auch melancholische Wahrzeichen — in ihren malerischen, oft so kunstreichen alten Bauten. Der Anblick dieser alten Häuser versetzt uns zurück in eine Zeit, wo es hier ganz anders aussah wie heutzutage, ins fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert.

Damals bewegte sich hier der große italienisch-deutsche Transithandel, langsam und bedächtig, und ließ viel Geld und Gut im Lande zurück. Als Venedigs Handelsmacht zurückging und der Welthandel neue Straßen fand, verwelkte auch die Handelsblüte Tirols. Das „goldene Dach'l" in Innsbruck hat echtes Gold; — gut restauriert, glänzt es

heute noch wie vor mehr als vierhundert Jahren, wo es jener „Herzog Friedrich mit der leeren Tasche“ erbauen ließ, der bei seinem Tode (1439) von allen deutschen Fürsten die vollste Tasche besessen haben soll. Auf Friedrich folgte Herzog Sigmund und dann Kaiser Maximilian I. Zu ihrer Zeit erwuchs im Tiroler Lande nördlich des Brenner der reiche Silberbergbau, zum Handel gesellte sich die Industrie; die Fugger gewannen einen Teil ihres Reichtums aus den Tiroler Erzen, die nunmehr „gefürstete“ Grafschaft Tirol zählte 28,000 Bergleute. Alte Schlackenhalden und die Bergmannszeichen an Häusern und Kirchen erinnern heute noch an diesen Bergsegen; die weiland für unerschöpflich gehaltenen Schätze wurden erschöpft oder man suchte sie nicht mehr; der Tiroler Bergbau wurde zur Geschichte oder zur Sage.

Statt der Bergleute kamen die Jesuiten. Unter Kaiser Ferdinand und seinem Sohne wich das Luthertum, dem hier Bürger und Edelleute anhingen, der Gegenreformation, die Ketzer flüchteten ins Ausland oder verfielen dem Henker, und Tausende von Bibeln und Gesangbüchern wurden verbrannt. Die Glaubenseinheit war wiederhergestellt. Sonst sagt man: Einheit macht stark! hier konnte man sagen: Einheit macht still! Es ward sehr still in der gefürsteten Grafschaft.

Heute geht Niemand mehr nach Tirol, um dort die Blüte von Industrie und Handel in den Städten, die Blüte poetischer Litteratur in den Schlössern zu studieren. Vor vier- und fünfhundert Jahren hätte man das gekonnt. Jetzt lockt und fesselt Tirol den beobachtenden Wanderer nicht sowohl durch seine Kulturbilder als durch seine Naturbilder,

durch die Spuren alter Kultur, über welchen Gras gewachsen ist, und durch die Naturfrische des Volkstums, welche sich immer noch in einzelnen Thälern bewahrt hat.

Tirol ist, wie wenig andere Länder, der klassische Boden der „Sommerfrischen"; in der schönen Jahreszeit herbergt es die Kultur, die vor sich selber flieht.

Ich sprach oben von dem Reisestrom, der nach Süden zieht; ich füge hier noch ein paar Worte über die Sitte der Sommerfrischen hinzu, die im Süden am tiefsten wurzelt.

Der Norddeutsche reist mehr, der Süddeutsche geht allgemeiner „aufs Land". Vor fünfzig Jahren hätte ich noch kurzweg schreiben dürfen: der Süddeutsche geht aufs Land, der Norddeutsche reist. Allein so scharf gefaßt wäre der Satz heute schon nicht mehr richtig.

Die Sitte der Sommerfrische bestand in der Hochgebirgszone und ihrem Vorland schon seit alter Zeit. Im Mittelalter zogen die Tegernseer Mönche, welche unsers Ermessens doch schon „frisch" genug wohnten, zur erhöhten Sommerfrische höher hinauf nach Kreut, und nicht bloß vornehme Herren, sondern auch geringere Leute aus den Alpenthälern stiegen allsommerlich etliche hundert bis tausend Fuß höher hinauf in die Berge.

Früher suchte man aber die Sommerfrische möglichst nahe; dann wanderte man immer weiter. Die älteren Bewohner Wiens und Münchens erinnern sich noch recht gut, wie nahe bei der Stadt man vor fünfzig Jahren noch „Landaufenthalt" nahm, und wie der Kreis der Villeggiaturen dann in immer fernere Gegenden verschoben wurde. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbaute ein bayrischer

Kurfürſt das kleine Kloſter Mittenheim im Schleißheimer Wald den Münchener Franziskanern zur Sommerfriſche. Es liegt nur 15 Kilometer vor der Stadt. Wenn heutzutage Bettelmönche ein ſtandesgemäßes Sommerkloſter ſich erbauen wollten, ſo müßten ſie wenigſtens 100 Kilometer weiter hinausgreifen.

Die im öſtlichen Oberdeutſchland ſo alte und allgemeine Sitte, aufs Land zu gehen ſtatt zu reiſen, gründet zum Teil in einem tiefen Charakterzug des bayriſchen Stammes, — ich meine des Stammes innwe iteſten Sinn, vom Lech bis zur Leitha. Der Bayer und Deutſchöſterreicher hat ein ſehr ſtarkes Heimatsgefühl, er iſt nicht neuerungsſüchtig, nicht nach Fremdem lüſtern, ſondern ſchließt ſich gern im eigenſten häuslichen Behagen ab. Darum freut es ihn ganz beſonders, während des Hochſommers alljährlich mit Kind und Kegel immer wieder in dieſelben heimiſchen Berge zu ziehen und jahraus jahrein den altgewohnten See, die altgewohnten Felſen und Tannenbäume und Kühe wieder zu begrüßen und allabendlich im gleichen Kreiſe von Nachbarn und Bekannten zu plaudern. Er nennt dies „Gemütlichkeit“. Zwanzigjährige Stammgäſte ein und derſelben Sommerfriſche ſind darum gar nicht ſelten.

Solch häusliches Landleben iſt aber allgemein doch nur möglich geworden durch die breite, oft verſchwenderiſch geräumige Anlage des altbayriſchen Bauernhauſes, die auch den Gäſten Raum für eigenen Haushalt zu billigſtem Preiſe gewährt. Im Mittelgebirg, wo der Bauer knapp und oft recht ſchlecht wohnt, wäre kein Raum für ſtädtiſche Gäſte. Denn bei der „volkstümlichen Sitte“ der Sommerfriſchen

denke ich nicht an einen Aufenthalt in Gast- und Badehäusern, Pensionen u. dgl., sondern an ein Landleben mit eigener Wirtschaft und Küche unterm Bauerndache. Diese Art von Villeggiatur kostet wenig Geld, sie kostet nur Zeit, und im Süden hat man noch mehr Zeit wie im Norden. Darum gehen in Bayern und Oesterreich keineswegs bloß Rentner und reiche Leute aufs Land, sondern auch kleine Beamte, geringe Handwerker, Krämer, Lohnbedienstete, Nätherinnen; ja mitunter pflegt sogar der Bauer aufs Land zu gehn. Unterläßt eine Familie des gebildeteren Mittelstandes einmal den Landaufenthalt, so wird sie von allen Seiten nach den Gründen dieser auffallenden Thatsache gefragt und muß sich förmlich rechtfertigen: denn das Land ist die Regel, zu Hause bleiben die Ausnahme.

Auch in Norddeutschland hat sich die Sitte der Sommerfrischen steigend eingebürgert, allein doch in ganz anderer Weise. Die wohlhabendere Familie sucht wohl für etliche Wochen Erholung an der Meeresküste, im Mittelgebirg oder in den Alpen; sie entfernt sich dabei aber oft weit von ihrem Wohnorte, und ist seltener in der Lage, sich im Bauernhause häuslich einzurichten, vielmehr auf Gasthöfe und Pensionen angewiesen. Nicht selten gestaltet sich dabei der „Landaufenthalt" von selbst zu einer verlangsamten Reise mit großen Stationen. Und wer dergleichen auf mehrere Monate durchführen kann, der muß schon ein sehr unabhängiger wenn nicht reicher Mann sein. Die reichst erwerbenden Leute können und mögen dies aber vielleicht am wenigsten, weil sie zu arm sind — an Zeit. Was im Süden alte Volkssitte, das ist hier die neue Sitte eines engeren, begünstig-

teren Gesellschaftskreises. Dafür reist der minder bemittelte Norddeutsche im Durchschnitt weit mehr als sein gleichgestellter oberdeutscher Landsmann.

In diesen flüssigen Gegensätzen, die sich nur schildern, nicht statistisch genau erfassen lassen, die im einzelnen bestreitbar und im allgemeinen unbestreitbar sind, liegt eine Fülle feiner Motive versteckt zur Erklärung unterschiedener Gesellschafts- und Bildungszustände im Norden und Süden.

XI.

Aus den Tiroler Alpen führt uns der Inn zur Donau.

Wir denken uns den „Vater Rhein" als einen frischen, fröhlichen Alten. Kaulbach hat ihm (in den Münchener Arkaden) die Donau als ein schönes, jüngeres aber schwermütig sinnendes Weib gegenübergestellt. Und wir begreifen die Melancholie ihres Auges. Die deutschen Donauufer sind nicht minder malerisch wie die Gestade des Rheines, aber die Schönheit der Donaulandschaft zwischen Passau und Wien ist ernsteren Charakters als die entsprechende Rheinlandschaft zwischen Mainz und Bonn. Am Rheine verweben sich alte und neue Denkmale einer unendlich mannigfaltigen Kultur mit dem romantischen Naturbilde, auch dessen herbere Züge glättend, zu einem heiter bewegten Ganzen: an der Donau ergreift uns die wilde Größe der Scenerie gar oft noch mit ungebrochener Naturgewalt.

Zwar drang an der Donau wie am Rheine römische Kultur zu den Deutschen und faßte festen Fuß an beiden Strömen. Aber der Rhein verband unsere Vorfahren dann

auch weiterhin dauernd mit hochkultivierten Vettern und Nachbarn; die Donau dagegen führte uns minder gesittete Nationen zum heißen Kulturkampfe entgegen, die uns in Stamm und Sprache immer fremd gewesen und geblieben sind. Wenn uns die Franzosen rheinisches Land abgewannen, dann durften sie vor zweihundert Jahren alles Ernstes glauben, daß sie uns zugleich eine feinere, weltläufigere Bildung brächten. Das haben die Slaven und Magyaren wohl niemals ernstlich geglaubt, als sie im Donaugebiete Boden gewannen; höchstens bilden sie sich's heutzutage ein, wo sie so stark geworden sind — in der Einbildung.

Die Donauquelle sprudelt nicht im Alpenlande, aber die deutsche Donau wird doch durch ihre Zuflüsse zum Alpenstrome, dem das Meer so ferne liegt. Der Rhein kommt aus den Alpen, nachdem er jedoch die Grenze des Deutschen Reiches überschritten, verliert er durch seine Zuflüsse mehr und mehr den Charakter des Alpenstromes und von seinem Mittellaufe aus zieht er uns im wimmelnden Verkehr wie in Bildern und Gedanken mit steigend drängender Kraft zum Meere.

Der Oesterreicher suchte und sucht das Meer; allein an der Donaumündung hat er's bis jetzt noch nicht gefunden, sondern fernab jenseit der Alpen an der Adria. Die Franken, Sachsen und Friesen fanden das Meer an den nächsten heimischen Küsten und an der Mündung ihrer Hauptströme.

Die Donau als ein schwermütig sinnendes Weib darzustellen hat aber auch noch weiter einen tiefen Sinn. An ihren Ufern herauf stürmten Avaren, Slaven, Magyaren, Türken gegen uns; die Donau entlang schlichen die Pesten

des Mittelalters, ſchlich die Cholera verheerend zu den weſtlichen Gauen. Rhein und Donau haben beide große Kämpfe geſehen; die unfruchtbarſten Vernichtungskämpfe ſah die Donau.

Trotzdem war die Donau den Deutſchen hold. Die Slaven nennen ſie „Mutter Donau“, wie wir den Rhein „Vater Rhein“. Allein die obere Donau wenigſtens iſt den Slaven doch nur eine Stiefmutter geweſen; denn an ihren Ufern behauptete ſich deutſches Weſen beſonders zähe. In der Pußta ſitzt der Magyar, im bergigen Binnenland der Slave, am Strom dagegen blieb der Deutſche Herr bis weit über die ungariſche Grenze hinaus. Wäre die Donau nicht geweſen, die deutſche Donau, ſo würden die Nordſlaven in Böhmen und Mähren den Südſlaven in Steiermark und Kärnten die Hand gereicht, ſie würden ſich örtlich wie in Sprache und Sitte zu einem größeren Volksganzen verſchmolzen haben, und Niederöſterreich wäre heute ein ſlaviſches Land. Aber kraft der deutſchen Kultur an der Donau trennte der Deutſche die Slaven rechts und links und beherrſchte ſie, weil er ſie trennte.

So drang in alter Zeit deutſches Städteweſen längs der Donau tief nach Ungarn hinein, und die Donau verband und verbindet die Deutſchen in Ungarn. Unſer deutſcher Fluß muß erſt halb Ungarn durchlaufen, bevor er ganz ungariſch wird, und der echt nationale Fluß der Magyaren iſt nicht die Donau, ſondern die Theiß.

Wir laſſen aber Ungarn beiſeite liegen und bleiben zunächſt in Wien.

Wien iſt eine hiſtoriſche Großſtadt. Denn ſeit uralter Zeit hat es in ſich die verſchiedenſten Mächte des ſtädtiſchen

Lebens gesammelt und festgehalten. Die wahre Großstadt muß universal, sie muß eine leibhafte Encyklopädie des Städtewesens sein und innerlich vielgestaltig vieler Städte Art in sich schließen. Diese qualitative Größe, nicht die bloß quantitative von Umfang, Volkszahl, Reichtum, wimmelndem Verkehr, bedingt den großstädtischen Charakter. Hat sich dieser universale Charakter aber bereits seit frühen Jahrhunderten, mit den Kulturperioden der Nation fortschreitend, entwickelt, dann gewinnen wir im geschichtlichen Rückblick das majestätische Bild einer historischen Großstadt, und keine andere Stadt auf deutschem Boden kann sich in diesem Betracht heute mit Wien vergleichen. Denn die großen Reichs- und Hansestädte, welche sich früher mit Wien messen konnten, sind heute, wenn auch großstädtisch neu aufgeblüht, doch nicht Landeshauptstädte, Militärstädte, Centralpunkte der Kunst und Wissenschaft, sie sind einseitiger geworden in ihrer Größe, und insofern sind Städte wie Hamburg, Köln, Breslau doch nicht so vollgültig historische Großstädte wie Wien. Auch hier bezeichnet die Renaissancezeit mit ihrem neuen Staate, ihrer neuen Gesellschaft, ihrer neuen Kultur, mit ihrer geographischen Verschiebung der städtischen Mittelpunkte den großen Bruch und Umschwung. Berlin ist heute eine ebenso universale Encyklopädie des Städtewesens, eine ebenso inhaltreiche Großstadt wie Wien; aber Berlin ist eine durch und durch moderne Großstadt; seit kaum zweihundert Jahren mit dem modernen preußischen Staate schrittweise emporwachsend, ist es erst im neunzehnten Jahrhundert ebenbürtig in die Reihe der europäischen Großstädte getreten.

Ich will die Fundamente andeuten, auf welchen Wiens Eigenart als einer hiſtoriſchen Großſtadt ruht.

Wien war eine Stadt der Kelten, Römer, Gothen, Longobarden, Avaren, Bayern, bis es zuletzt eine Stadt der Oeſterreicher wurde.

Von der Natur zur Feſtungsſtadt berufen, war es jahrhundertelang das ſtarke Bollwerk, welches den anſtürmenden Feinden Halt gebot, wie zuletzt noch den Türken. Im neunzehnten Jahrhundert verlor es dieſen Charakter, aber eine Soldatenſtadt, das adminiſtrative Centrum eines großen Militärſtaates, iſt Wien doch auch heute noch geblieben.

Nicht minder war Wien durch die Natur von altersher zur Handelsſtadt berufen und zur centralen Induſtrieſtadt. Selbſt wenn es niemals ein Erzherzogtum Oeſterreich, niemals einen öſterreichiſchen Kaiſerſtaat gegeben hätte, würde in dieſer Gegend doch ein bedeutender Handelsplatz entſtanden ſein.

Im Mittelalter war Wien landesherrliche Stadt, epiſodiſch aber auch auf kurze Zeit reichsunmittelbar (durch Kaiſer Friedrich II. 1237); allein es konnte ſeine Freiheit dauernd nicht behaupten. Um ſo merkwürdiger iſt die Stadt als alte Fürſtenreſidenz. Daran gemahnt uns der Name der „Hofburg", die zwar keineswegs mehr wie eine Burg ausſieht, ſondern vielmehr wie ein Stadtquartier von neueren Paläſten innerhalb der Stadt. Aber der Hiſtoriker ſieht mit dem Auge des Geiſtes und ſo erſcheint ihm dieſe architektoniſch wenig feſſelnde Palaſtgruppe doch als ein ganz einziges Denkmal des Mittelalters. Denn ſchon 1142 verlegte Heinrich II. (Jaſomirgott) ſeine Reſidenz von Mödling hierher, das heißt Wien wurde Reſidenzſtadt ſchon zu einer

Zeit, wo sonst die weltlichen deutschen Fürsten noch vielmehr auf einsamen Burgen oder zu Häupten einer Kleinstadt ihren Sitz aufzuschlagen pflegten und unsere Kaiser noch von Ort zu Ort zogen, um wichtige Hoftage abzuhalten.

Um so später wurde Wien Bischofsstadt, nämlich erst seit 1480. Die geistliche Kultur und Herrschaft war von Westen gekommen und Wien hatte demgemäß früher zum Sprengel von Passau gehört. Aber schneller als die geistlichen Herren gründeten sich die weltlichen eine neue Macht im Osten, und so stand die herzogliche und kaiserliche Hofburg schon über drei Jahrhunderte in Wien, bevor ein Bischof dort seinen Hof einrichtete.

Nach Prag ist Wien die älteste deutsche Universitätsstadt (seit 1365), und den Ruhm Wiens als uralter Kunststadt verkündet weithin der Stephansdom. Vier Städte galten zur Blütezeit der Gothik als Vororte der deutschen Bauhütten: Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Diese vier Punkte lassen sich — aufs ungefähr — durch drei gerade Linien zu einem Dreieck verbinden, welches die Hauptmasse jener südlichen und westlichen Gaue umschließt, wo durch so große Zeiträume des früheren Mittelalters deutsche Kultur und deutsche Macht gipfelte.

Das heutige Wien ist aber vor allem die Reichshauptstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie. Aber der Böhme spricht jetzt doch nur von Prag als der Hauptstadt seines Landes, der Ungar von Budapest. Obgleich also die nichtdeutschen Völker der Gesamtmonarchie sich gerne abwenden möchten von der deutschen Großstadt an der Donau, so hat man doch mit Recht gesagt, daß gerade die Anziehungskraft

Wiens wesentlich dazu beitrage, den vielsprachigen Kaiserstaat zusammenzuhalten. Man hat das mit Recht gesagt: sagt man's auch heute noch mit Recht? Ich wage nicht, diese Frage zu bejahen. Wien wird stiller; es ist nicht mehr der Magnet für die reichen und vornehmen ungarischen und böhmischen Familien wie vordem; Wien wächst nicht mehr so rasch wie andere Großstädte; die Länder, welche ihm früher ihren Tribut der Einwanderung zollten, ziehen ihre Kräfte jetzt in sich selbst zusammen. Indem die staatskünstlerische Chirurgie Cis- und Transleithanien trennte, hat sie Wien recht tief ins Fleisch geschnitten. Aber vielleicht behauptet dann Wien um so treuer seinen deutschen Charakter? Wir wollen es hoffen.

Eine deutsche Stadt und durch Jahrhunderte fast ununterbrochen die Residenz der römischen Kaiser deutscher Nation, war übrigens Wien doch niemals die Hauptstadt von Deutschland. Das deutsche Mittelalter hatte kein Bedürfnis nach dem Kulturmittelpunkte einer für das ganze Reich maßgebenden Großstadt. Man hatte schlechthin kein Verständnis für „Hauptstädte", und selbst abgerundete kleine Länder haben es für sich damals nicht einmal zu einer ordentlichen Hauptstadt gebracht. Was bedeutete Wien als Kaiserstadt dem alten Hanseaten oder dem Straßburger und Nürnberger? Als aber die konzentrierte Fürstenmacht der Renaissance die Hauptstädte zu ihrer modernen Bedeutung erhob, da zersplitterte das deutsche Reich gerade durch die konzentrierte Fürstenmacht der einzelnen Reichsstände und durch die Reformation. Die Zeit Wiens als deutscher Hauptstadt war vorbei in dem Augenblick, wo sie eben hätte kommen

können, und das religiöse, politische, wirtschaftliche und litterarische Leben des außeröſterreichischen Deutschlands gravitierte fortan nach ganz anderen Mittelpunkten als nach Wien, es gravitierte nach den neuen Landeshauptstädten.

Wien zählt in unserer Zeit zu den deutschen Metropolen der bildenden Kunst, der Litteratur und Wissenschaft; die Hauptstadt schlechthin ist es für uns nur einmal gewesen, nämlich die deutsche Musikhauptstadt in der großen Epoche von Haydn bis Beethoven, wo die klassische „Wiener Tonschule" allgewaltig und auch international herrschte. Damals war es, wo Haydn von Wien aus zuerst die musikalische Mainlinie überbrückte; denn Händel und vollends Bach waren zu ihrer Zeit doch nur protestantisch norddeutsche Meister gewesen, Haydn und Mozart aber eroberten mit ihrer Musik ganz Deutschland, und der Niederrheiner Beethoven mußte nach Wien kommen, um als Wiener Meister die Welt zu erobern. Und Haydn hat in Wien noch kein Denkmal! und viele Wiener und Wienerinnen schwärmen heute so begeistert für das musikalische Magyarentum Liszts und für die slavische Kunst und Art des französisierten Polen Chopin, daß sie für ihre eigensten deutschen Meister Haydn und Mozart gar kein Verständnis mehr besitzen, und sich über diese großen Künstler, die Wiens Namen einstmals so groß gemacht, vornehm erhaben dünken. In der klassischen Periode herrschte Wien, in der romantischen fiel die Suprematie durch Weber, Spohr, Mendelssohn, Schumann, Wagner und durch die im Norden neu erweckten und nun erst überall sieggewaltigen Meister Bach und Händel wieder an Norddeutschland zurück.

Die innere Altſtadt Wien iſt eine Stadt der Paläſte, und das neue Wien mit ſeiner Ringſtraße wird in noch viel ſtolzerem Sinn zu einer Neuſtadt der Paläſte erwachſen. Doch waltet hier ein großer Unterſchied zwiſchen beiden Stadtgebieten. Die Palaſtbauten der alten Stadt erinnern uns an den Kaiſerhof, an Adel und Magnaten, an Kirche und Prälaten, wohl auch an reiche Bürger; dagegen ſehen wir uns dort meiſt vergebens nach Monumentalbauten um, welche von der früheren Macht und Geſchichte des Staates und öffentlichen Lebens zeugten.

Ganz anders bei den ſtolzen monumentalen Bauwerken am Ring. Rathaus, Juſtizpalaſt, Reichsratsgebäude, Votivkirche, Univerſität, Theater, Muſeen — ſie alle dienen hier dem Staate, dem Volke, der politiſchen und religiöſen Gemeinde, die Sinnbilder eines neuen öffentlichen Wien neben dem alten privaten. Und wenn dieſe mächtigen Gebäude ſamt der künſtleriſchen Umgebung erſt einmal vollendet ſind, dann werden ſie ſich zu einer modernen Palaſtgruppe verbinden, ſo vielgeſtaltig und großartig zuſammengeſchart, daß man ihresgleichen aus unſerer Zeit wohl in der ganzen Welt nicht wiederfindet.

Seltſames Spiel der Widerſprüche! Wien verſtaatlicht ſich architektoniſch und konzentrirt ſeine öffentlichen Bauten, ſeit die Nationen des Kaiſerreichs ſich mehr und mehr dem Geſamtſtaate zu entziehen und das öffentliche Leben zu zerbröckeln trachten; — als dagegen das Kaiſerreich noch ein einheitlicher Staat war, baute man Privatpaläſte und das architektoniſche Wien ſah ſehr ſtaatlos aus.

Zwei Standbilder feſſeln unſer Auge: die ehernen

Reiterstatuen des Erzherzogs Karl und Prinz Eugens, des edeln Ritters auf dem Burgplatz. Der Erzherzog, auf hochansprengendem Pferde, schwingt die Fahne, wie damals an seinem Ehrentage, in der Schlacht von Aspern. An jenem Tage sah das überraschte Europa zum erstenmal, daß auch Napoleon eine große Schlacht schlagen könne, aus der er nicht als Sieger hervorgehe. Ob besiegt? man mochte darüber streiten. Der Erfolg war auf Oesterreichs Seite, aber Oesterreich konnte den Erfolg des Erfolgs nicht erreichen, den Fortgang zur niederschmetternden Offensive, und bei Wagram hat Napoleon Aspern wieder wett gemacht. Erzherzog Karl war ein Meister der Devensive, er wußte da noch zähen Widerstand zu schaffen, wo Andere verzweifelten und durch festes Ausharren im Unglück die Hoffnung auf glücklichere Tage wach zu erhalten.

Anders und doch nicht ganz anders geartet war das größere Feldherrngenie des Prinzen Eugen. Der Sieger von Zenta wußte zwar gar oft mit zermalmenden Schlägen vorzudringen, aber die Politik des Wiener Kabinettes sorgte doch dafür, daß auch ihm zuletzt fast immer der Erfolg des Erfolges verkümmert ward. Das altmodisch schwere Streitroß seines Erzbildes versetzt uns in die Zeit einer bedächtig schwerfälligen, methodischen Kriegsführung, wie sie durch hundert Jahre, seit dem Tode Gustav Adolfs bis zum Emporsteigen Friedrichs des Großen herrschte. Turenne und der kriegsgelehrte Montecuculi hatten den Krieg zu einer Kunst gemacht, er war ein Schachspiel geworden, bei welchem man sich Zeit nimmt, um den Gegner durch wohl überlegte Züge matt zu setzen; darum beklagte Montecuculi den Tod

Turennes: er hatte seinen interessantesten Widerpart im Spiele verloren. Man manövrierte den Feind lieber zum Lande hinaus, als daß man ihn hinausgeworfen hätte, und nicht besiegt zu sein galt manchmal für nützlicher als gesiegt zu haben.

War Erzherzog Karl ein Meister der Defensive, der leider in einer Zeit vernichtender Eroberungsschläge lebte, so war Eugen der geborene Meister des niederschmetternden Sieges, der leider in einem Zeitalter der Defensive leben und kämpfen mußte und dessen Genius gefesselt war durch die herrschende Politik, welche aller Methode entbehrte, und durch die herrschende Kriegskunst, die einen entsetzlichen Ueberfluß an Methode besaß.

Zu den beiden Reitern am Burgplatz gehörte eigentlich noch ein dritter: Laudon, den man nach der Art seines kühnen Geistes, wie nach der Schranke, die seiner Thatkraft gesetzt war, so oft mit dem Prinzen Eugen verglichen hat. Diese drei Männer versinnbilden uns die Wucht der Defensive Oesterreichs in drei entscheidenden Perioden seiner neueren Geschichte; ihr Anblick weckt aber zugleich noch einen viel weiter tragenden Gedanken.

Nicht nur für sich, sondern auch für andere Staaten, hat Oesterreich die europäische Mission der Verteidigung und Abwehr, die Mission eines Marklandes, welches sich zwischen Ost- und Westeuropa lagert, um den Anprall des slavischen Ostens, dessen nationale Politik neuerdings offensiv genug geworden ist, gegen den germanischen Westen hintanzuhalten oder auch brechen zu helfen. Indem Oesterreich sich selbst bewahrt, bewahrt es den europäischen Frieden,

und die Allianz Oesterreichs mit dem deutschen Reiche und neuerdings Beider mit Italien ist darum im vollsten Sinne eine Friedensallianz.

Ist aber Oesterreich kraft seiner geographischen Lage zur erhaltenden, abwehrenden und vertheidigenden Friedenspolitik berufen, so ist es andererseits kraft seiner Völkermischung ein ganz eigenartiges Staatengebilde, welches im Innern selber niemals recht zum vollen Frieden kommen kann. Slaven und Deutsche, Magyaren und Deutsche, dann aber auch zeitweilig wieder Slaven und Magyaren befehden sich in Oesterreich aufs bitterste, in demselben Oesterreich, welches verhindern soll, daß Slaven und Deutsche außerhalb seiner Grenzen sich noch weit grimmiger befehden. In diesem Widerspruch liegt der tragische Zug, der durch die ganze neuere Geschichte Oesterreichs geht.

Solange Oesterreich noch zum Deutschen Reiche oder wenigstens zum deutschen Bunde gehörte, behaupteten die österreichischen Deutschen auch die Vorhand gegenüber den Czechen und Magyaren. Das Zurückweichen des Deutschtums in Böhmen und Ungarn ist eine letzte Folge jener Verschiebung der politischen und Kulturachse Deutschlands, die schon am Ausgange des Mittelalters begann, durch die Reformation oder hier richtiger durch die Gegenreformation, so entscheidend für Oesterreich wurde und in den inneren und äußeren Kämpfen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sich vollendete. Die Jahre 1866 und 1871 besiegelten diese weltgeschichtliche Thatsache. Wir sehen seitdem unser deutsches Volkstum an der rheinländischen Westgrenze nicht mehr, wie früher so lange, gefährdet. Um so

ſtärker iſt jetzt der Deutſche im Süden und Südoſten, in Tyrol, Siebenbürgen, Ungarn und Böhmen bloßgeſtellt. Die Gefahr iſt um ſo größer, weil die Deutſchen hier weniger innerhalb geſchloſſener Volksgrenzen als zerteilt und verſprengt zwiſchen anderen Nationalitäten ſiedeln. Und der Kampf iſt nicht, wie in früheren Jahrhunderten, ein Krieg mit Waffen, ſondern ein Ringen um Rechte, Sitten, Bildung, Sprache. Um ſo dringender ſind wir Deutſche im Reiche zu der Pflicht gemahnt, unſere Brüder bei dieſem Kampfe nicht im Stich zu laſſen.

Von Wien wandere ich gen Norden durch Böhmen und zwar etwas eilenden Fußes. Böhmen war ſeit alter Zeit ein innerlich zwiegeteiltes Land. Mit den natürlichſten und klarſten geographiſchen Grenzen verbindet es die verworrenſten ethnographiſchen. Die Deutſchen ſitzen rings herum in den Grenzgebirgen und die Czechen ſitzen mitten inne im böhmiſchen Keſſel. Aber in den Sudeten und im böhmiſch-mähriſchen Höhenzuge ſind ſie auch bis zur Grenze vorgedrungen; ſie bilden eine Sprachinſel im deutſchen Gebiete bei Mies, und die Deutſchen bilden dagegen eine Sprachinſel im czechiſchen Gebiete bei Budweis. In den größeren Städten aber miſchen ſich die Nationalitäten ganz ähnlich, wie ſich anderswo die Konfeſſionen neuerdings in der Stadt miſchten, auch wenn das umliegende Land konfeſſionell ganz ungemiſcht geblieben iſt. Der moderne politiſche Geiſt ſtrebt — überall — nach feſten, klaren Nationalgrenzen, aber der moderne Verkehr ſchüttelt im Grenzgebiet und in den Städten die Nationalitäten durcheinander und macht die Nationalgrenzen wieder ſchwankender und unklarer.

Böhmen gehörte zum alten deutschen Reiche; denn der König von Böhmen war Kurfürst dieses Reiches, aber es gehörte zu keinem Reichskreise und trug keine Reichslasten. Die Deutschen waren vor den Czechen in „Böhmen" gewesen, aber die später eingewanderten Czechen konnten die Deutschen weder ganz verdrängen noch von ihnen ganz verdrängt werden. Der Herzog von Böhmen wurde durch einen deutschen Kaiser (Heinrich IV.) zum Könige gemacht, und der mächtigste Böhmenkönig, Ottokar II., durch einen deutschen Kaiser niedergeworfen. Der glanzvollste Herrscher Böhmens war der deutsche Kaiser Karl IV. aus dem lützelburgischen Hause, der Stifter der Universität Prag, der Gründer von Karlsbad, der Erbauer von Karlstein. Die Czechen möchten ihn, den Sohn des Lützelburgers Johann, jetzt lieber wieder mit seinem ursprünglichen Namen „Wenzel" als mit seinem deutschen Kaisernamen „Karl" nennen und ganz zum Czechen machen. Aber dieser Wenzel-Karl ist in der That nirgends etwas ganz gewesen und überall auf halbem Wege stehen geblieben — wie die ganze Geschichte Böhmens.

Zu Karls IV. Zeiten galt Prag für die „erste Stadt Deutschlands" und heute ist es, nach dem Worte des Geographen Daniel, „ein Ringplatz der Nationalitäten und wird es bleiben". Der Fremde, welcher vor zwanzig Jahren nach Prag kam, hatte den Eindruck einer Stadt, in welcher deutsche Kunst und Wissenschaft, deutsche Bildung und Betriebsamkeit herrschen, während sich zugleich czechisches Volkstum als kontrastierend fesselndes Objekt des Studiums der „Naturgeschichte des Volkes" darbot. Das Deutsche drängte

sich dem [illegible]ichtigen Beobachter von selbst auf, das Czechische mußte der gründlichere Beobachter suchen. Heute ist es umgekehrt. Zwar ist deutsche Kunst, Wissenschaft, Bildung und Betriebsamkeit auch heute noch in Prag lebendig, sie sammelt sich sogar zu steigender Kraft: aber man spricht jetzt bereits von der „deutschen [illegible]" innerhalb der czechischen Stadt. Czechische Sprache und czechisches Regiment drängt sich auch den Beobachter schon in den Straßen auf, die [illegible] wirkung deutschen Wesens muß er im pe[illegible]k mit der deutschen Kolonie zu ergründen su[illegible]

Prag ist [illegible] liche Stadt, so imposant namentlich durch seine alten Monumentalbauten. In der malerischen Kühnheit der Anlage, in Größe und Glanz seiner Bauwerke übertrifft das mittelalterige Prag, wie es heute noch steht, selbst Nürnberg, welches seinerseits wieder an Innerlichkeit, Tiefe und Eigenart seiner alten Kunst Prag überragt. In Prag bauten und bildeten Könige, in Nürnberg Bürger. Allein auch die stolze Prager Gothik ist deutsche Gothik; die höhere Geisteskultur kam hier im vierzehnten Jahrhundert vom Westen. Das hat früher wohl kein Mensch bestritten. Als aber der Kunsthistoriker Woltmann vor mehreren Jahren einen Vortrag in Prag hielt, der diese Thatsache erwies und erläuterte, da regten seine kunstgeschichtlichen Sätze die czechischen Gemüter derart auf, daß das Militär mehrere Tage durch die Straßen patrouillieren mußte, um die Aufregung zu beschwichtigen.

„Vorbei! vorbei!"

Wäre es in jenen Tagen des vierzehnten Jahrhunderts,

wo Prag „die erste deutsche Stadt" war, wo die erste deutsche Universität Prag erstand, wo die hohen gothischen Prachtbauten sich hier erhoben, wäre es in jenen Tagen gelungen, die Südostgrenzen deutschen Volkstums hier fest und dauernd zu ziehen und ein wirkliches „Markland" deutscher Kultur in diesen national zerfahrenen und ewig schwankenden und gährenden Südostmarken zu schaffen, — dann würde ganz Deutschland heute eine völlig andere Gestalt zeigen und unsere politische und Kulturachse würde sich nicht so gründlich vom Westen, Süden und Südosten nach Nordost verschoben haben.

Nord eutſchen Kultur.

ag.

Ich wähle einen neuen Ausgangspunkt — Leipzig —, um von hier, am Rande der norddeutſchen Tiefebene, nicht nur nach Norden vorzudringen, ſondern auch Rückblicke auf Mitteldeutſchland zu werfen.

Leipzig iſt die Metropole des deutſchen Buchhandels. Dies war nicht immer ſo. Die Buchdruckerkunſt iſt nicht im deutſchen Norden erfunden worden, ſondern am Rhein, in Mainz, in jenem Südweſten, wo zur ſelben Zeit auch Renaiſſance und Humanismus zuerſt ihren ſiegreichen Einzug auf deutſchem Boden hielten. Die älteſten Druckorte, Mainz, Straßburg, Bamberg, Köln, Eltville, Baſel liegen im Rheingebiet, und vom Rheine zog die neue deutſche Kunſt erobernd nach Italien, Frankreich, England, den Niederlanden. Norddeutſchland hat für die Frühgeſchichte des Buchdruckes nicht entfernt die gleiche Bedeutung wie der deutſche Süden.

So war denn auch Leipzig nicht urſprünglich der Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels, ſondern Frankfurt a. M.,

dessen Buchhändlermessen bis zum Jahre 1511 zurückgreifen. Die erste Kunde von der Macht und dem Umfang dieses Büchermarkts gewinnen wir, bezeichnend genug, aus den Schriften der Humanisten Reuchlin, Erasmus, Melanchthon, und im Hinblick auf diesen litterarischen Verkehr hat Heinrich Stephanus die ganze Stadt ein „Museum", ein „Athen" genannt. Die Frankfurter „Buchgasse", wo sich die großen Bücherlager fanden, gibt in ihrem Namen heute noch Zeugnis von der ehemaligen Vormacht des südwestlichen Buchhandels. Nun sagt man gewöhnlich, durch ein zufälliges Unglück, durch den Brand der Buchgasse während des dreißigjährigen Krieges sei Frankfurts buchhändlerische Centralstellung gebrochen worden und auf Leipzig übergegangen. Allein schon die durch Kaiser Rudolf II. (Ende des sechzehnten Jahrhunderts) eingesetzte Censur hatte lange vor jenem Brand Frankfurt geschädigt, während Leipzig gewann, und der Leipziger Meßverkehr ist nicht mit einem Schlage, sondern ganz allmählich dem Frankfurter über den Kopf gewachsen. Bezog doch Weidmann aus Leipzig noch 1764, und dann freilich zum letztenmale, die Frankfurter Messe.

Die Gründe, warum Leipzig nach langem Wettkampfe im achtzehnten Jahrhundert endgültig über Frankfurt siegte, sind mannigfache, tiefliegende. Bis zur Reformationszeit diente die neue Kunst des Bücherdruckes vorwiegend nur der Gelehrsamkeit und dem gewöhnlichsten Schul- und Hausbedarf. Erst durch den großen Geisterkampf, der von Wittenberg ausging, ward sie das allgemeine Mittel des Austausches der öffentlichen Meinung, des Streites, der Agitation, der Belehrung und Bildung für alles Volk. Was wir heute

„Presse" nennen, ist mindestens achtzig Jahre jünger als die wirkliche Buchdruckerpresse. An diesem ungeheuern Kampfe der Bücher, Flugschriften und Flugblätter, der auch den Buchhandel erst recht lebendig machte und nach neuen Sammelpunkten drängte, nahm aber das nördliche und mittlere Deutschland ebenso entschieden, ja noch entschiedener Teil als der Süden. Die Reformation verallgemeinerte und verschob den Buchhandel und gewann jener sächsisch-thüringischen Zone, von wo der Umschwung ausgegangen war, einen neuen Rang im litterarischen Verkehr, der sich allmählich zum Vorrange steigerte. Daß der Büchermarkt des protestantischen Deutschlands im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entschieden bedeutender war als des katholischen, wird wohl Niemand bestreiten. Wenn sich aber auch ein süddeutscher Protestantismus ebenso fest, eigenartig und regsam behauptete wie der norddeutsche, so lagen doch fortan dem norddeutschen Buchhändler die großen Absatzgebiete der gesteigerten litterarischen Produktion näher und günstiger als dem süddeutschen. So wirkte schon die Reformation zum Vorteile Leipzigs und zum Nachteil Frankfurts, — weil sie überhaupt die Kulturmacht des Nordens steigerte.

Von der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts zieht sich ein verbindender Faden zu dem neuen Erblühen der deutschen Nationallitteratur im achtzehnten. Oertlich gravitiert sie nicht mehr, wie zur Zeit der Minnesänger, im Süden und Westen, sondern im mittleren und nördlichen Deutschland. Die Vorläufer unserer modernen Klassiker sammelten sich in Schlesien, Hamburg und Sachsen zu Gruppen und Schulen, und in Leipzig versuchte Gottsched

seine deutsche Geschmacksdiktatur zu gründen. Zwar stritten die Schweizer Poeten tapfer und erfolgreich mit den Leipzigern, aber der nachhaltige Einfluß der schweizerischen Erfolge kam zu Klopstocks Zeiten doch wieder dem Norden zu gut, und Albrecht von Haller, der große schweizerische Dichter und Denker, verbrachte die kräftigsten Jahre seines Lebens und Wirkens in Göttingen. Er bahnte jenen Bund der Poesie und Wissenschaft an, der uns zur „Litteratur" im hohen modernen Sinne des Wortes führte, zu jener Litteratur, die von Lessing bis Goethe und Humboldt ganz besonders blühte und dem Gelehrtenzopf zeitweilig ein Ende machte; aber die Schweizer wie die Bayern und Oesterreicher haben damals die „Litteratur", in welcher sich Kunst und Wissen durchdringen, am wenigsten zu ergreifen und zu begreifen vermocht.

Zwei erhabene Denkergestalten stehen am Beginn und am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts: Leibnitz und Kant. Beide gehörten dem Norden, und die norddeutschen Universitäten gewannen im vorigen Jahrhundert durch die befruchtende Pflege der damaligen Centralwissenschaft, der Philosophie, den Vorrang über die älteren süddeutschen. In den aufblühenden Universitätsstädten erstanden neue Verlagsanstalten der gelehrten Litteratur, deren wichtigste Geschäftsverbindungen zuletzt in Leipzig zusammenliefen. Der Zusammenhang zwischen dem jeweils tonangebenden Geist der einzelnen Universitäten und dem örtlich wie wissenschaftlich specialisierten Bücherverlag bildet ein ganz eigenartiges Kapitel in der Geschichte des deutschen Buchhandels.

Der alte künstlerische Ruhm des deutschen Südwestens

leuchtete neu und sieggewaltig auf in Goethe, Schiller und Wieland, denen sich die drei Söhne des Nordens, Klopstock, Lessing und Herder zur Seite stellen. In der Mitte, in Weimar, fanden sich dann aber die süddeutschen Poeten dieser Gruppe mit dem norddeutschen Herder zusammen, und die Zukunft der ganzen klassischen Periode gehörte Gesamtdeutschland. Bei Lebzeiten gewannen unsere Klassiker freilich die größere Gefolgschaft ihres Publikums im Norden, weil der deutsche Südosten, Bayern und Oesterreich, nur geteilt und zögernd folgte; andererseits verknüpft sich aber auch das Aufblühen der süddeutschen Metropole des Buchhandels — Stuttgart — mit dem Namen Schillers und Goethes. Die romantische Schule, in Dichtung und Wissenschaft eignet mehr dem Norden als dem Süden, und eine zeitlang erschien Berlin als der Sammelpunkt der modernen Romantik. Die österreichischen Poeten, von Grillparzer bis Grün und Lenau, lenkten die Blicke der Litteraturfreunde auch auf Wien, doch unter Metternichs Auspizien konnte der österreichische Buchhandel selbst durch das Schaffen solcher Männer keinen herrschenden Einfluß gewinnen. Nicht die Orte, wo bedeutende Schriftsteller leben und schaffen, sondern die Länder, wo das Publikum ihre Bücher am fleißigsten kauft und liest, sind entscheidend für die Geographie des Buchhandels.

Der Uebergang des Hauptbüchermarktes von Frankfurt nach Leipzig vollzog sich allmählich gleichen Schrittes mit dem Uebergange der deutschen Litteraturmacht vom Süden und Westen zum Norden und Osten. Trotzdem hat sich Buchhandel und Bücherverlag nicht entfernt derartig in Leipzig centralisiert wie etwa der französische in Paris.

Deutschland wäre nicht Deutschland, wenn dies hätte geschehen können. Denn wenn Leipzig auch die großen Messen besitzt, und wenn auch mehr Buchhändler und Buchdrucker dort wohnen als in irgend einer andern deutschen Stadt, so zählt doch der deutsche Bücherverlag, je nach den Gattungen der gelehrten, poetischen und gemeinnützigen Litteratur, eine ganze Schar weiterer bedeutsamer Mittelpunkte.

Daneben geht auch das Zeitungswesen wieder seine eigenen Wege. Die politische Tagespresse erblühte früher in Reichsstädten wie Frankfurt, Hamburg, Nürnberg als in den Landeshauptstädten. Sie ging dem großen Verkehr und der Freiheit nach und fand beides mehr in den Handelsstädten als in den Residenzen. Jede große deutsche Zeitung hat ihr besonderes Landgebiet, welches sie beherrscht, wo sie unentbehrlich ist; keine beherrscht Deutschland. Die deutschen Zeitungsstaaten entsprechen aber keineswegs den Bundesstaaten, sie kreuzen überall deren Grenzen.

Erst seit dem Jahre 1848, erst seit der Abschaffung der Censur, gewann die Zeitungsproduktion in den großen Hauptstädten, vorab in Berlin und Wien, eine Stellung, welche dieser politischen Mittelpunkte würdig ist, ohne daß jedoch etwa die Kölnische Zeitung den maßgebenden Einfluß in ihrer rheinischen, die Frankfurter Blätter in ihrer mitteldeutschen Zone verloren hätten, ohne daß die Augsburg-Münchener Allgemeine Zeitung aufgehört hätte, das wissenschaftlich gediegenste politische Tagblatt Deutschlands zu sein. Es ist auch gar nicht abzusehen, daß dies anders werden würde. Der politische Schwerpunkt konnte wechseln, die Kulturachse konnte sich verschieben; aber eine Thatsache blieb

doch fest: kein Land der Erde war und ist mit so vielen Hauptstädten jeglicher Art gesegnet wie Deutschland.

XIII.

Es gibt De[illegible] b[illegible]lame die Erinnerung eines bedeutenden Er[illegible] in [illegible]veckt; kommen wir aber dorthin, dann sehen [illegible] eine [illegible] neue Welt, die sichtbaren, redenden Zeugen d[illegible] ver [illegible]ge Zeit sind verschwunden, und nur der N[illegible]t noch — in unsern Gedanken.

So ergeht es uns in Le[illegible] wenn wir auf dem freien Platze vor dem Schloßthor stehend, die Pleißenburg betrachten. Das ist nicht mehr die Pleißenburg von 1519, es ist überhaupt keine Burg mehr, wir befinden uns mitten im modernen Leipzig und müssen die alte Pleißenburg im Kopf mitbringen und ein Stück Reformationsgeschichte dazu.

Dann sehen wir im Geiste einen stattlichen Zug von Fürsten und Prälaten, Professoren und Studenten von der Thomaskirche zur Burg herüber schreiten und die Bürger im Harnisch und mit Wehr und Fahnen bilden Spalier, — wie es hier am Nachmittag des 29. Juni 1519 geschehen ist. In dem festlich hergerichteten großen Saale der Burg stehen zwei Katheder einander gegenüber, geschmückt mit den Bildern der ritterlichen Heiligen Sanct Martin und Sanct Georg, und auf den Kathedern erscheinen Dr. Martin Luther und Dr. Johannes von Eck. Es beginnt die Leipziger Disputation, das Leipziger Turnier, wie man's genannt hat. Aus dem gelehrten Scharfrennen ist Luther nicht als voll-

kommener Sieger hervorgegangen, aber in seinem Geiste wie im Geiste der ganzen emporsteigenden Reformation bezeichnet dieser Tag doch einen Umschwung, der zum Siege führte. Denn Luther hatte hier zum erstenmale laut bekannt, daß der Papst nicht der Statthalter Christi, nicht der Nachfolger Petri, daß er nicht das Oberhaupt der Kirche sei und daß selbst die Konzilien nicht unfehlbar. „Luther," — wie Karl Hase sagt — „über die alte heilige Scheu vor der römischen Kirche einmal hinweggerissen, erkannte jetzt verwundert, daß die Wahrheit schon lange vor ihm ausgesprochen sei und alle Geister der Opposition versammelten sich in seiner Brust."

In Leipzig berührt unsere Wanderung zuerst jene Kette der „Lutherstädte", die sich von der Elbe bis zum West- und Südrande des Thüringerwaldes zieht, von Wittenberg, Torgau, Leipzig, Magdeburg, Mansfeld, Eisleben bis nach Erfurt, Eisenach und Koburg. Jede dieser Städte erinnert uns an Luthers Leben und Wirken, wir fühlen uns hier in seiner Heimat, im Vorland und im Innern jenes Mittelgebirgs, welches sich verbindend zwischen Norden und Süden schiebt. Die Reformation ging aus der Mitte Deutschlands hervor, und es schien eine Weile, als sollte das Land der Mitte, das alte Kursachsen, die Vormacht des deutschen Protestantismus werden. Es kam anders, und als die zerrüttenden inneren Stürme sich endlich legten, lief Brandenburg Sachsen den Rang ab, und die Hauptstadt der protestantischen Vormacht wurde nicht Dresden, sondern Berlin. Was kommen sollte, das kam, so oft die Thatsachen auch zu widersprechen schienen. Der brandenburgische Kurfürst der Reformationszeit, Joachim I., war der heftigste Gegner der

Reformation und erſt ſein Sohn wurde lutheriſch. Als ſpäter Kurfürſt Johann Sigmund zum reformierten Bekenntniſſe übertrat, ſchien ein unheilbarer Bruch zwiſchen dem lutheriſchen Volke und dem reformierten Fürſtenhauſe geſchaffen, und in den entſcheidenden Tagen des dreißigjährigen Krieges fehlte Brandenburg der rechte Mann und es ſpielte eine nichts weniger als entſcheidende Rolle. Aber die politiſchen Thaten der ſpäteren preußiſchen Fürſten holten wieder ein, was in der Zeit der religiöſen Kämpfe verſäumt worden war. Nicht durch Theologen, Religionsgeſpräche und Kirchentage, ſondern durch Fürſt, Staat und Heer gewann Preußen die proteſtantiſche Vormacht. Und in der Gegenwart, die alles Konfeſſionelle lockert und untergräbt, feſtigte Preußen doch wieder die Geſamtmacht des deutſchen Proteſtantismus, die faſt nur noch eine ideelle geworden, durch das deutſche Reich, welches ſehr real iſt. So wirkten, mit wahrhaft providentiellem Zuge, alle Kräfte, auch die widerſtrebenden, um den Schwerpunkt der deutſchen Bewegung auch hier nach Nordoſten zu ſchieben.

Ich kehre noch einmal zu Luther zurück.

Vom Nordrande Mitteldeutſchlands ging Luther aus, als ein Prophet der Zukunft. Er war aber zugleich ein echtes Kind ſeiner Zeit, jener Renaiſſanceperiode, die zwiſchen Mittelalter und Neuzeit liegt, und ſo mußte er, der Ueberwinder des Mittelalters, nach Süden gehen, wo die mittelalterige Kultur gravitiert hatte; er wanderte nach Heidelberg, um den Bund der Reformation mit dem Humanismus vorzubereiten, er zog zum alten Kaiſerſtrom, zum Rheine, nach Worms, um vor Kaiſer und Reich ſein Bekenntnis

abzulegen, nach Augsburg, um mit Kardinal Cajetanus zu ſtreiten, wie ſpäter die Augsburger Konfeſſion von dieſer Stadt ihren Namen gewann und die Proteſtanten ihren Namen in Speyer erwarben. Der Rhein und die ſüddeutſchen Reichsſtädte mußten damals auch dabei ſein. Hundert Jahre ſpäter würde Luther den Kaiſer ſchon nicht mehr am Rheine geſucht haben.

Die Reformation förderte die innere Verſchiebung der deutſchen Macht; dauernd geteilt und zerriſſen hat ſie dieſelbe nicht. So ſagen wir jetzt, nach vierthalb Jahrhunderten; früher mochte es anders ſcheinen.

Es wäre ein entſetzliches nationales Unglück geweſen, wenn ſich ein rein proteſtantiſches Norddeutſchland neben einem rein katholiſchen Süddeutſchland gebildet hätte. Die Nation würde dann politiſch und national in zwei Hälften gebrochen ſein. Allein der Mittelgebirgsdiagonale folgend, die von Nordoſten nach Südweſten zieht, drang der Proteſtantismus zu den fränkiſchen und ſchwäbiſch-alemanniſchen Gauen und gewann durch Zwingli im äußerſten Süden ſogar ſein ſchroffſtes Gepräge, und gegenteils behauptete ſich der alte Glaube im weſtlichen Norden, am Niederrhein und in Weſtfalen. Das weite Flußnetz des Rheines, von Graubünden bis zu den Niederlanden, von der Mainquelle zur Moſelquelle, zeigt die bunteſte Konfeſſionskarte; kein anderer großer Strom in Deutſchland, ja in Europa iſt ſo paritätiſch wie der Vater Rhein. Scheinbar zerſetzend und auflöſend, bekundeten Rheinland und Mittelgebirgsland in kirchlichen wie in politiſchen Dingen dennoch ihre verbindende Kraft. Und wenn unſer Vaterland nun

einmal nicht glaubenseinig sein soll, dann liegt in der örtlichen konfessionellen Zerstückelung doch eine tiefere Bürgschaft der Einheit und des Friedens als in einem breit und geschlossen sich gegenüberstehenden geographischen Dualismus der Kirchen, vor welchem uns der Himmel bewahrt hat.

XIV.

Es führen viele Wege nach Berlin. Wer sich schon unterwegs darauf vorbereiten will, Berlin im großen Styl zu fassen, in seinem unterscheidenden Charakter als Großstadt, der wähle den neuesten und originellsten Weg: die Eisenbahn, welche von der Hauptstadt Deutsch-Lothringens zur Hauptstadt des Deutschen Reiches führt.

Die größere Hälfte dieser Bahn ist aus militärischen Gründen erbaut; sie verbindet das militärische und politische Centrum des Reiches geradenwegs mit dem Centrum der rheinischen Festungslinien und heißt darum im Volksmunde die „Kanonenbahn". Sie kümmert sich nicht um die größeren Städte, welche rechts und links, oft nur wenige Meilen seitab liegen, sie geht mitten durch. Je mehr wir uns von Nordhausen ab der Metropole nähern, um so namenloser werden die Stationen; die Bahn ignoriert den Lokalverkehr. In Hessen schneidet sie die Ecken der alten Bahnlinie ab, wie der Fußgänger auf diagonalem Pfade querfeldein die Winkel eines alten Fahrwegs abschneidet. Bei Koblenz hat sie sich ihre eigene feste Brücke über den Rhein geschlagen, obgleich nur ein paartausend Schritt stromabwärts bereits die schönste Eisenbahnbrücke stand. Es wird darüber gestritten, ob diese

stolze, eigensinnige und teure Bahn — recht eigentlich eine eiserne „Heerstraße" — schlechthin notwendig sei? Das deutsche Reich ist die größte europäische Militärmacht, und Berlin ist die erste militärische Großstadt Europas. War der Bau jener Eisenbahn notwendig, so verkündet er diese Thatsache deutlich genug; war er aber nicht notwendig und wurde doch ausgeführt, so verkündet er sie noch viel deutlicher.

Die militärische Eisenbahn führt uns in die völlig offene Hauptstadt. Wir dürfen heute schon mit dem Gedanken eintreten, daß die militärische Großstadt bei der völkerverbündenden Friedenspolitik des deutschen Reiches dereinst die Metropole des europäischen Friedens genannt werde.

Berlin hat keinen Festungsgürtel und bekundet sich hierdurch als eine ächt moderne Stadt. Die Stadt des Mittelalters war durch Mauern und Türme abgeschlossen; sie suchte ihren Schutz in sich selber, je bedeutender die Stadt, um so stärker waren ihre Mauern, je verlockender die Vorrechte der Bürger, um so enger waren jene selbst räumlich begrenzt. Trat der Fremde durchs Thor, so war er in der Stadt und wußte nun auch ganz genau, daß er in der Stadt war. Das Wahrzeichen der Stadt war das Thor; die moderne Großstadt hingegen hat keine Thore und ihr rechtes Wahrzeichen ist, daß der Fremde nicht weiß, wo die Stadt eigentlich anfängt und wo sie aufhört. Die Grenzen unserer Großstädte verschieben sich von Jahr zu Jahr, je rascher und weiter sie ins Feld hinausgreifen, um so großstädtischer wird die Stadt. Darum hat eine solche Stadt keine „Ansicht" mehr, und ein moderner Merian würde ver-

zweifeln, wenn er die Ansichten der heutigen deutschen Städte zeichnen sollte.

Berlin ist selbst in früheren Jahrhunderten niemals eine besonders feste Stadt gewesen; es spielt keine Rolle in der Geschichte der Festungskriege wie Wien. Verschiedene kleinere Festungsstädte im näheren und ferneren Umkreis, die man vordem zur Deckung der Hauptstadt nötig achtete, wurden sogar neuerdings entfestet. Das gesamte Land, das gesamte Volk soll die Hauptstadt decken. In diesem Punkte gibt es keinen schärferen Gegensatz als Berlin und Paris. Je schwächer die neuere französische Politik nach innen und außen wurde, um so fester machte man Paris. Aber Paris ist Frankreich, Berlin ist nicht Deutschland.

Berlin als moderne Großstadt erwuchs gleichen Schrittes mit der jugendlichen Großmacht des preußischen Staates: als Landeshauptstadt ist Berlin Großstadt geworden, als Reichshauptstadt Weltstadt. Ohne den brandenburg-preußischen Staat und seine Kurfürsten und Könige würde an dieser Stelle wohl kaum eine bedeutende Stadt entstanden sein und gewiß nicht die mächtigste Stadt des heutigen Deutschlands.

Es gibt außer Berlin noch eine europäische Großstadt, von welcher man ähnliches sagen kann: St. Petersburg. Wenn der große Kurfürst auch nicht den ersten Grundstein Berlins gelegt hat, wie es Peter der Große bei Petersburg gethan, so legte er doch den ersten Grundstein zur heutigen Größe Berlins, weil er den Grundstein zur Größe Preußens legte, nnd wenn er der Stadt auch nicht, wie Peter, den Namen gab, so machte er sie doch zuerst namhaft.

Das Emporwachsen der Einwohnerzahl Berlins von

6000 Seelen, als der große Kurfürst den Thron bestieg bis zu mehr als einer Million in unserer Zeit, gibt ein sprechendes Zahlenbild der gleich rasch emporgewachsenen Macht und Größe Preußens. Die Perioden des inneren und äußeren Wachstums Berlins — wie Petersburgs — gliedern sich aber auch über die bloßen Ziffern hinaus noch genauer nach den Regierungen der Fürsten und nach den Epochen des Staates. Allein man muß sagen: von Petersburg ausgehend, schuf Peter das neue Rußland; dagegen, von Preußen ausgehend, schufen die preußischen Fürsten das neue Berlin.

Die Stadt liegt bekanntlich in keiner schönen Gegend, erfreut sich aber an den Havelseen einer mit Naturschönheit reich geschmückten Nachbarschaft. Und zu den natürlichen Reizen von Hügel, Wald und Wasser gesellen sich dort Prachtwerke der Architektur und Skulptur, und die Gartenkunst webt ihre bunten Bilder verbindend dazwischen. Die Namen von Potsdam und Sanssouci sagen uns aber sofort, daß die große und reiche Staffage dieser reizenden Natur eine ununterbrochene Kette von Erinnerungen an die Geschichte Preußens und seiner Könige umschließt. So erhielt selbst die schöne Landschaft in der Nähe Berlins, gleich dieser Stadt, ihr eigenstes Gepräge erst durch die preußischen Fürsten. Aehnliches gilt wohl auch von der schönen Umgebung anderer Residenzstädte der Zopf- und Rokokozeit. Dort erzählen aber die Gärten und Lustschlösser zumeist, daß der geschmackvolle Fürst seine beste Zeit daran gewandt habe, zu schwelgen und nicht zu regieren, während Potsdam und Sanssouci uns vielmehr erzählen, wie Könige auch auf ihren Mußesitzen regiert haben. Durch den historisch-politischen

Hintergrund ſind ſelbſt die alten Luſtſchlöſſer bei Berlin moderner als gar manches andere Luſtſchloß von viel jüngerem Datum.

Der flüchtigſte Blick auf den Berliner Stadtplan läßt den Zuſammenhang der Stadt mit Fürſt und Staat erkennen. Es gibt wohl kaum eine zweite Großſtadt, in welcher ſchon die bloßen Namen von Straßen, Plätzen, Quartieren, Gebäuden ſo viele Erinnerungen an die Geſchichte des Landes wecken wie in Berlin, keine Stadt, wo neben den Herrſchern ſo viele Heerführer öffentliche Standbilder erhalten haben, wo überhaupt ſo viel monumentale Kunſt dem kriegeriſchen Ruhm gewidmet wäre.

Unter den Denkmalen Berlins feſſeln drei unſere beſondere Aufmerkſamkeit: das Reiterbild des großen Kurfürſten auf der langen Brücke, das Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden und die neue Siegesſäule.

Im Gegenſatz zu den beiden Wiener Reiterſtatuen, von welchen ich oben ſprach, verkünden uns jene drei Berliner Monumente, daß die Stärke Preußens allezeit in der Offenſive beſtand, und daß der Gedanke, der Staat müſſe vor allen Dingen Macht ſein und ſeine Macht feſtigen, indem er ſie erweitere, recht eigentlich der leitende preußiſche Staatsgedanke in den drei großen Epochen der Monarchie geweſen iſt. Das Mittelalter, die Zeit der Kirchenmacht, der Adelsmacht und der individuellen Städtemacht, hatte noch keinen Raum für eine ſolche Monarchie, und dem ächten Preußen fällt es immer ſchwer, dem Mittelalter gerecht zu werden. Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem hohenzollerſchen Throne, hatte bekanntlich ein feines Verſtändnis

und einen sympathischen Zug für das Mittelalter: er ist aber auch der am wenigsten preußische unter allen preußischen Königen gewesen.

Der Staat ist Macht und verbürgt die Macht des Volkes nach innen und außen. Diesem unbestreitbaren Satze stellt sich ein anderer, nicht minder unbestreitbarer zur Seite: der Staat ist die organisierte Freiheit und verbürgt die Freiheit der Einzelnen durch das Ganze.

Nach dem Sturze Napoleons I. kamen südwestdeutsche Mittel- und Kleinstaaten der norddeutschen Großmacht zuvor in dem Kampfe für den freiheitlichen Verfassungsstaat, für die Freiheitsrechte der Volksvertreter, der Presse, der Vereine, der Glaubensbekenntnisse. Es gab eine Zeit, wo man nach Karlsruhe gehen mußte und nicht nach Berlin, um parlamentarisches deutsches Leben an der Quelle zu studieren, aber auch eine Zeit, wo man nach Frankfurt gehen mußte, um zu sehen, wie das erste deutsche Parlament im Hader über die Freiheitsrechte den Boden unter den Füßen verlor. Je heftiger man im Süden die Hauptträger der äußeren Staatsmacht, die Fürsten, die Beamten und das Heer befehdete, um so mehr glaubte man die innere Staatsmacht des Volkes zu stärken, um so freiheitlicher glaubte man zu sein. Man wurde staatslos aus politischem Freiheitsdrang. Die mittelalterliche Vormacht des Südens schien sich ins Neuhochdeutsche übersetzen zu wollen.

Dann aber kam als natürlicher Gegenschlag die Periode der allumfassenden Staatsmacht, in welcher wir heute noch leben. Früher war es volkstümlich zu entstaatlichen, jetzt ist die Verstaatlichung immer volkstümlicher geworden. Der

alte Parlamentarismus ſchien ſich ſelbſt Zweck; der neue wurde durch den mächtigſten Staatsmann für die Staatsmacht ins Leben gerufen. Der Bundestag hatte den alten Parlamentarismus gefürchtet und bedrängt, der neue Parlamentarismus warf ſofort den ganzen Bundestag über'n Haufen. Das Anſehen der Fürſtenmacht, der Beamtenmacht, der Heeresmacht iſt rieſig geſtiegen. Und nun mußte Preußen und Berlin eben ſo notwendig obenauf kommen, wie es vordem eine Weile zur Seite geſtanden hatte. Früher war Nation und Staat zweierlei geweſen — und wiſſenſchaftlich werden beide Begriffe immer zweierlei bleiben. Jetzt aber ſuchte man die Nation im Staate, nicht wiſſenſchaftlich ſondern thatſächlich; — man nennt dies Realpolitik. Das Bedürfnis einer konzentrierten nationalen Staatsmacht vollendete durch Preußen den Sieg des deutſchen Nordens.

Die früheren freiheitlichen Parteien waren immer uneins geweſen, denn die Freiheit iſt ein unendlich Individuelles; die Macht dagegen muß einig ſein; ſonſt iſt ſie keine Macht. In Preußen gab und gibt es viele Parteien, die untereinander und mit der Regierung in Fehde liegen; aber in einem waren ſie doch alle einig: in der Ueberzeugung, daß Preußens Macht 1815 wider Recht und Gebühr verkürzt worden ſei, daß Preußens Machtſphäre erweitert werden müſſe durch und mit Deutſchland, und daß die Grenzen der deutſchen Nation zu ſtecken ſeien, nicht wo deutſcher Stamm und deutſche Sprache, ſondern wo die nationale Machtſphäre Preußens aufhört.

Die drei Denkmale, von denen ich ausging, ſind zugleich Wahrzeichen der drei großen Stufenjahre dieſer Macht-

entwickelung. Vom Denkmal Friedrichs bis zur Siegessäule ist nicht weit, aber von seinem Kampf für Preußens Macht, der das alte deutsche Reich zersprengte bis zum jüngsten Kampfe für Preußens Macht, der das neue deutsche Reich gründete, ist ein ungeheuer weiter Schritt.

XV.

Wenn sich der Wanderer Wien von weitem nähert, dann verkündet ihm zuerst die gothische Turmpyramide des Stephansdomes die historische Großstadt; bei Berlin ist es die Renaissancekuppel des Königsschlosses, die ihm schon aus weiter Ferne die moderne Großstadt verkündet. Den „Dom" muß man in Berlin *suchen*, und wenn man ihn gefunden hat, dann wundert man sich, daß dieser kleinliche und unschöne Bau ein Dom sein soll. Gegenteils müssen wir in Wien die altberühmte Hofburg suchen, und wenn wir mitten in ihren Höfen stehen, dann fragen wir uns verwundert, ob diese unorganische Häusermasse eine Hofburg sei?

Das Berliner Schloß des großen Altmeisters Schlüter überragt an vornehmer Würde alle anderen Fürstenschlösser Deutschlands, und unsere Bewunderung steigt, wenn wir erwägen, in welch künstlerisch tief gesunkener Zeit der herrliche Bau geschaffen wurde. Wir beugen uns vor der persönlichen Macht des Künstlergenius, der über seiner Zeit und seiner Umgebung stand, wir empfinden das Gleiche beim Anblick seiner übrigen Werke. Schlüter war ein wahrhaft souveräner Künstler in den Tagen der absoluten Souveränetät; und seine Berliner Meisterwerke: ein Königsschloß, ein

Fürſt als römiſcher Triumphator und die Masken ſterbender Krieger ſind ebenſo charakteriſtiſch für den Künſtler wie für das Berlin des achtzehnten Jahrhunderts. Und daß der Meiſter zuletzt nach Rußland auswandern und in der Fremde ſterben mußte, war dann auch charakteriſtiſch für Zeit und Ort.

Wien und Berlin erläutern ſich gegenſeitig, wie ich ſchon oben andeutete; ich führe hier die Parallele noch etwas weiter aus.

Beide Städte lagen in der Mark, im Außenlande jenſeit der urſprünglichen Reichsgrenze, ſo recht auf dem Boden deutſcher Eroberung und Koloniſation; — Wien in der Oſtmark, Berlin in der Nordmark. Die Markgrafen, weil beſtändig auf kriegeriſcher Wacht und oft mit diktatoriſcher Vollmacht ausgeſtattet, vermochten einen feſteren Grund zur künftigen Größe und Selbſtändigkeit ihrer Länder zu legen als andere große Vaſallen. Für die voll befeſtete Stärke der Marken waren zumeiſt die ſächſiſchen Könige entſcheidend: Heinrich I. für die Nordmark, Otto I. für die Oſtmark. In ihrer Politik der Marken bereiteten ſie die künftige Vormacht des Oſtens vor und — den preußiſch-öſterreichiſchen Dualismus.

Aber Wien wurde ſchon im Anfang des zwölften Jahrhunderts Fürſtenreſidenz und drängte die älteren Fürſtenſitze Lorch, Pechlarn und Melk zurück; Berlin gewann erſt am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Vorrang vor Brandenburg, Spandau und Cöln. Brandenburg und Havelberg gehörten zwar zum Erzſtift Mainz, dann zu Magdeburg wie Wien zu Paſſau. Wir ſehen auch hier den Gang der Macht vom Südweſten zum Nordoſten.

Die Deutschen der Nordmark sind von Haus aus sächsischen Stammes, die Deutschen der Ostmark bayerischen. Die heutigen Berliner würden sich aber sehr wundern, wenn man sie Sachsen nennen wollte, wie nicht minder die Wiener, wenn man sie Bayern nennte; jene nennen sich Preußen, diese Oesterreicher. Das Staatsvolk hat das Stammesvolk aufgesogen, der Staatsname den Stammesnamen ausgelöscht; die neue östliche Staatsmacht ist in beiden Fällen der älteren westlichen weit über den Kopf gewachsen, und in verschiedenen Perioden der neueren Geschichte herrschte in Oesterreich die lebhafte Neigung, das ganze Kurfürstentum Bayern österreichisch und in Preußen, das ganze Kurfürstentum oder auch Königreich Sachsen preußisch zu machen.

Die gegenwärtigen Bewohner der beiden Hauptstädte Berlin und Wien sind nach ihrer Abstammung ein sehr buntes Gemisch. Keine andere Großstadt Deutschlands zeigt gleich bunte Originalität der Bevölkerung. Der ausgesprochene Berliner Volkscharakter läßt sich wohl kaum über die Zeit Friedrichs des Großen hinaus verfolgen; Berlin mußte erst großstädtisch geworden sein, um berlinisch werden zu können. Das ächte Wienertum greift bereits in eine frühere Zeit zurück. Die Einwanderung französischer und jüdischer Elemente hat dem Berliner Volk eigentümliche Farbentöne zugesetzt; an den Wienern ist der Einfluß zugewanderter Slaven, Magyaren und Italiener nicht spurlos vorübergegangen. Letzterer Zuwachs war bedingt durch das Völkergemisch der österreichischen Monarchie, die französische Einwanderung in Berlin durch die Politik seiner Fürsten. Ja es sind wohl gar so scharf geprägte Fürstencharaktere wie Friedrich Wil-

helm I. und Friedrich II. ſelbſt geweſen, die einen Einfluß auf den Berliner Volkscharakter übten, während die Wiener im direkten Gegenzuge zur ſpaniſchen Hofetikette Karls VI. erſt recht „gemütlich“ geworden ſein ſollen. Zur Zeit Maria Thereſias und Kaiſer Joſephs begann man dann auch bei Hofe gemütlich zu werden. Der witzige Geiſt der Berliner wird auf die Volksmiſchung, insbeſondere auf den Einfluß der franzöſiſchen und jüdiſchen Elemente zurückgeführt; die Wiener Gemütlichkeit, welche nicht bloß der Stadt ſondern auch dem Lande eignet, iſt dagegen ſpeziell deutſch-öſterreichiſch, und die Kreuzung und Gegenwirkung ſlaviſcher, magyariſcher und auch jüdiſcher Elemente, hat vielmehr bewirkt, daß es in Wien neuerdings bedeutend ungemütlicher geworden iſt.

Das mittelalterliche Berlin und das moderne ſind zwei ganz verſchiedene Städte, die nur den gleichen Namen führen. So denkt man auch im modernen Berlin nicht mehr daran, daß die Stadt im vierzehnten Jahrhundert zur Hanſa gehört hat. Ihre Handels- und Induſtriegröße iſt durchaus neuen Urſprungs und ohne den modernen preußiſchen Staat nicht denkbar. Ohne Eiſenbahnen und Kanäle läge Berlin in der Ecke, und wenn es nicht die Hauptſtadt wäre, ſo würden nicht elf größere Eiſenbahnlinien radienförmig in dieſem Centrum zuſammenlaufen. In Wien ſammeln ſich nicht ſo viele künſtliche neue Linien des Verkehrs, aber die natürliche Lage gab der Donaumetropole ſchon vor Jahrhunderten Induſtrie- und Handelsmacht.

Die Wiener Univerſität iſt die zweitälteſte Deutſchlands, die Berliner die zweitjüngſte im deutſchen Reiche. Sie ward im Jahre 1810 gegründet, in Tagen des tiefſten äußeren

Darniederliegens und der stillen inneren Erhebung Preußens, sie ist ein Denkmal dieser Doppellage. Ihr Gebäude ist das ehemalige Palais eines preußischen Prinzen, das Gebäude der gegenwärtigen Wiener Universität ein ehemaliges Kloster. Die Berliner Universität liegt inmitten jenes Stadtteils, der uns das neue Berlin im preußischen Staate des neunzehnten Jahrhunderts auf Tritt und Schritt vor Augen führt. Dieser Staat hat universell und planvoll für Kunst und Wissenschaft gesorgt. Aber nirgends hat auch Kunst und Wissenschaft, hat die Schule dem Staate treuer gedient als hier. Für einen feinen und sachkundigen Beobachter schlage ich folgende Themen vor zu drei höchst interessanten Essays: Das Preußentum in der Volksschule, auf dem Gymnasium, auf der Universität. Schon die Akten des Geschichtsunterrichts und die Programme der Schulfeste würden dem Essayisten Stoff für ein halbes Buch liefern — und Gedanken für ein ganzes!

Auf der Landkarte des alten Reichs und des weiland deutschen Bundes liegt Berlin in der Ecke; auf der Karte des neuen Reiches ist es dagegen weit mehr in die Mitte gerückt, weil sich das Reichsgebiet im Norden und Osten erweitert, im Süden vermindert hat.

Die Hauptstadt eines Landes braucht nicht in die Mitte zu fallen. Doch bietet die centrale Lage immerhin große Vorteile und erscheint als ein Zeugnis der Naturnotwendigkeit, welches um so nachdrücklicher hervorgehoben werden wird, wenn Stadt und Reich wesentlich neue Schöpfungen sind. Der Gedanke, daß Berlin in die Mitte Deutschlands gerückt sei, ist darum neuerdings auch gerne betont worden.

Welch ungeheurer Wandlungen bedurfte es jedoch, bis Berlin in die Mitte kam! bis in dieſer Gegend der Mark, die früher den Gravitationspunkten des deutſchen Städteweſens ſo ferne lag, die größte und bedeutendſte Stadt ganz Deutſchlands erſtehen konnte! Denn Berlin iſt neuerdings ſelbſt Wien über den Kopf gewachſen.

Mit der centralen Lage Berlins im neuen Reiche hat es jedoch einen kleinen Haken: ſie läßt ſich ebenſo gut beſtreiten als behaupten. Es kommt nur darauf an, von welchem Standort man ausgeht und nach welcher Richtung man mißt.

Ziehen wir eine Linie von Königsberg nach Emmerich, dann liegt Berlin in der Mitte: dies iſt die preußiſche Linie, ſie entſpricht der Längenachſe des preußiſchen Staates. Gehen wir dagegen vom Bodenſee zur Oſtſee, ſo ſind wir längſt über die Mitte hinaus, bevor wir Berlin erreichen: dies iſt die Reichslinie im alten und neuen Sinne, ſie kreuzt die meiſten Bundesſtaaten. Dem Süddeutſchen liegt Berlin noch immer ſtark in der Nordoſtecke, während es dem Nordoſtdeutſchen im Centrum liegt. Auch der Hamburger wird Berlin in der Mitte finden, ſofern er von der Elbmündung zur äußerſten Südſpitze Schleſiens blickt: das iſt die zweite preußiſche Linie; Preußen wurde groß, indem ſeine Herrſcher den Blick von Berlin zum Rhein und nach Schleſien richteten. Geht der Nordweſtdeutſche aber von der Königsau bis zum Bieberkopf, dem ſüdlichſten Berge des Reichs, dann liegt ihm Berlin wiederum ſehr nördlich und links ab dazu. Dagegen gibt es eine andere ſtreng nordſüdliche Linie, bei welcher Berlin faſt genau in die Mitte fällt: von der Nord-

ſpitze Rügens bis zum Eintritt der Elbe in das Reichsgebiet. Allein dieſe Linie führt uns durch das Reich, wo es am ſchmalſten iſt, ſie trifft Süddeutſchland gar nicht, und wir entdecken, daß das Reich im Oſten keinen Süden mehr hat.

So kommen wir zuletzt zu zwei wichtigen Schlüſſen: das deutſche Reich beſitzt überhaupt keine geographiſche Mitte, ſelbſt wenn man dieſen Begriff in denkbar kühnſter Freiheit nimmt. Und — die centrale Lage Berlins wird weſentlich bedingt durch den Standort und mehr noch durch den „Standpunkt," auf welchem wir den Zirkel anſetzen. Faſſen wir den Begriff der Mitte nicht geographiſch, ſondern politiſch, dann liegt Berlin freilich ganz entſchieden in der Mitte Preußens und iſt durch Preußen in die Mitte des Reichs gekommen.

XVI.

Berlin iſt die Reichshauptſtadt. Als Reſidenz des Kaiſers, als Sitz des Bundesrates, der oberſten Reichsämter und des Reichstags, als Mittelpunkt der deutſchen Heeresleitung übt es ſeine wachſende Anziehungskraft auf alle übrigen deutſchen Städte und das ganze Reichsgebiet. Der Süden hat ſich bereits gewöhnt, in Sachen der großen Politik nach Berlin zu blicken, was noch bei Menſchengedenken keineswegs immer der Fall geweſen iſt.

Dieſe Thatſache ſamt ihren notwendigen Folgen iſt neu; man läßt ſich's mitunter noch zu ſehr merken, daß man ſie freudig als neu empfindet. In den Zeitungen, vorab in den Berlinern, leſen wir Nachrichten „aus der Reichshauptſtadt" — etwa über Konzerte und Unglücksfälle, Briefe „aus

der Reichshauptſtadt," über Pferdeſport und Bilderausſtellungen, Feuilletons „aus der Reichshauptſtadt" — die vielleicht von Kriminalgeſchichten, Primadonnen und Antiſemiten handeln, und ſinnen vergebens, was denn alle dieſe Dinge mit dem Reich zu ſchaffen haben? Es fällt keinem Pariſer oder Londoner ein Brief aus der „capitale" zu datieren; Pe genügen, Jedermann weiß ja, daß ſie di apt in Frankreich und Großbritannien ſind. n, es gebe Leute, die noch nicht wiſſen ob aß Berlin die Reichshauptſtadt iſt? In S rd man im altgefeſteten Reiche und ſeiner notwen nſo ſtolz und kurz „aus Berlin" ſchrei wie heute a Paris und London.

Iſt aber die Reichshauptſtadt auch „Hauptſtadt von Deutſchland"? iſt der politiſche Mittelpunkt zugleich das ſtädtiſche Centrum des nationalen Lebens, die Stadt der Nation?

Vor zwanzig Jahren ſchrieb der Geograph Daniel aus Halle, gewiß ein guter Preuße, in ſeinem Handbuch: „Sowohl in phyſiſchen als in hiſtoriſchen Verhältniſſen iſt es begründet, daß Berlin nicht in dem Sinn und Maße Hauptſtadt von Preußen iſt, wie Paris von Frankreich: eine Sachlage, die wir nicht etwa bedauern." Hier iſt alſo nicht einmal von Deutſchland die Rede, ſondern nur von Preußen.

Würde Daniel heute noch ſo ſchreiben, wenn er noch lebte? — Die damaligen Provinzen Preußens haben ſich ſeit 1866 und 1870 weit inniger zu einem Ganzen verſchmolzen als je zuvor, und da ſo viel Neues und Entſcheidendes von Berlin ausging, ſo gewann Berlin auch ein er-

höhtes Interesse für die übrigen Städte der Monarchie. Wer wollte dies verkennen? Aber im gleichen Maße wuchs auch die Kraft und Eigentümlichkeit der anderen großen Städte. Köln ist nicht berlinischer, Köln ist kölnischer geworden, Breslau breslauischer, Magdeburg magdeburgischer. Je mehr die Menschen und die Städte in die Höhe kommen, um so selbständiger werden sie. Und man wird doch nicht behaupten, daß Berlin allein in die Höhe gekommen sei. Was aber hier von den preußischen Städten gilt, das gilt noch viel mehr von der Gesamtheit der deutschen Städte: sie wurden selbständiger, selbstbewußter mit dem Aufschwung der Nation. Von alter Eigenart, die nur noch historische Kuriosität war, ist zwar viel verloren gegangen, dafür entwickelte sich ihre moderne Originalität um so kräftiger.

Deutschland besitzt keine Hauptstadt und hat niemals eine solche besessen, weil es immer ungezählte Hauptstädte besaß.

Als echte Großstadt vereinigt Berlin die verschiedensten Charaktere städtischen Lebens im reichsten encyklopädischen Gesamtbilde. In dieser Summe ist es allen anderen deutschen Städten überlegen, im einzelnen ist ihm bald diese bald jene Stadt voraus. Berlin ist eine große Handelsstadt, aber der größte deutsche Handelsplatz ist Hamburg; Berlin ist eine mächtige Industriestadt, allein die Montan- und Textilindustrie Rheinlands und Westfalens, die Industrien Sachsens und anderer Gegenden finden doch ihr Centrum nicht in Berlin, sondern in sich selber.

Die deutschen Moden kommen ebensogut aus Wien wie aus Berlin, und die Sitten der Berliner feinen Welt sind

der Reichshauptstadt," über Pferdesport und Bilderausstellungen, Feuilletons „aus der Reichshauptstadt" — die vielleicht von Kriminalgeschichten, Primadonnen und Antisemiten handeln, und sinnen vergebens, was denn alle diese Dinge mit dem Reich zu schaffen haben? Es fällt keinem Pariser oder Londoner [illegible] Brief aus der „capitale" zu datieren; [illegible] genügen, Jedermann weiß ja, daß sie die [illegible] städte von Frankreich und Großbritannien sind. [illegible], es gebe Leute, die noch nicht wissen od[illegible] aß Berlin die Reichshauptstadt ist? In [illegible] ird man im altgefesteten Reiche und seiner notwendi[illegible] enso stolz und kurz „aus Berlin" schreiben, wie heute aus Paris und London.

Ist aber die Reichshauptstadt auch „Hauptstadt von Deutschland"? ist der politische Mittelpunkt zugleich das städtische Centrum des nationalen Lebens, die Stadt der Nation?

Vor zwanzig Jahren schrieb der Geograph Daniel aus Halle, gewiß ein guter Preuße, in seinem Handbuch: „Sowohl in physischen als in historischen Verhältnissen ist es begründet, daß Berlin nicht in dem Sinn und Maße Hauptstadt von Preußen ist, wie Paris von Frankreich: eine Sachlage, die wir nicht etwa bedauern." Hier ist also nicht einmal von Deutschland die Rede, sondern nur von Preußen.

Würde Daniel heute noch so schreiben, wenn er noch lebte? — Die damaligen Provinzen Preußens haben sich seit 1866 und 1870 weit inniger zu einem Ganzen verschmolzen als je zuvor, und da so viel Neues und Entscheidendes von Berlin ausging, so gewann Berlin auch ein er-

höhtes Interesse für die übrigen Städte der Monarchie. Wer wollte dies verkennen? Aber im gleichen Maße wuchs auch die Kraft und Eigentümlichkeit der anderen großen Städte. Köln ist nicht berlinischer, Köln ist kölnischer geworden, Breslau breslauischer, Magdeburg magdeburgischer. Je mehr die Menschen und die Städte in die Höhe kommen, um so selbständiger werden sie. Und man wird doch nicht behaupten, daß Berlin allein in die Höhe gekommen sei. Was aber hier von den preußischen Städten gilt, das gilt noch viel mehr von der Gesamtheit der deutschen Städte: sie wurden selbständiger, selbstbewußter mit dem Aufschwung der Nation. Von alter Eigenart, die nur noch historische Kuriosität war, ist zwar viel verloren gegangen, dafür entwickelte sich ihre moderne Originalität um so kräftiger.

Deutschland besitzt keine Hauptstadt und hat niemals eine solche besessen, weil es immer ungezählte Hauptstädte besaß.

Als echte Großstadt vereinigt Berlin die verschiedensten Charaktere städtischen Lebens im reichsten encyklopädischen Gesamtbilde. In dieser Summe ist es allen anderen deutschen Städten überlegen, im einzelnen ist ihm bald diese bald jene Stadt voraus. Berlin ist eine große Handelsstadt, aber der größte deutsche Handelsplatz ist Hamburg; Berlin ist eine mächtige Industriestadt, allein die Montan- und Textilindustrie Rheinlands und Westfalens, die Industrien Sachsens und anderer Gegenden finden doch ihr Centrum nicht in Berlin, sondern in sich selber.

Die deutschen Moden kommen ebensogut aus Wien wie aus Berlin, und die Sitten der Berliner feinen Welt sind

nicht maßgebend für vornehme Sitte und Lebensweise in anderen deutſchen Städten. Als Kunſtſtadt behauptet Berlin einen ſteigenden Rang; München, Wien, Düſſeldorf, Dresden ſind aber daneben ſelbſtändige Kunſthauptſtädte. Wer die wichtigſten Gemäldegalerien auf deutſchem Boden ſehen will, der geht zuerſt nach Dresden, München und Wien und dann erſt nach Berlin. In München leben und wirken ſo viele Künſtler wie in Berlin und Wien zuſammengenommen, und die zahlreichſten und bedeutendſten nationalen und internationalen Kunſtausſtellungen waren bisher nicht in Berlin, ſondern in München.

Die großen Berliner Theater wetteifern erfolgreich mit andern deutſchen Hofbühnen, doch iſt man noch niemals darüber einig geworden, wo das beſte deutſche Theater zu finden ſei. Eine deutſche Normalbühne beſitzen wir nicht; der Bühnenerfolg in Berlin iſt nicht maßgebend für andere ſouveräne Bühnen, ſo wenig wie die Konzerterfolge unſerer zahlreichen muſikaliſchen Hauptſtädte für die übrigen Städte maßgebend ſind. Die Gegner Wagners beſtreiten, daß ſeine Kunſt eine überragend „nationale“ ſei, aber ſein Verſuch, ſich in der abgelegenen Provinzialſtadt Bayreuth ſein perſönliches Nationaltheater zu gründen, war jedenfalls — echt deutſch. Der Franzoſe, welcher als großer Schriftſteller, Dichter, Maler, Muſiker, Schauſpieler anerkannt ſein will, muß in Paris leben und wirken. Der deutſche Künſtler kann in Dutzenden von Städten groß werden. So war's vor hundert Jahren in den dreihundert deutſchen Staaten und ſo iſt's auch heute noch im deutſchen Reich.

Die Berliner Univerſität zählt jetzt die meiſten Stu-

denten, vor wenigen Jahren zählte Leipzig die meisten. Der Gedanke einer Normal- und Centraluniversität ist nicht deutsch, sondern französisch. Er wäre schon um deswillen unausführbar, weil die „deutschen Universitäten" über die Grenzen des Reiches hinausgreifen, und Wien, Zürich, Dorpat 2c. ebensogut zur idealen und realen Gesamtheit der deutschen Universitäten gehören wie Berlin, München und Göttingen. Gerade weil der innere Verband so stark ist und Staaten und Reiche seit Jahrhunderten überdauert hat, läßt sich hier äußerlich nichts centralisieren. Die deutschen Universitäten gliedern sich als Landesuniversitäten, wobei der individuellen Mannigfaltigkeit ein großer Spielraum verblieben ist. Ob sich noch eine dritte Gruppe — der „Reichsuniversitäten" bilden wird? Es ist wahrscheinlich. Solange aber diese Hochschulen ihrem eigensten Geiste treu bleiben, wird es auch im Gebiete des Reiches keine Universitätshauptstadt geben. Ansehen und Einfluß der einzelnen deutschen Universitäten hat stets gewechselt und je nach der örtlichen Wirksamkeit großer Gelehrten und ihrer Schule ist schon manche kleine Universität größer gewesen als die größesten.

Berlin besitzt eine sehr reiche und weittragende Journalistik, deren Macht jedoch, gleich der Wiener, erst jüngeren Ursprungs ist. Daß der politische Mann die großen Blätter der Reichshauptstadt ganz besonders ins Auge faßt, versteht sich von selbst. Trotzdem eignet ihnen nicht jene centralisierte Macht wie den Hauptblättern von Paris und London. Die Kölnische, die Münchener Allgemeine Zeitung, die bedeutenden Frankfurter, Hamburger, Bremer Blätter 2c. teilen sich mit den Berliner und Wiener Journalen in die örtliche

Herrschaft über das deutsche Publikum, und in weiten Gebieten Süddeutschlands fragt man oft vergebens nach einem politischen Berliner Blatt.

Wäre das deutsche Reich ein Einheitsstaat, so würden die höfischen, bureaukratischen, militärischen Einflüsse der Hauptstadt überall ausschließend den Ton angeben. Da das Reich aber ein Bundesstaat ist, so kreuzen sich die Einflüsse Berlins auch hier wieder mit den Zuständen der einzelnen Fürstenresidenzen und Landeshauptstädte, die den Schwerpunkt ihres intimeren Lebens in sich selbst tragen. Dies gilt sogar von vormaligen Hauptstädten wie Hannover, Kassel, Wiesbaden, Frankfurt. In der letzten kurhessischen Zeit erschien Kassel dem Fremden wie eine abgestorbene Residenz des vorigen Jahrhunderts, während es heute vielmehr wieder den Charakter einer lebendigen Residenz- und Hauptstadt gewonnen hat.

Mit der politischen Konzentration des deutschen Reiches hat sich unser Städtewesen durchaus nicht centralisiert oder uniformiert, es ist im Gegenteil persönlicher und selbständiger geworden. Keine deutsche Stadt ist ein fürs Ganze durchgreifend tonangebender Kulturmittelpunkt, jede unserer Großstädte übertrifft andere ihresgleichen und wird von anderen übertroffen. Das politische Centrum konnte sich verschieben, die Kulturachse konnte sich drehen; die Vielgestalt des deutschen Sonderlebens blieb unangetastet, ja sie ermöglichte erst jenen entscheidenden Wechsel.

XVII.

Im äußersten Süden suchte ich deutsche Edelsitze auf und schilderte ihren malerischen Verfall; ich werfe nun auch einen Blick auf Edelsitze des deutschen Nordostens, die aber nicht in Trümmer gesunken sind, noch auf unwirtlichen Felsen liegen, sondern inmitten großer, fetter Landgüter. So fesseln denn hier auch nicht architektonische, sondern soziale Altertümer unsere Aufmerksamkeit.

In Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und weiter nach Nordosten gibt es ein „Junkertum". So sagt man. Das Wort hat einen mehrfachen Sinn. Als Schlagwort und Scheltwort ist es im Kampf der Parteien zur Bezeichnung adeligen Uebermuts schlechthin gebraucht worden. Solcher Uebermut kann überall vorkommen, und es wäre müßig, hier davon zu reden.

Ein Junkertum anderer Art war es, wenn der Adel am Ausgang des Mittelalters sich der neu aufsteigenden Fürstenmacht nicht beugen, sich in die neue Staatsordnung nicht fügen wollte. Diesen Junkern traten damals die brandenburgischen Kurfürsten mit besonderer Energie entgegen. Sie schossen ihre Burgen mit Kanonen zusammen, auf denen die Inschrift stand: Ultima ratio regum — der letzte Beweisgrund der Könige. Im modernen Staate ist kein Raum mehr für solche rebellische Junker.

Die moderne Monarchie hat den Geburtsadel bestehen lassen: die Anerkennung und Verleihung des Adels ist ein Kronrecht; größere und kleinere Trümmer der alten Standesvorrechte stehen unter dem Schutze des Staates. Steigert

ſich dieſer Schutz zur Gunſt, bevorzugt der Staat den Adel bei Beſetzung der höheren politiſchen und militäriſchen Aemter, leitet dann der Adel hieraus thatſächlich wieder Anſprüche ab, die er rechtlich gar nicht beſitzt, erſtrebt er eine Präponderanz in Staat und Geſellſchaft, die wir nirgends mehr einem Geburtsſtande, ſondern überall der perſönlichen That und Leiſtung zuerkennen — dann haben wir das moderne Junkertum, von welchem ich hier ſprechen will. In vielfachen fein abgeſtuften Uebergängen kann es im Extrem zuletzt dann auch wieder Front machen gegen die ganzen Grundlagen unſeres heutigen Staates und unſerer heutigen Geſellſchaft.

Der begüterte, altgefeſtete Geburtsadel iſt im deutſchen Nordoſten — und in Oeſterreich — ohne Zweifel noch eine größere, geſchloſſenere und ſelbſtbewußtere Macht als im Südweſten. Und ſo gibt es dort in der That auch noch ein Junkertum, welches wir gleicher Geſtalt im Süden nicht kennen.

Dieſe Thatſache erſcheint um ſo auffallender, als gerade die vornehmſten und ſtaatlich bevorzugteſten Adelsfamilien, die Häuſer der deutſchen Standesherren, zum weitaus größten Teile ſchwäbiſchen und fränkiſchen, alſo ſüdweſtdeutſchen Urſprunges ſind. Es kommt hier aber nicht der kleine Kreis des weiland reichsfürſtlichen hohen Adels, ſondern der große des alten niederen Adels in Betracht. Seine Machtſtellung erwuchs im Süden und Norden aus grundverſchiedenen hiſtoriſchen Prämiſſen, die tief in die Geſchichte nord- und ſüddeutſchen Volkstums zurückgreifen und (oft unmerkbar auf der Oberfläche) in der Tiefe auch heute noch nachwirken.

Und nur um dieser Prämissen und ihrer Folgen willen rede ich hier von der Sache.

Der Nordosten war im früheren Mittelalter überwiegend von Slaven, dann von Lithauern 2c. bevölkert. Die Deutschen drangen erobernd in diese Länder vor; die Fürsten und Edeln der Slaven gingen größtenteils im Kriege zu Grunde oder entflohen der Fremdherrschaft; die slavischen Bäuern dagegen blieben zurück und wurden allmählich germanisiert. Ein neuer Adel aus dem Kreise der deutschen Sieger siedelte sich unter ihnen an, und der Hof des Gutsherren ward der Ausgangspunkt einer neuen Herrschaft wie einer neuen nationalen Kultur. So erschien hier der Gutsherr als Sieger, als Kolonisator, als Sohn einer fremden, mächtigeren, höher gesitteten Nation und stand fremd und hoch über seinen Bauern, selbst wenn er ihnen mit patriarchalischem Wohlwollen hilfreich entgegenkam, und wenn dieselben zuletzt so gute Deutsche wurden wie er selber. Die nationale Ausgleichung erfolgte, nicht aber die soziale. Adel und Volk blieben durch eine tiefe Kluft getrennt.

In den russischen Ostseeprovinzen ist derselbe Prozeß auf halbem Wege stecken geblieben und darum heute noch doppelt lehrreich. Dort wurde das Deutschtum auf den Adelsburgen und in den Städten dauernd und fest begründet, das Landvolk aber ward nicht deutsch, sondern ist bis auf diesen Tag lettisch und esthnisch geblieben. Darum ist dann aber der Edelmann dort auch heute noch keineswegs bloß Gutsherr, nicht bloß der Mann des vornehmeren Standes und Ranges, sondern zugleich der Repräsentant einer höheren nationalen Kultur, und wir begreifen, daß

dieſer deutſche Adel der baltiſchen Provinzen Rußlands ein beſonders ausgeprägtes Standesbewußtſein bewahrt hat; denn nicht bloß in Stand und Korporation, ſondern auch in der Nationalität fühlen ſich dieſe Edelleute verbunden unter ſich und vereinſamt über und neben dem Volke.

Ganz anders in Süddeutſchland, wie nicht minder im niederſächſiſchen Nordweſten. Hier iſt der alte Adel desſelben nationalen Urſprunges wie alles übrige Volk und insbeſondere ging der niedere Adel zum allergrößten Teile aus dem gemeinfreien Bauernſtande hervor. Der Herrenhof ſtand urſprünglich in der Gemeinde und war aus der Gemeinde erwachſen, wo im Nordoſten gegenteils die Gemeinde vom Herrenhofe aus erſt reorganiſiert und als deutſche Gemeinde neugeſtaltet wurde. Der weſtdeutſche Adel mochte ſich auf ſeinen Ritterburgen ſpäterhin vom Bauern und Bürger trennen und ſo deſpotiſch und junkerlich übermütig werden wie irgendwo, aber eine nationale Kluft zwiſchen Bauer und Edelmann iſt doch niemals vorhanden geweſen. Im Nordoſten war die Adelsmacht die Potenzierung fremder Herrſchaft; im Weſten war ſie die Potenzierung der einheimiſchen Freiheit, die dann erſt als Sonderrecht in Herrſchaft umſchlug.

Dieſe alten Zuſtände ſind längſt verſchwunden, verſunken und vergeſſen. Sie gehören nicht mehr dem Leben, ſondern der Geſchichte. Aber Eines verblieb dennoch: im weiland ſlaviſch-deutſchen Nordoſten haben die Herren viel beſſer befehlen und hat das Volk viel beſſer gehorchen gelernt als bei uns im Süden. Und nachdem das Junkertum des Mittelalters in Brandenburg vernichtet worden war,

da erwuchs in Preußen ein neues Junkertum um so ungestörter, weil es, herrschend und dienend dem Staat und dem Fürsten sich zu fügen verstand.

Die oberdeutsche Rede kennt das Wort „stramm" nicht; wir sagen im Notfalle „straff", gebrauchen dieses Wort aber selten, während „stramm" ein Lieblingswort des Nordens geworden ist, welches jüngere Philologen als „strammitudo" sogar in den Wortschatz der preußischen Latinität aufgenommen haben. Mit Wörtern verbinden wir unwillkürlich ein Bild. Wenn der Bayer das Wort „stramm" hört, dann sieht er sofort ein Regiment preußischer Soldaten. Ich bin etwas fernsichtiger und erblicke darum bei diesem Worte den deutschen Gutsherrn, der mit dem Schwerte kolonisierte und seine slavischen Bauern so gut deutsch sprechen und so gründlich gehorchen lehrte, daß sie endlich auch ganz stramm befehlen lernten. Dienend lernt ein Volk das Herrschen am besten.

Die Süd- und Westdeutschen sind nicht minder tapfer als die Preußen, aber die Preußen haben besser befehlen und gehorchen gelernt, darum brachten sie es weiter in ihrer Kriegskunst; die Preußen sind nicht gescheidter als die übrigen Deutschen, aber da sie besser zu befehlen und zu gehorchen verstehen, brachten sie es weiter in ihrer Staatskunst.

In den preußischen Erfolgen steckt überall etwas von der Schule des alten Junkertums.

Ich ging von Berlin aufs Land, und ganz von selbst fällt jetzt der Blick wieder auf Berlin zurück. Es läge sogar nahe, denselben auf einzelne berühmte Männer zu lenken, die von ihren gutsherrlichen Stammsitzen in die Hauptstadt

sind, um dort das Befehlen zu üben und das G rchen zu lehren. Ich überlasse dem Leser, diese Perspektive für sich zu verfolgen und setze meine Wanderung fort.

XVIII

Die ob gehören der Geschichte, nur die drei , Lübeck, Hamburg und Bremen, haben Wesen — die Stadt als Staat! — in ergerettet. Sie liegen so ganz in der p Machtsphäre, sie sind das älteste und d ige Denkmal des großen Umschwungs, der politischen Vormacht des Nordens vollzog, daß die Rettung ihres selbständigen Fortbestandes begreiflich erscheint.

Wer aus dem Lübecker Bahnhofe tritt, um zur Stadt zu gehen, den begrüßt ein unvergleichliches Bild. Unmittelbar vor uns steht das phantastische Holstenthor mit seinen Spitztürmen, im Hintergrunde links erheben sich die mächtigen Doppeltürme der Marienkirche und rechts die nicht minder stattlichen Turmpyramiden des Domes. Im Mittelgrunde zur Linken erblicken wir die Masten der Schiffe und zur Rechten die altertümlichen Warenspeicher, und da drüben an der Brücke arbeiten etliche Männer, die gleich jenen Mauern und Türmen aus längst vergangenen Tagen übrig geblieben zu sein scheinen: es sind Packer oder „Träger", heute noch vom Kopf bis zu den Füßen genau in die Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts gekleidet.

Der Dom mit seinem romanischen Unterbau verkündet

den Beginn hanseatischer Größe, die Marienkirche erzählt uns von der Vollkraft des Vorortes der Hansa, das Holstenthor, fünfzehn Jahre vor der Entdeckung Amerikas vollendet, gemahnt bereits an den drohenden Niedergang.

Eine ganze Stadt als architektonisches Bild und Denkmal der alten Hansa: — das ist das heutige Lübeck.

Ganz anders erscheint Hamburg.

Wir landen im Hafen und durchwandern die unteren Stadtteile mit ihrem Gewirre von Gassen und Kanälen (Fleeten), mit ihrem Getümmel von Menschen, Wagen und Schiffen. Von allen Städten Deutschlands ist Hamburg heute noch die mittelalterlichste; nicht in seinen Gebäuden und Denkmalen, denn diese entstammen zum weitaus größten Teile den letzten zwei Jahrhunderten, sondern durch sein Straßenleben. In Lübeck steht das Mittelalter versteinert vor uns, in Hamburg lebt es auf der Gasse. Es bezeichnet sonst den Charakter der modernen Stadt, daß sich die Arbeit in das Haus zurückgezogen hat; im Mittelalter arbeitete man vielmehr auf der Straße, und das thut man in Hamburg auch heute noch. Das öffentlichste, bunteste und lauteste Handelstreiben erfüllt diese engen Gassen, diese mit Kähnen und Jollen bedeckten Fleete; wir sehen und hören das Verladen, Transportieren und Feilbieten der Waren auf Tritt und Schritt, wir sehen, wie sich dieses Treiben verzweigt in alle die kleinsten Adern des verworrenen Straßengewebes; auch das Kleingewerbe drängt sich hervor ans Licht, und in all das Getümmel und Getöse schallt von rechts und links die Gassenmusik der Drehorgelmänner und fahrenden Musikanten. Das sind doch leibhaftig die alten Spielleute und

Bänkelſänger, die hier den ganzen Tag und die halbe Nacht muſizieren, nicht weil Hamburg die muſikaliſchſte, ſondern weil es die mittelalterlichſte Stadt von ganz Deutſchland iſt. Und dazwiſchen tritt auch das Proletariat des Elends und das Proletariat des Laſters ſo offen ans Licht, als ob wir noch im fünfzehnten Jahrhundert lebten.

Doch dies iſt nur eine Seite des großartigen Städtebildes. Die Baſis der ſo altertümlich und doch auch wieder ſo modern bewegten Quartiere iſt der Hafen. Der Eindruck der erſten See- und Handelsſtadt Deutſchlands iſt hier ein geradezu überwältigender. Wir denken da nicht mehr an die alte Hanſa, aber wir erinnern uns, daß Hamburg vorangegangen iſt, um uns Deutſchen den ſo lange entbehrten Anteil am Welthandel, am ozeaniſchen Verkehr neu zu ſchaffen und wiederzugewinnen. Der hanſeatiſche Geiſt iſt vor unſern Augen wieder erſtanden, nicht als ein Denkmal der Vergangenheit, ſondern als eine Thatſache der Gegenwart. Durchſchreiten wir aber die innere Altſtadt und gelangen zu den beiden großen Alſterbecken, dann entfaltet ſich uns wiederum ein ganz neues Bild. Bei der Elbe am Hafen und bei den Fleeten dient das Waſſer der Arbeit, dem ungeheuren Güterverkehr, hier dienen die zwei herrlichen Waſſerflächen zunächſt dem Schmuck des Stadtproſpektes mit ſeinen ſtolzen Häuſerpaläſten, ſeinen Alleen und Raſenplätzen, und faſt nur noch der Perſonenverkehr bewegt ſich auf den luſtig hin- und herſchießenden kleinen Dampfern. Wir ſehen, wie der bürgerliche Reichtum die Früchte ſeiner Arbeit ſo fürſtlich genießt und zur Schau trägt.

So beſteht die Weltſtadt Hamburg aus drei Städten:

einer alten, neuen und neuesten, und in allen dreien ist der alte hanseatische Geist wieder jung geworden und steht wirkend und schaffend vor unseren Augen.

Bremen läßt sich nicht so leicht mit wenigen Worten charakterisieren wie Hamburg. Es ist eine stille Stadt im Vergleich zu der mächtigeren Nachbarin an der Elbe. Der Binnenländer, welcher zum erstenmale nach Bremen kommt, erwartet gewöhnlich in diesem zweiten Seehandelsplatze Deutschlands eine reich von Schiffen belebte Hafenscenerie und findet auf der stillen Weser nur wenige kleinere Fahrzeuge. Bremen hat den ächtesten deutschen Seehafen, von dessen Molo man wirklich sieht, wie sich am fernen Horizonte Himmel und Wasser verbinden und die transatlantischen Dampfer vom hohen Meere herankommen, aber dieses „Bremerhaven" liegt fünfzehn Stunden Wegs von Bremen entfernt. In Bremen sitzen die großen Handelsherren mit dem großen Geldbeutel und in Bremerhaven ankern die großen Schiffe. Der Großhandel unterscheidet sich von allem anderen Großbetrieb durch die Eigentümlichkeit, daß er am wenigsten Arbeiter an Ort und Stelle beschäftigt und am wenigsten Geräusch macht.

Im Innern Deutschlands gibt es Industriestädte, die seit wenigen Jahrzehnten mit amerikanischer Geschwindigkeit aus dem Boden gewachsen sind: Die deutsche Nordseeküste zeigt uns zwei stolze Seitenstücke — Bremerhaven und Wilhelmshaven, eine bürgerliche und eine militärische Gründung, und wir denken dabei an Kauffahrtei und Marine, an Städtemacht und Reichsmacht.

Bremen war vormals eine geistliche Stadt, es besitzt

noch seinen alten Dom, während der Hamburger Dom verschwunden ist und nur noch in dem Namen eines Jahrmarktes fortlebt. Die Bremer Ansgarikirche erinnert uns an die Apostel des skandinavischen Nordens, welche von Hamburg und Bremen ausgingen, wie Vicelinus, der Bekehrer der O . Bremen erblühte unter dem Schutz ekämpfte später die Vormundschaft sein r eine starke Stütze des Protestantismus en Bunde, und schwächte später sich sel der protestantischen Religionsparteien. aufmannsstadt durch Bildungsanstalten hervorragend, deutet es auch in dieser ung a llmählichen Umschwung zu Gunsten des Nordens. Lübeck ist die ehrwürdigste der heutigen drei freien Hansestädte, Hamburg die großartigste, Bremen die feinste. Nur einmal alljährlich in den Tagen seiner Saturnalien, zur Zeit des „Freimarktes", streift Bremen in geflissentlichem Uebermute diesen Charakter ab. Da stürzt sich Vornehm und Gering in den Strudel einer ächt holländischen Kirmeß. Durch die stille Stadt zieht Sturmesbrausen und es ist, als ob sich alle Drehorgelmänner der Welt auf den Straßen zusammengefunden hätten. Im poesiegefeierten Ratskeller, der dann alle seine weiten Räume öffnet, stehen und sitzen die Leute Schulter an Schulter, so dicht geschart, wie nur je im Münchener Hofbräuhause.

Der Bremer Ratskeller führt mich wieder zu meinem Grundtexte zurück. In jenem Keller liegen bekanntlich die edelsten Rheinweine, wenn auch nicht alle alt, so doch ein redendes Zeugnis alter Zeiten. Denn hätte man den Keller

heute gebaut, so würde er, dem modernen Geschmack der Hanseaten entsprechend, zumeist mit Bordeauxfässern gefüllt sein. Aber zu der Zeit, da man diese Gewölbe gründete und den Roland vor das Haus stellte — im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts — zogen die norddeutschen Kaufleute noch ins Rheingau, um in Bacharach und Rauenthal die besten Weine vorweg zu kaufen; der Norden zollte sein Geld dem Süden, und der Süden beherrschte den Norden nicht bloß durch den Kunstbetrieb der Bürger, durch die Romantik des Kaisertums und die Poesie des Rittertums, sondern auch durch die Poesie des Weines.

XIX.

Wenn wir das hamburgische oder bremische Gebiet betreten, so kümmert sich kein Zollbeamter um unser Reisegepäck; kehren wir dagegen von dort ins Zollgebiet des Reiches zurück, so wird unser Koffer untersucht. Das wird bald anders werden, aber heute, da ich dies schreibe, ist's noch also.

Vor der politischen Einigung des Reiches gelang die Einigung der materiellen Interessen. Auch hier lag der Schwerpunkt im Norden: der preußische Zollverein ging dem deutschen Zollverein voraus, wie später das Zollparlament in Berlin dem deutschen Reichstage. Um so auffallender könnte es scheinen, daß gerade im Norden, vor den Thoren von Hamburg und Bremen, die letzten Zollschranken im Reiche stehen geblieben sind. Allein auch schon beim alten Zollverein hatten sich die nichtpreußischen Küstenstaaten der Nord- und Ostsee, Hannover, Oldenburg, Mecklenburg und die Hansestädte am längsten zurückgehalten.

Ein Hamburger oder Bremer wird ſagen, gerade um der Freiheit des Handels willen habe ſeine Stadt ihren zollpolitiſchen Partikularismus behauptet, und wenn ſchon die Freiheit der Handelsbewegung innerhalb des Reiches ein großes Gut ſei, ſo ſei doch die Freiheit des Welthandels über alle Staatsgrenzen hinaus ein noch weit größeres.

Die Meeresküſte iſt ein günſtigerer Boden für die Lehre des Freihandels als das Binnenland, und der größte litterariſche Agitator für den alten Zollverein, der Schwabe Friedrich Liſt, war zugleich der größte Agitator für den Schutzzoll.

Vor vierzig Jahren ſtritt man in Deutſchland eben ſo heftig über Freihandel und Schutzzoll wie heutzutage. Man entwickelte dieſelben Gedanken wie heute, man ſtellte dieſelben Gründe und faſt dieſelben Thatſachen gegeneinander. Ein vergleichender Blick in die Flugſchriften und Zeitungen jener und unſerer Tage lehrt, daß wir im erneuerten Kampfe wenig Neues vorzubringen wußten.

Und doch hat ſich in einem Stück die Sachlage von Grund aus geändert.

Vor vierzig Jahren war der deutſche Norden überwiegend freihändleriſch, Süd- und Mitteldeutſchland dagegen ſchutzzöllneriſch. Die Freihändler des Küſtengebietes ſetzten ihre Hoffnung auf Preußen, die oberdeutſchen Schutzzöllner blickten erwartungsvoll nach Oeſterreich. Der „Eintritt Geſamtöſterreichs“ in den deutſchen Zollverein, den man eine zeitlang im Süden predigte und von dem man im Norden nichts wiſſen wollte, ſchärfte den damaligen Gegenſatz von Groß- und Kleindeutſchen. Der politiſche Dualismus ſchien

auch geographisch begründet und versteift im Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen. Aber auch innerhalb Preußens steigerte sich die Spannung zwischen den neuen westlichen und den alten östlichen Provinzen durch die Zollfrage.

Niederdeutschland, so hieß es damals, ist das Land des großen Handels und des großen Ackerbaus. Es bedarf und begehrt Handelsfreiheit. Gleich den Kaufleuten waren damals auch die Grundbesitzer noch Freihändler; sie wollten sich das Eisen an ihrem Pfluge durch keinen Zoll verteuern lassen und fürchteten sich noch nicht vor amerikanischem Korn und australischer Wolle. In Sachsen, Rheinland, Westfalen, Bayern, Württemberg, Oesterreich hingegen hatte die Industrie ihren historischen und natürlichen Boden; sie konnte den Wettkampf mit dem Auslande noch nicht überall bestehen und wollte erstarken und sich selbst erziehen unter dem Schutze pädagogischer Zölle. Im Industrieland des Südens nannte man dies „Schutz der nationalen Arbeit", im Handels- und Getreideland des Nordens: „Schutz des partikularistischen Eigennutzes." Man warf auch bereits die soziale Frage in die wirtschaftliche und nannte es mit einem damals noch hoch verpönten Worte „Sozialismus", wenn das Küstenland dem Binnenlande das Lehrgeld bezahlen solle für seine halbreifen Fabriken. Gegenteils fand der binnenländische Industrielle den norddeutschen Gutsherren noch sehr mittelalterlich und die freihändlerischen Kaufherren sehr unpatriotisch.

Wir haben heute wieder dieselben Gegensätze des Prinzips; aber die streitenden Persönlichkeiten sind andere geworden, die Rollen sind anders verteilt, die Gruppen ver-

schoben, und vor allem hat sich der örtliche Dualismus gebrochen und in sozial-politische Parteien aufgelöst, die überall und nirgends sind.

Bei scheinbarem Stillstande ist dies doch ein unermeßlicher Fortschritt. Die Landwirte begehren Getreide- und Holzzölle und viele Industrielle treten in die Schranken für die Handelsfreiheit. Die Zollpolitik trennt noch immer die Parteien Deutschlands, aber sie trennt nicht mehr die deutschen Länder, sie schärft nicht mehr den Gegensatz von Nord und Süd, sie vertieft höchstens die Kluft zwischen Opposition und Regierung. Das mag für die letztere unangenehm sein, ist jedoch kein großes Unglück. Ein großes Unglück aber wäre es, wenn sich Deutschland wirtschafts-geographisch in eine industrielle Südhälfte und eine mercantil-agrarische Nordhälfte teilte.

Diese Unterschiede waren früher in starken Ansätzen vorhanden, sie verwischen sich aber täglich mehr durch die Macht der Dampfmaschine. Ströme und Meeresküsten bilden nicht mehr die notwendige Vorbedingung einer großen Handelsstadt, natürliche Wassergefälle, Erz- und Kohlenlager sind nicht mehr die notwendige Vorbedingung einer großen Industriezone. Die Handelsgebiete wurden zugleich industriell, die Industriegebiete kaufmännisch.

Auf der volkswirtschaftlichen Karte des heutigen deutschen Reichs entdecken wir kaum mehr die alten Spuren eines **süd- und norddeutschen Antagonismus, wohl aber zahlreiche Diagonalen jeglicher Betriebsamkeit, die in steter Kreuzung vom Nordwesten zum Südosten, vom Nordosten zum Südwesten ziehen.**

Besonders deutlich heben sich zwei mächtige Industriediagonalen ab: — von Berlin bis Basel und vom Niederrhein bis Wien — und zwei mächtige Handelsdiagonalen: — vom Gotthard bis Königsberg und vom Semmering bis Emden. Sie greifen über die Grenzen des Reiches hinaus, sie weissagen eine engere wirtschaftliche Einigung aller Deutschen und halten doch das Reich im Innern um so fester zusammen.

XX.

Wir kommen nach Hannover.

In Hannover wird das reinste Hochdeutsch gesprochen, — so sagt man; und wenn nicht in der Stadt Hannover, dann doch ganz gewiß in Celle.

Dieser Satz ist richtig, er läßt sich aber auch noch weiter auf einen großen Teil des niedersächsischen Landes ausdehnen, ja mit Vorbehalt sogar auf ein gutes Stück des gesamten deutschen Nordens, wobei wir uns nicht in die subtile Frage verlieren wollen, warum die Berliner, Hamburger, Braunschweiger, Westfalen und andere Niederdeutsche ein unreineres Hochdeutsch sprechen als die Hannoveraner.

Genauer möchte ich sagen: der gebildete Sohn des Nordens spricht durchschnittlich das Hochdeutsche dialektloser als der gleichgebildete Sohn des Südens. Der Grund warum? liegt nahe, vorausgesetzt daß man weiß, was eigentlich „hochdeutsch" ist.

Es gibt nämlich immer noch viele Leute, die da glauben, hochdeutsch sei das hohe, das vornehme Deutsch, wie denn auch die Schweizer das Hochdeutsche mit einem sehr schiefen

und verwirrenden Worte „gutdütſch“ nennen. Es iſt aber nicht das hohe oder gute Deutſch, ſondern das Deutſch des Hochlandes, wie plattdeutſch nicht das niedrige oder platte Deutſch, ſondern das Deutſch des Niederlandes iſt.

Im Norden iſt „plattdütſch“ die Volksſprache; das Hochdeutſch [illegible] Mundart erſt ſeit den letzten Jahrhundert [illegible]. Freilich erhob es ſich dabei über die [illegible] und blieb dem Volke aber doch ein fremd[illegible]ng. Wenn wir nun eine fremde Sprach[illegible]h erlernen, dann ſprechen wir ſie ſchulge[illegible] freier als die Leute, deren Mutterſprache [illegible]nderten wir Deutſche das außerordentlich [illegible] Der [illegible]r Sängerin Jenny Lind, und man ſagte ihrerzeit, keine deutſche Sängerin ſinge ſo dialektlos wie dieſe Schwedin. Ganz natürlich. Sie hatte ihr Deutſch in guter Schule erlernt und war alſo keinen Augenblick im Zweifel, ob nicht irgendwelche traute, aus der Kinderſtube überkommene Dialektform ſchöner oder mindeſtens natürlicher ſei als die korrekte Schulſprache.

An der Mutterſprache hängen wir mit dem Gemüt, die fremde erfaſſen wir mit dem Verſtande. Das Gemüt iſt ein liebenswürdiges Kind, der Verſtand ein vornehmer Herr. Eine fremde Sprache zu beherrſchen, zeugt an und für ſich ſchon von Bildung. Wenn der Norddeutſche hochdeutſch ſpricht, ſo behandelt er dieſe Sprache als gebildeter Mann, vornehm und verſtändig überlegt; ſpricht der Süddeutſche hochdeutſch, ſo redet er zwar auch nicht ganz wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, bleibt aber doch viel mehr in dem gemütlichen Zauberbanne ſeiner Mundart befangen, aus

welcher ja die neuhochdeutsche Bildungssprache erwachsen ist; er spricht also weit minder vornehm, überlegt und schriftgemäß.

Man könnte meinen, auch hierin bekunde sich ein Triumph des Nordens über den Süden. Allein die Sache liegt geradezu umgekehrt. Jener Triumph wäre nur vorhanden, wenn sich das Plattdeutsche zur herrschenden Schriftsprache erhoben hätte, und folglich die Münchener und Stuttgarter aus demselben Grunde das dialektfreieste Plattdeutsch sprächen wie gegenwärtig die Hannoveraner das reinste Hochdeutsch.

Dies geschah aber nicht, weil von Ulfilas bis Luther die maßgebende Litteratur weit überwiegend vom Süden ausging. Wir beginnen die Geschichte unserer Schriftsprache mit dem Gothischen als der Mutter des Althochdeutschen, und manches heute noch geläufige bayerische Dialektwort, über welches der Norddeutsche lächelt, ist sehr ehrwürdig; denn es zeigt seine Wurzel in der Bibelübersetzung des Ulfilas. Wir gliedern unsere Nationallitteratar nach der althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Periode, weil bis zur Reformationszeit Hochdeutschland litterarisch tonangebend gewesen ist. Und auch Luther, dessen Bibelwerk zuletzt entschied, war ein Obersachse, ein Sohn des nördlichen Mitteldeutschland. Heute liegt Eisleben und Wittenberg bereits im „Norden", vor vierhundert Jahren griff oberdeutsche Kultur und Litteratur viel weiter nordwärts als heutzutage. Von einer Mainlinie konnte man damals noch nicht sprechen; man hätte sie bis zum Harz hinunterrücken müssen.

Damit wir Süddeutsche nun nicht übermütig werden

in unſerm hiſtoriſchen Siegesbewußtſein, müſſen wir jetzt die Sprechweiſe der Bildung und des feinen Tons, die vor Zeiten von uns ſelber ausgegangen iſt, von den Norddeutſchen wieder zurückempfangen; wir müſſen da wieder lernen, wo wir früher gelehrt haben.

Andererſeits entſannen ſich die Norddeutſchen neuerdings, welch köſtliche Reize ihre eigene plattdeutſche Mundart birgt, ſie entdeckten, was ſie verloren hatten, indem ihr ganzes Schrifttum dem fremden Hochdeutſch verfallen war. Auch das Plattdeutſche ſollte wieder litterariſche Ehren gewinnen. Die begeiſterte Aufnahme, welche Klaus Groth und dann in noch viel höherem Maße Fritz Reuter fand, bezeugt dieſes Aufraffen. Reuters Naturfriſche, ſein Gemüt, ſein Humor, ſeine Treuherzigkeit haben gewiß die wärmſte Teilnahme der Nation verdient. Man kann dieſe ſeine Vorzüge aus vollem Herzen anerkennen und doch hinzufügen, daß die Erfolge dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers nebenbei auch Tendenzerfolge waren. Im Norden ſchwärmte man bei Reuter nicht bloß für den Poeten, ſondern eben ſo ſehr für den ächt norddeutſchen Charakterkopf, für den Mecklenburger, der die niederdeutſche Sprache ſiegreich und für die Dauer wieder in unſere Nationallitteratur eingeführt hatte, wo bisher faſt nur die hochdeutſche zum Worte gekommen war. Zwang Reuter nicht die gebildeten Schwaben, Franken, Bayern nun zur Abwechslung auch einmal ein bißchen plattdeutſch zu lernen? Bildeten ſich jetzt nicht Vereine der „Plattdeutſchen“ an der Donau, an der Iſar und am Neckar? Betrat nicht mit Onkel Bräſig das Plattdeutſche ſogar die oberdeutſche Volksbühne?

Und dieser weittragende Einfluß des Dialektdichters fiel in eine Zeit, wo zugleich das politische Selbstbewußtsein des Nordens so mächtig sich erhob, — in die ereignißvollen sechziger und siebenziger Jahre! Fritz Reuter wird auch für den künftigen Litterarhistoriker immer eine merkwürdige Erscheinung bleiben, aber eine noch viel merkwürdigere für den künftigen Kulturhistoriker. Der Erstere wird untersuchen, was der Mann aus sich selbst gemacht hat, und der Andere, was seine Zeitgenossen und Landsleute aus ihm machten.

Den Besitz einer Schrift- und Bildungssprache, die, aus der Mundart erwachsen, sich einigend über die Mundarten erhebt, teilt der Deutsche mit allen modernen Kulturvölkern. Auszeichnend deutsch aber ist, daß unser Schriftdeutsch zur Zeit nicht in seinem Ursprungsgebiet am reinsten und allgemeinsten gesprochen wird, sondern vielmehr am entgegengesetzten Ende Deutschlands. Die hochdeutsche Mundart zog als Schriftsprache erobernd nach dem Norden, um als höhere Bildungssprache von dort wieder erobernd nach dem Süden zurückzukehren. Denn ohne Zweifel dringen heute mehr norddeutsche Spracheinflüsse nach Mittel- und Süddeutschland als süd- und mitteldeutsche nach dem Norden. Dafür sorgt schon der preußische Soldat, der preußische Schulmeister und Beamte.

Dem Süddeutschen gehört auch hier die größere Vergangenheit, dem Norddeutschen die mächtigere Gegenwart. Da aber Gegenwart und Vergangenheit im Volksleben nur theoretische Abstraktionen sind und thatsächlich unlösbar sich durchdringen, so dürfen beide Teile gleich zufrieden sein.

Der „Niederdeutsche" spricht gegenwärtig das reinste

„Hochdeutsch“: — mit diesem Paradoxon ist die Verschiebung der Kulturachse epigrammatisch scharf und klar gezeichnet.

XXI.

Von Hanno[illegible] durch das reichbelebte westfälische Ind[illegible] zurück, durch ein Land, welches überall [illegible]hste Arbeitsgewimmel zeigt, zugleich ein eb[illegible] als altehrwürdiges Volkstum, und we[illegible]n und eigenartigen Kulturgeschichte doch [illegible]ngs- und Mittelpunkt der leitenden der[illegible] ist.

Wir gel[illegible] Düsseld[illegible]um Niederrheine, während wir vom Mittelrheine ausgegangen waren, und fragen uns nun endlich hier: wo hört Norddeutschland auf und wo fängt Süddeutschland an?

Düsseldorf liegt ungefähr auf gleicher Breite mit Leipzig, und Leipzig ist doch wohl norddeutsch. Aber Düsseldorf ist keine norddeutsche Stadt. Köln liegt etwa auf gleicher Breite mit Erfurt und Erfurt ist mitteldeutsch. Aber Köln ist keine mitteldeutsche Stadt und auch keine norddeutsche. Köln und Düsseldorf sind rheinisch, genauer genommen niederrheinisch. Der rheinisch-fränkische Dialekt hat hier wohl bereits weiche niederdeutsche Lokaltöne angenommen und man redet sogar von einem Kölner Platt. Aber die Grundform der Mundart ist doch nicht sächsisch sondern fränkisch, ja wir befinden uns bei Köln und noch weiter nordwärts bei Xanten auf dem uralt klassischen Frankenboden und erinnern uns, daß der für die ehemalige Vormacht des Südwestens so ent-

scheidende fränkische Stamm von diesen niederrheinischen Sitzen und von der Schelde herüber erst nach Süden vorgedrungen ist.

Viel weniger noch als die Sprache ist aber vollends die Körperbildung, Sitte und Lebensweise der Niederrheiner norddeutsch, wie ja auch ihre politischen Sympathien erst seit neuester Zeit nach Norden und Nordosten gravitieren. Das Volk ist eben rheinisch. Und wenn der Hamburger oder Königsberger nach Düsseldorf kommt, wird er sich hier gewiß nicht besonders norddeutsch angemutet fühlen. Ebensowenig dünkt freilich dem Münchener das dortige Leben süddeutsch oder dem Thüringer mitteldeutsch.

Der deutsche Rhein läuft weit nach Norden; wo er jedoch eben norddeutsch werden könnte, da verläßt er das Reich und wird holländisch. Er verbindet ober-, mittel- und niederdeutsche Art in unmerklichen Uebergängen, und wie er keine Naturgrenze nach Ost und West bildet, so verwischt er auch die Grenzen zwischen Nord und Süd. Soweit Schwaben und Allemannen am Oberrhein siedeln, ist er ein süddeutscher Strom, dort ist er aber auch noch nicht der rechte „Vater Rhein", der als solcher Land und Leute an seinen Gestaden beherrscht. Das wird er erst von Speyer abwärts, und nun lösen sich die Unterschiede hüben und drüben in „rheinisches" Wesen auf, und auch die Nebenflüsse werden rheinisch, soweit die Rebe an ihren Hügeln hinaufgeht.

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn wir am Niederrhein gen Osten ins Land vordringen. Düsseldorf ist rheinisch, Barmen und Elberfeld gehören nicht nur politisch zur Rheinprovinz, sie haben auch trotz allen Fabrikrauches

noch einen ſtarken Grundzug rheiniſchen Gepräges bewahrt. Dann aber ſind wir am Ende. Schwelm, nur wenige Stunden von Barmen entfernt, iſt weſtfäliſch und alſo bereits entſchieden norddeutſch. Hier trennt eine ſcharfe Linie Nord und Süd? — nein! den Norden vom Rheinland. Unfern Elberfeld liegt die kleine Fabrikſtadt Langenberg, von einem Bach, der Deile, durchfloſſen. Die Häuſer auf dem linken Ufer des Baches ſind rheiniſch, auf dem rechten weſtfäliſch. Man ſagt: ich gehe nach Weſtfalen, wenn man von einem Haus über die Brücke ins andere geht. Man webt Bandſeide auf dem einen Ufer, Stoffſeide auf dem andern, und früher ſoll Sitte und Lebensweiſe diesſeits und jenſeits merklich verſchieden geweſen ſein.

Von Süd nach Nord folgen wir der großen Verbindungslinie; von Weſt nach Oſt treten uns überall kleine Trennungslinien, ſcharfe geographiſche, ethnographiſche und früher auch politiſche Grenzen in den Weg.

Andererſeits zieht ſich aber auch ein natürliches Band vom Oſten nach Südweſten bis zum äußerſten Süden, von den ſchleſiſchen Bergen bis zum Schwarzwald und den Vogeſen, das große Mittelgebirg, welches in dieſem Sinne und dieſer Wirkenskraft dem Rheine ebenbürtig zur Seite ſteht.

Man ſpricht von „Stromfäden“, und Fäden verbinden; man ſpricht von „Gebirgsketten“, zunächſt in dem Sinne, daß ſich Berg zu Berg, wie ein Kettenglied zum anderen fügt, aber die Gebirge trennen nicht bloß, ſie verbinden auch als Geſamtkette Länder und Völker. Die Hauptglieder jener Mittelgebirgskette ſind: das Rieſengebirg, das Erzgebirg, der Harz, der Thüringerwald, die Röhn, der Vogelsberg, Tau-

nus, Hunsrück, Odenwald, Schwarzwald und die Vogesen. Sie bilden die große mitteldeutsche Diagonale.

Dem Hamburger wird Kassel bereits sehr süddeutsch vorkommen, dem Wiener sehr norddeutsch. Es ist aber weder das Eine noch das Andere, sondern mitteldeutsch. Dagegen wird Niemand bezweifeln, daß das benachbarte Göttingen norddeutsch sei: wir sind hier aus dem Mittelgebirge herausgetreten, vom Hessenland ins Niedersächsische vordringend. So muten Eisenach oder Erfurt den Pommern gewiß schon recht süddeutsch an, den Schwaben norddeutsch, obgleich oder vielmehr, weil beide Städte ganz mitteldeutsch sind. Nordhausen ist von Mühlhausen rasch erreichbar; die alten Bauten beider Städte zeigen eine starke Verwandtschaft, selbst in dem Punkte, daß Mauern und Türme öfters schlecht fundamentiert und bedenklich windschief geworden sind. Aber Mühlhausen bewahrt noch thüringisch-mitteldeutsches Gepräge, Nordhausen ist bereits norddeutsch.

Die letztere Stadt liegt am Harze, und der Harz ist wiederum ein ganz besonderes Gebirg. Zu seinen Füßen lagern in weitem Ring jene überaus merkwürdigen Städte — Goslar, Hildesheim, Halberstadt, Quedlinburg, Merseburg — die uns an die sächsische Kaiserzeit erinnern, früheste Stammsitze norddeutscher Kulturmacht, in ältester Zeit die künftige politische Größe des Nordens weissagend, in ihren romanischen Kunstdenkmalen nur den rheinischen Städten, in ihren Prachtwerken deutscher Renaissance nur sich selbst vergleichbar. Hier atmen wir norddeutsche Luft, und die Bevölkerung des Harzes ist doch auch gewiß echt norddeutsch. Aber ein Gang durch seine Thäler und Wälder versetzt uns

sofort wieder südwärts: der Bewohner des Thüringerwaldes oder selbst des Taunus wird sich in dieser Natur plötzlich wie zu Hause wähnen, indes ihm Sprache und Sitte des Volkes fremdartig vorkommt. Der Anwohner unserer Nordküsten dagegen fühlt sich umgekehrt hier im Volke heimisch, [illegible] schaft mit aller Romantik mitteldeutsche[r] [illegible]strickt. Der Harz ist eben der am weiteste[n] [illegible]schobene Ausläufer unserer Mittelgebirge [illegible]schichte wie in der Gegenwart immer [illegible]d- und mitteldeutsche Art gewirkt.

Der S[chwarzwald] [illegible]Vogesen bilden das südliche Gegenstück z[u] [illegible]e: d[as] [illegible]m äußersten Süden vorgeschobenes Stück Mitteldeutschlands führen sie die mitteldeutsche Landschaft bis zur französischen und Schweizer Grenze. Auch der Volkscharakter der Allemannen und Schwaben, welche diese Berge bewohnen, gravitiert ebensosehr nach der schwäbischen Mittelzone wie nach der deutschen Schweiz. Wenn die Elsäßer erst einmal zu sich selbst gekommen sein werden, dann müssen auch sie wieder sich entsinnen, daß sie am Rhein und in den Vogesen so recht auf die beiden größten Verbindungslinien gestellt sind, welche Nord und Süd geographisch zusammenhalten und überall ins Herz von Deutschland führen.

Der Bewohner der bayerischen Hochfläche wähnt sich im Schwarzwald schon nach Mitteldeutschland versetzt, obgleich diese Berge und Thäler vielleicht schon weit südlicher liegen als seine eigene Heimat. Er befindet sich eben im Rheinland und im Mittelgebirg, und der Rhein leitet den Süden

unmerklich zum Norden wie jene Gebirgsdiagonale den Norden zum Süden.

Das echte und reine Süddeutschland beginnt nicht unter einem bestimmten Breitengrade; es beginnt, wo das Alpenvorland anhebt, wo die Herrschaft des Mittelgebirgs durch die Herrschaft der Alpen abgelöst wird; wie das echte und reine Norddeutschland in der Tiefebene zu suchen ist, soweit die Herrschaft des Meeres reicht.

Man denkt sich Nord- und Süddeutschland gerne unter dem Bilde zweier Parallelen, und Parallellinien kommen niemals zusammen. Allein diese Parallelen sind nicht richtig und sie sind obendrein gekreuzt von der Querlinie des Rheinlandes und von den Diagonalen der Gebirgskarte, der Konfessionskarte, der Dialektkarte, der Industrie- und Handelskarte.

So folgte auch der große Zug unserer Staats- und Sittengeschichte weit mehr den verbindenden Diagonalen als den trennenden Parallelen.

Auch die norddeutsche Vormacht Preußen mußte diesen Weg einschlagen — vom Nordosten zum Südwesten. Wäre der preußische Staat bloß norddeutsch geblieben, so würde er nicht die deutsche Vormacht geworden sein.

Mancher sehr gebildete Preuße weiß nicht, wo der südlichste preußische Grenzpfahl steht.

Dieser Grenzpfahl, aus Eisen gegossen und mit massivem Wappenschilde, steht unweit der bayerischen Inselstadt Lindau, nur anderthalb Wegstunden vom Bodensee entfernt, am südlichsten Endpunkte der hohenzollerschen Exclave Achberg.

Die Grenze zieht über eine weitherrschende Anhöhe.

Es iſt ſehr ſchön da droben, und ich habe manchmal an dem Pfahl geſtanden und ſinnend die herrliche Ausſicht betrachtet; — man kann ſich dabei ſo ſeine eigenen Gedanken machen.

Zu unſern Füßen ſchimmert fernher ein Stück des Bodenſees, und der mächtige mit Schnee gekrönte Gebirgsſtock des Säntis thront ſtolz im Hintergrunde. Begehen wir aber die Grenze nur etwa tauſend Schritt weiter weſtwärts, dem Höhenzuge folgend, der das ſüdlichſte preußiſche Dorf, Doberatsweiler, verbirgt, dann öffnet ſich uns ein weites, überraſchendes Panorama. Wir ſehen am jenſeitigen Seeufer die Hügel des Thurgaus, des Sanct Gallener und Appenzeller Landes und auch einzelne Bergſpitzen Graubündens, wir erblicken die Ausläufer des Bregenzer Walds, wir ſchauen nach Vorarlberg zu öſterreichiſchem Gebiet hinüber und entdecken hoch oben ſogar ein kleines Stückchen des kleinſten deutſchen Kleinſtaats, des Fürſtentums Liechtenſtein. Unſer Auge ſchweift weit über die Grenzen des deutſchen Reiches hinaus und ruht doch ringsum — auf deutſchem Boden.

Zwiſchen Hohenems und dem Gäbris öffnet ſich das obere Rheinthal gegen den Bodenſee, und ſeitab an dieſer weiten Pforte ſteigen die Schneefelder der Sceſaplana empor und — bei klarſter Luft — ganz fern am blauen Aether die weißen Spitzen der Calanda und des Monte Luna!

Beim letzten preußiſchen Grenzpfahl erblicken wir Berge, die bereits italieniſche Namen tragen, wenn auch Italien noch weit von dieſen Höhen entfernt iſt.

Wer vom Vorgebirg Arcona auf Rügen die weißen Kreidefelſen der däniſchen Inſel Möen erſpäht, dem mag

Preußen wie die rein norddeutsche Macht erscheinen; wer aber vom Grenzpfahl bei Doberatsweiler den Schnee der Sceſaplana ſieht, dem kommt der norddeutsche Großſtaat doch nicht mehr ſo ganz norddeutſch vor.

Doch die Herrſchaft Achberg iſt nur eine kleine abgelegene Exclave, und es werden nicht Viele den ſüdlichſten ſchwarzweißen Grenzpfahl aufſuchen, um dort über Preußens Macht in Gegenwart und Zukunft nachzudenken.

Aber Hunderttauſende werden fortan zu einem anderen Berge wallfahrten, um dort über Deutſchlands Macht in Gegenwart und Zukunft zu ſinnen, — zum Niederwald bei Rüdesheim.

Dort ſteht die Germania am Waldesſaum, als ſei ſie aus dem Walde hervorgetreten, wie weiland das deutſche Volk aus ſeinen Wäldern trat. Sie ſteht aber auch am Saume der Rebengärten des Rüdesheimer Bergs, die, nach der Sage, von Karl dem Großen zuerſt bepflanzt wurden, und drüben, nicht allzufern, ragt Ingelheim, die älteſte deutſche Kaiſerſtätte, und dazwiſchen flutet der Rhein, der Kaiſerſtrom. Im Oſten begrenzt ein ferner Höhenzug die Landſchaft, jener Hochrücken, Mainz gegenüber, wo einſt der „Königſtuhl" geſtanden hat. Zu Pfingſten 1184 war es, als dort Friedrich Barbaroſſa das herrlichſte „Reichsfeſt" des alten Reiches feierte, wo Tauſende von Rittern aus allen Landen der Chriſtenheit ſich um ihn verſammelt hatten und turnierten und der greiſe Kaiſer ſeine beiden Söhne zu Rittern ſchlug. Zu Füßen der Germania ſtehend, ſehen wir im Geiſte da drüben beim Erbenheimer Königſtuhle die Zeltſtadt Kaiſer Friedrichs ſchimmern und erblicken hier auf dem

Niederwald die jubelnden Scharen der Krieger und Bürger, welche beim herrlichſten „Reichsfeſt“ des neunzehnten Jahrhunderts Kaiſer Wilhelm umringten. Die goldenen Pfingſttage 1184 und die goldenen Septembertage 1883 ſind faſt durch ſiebenhundert Jahre getrennt, und doch begrüßte hier am Rhein das neue ch ie ſonſt nirgendwo. Vom Nordoſten her wa üdweſten erſt recht wiedergewonnen!

Beim Nie m r Rhein die ſcharfe Ecke, er wendet ſich d gerade durch den Niederwald trifft die ttelgebirgs auf den Rhein und ſetzt ſich, V nd ve bend, am linken Ufer fort.

Der alte Vater n bli nicht immer der Kaiſerſtrom: ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ward er der Kurfürſtenſtrom — das Erzbild des Niederwaldes ſteht auf alt kurmainziſchem Gebiet. Seit dem ſiebenzehnten Jahrhundert wurde er der Strom der kleinen Herren — die Germania ſteht auf weiland naſſauiſchem Boden. Dieſer iſt aber neuerdings preußiſch geworden, und alſo ſtehet ſie jetzt auf dem Boden der leitenden deutſchen Großmacht.

Das Land am jenſeitigen Ufer war durch zwei Jahrzehnte franzöſiſch; doch nicht weit ſtromab vom Niederwalde, bei Kaub ging Blücher in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein. Und durch die vereinte Kraft des Südens und Nordens unter norddeutſcher Führung ward 1870 das lange verlorene alte Reichsland jenſeit des Rheines wiedergewonnen und das neue Reich gegründet. Beides im Kriege um den Rhein. Das große Nationaldenkmal konnte nirgend anders als am Rheine erbaut werden.

Unsere Wanderung vom Rheine nach Berlin war ein Gang von der Geschichte zur Gegenwart. Die Gegenwart führt uns zum Rheine zurück und wird hier selber wieder zur größeren Geschichte.

XXII.

Keine andere europäische Nation hat einen so häufigen Frontwechsel durchgemacht, keine solch eine gründliche Verschiebung ihrer Kulturachse vollzogen, keine so oft ihren politischen Schwerpunkt verlegt wie die deutsche. Man könnte das moskowitische und das petersburgische Rußland zum Vergleich heranziehen. Allein dort handelte es sich nur um einen einmaligen jähen und gewaltsamen Uebergang, der Rußland aus einem asiatischen Reiche in ein europäisches verwandelte: bei uns um einen tausendjährigen Uebergangsprozeß, der die Nation nicht sich selbst untreu gemacht, sondern sie erst recht aus ihren Tiefen entwickelt hat.

Der Fremde wundert sich, daß Deutschland vor lauter Uebergängen nicht längst zu Grunde gegangen ist. Wer aber Deutschland kennt und die Deutschen versteht, dem enthüllt sich hier vielmehr ein Hauptgrund seiner unverwüstlichen Dauer.

In den düsteren Tagen des sinkenden neunten Jahrhunderts schien es, als ob Deutschland sich in ein Chaos auflöse: — auf die Karolinger folgten die sächsischen Könige und Kaiser — Deutschland erstand aufs neue. Im Wendepunkt des elften und zwölften Jahrhunderts schien sich unser Vaterland zu verbluten durch den Kampf der „zwei Schwerter“;

das Reich der fränkiſchen Salier ſank, aber nur, damit ſich das Reich der ſchwäbiſchen Staufer um ſo glanzvoller erhebe. Im dreizehnten Jahrhundert, in „der kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit“ des Interregnums, ſchien es mit uns gar aus und vorbei, da ſchaffte der ſtrenge Habsburger wieder Recht und Ordnung im Reiche. Zur Reformationszeit zerrann die alte politiſche Macht der Deutſchen, aber eine neue Geiſtesmacht zog aus unſern Landen ſiegreich durch halb Europa. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren unſere Gaue eine Wüſte geworden und unſer gemeinſames Staatsweſen ein Spott. Doch erſt ſtille, denn immer lauter und gewaltiger begann die innere Erhebung deutſcher Kultur, die uns im achtzehnten Jahrhundert wieder zu einer Großmacht des Geiſtesſchaffens erhob. Zur Zeit der napoleoniſchen Herrſchaft lag Deutſchland zerſtückelt darnieder und in Dienſtbarkeit verſunken. Gerade die Dienſtbarkeit ſchuf uns Kraft, die Feſſeln zu brechen. Durch das Nationalbewußtſein kamen wir wieder zum Staatsbewußtſein. Andere Völker gingen den umgekehrten Weg.

Wechſelnd tritt in der deutſchen Geſchichte ein Stamm nach dem andern, ein Gau nach dem andern, wechſelnd tritt Nord und Süd in den Vordergrund. Wir ergänzten uns in dieſem Wechſel, der doch niemals zur Alleinherrſchaft eines Teiles über das Ganze führte. In der Fülle unſeres individuellen Volkslebens ruht unſere Stärke, ſofern nur der Gemeingeiſt wachſend lebendig bleibt. Wir dürfen und müſſen von Nord und Süd in ihrem Wettkampfe reden, wir ſollen dieſe Gegenſätze nicht vertuſchen: die ſich kreuzenden, das Ganze verbindenden Diagonalen in der Natur unſeres Lan-

des und Volkes ſorgen dafür, daß Süd und Nord einander ſuchen, ſelbſt wenn ſie ſich zu fliehen ſcheinen.

Der Fremde begreift dies ſchwer, aber wir ſelber ſollen es wenigſtens begreifen lernen. Denn in dieſen Thatſachen ruht das Geheimnis der Unverwüſtlichkeit Deutſchlands, die Zauberkraft ſeiner Verjüngung.

Und wir haben uns verjüngt!

Der Kampf der [illegible]len in der Neuzeit.

Im Staatensy[illegible] C[illegible] tritt wechselnd bald die eine, bald die andere C[illegible] ma[illegible] den Vordergrund, tonangebend, führend, die Wage ha[illegible]nd.

Solchen Vorrang behauptete die spanisch-habsburgische Monarchie zur Zeit Karls V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, Frankreich in den Ruhmestagen Ludwigs XIV. und Napoleons I. Und wenn wir Deutsche heute gehobeneren Sinnes zurückblicken auf die Tage Ottos des Großen und Friedrich Rotbarts, da Deutschland die erste Macht Europas war, so thun wir dies in dem Bewußtsein, daß heute unser deutsches Reich die maßgebende und maßhaltende Centralmacht wieder geworden ist, nicht indem dieses Reich andere Mächte beherrschen will, sondern indem es allen den Frieden sichert.

Oft streiten mehrere Mächte zugleich um jenen Vorrang, um das prestige, wie die Franzosen sagen. Droht der übergroße Einfluß einer Macht zur Hegemonie zu werden, so ist das europäische Gleichgewicht gestört, und schwächere Staaten verbünden sich, um es wiederherzustellen. Die Phrase

vom „europäiſchen Gleichgewicht“ iſt zwar aus der Mode gekommen, aber die Thatſache beſteht doch fort und wird beſtehn.

Wir ſprechen jetzt vom „europäiſchen Konzert“. Bei einem Konzert denken wir an ſchöne Harmonien, aber jede Harmonieführung ohne Diſſonanzen iſt langweilig, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß das Wort „Konzert“ von certare, ſtreiten, ſtammt und eigentlich einen Kampf bedeutet. So konzertieren denn auch die Großmächte im Wettſtreit um die erſte Stimme.

Im Staatenſyſtem der Wiſſenſchaften geht es ganz ebenſo zu wie bei den wirklichen Staaten. Auch hier tritt bald die eine, bald die andere Wiſſenſchaft als Centralmacht in den Vordergrund, führend, tonangebend, die Wage haltend. Auch hier kämpft man um das Gleichgewicht; es gibt ein „europäiſches Konzert der Wiſſenſchaften“.

Zur Zeit der Renaiſſance herrſchte die klaſſiſche Philologie; das Studium der griechiſchen und römiſchen Schriftwerke im Urtext und die Handhabung des ciceronianiſchen Lateins als gelehrter Weltſprache gehört zur urſprünglichſten Signatur der Epoche. Damals legte Petrarca auf das philologiſch-poetiſche Exercitium ſeines lateiniſchen Heldengedichtes „Afrika“ größeren Wert als auf ſeine unſterblichen italieniſchen Sonette; als eleganter Lateiner war er ein Mann von Welt, der ſogar zum Diplomaten taugte; und er fühlte ſich berufen, einen Feldherrnſpiegel zu ſchreiben, nicht weil er Soldat geweſen wäre, ſondern weil er ein Kenner des klaſſiſchen Altertums war. Der philologiſch geſchulte Humaniſt galt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert als der

universale Mann der Wissenschaft schlechthin: als Humanist konnte er Philosoph und Historiker, Jurist und Poet zugleich sein. So wurde die klassische Philologie die Basis alles höheren Schulunterrichts, und da unsere modernen Gymnasien in ihren Anfängen auf jene Zeit zurückgehn, so ist das Uebergewicht, welches sie heute n[illegible]den philologischen Studien einräumen, ein dauerndes Denkm[illegible] jener weltbeherrschenden Großmachtstellung der

Durch die Reformation kam die Theologie obenauf; sie fand zwar zunächst n[illegible] ih[illegible] starken Bundesgenossen in dem Humanismus, [illegible] wuchs demselben doch bald mächtig über den Kopf. [illegible] ei[illegible]er Katastrophe der Weltgeschichte entsprang die veränderte Machtstellung der Wissenschaften. Renaissance und Humanismus waren aristokratisch gewesen, die Reformation gehörte dem Volke. Niemals waren wissenschaftliche Streitfragen so rasch und durchgreifend volkstümlich geworden wie die theologischen zu Luthers Zeiten. Selbst der deutsche Bauer theologisierte. Die Geschichte des Jahrhunderts ward zum größeren Teile Kirchengeschichte, Fürsten und Staatsmänner mußten von berufswegen Theologie studieren und jenem Herzog Ludwig von Württemberg, der ein so gelehrter Theologe war, fehlte nur eines zu seinem vollen Glücke, daß er als Fürst nicht predigen durfte. Andere Fürsten waren glücklicher als er und haben damals wirklich gepredigt. In Staat und Gesellschaft, in Kunst und Leben entschied zunächst, was man glaubte, und erst weit nachher, was man wußte und konnte: — kein Wunder, daß die Wissenschaft des Glaubens im Centrum alles Wissens stand.

Im siebenzehnten Jahrhundert — seit den Tagen von Carteſius, Locke und Spinoza — begann die Philoſophie leiſe und langſam in den Vordergrund zu treten; ſie kämpfte gegen die Theologie, verband ſich wohl auch mit derſelben, bis ſie im achtzehnten Jahrhundert immer durchgreifender zur Herrſchaft emporſtieg. In dieſer Machtſtellung behauptete ſie ſich dann, herrſchend und allumfaſſend bis zur Mitte unſeres Jahrhunderts.

Dann aber erfolgte der gleichfalls ſtill und lange vorbereitete Umſchwung, welcher für die Gegenwart ſo charakteriſtiſch iſt: die Philoſophie mußte das Scepter der Vormacht an die Geſchichte und an die Naturwiſſenſchaft abtreten.

Seit zwanzig Jahren arbeiten deutſche Gelehrte an einem reichen und verheißungsvollen Werke, der „Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland“. Viele Bände ſind bereits erſchienen, ein Zeugnis des hiſtoriſchen Geiſtes unſerer Zeit. Wann ſich aber aus der Geſchichtsforſchung ſelbſt wieder eine neue Philoſophie der Geſchichte entwickelt haben wird, dann wird über kurz oder lang gewiß auch einmal ein Gelehrter erſtehn, der die „Univerſalgeſchichte der Wiſſenſchaften“ als Ganzes aus einem Guſſe ſchreibt. Wir können deſſen auf die Dauer ſo wenig entbehren, als wir eine „Weltgeſchichte“ oder eine „Geſchichte der Künſte“ vermiſſen mögen. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften aber wird ihre Perioden gliedern müſſen nach der Herrſchaftsdauer jener Centralmächte, wie ſie wechſelnd die Vormacht errungen, behauptet und wieder verloren haben. Und die Mitte unſeres Jahrhunderts wird dann einen ſolchen Wechſel der Hegemonie vollendet zeigen:

die Philoſophie tritt zurück, um der Geſchichtſchreibung und Naturkunde den Platz zu räumen.

Die Schilderung dieſes Umſchwunges in unſerer Zeit iſt die Aufgabe meines Vortrags.

I.

Im achtzehnten Jahrhundert und in der erſten Hälfte des neunzehnten herrſchte die Philoſophie, die Wiſſenſchaft, welche das Weſen des Geiſtes aus den Werken des Geiſtes zu erkennen, zu erklären und zu ergründen ſucht und die ganze Welt als ein Offenbarungsleben des Weltgeiſtes erfaßt.

„Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut!“ ſagte damals der größte philoſophiſche Dichter der Deutſchen.

Das achtzehnte Jahrhundert nannte ſich ſelbſt zuletzt mit Stolz das „philoſophiſche“. Gedachten die Männer jener Zeit der Fortſchritte und Vorzüge ihrer Gegenwart, ſo erklärten ſie dieſelben gern als die Frucht des philoſophiſchen Geiſtes, der nunmehr die ganze civiliſierte Welt durchdringe.

Warum ſollte man auch Bedenken tragen, ein Jahrhundert das philoſophiſche zu nennen, an deſſen Eingang Leibnitz ſteht, an deſſen Ausgang Kant?

Der größte König des Jahrhunderts, Friedrich II., war der „Philoſoph von Sansſouci“. In unſern realpolitiſchen Tagen würde uns ein Philoſoph auf dem Throne faſt bedenklich erſcheinen und vollends auf dem Throne eines fortwährend von allen Seiten bedrohten, um ſeine Exiſtenz ringenden Staates. Vor hundert und mehr Jahren aber

konnte der kühnste und kälteste Meister der Realpolitik, wie Friedrich, zugleich der philosophische König sein und nebenher sogar noch Verse machen.

Der gelesenste und einflußreichste Schriftsteller Europas zu selbiger Zeit war Voltaire, der Philosoph von Fernay, der philosophische Freund des philosophischen Königs. Ist Voltaire auch kein Systematiker, so hat er sich doch über alle Dinge Himmels und der Erden ohne Unterlaß seine Gedanken gemacht: — im philosophischen Jahrhundert konnte man noch der mächtigste Schriftsteller werden, wenn man sich den Luxus der Gedanken gönnte.

Die französische Revolution von 1789 ist in ihren bewegenden Ideen wie in ihren letzten Zielen nur auf dem Höhenpunkte eines philosophischen Zeitalters möglich gewesen. Sie läßt sich nach ihrer ganzen abgründlichen Tiefe nur geschichtsphilosophisch erklären. Unbarmherzig zertrümmert sie alle historischen Rechte des Staates und der Stände, um ein philosophisches Urrecht der ganzen Menschheit an deren Stelle zu setzen. An ihrer Spitze steht ein philosophisches Programm: die Erklärung der Menschenrechte. Man philosophierte auf allen Gassen, in allen Klubs, man brachte die Asche des Sozialphilosophen Rousseau in die Kirche der heiligen Genoveva, man widerlegte die unphilosophischen Köpfe, indem man sie mit dem Fallbeil abschlug, was allerdings kein sehr philosophisches Argument gewesen ist. Der Girondist Condorcet philosophierte über den ewigen Fortschritt und die unendliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts inmitten der Greuel der Schreckenszeit und vergiftete sich, um dem Kerker und dem Henker zu entrinnen:

— diesem Fortschritt stand also ohne Zweifel noch eine sehr „weite" Zukunft, eine „unabsehbare" Perspektive offen. Die Revolutionsmänner konstruierten die Politik a priori und begeisterten sich so leidenschaftlich für die Freiheit und Gleichheit in abstracto, daß sie in concreto zuletzt bei der ärgsten Despotie anlangten. Es hat nie als eine zweite so gründlich doktrinäre Revolution gegeben. Aber gerade deshalb wurde sie damals unwiderstehlich und eroberte die Welt: sie war dem innersten Zeitgeiste entsprossen, und dieser Geist war ein philosophischer.

Die englische Revolution in Cromwells Tagen fällt noch in die theologische Periode; sie war darum ebenso furchtbar vom theologischen Fanatismus bewegt wie die französische vom philosophischen. Die deutsche Revolution von 1848 bekundet in ihrer Stärke wie in ihrer Schwäche, daß wir damals noch im Ausgang der philosophischen Epoche lebten; die deutsche Revolution von 1866 fällt dagegen entschieden bereits in die historische Aera.

Der moderne Sozialismus entsprang seit Thomas Morus der humanistischen, seit Rousseau und St. Simon der philosophischen Zeit. Er hat seinen philosophischen Grundcharakter bewahrt von Fichtes „Geschlossenem Handelsstaat" bis zu Lassalle. Die neueste Sozialdemokratie hingegen legt sich blutwenig aufs Philosophieren, sie spinnt keine phantastischen Systeme mehr aus, wie Fourier und Proudhon noch gethan, sie treibt nackte Realpolitik. Ist ihr die Geschichte samt allem historischen Rechte gleichgültig genug, so stellt sie sich doch auf den Boden der Thatsachen, wie sie wirklich sind, um diesen Boden zu zerstören, soweit sie kann, und ihre

praktischen Ziele zu verfolgen, nicht aber, um im Geiste des Denkers eine neue Welt des Geistes aufzubauen.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert wuchs die Herrschermacht der Philosophie herüber ins neunzehnte, ja der Alles umstrickende Einfluß ihrer Systeme und Methoden auf die übrigen Wissenschaften steigerte sich sogar noch erheblich während der ersten Jahrzehnte.

Wer in den vierziger Jahren die größten Meister des Gedankens, die Denker, welche der Epoche die Signatur gaben, in einem Atem nennen wollte, der sprach die Namen: Kant, Fichte, Schelling, Hegel. Sie waren die Klassiker der Wissenschaft schlechthin.

Kant hatte die Philosophie ins Centrum der Wissenschaften gestellt und Deutschland ins Centrum der wissenschaftlichen Welt. Seine kritische Methode ward die Methode aller Disziplinen, und der Theolog wie der Philologe, der Jurist wie der Mediziner beugten sich der Kantschen Schule. Denn dies ist allemal das sicherste Wahrzeichen der wissenschaftlichen Vormacht, daß sie die Gelehrten aller Fakultäten zur Annahme ihrer Methode zwingt.

Die Philosophie Kants ward Tausenden zur Religion; sie suchten in ihr die Erhebung zum Ideale des sittlichen Lebens und die Versöhnung mit den unbegreiflichen Härten und den unlösbaren Rätseln des menschlichen Daseins.

Fichte schrieb seine „Reden an die deutsche Nation" zwei Jahre nach der Schlacht von Jena: voll philosophischen Geistes waren sie nicht nur eine litterarische, sondern auch eine national-politische That, aber sie setzen einen philosophischen Geist voraus, um verstanden zu werden. Wer heute

ein politiſch daniederliegendes Volk erheben und zur That begeiſtern wollte, der dürfte keine philoſophiſchen Reden ſchreiben. Im Jahre 1813 hielt Fichte Vorträge „über den Begriff des wahrhaften Kriegs“; — im Jahre 1870 hat kein Menſch mehr nach dem „Begriff“ des Krieges gefragt.

Fichte berief den opt ı Johann Jakob Wagner in ſein Haus, da ſeinen S m erziehe, der anderthalb Jahre alt war; d ein Kind ſolle, ſowie es denken und ſpı ıe, ſofort um philoſophiſchen Denken und Sprechen an werden. Da aber der Kleine überhaupt noch nicht konnte, ſo mußte man den Plan wieder aufgeben. Das war in jenen Tagen der philoſophiſchen Vormacht, wo der Dichter den Buchhändler bittet:

„Schneiden Sie, teuerſter Freund, aus Werken von Kant oder Fichte
Mir ein Kalenderchen zu, Kindern zum Weihnachtsgeſchenk.“

Wir bringen jetzt Geſchichte und Naturkunde in die Kinderbücher, — warum hätte man vor achtzig Jahren den Kindern nicht auch Philoſophie bringen ſollen?

Die herrſchende Wiſſenſchaft tritt allezeit auch dem Leben am nächſten, ſie wird die populärſte, und wer mit ihren Reſultaten einigermaßen vertraut iſt, dem ſchreiben wir „allgemeine Bildung“ zu. Dieſes Wort iſt faſt durchweg eine Hyperbel, denn wirklich „allgemein gebildet“ ſind ſtets nur Wenige. In einer künſtleriſchen Zeit braucht man aber nur kunſtgebildet zu ſein, um für allgemein gebildet zu gelten, in einer hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Periode nur eine breite Summe von Geſchichts- und Naturkenntniſſen zu beſitzen, um ein Mann von allgemeinſter Bildung zu heißen.

So gewann in den Herrschertagen der Philosophie den Charakter eines Gebildeten, wer sich die Ideen von Gott und der Welt systematisch zu konstruieren verstand, auch wenn er von der Welt nicht viel und von Gott gar nichts wußte. Die allgemeinen Gedanken waren allgemeine Bildung; sie genügten, wie heute eine Handvoll spezieller Kenntnisse ohne Gedanken für dieses Prädikat genügt.

Je höher die Centralwissenschaft über allen andern Wissenschaften thront, um so tiefer steigt sie zugleich zu allem Volke hinab.

Ich weiß nicht, ob etwa um 1800 eine „Logik für Damen" erschienen ist oder eine „Metaphysik für den Bürger und Landmann", aber wenn Bücher dieses Titels nicht geschrieben wurden, dann hätte man sie wenigstens schreiben können, sie lagen in der Luft, und ähnliche erschienen wirklich.

Die Leihbibliotheken führten philosophische Romane, wie sie heute historische führen. Die Philosophie war Mode und die tiefsten Denker wurden Modephilosophen — wider Willen. In diesem Satze liegt keine Herabsetzung. Mode zu werden, ist ein Triumph für jeden großen Denker und Künstler, obgleich er diesen Triumph oft mit den unbedeutendsten Menschen teilen und hinterdrein hart dafür büßen muß. Denn was einmal Mode war, das kommt notwendig auch wieder aus der Mode.

Wir besitzen scharfsinnige Untersuchungen über die Kleidermoden, kostbare Bilderbücher, welche uns deren Fortgang durch Jahrhunderte veranschaulichen, man hat die bewegenden Gesetze dieser Moden zu ergründen versucht. Viel

wichtiger wäre aber doch eine Geſchichte der Moden in den Künſten und Wiſſenſchaften: ſie gehört zu den vielen noch ungelöſten Aufgaben der Kulturgeſchichte.

Als Kant Mode war, dachten die gebildeten Leute nicht bloß Kantiſch, ſondern auch die Gebildeten, welche gar nichts dachten, ſprachen und ſch n wenigſtens in Kantiſchen Wendungen.

Die Schulſprache der Philoſophie drang in die leichte Litteratur, ſie gab ſelbſt dem Konverſationston manche Farbennüance. Als Hegelianer ertappten wir Späteren uns in jungen Jahren ganz ähnlich alle Augenblicke auf einem Hegelſchen Schulwort, welches wir uns nachgehends mühſam wieder abgewöhnen und aus dem Hegelſchen ins Deutſche zurück überſetzen mußten.

Zur Zeit, wo Kantiſche Ausdrücke bis in die Dorfpredigten und Kleinkinderſchulen drangen, konnte man in der Vorrede zu einem Kochbuche ganz zeitgemäß vom „Wahren, Guten und Schönen“ ſchreiben, das auch auf einer wohlbeſetzten Tafel ſich harmoniſch verbinden müſſe, und zwanzig Jahre ſpäter in einem Liebesbrief vom „Sein, Daſein und Fürſichſein“, wie es uns heute gar nicht überraſcht, wenn wir dem „Kampf ums Daſein“ oder dem „Stoffwechſel“ in einer Kunſtkritik begegnen. Die geflügelten Worte der Naturforſchung liegen uns heute genau ſo nahe, wie unſern Vätern die geflügelten Worte der Philoſophie.

Im Jahre 1818 wurde Hegel von Heidelberg nach Berlin berufen. Dieſe Berufung eines Syſtemphiloſophen erſchien wie ein politiſches Ereignis; denn es hofften die Einen und fürchteten die Andern, daß nun der preußiſche

Staat mehr und mehr Hegelisch eingerichtet werde. Der Minister Altenstein, welcher Hegel berufen hatte, war selber eigentlich kein Philosoph, aber doch ein Freund der Philosophie; er gehört in den langen Reigen philosophischer Staatsmänner, der sich vom Anfange des 18. Jahrhunderts, von Shaftesbury und Bolingbroke, bis in die Mitte des neunzehnten zieht.

Hegel sagte in seiner Berliner Antrittsrede, zurückblickend auf die kaum durchlebte sturmbewegte Zeit der Befreiungskriege: „Der Weltgeist, in der Wirklichkeit so sehr beschäftigt und nach außen gerissen, war abgehalten, sich nach innen und auf sich selbst zu kehren und in seiner eigentümlichen Heimat sich zu genießen. Nun, nachdem dieser Strom der Wirklichkeit gebrochen und die deutsche Nation überhaupt ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens gerettet hat, nun ist die Zeit eingetreten, daß in dem Staate neben dem Regiment der wirklichen Welt auch das freie Reich des Gedankens emporblühe." — O, wie weit liegen die Tage hinter uns, wo man noch so sprechen konnte!

Als Schelling im Jahre 1842 von München nach Berlin berufen wurde, erschien auch diese Berufung noch wie ein politisches Ereignis. Je nach dem politischen Parteistandpunkte ward der Meister der Offenbarungsphilosophie damals vorweg gepriesen oder befehdet. War seine Berufung nicht auch eine politische Offenbarung? Trat nicht die romantisch-konservative Politik Friedrich Wilhelms IV. in derselben ganz deutlich zu Tage?

Wenn heute ein Systemphilosoph von einer deutschen Universität zur andern berufen wird, so ist dies kein poli-

tiſches Ereignis mehr; weit eher könnte jetzt die Berufung eines Naturforſchers das leidenſchaftliche Gezänk der politiſchen Parteien in Preſſe und Landtag erregen.

In der Zeit, da Arnold Ruge ſeine „Halliſchen Jahrbücher“ herausgab, galten die Junghegelianer der „äußerſten Linken“ für [illegible] für Volksverführer, obgleich das Volk [illegible] dunkle Ge[illegible]rtenſprache wahrlich nicht verſtand. Allein [illegible] gewiſſe letzte Reſultate und bewunderte [illegible]haften Weg um ſo mehr, der zu derſelbe[illegible] man ihm folgen konnte. Wenn der Ti[illegible]rd, dann gehört es zum Wahrzeichen des echten Genius, daß man ihn nicht verſtehen kann, und zum Wahrzeichen ſeines breiten Einfluſſes, daß ihn die Leute am blindeſten bewundern, welche ihn am wenigſten verſtehen. Dies geſchieht beſonders gern in philoſophiſchen Zeiten: — die Eule der Minerva fliegt in der Dämmerung.

Als Wiſſenſchaft vom Geiſte berührt ſich die Philoſophie mit allen andern Wiſſenſchaften. Sie iſt und wirkt univerſal, ſucht und findet gern überall das erſte und das letzte Wort. Große Philoſophen, wie Ariſtoteles, Leibnitz, Kant, Hegel, waren ſtets Polyhiſtoren, in allen Sätteln gerecht, die ganze Welt des Geiſtesſchaffens aus der Vogelſchau überblickend, und der Encyklopädismus — alten und neuen Stiles — erſcheint als das notwendige Produkt einer philoſophiſchen Epoche. Jene Kleinarbeit, die ſich in ein engſtes Gebiet des Forſchens eingräbt, jener „Spezialismus“, der in der äußerſten Beſchränkung das Siegel der Meiſterſchaft ſucht und jede weitausgreifende, einen großen, vielgeſtaltigen Stoffkreis umfaſſende Darſtellung für dilettantiſch erklärt, —

ist bei einem echten Philosophen undenkbar. Er blüht dagegen und hat auch sein relatives Recht bei den Historikern und Naturforschern.

Das allumfassende Streben der Philosophen macht sich nun aber mit verdoppelter, oft auch übermäßiger Energie geltend, wenn die Philosophie als herrschende Vormacht auftritt. Es genügt dann nicht mehr, daß die Gelehrten anderer Fächer nach philosophischer Methode arbeiten, der Philosoph greift auch direkt in die fremdesten Wissensgebiete hinüber und konstruiert sich Natur und Geschichte nach eigenen Heften.

So kamen wir weiland zu einer „Naturphilosophie", die nicht vom Studium der Thatsachen ausging, um deren Gesetz und Zusammenhang zu ergründen, sondern vom System, um diesem die Thatsachen zu beugen. Als man einem Naturphilosophen von solcher Art nachwies, daß die Thatsachen seinem System widersprächen, entgegnete er: „um so schlimmer für die Thatsachen!" Hegel ärgerte sich über die Julirevolution, weil sie ihm gar nicht ins System paßte, weil die Geschichte sich erlaubt hatte, dem Geschichtsphilosophen grob in die Quere zu fahren.

Wenn das „System" die Welt umfaßt und erfaßt, dann muß zuletzt die ganze Welt System werden, oder sie taugt überhaupt nichts.

„Zu fragmentarisch ist Welt und Leben!
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammen zu setzen,
Und er macht ein verständlich System daraus
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus."

So sang Heine zu selbiger Zeit.

Dabei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß die wahren Philoſophen allezeit doch auch Propheten für andere Wiſſenſchaften geweſen ſind, und daß Kant ſchon als dreißigjähriger junger Mann in ſeiner „Allgemeinen Naturgeſchichte und Theorie des Himmels“ den Aſtronomen Fingerzeige über die Entſtehung des Planetenſyſt[illegible] gab, welche ein Laplace ſpäter in ſeinem Weltſyſtem n[illegible]er begründen und verwerten konnte.

So hat der [illegible]loſoph Sch[illegible]ling den Zuſammenhang zwiſchen Elektriz[illegible]smus geahnt, der philoſophiſche Naturforſcher Oe[illegible]t hat ihn nachgewieſen, ſo daß zuletzt die Männer der exakten W[illegible]iſſenſchaft, Gauß, Weber und Steinheil, den elektromagnetiſchen Telegraphen erfinden konnten.

Die Erfindung dieſes Telegraphen dünkt uns heute einer der größten Triumphe der Neuzeit, und wenn zwei Philoſophen die Vordenker der wirklichen Erfinder geweſen ſind, ſo ſteigt die Philoſophie in unſerer Achtung und wir denken, ſie ſei mitunter doch auch zu etwas Gutem nütze. In der philoſophiſchen Aera dagegen erſchien die Aufſtellung eines neuen Syſtems der Metaphyſik viel wichtiger als die Aufſtellung eines neuen Telegraphen, und hätte damals ein Philoſoph ſich ernſthaft mit techniſchen Erfindungen befaßt, ſo würde dies für eine Herablaſſung gegolten haben. Beſpöttelte man doch die Engländer, daß ſie die Chemie zur Philoſophie rechneten, und daß bei ihnen wohl gar die Lehre von der Bierbrauerei ein philoſophiſches Spezialſtudium ſei!

Die höchſte Wiſſenſchaft ſollte ſich ſelbſt Zweck ſein, Gedanken für Denker zeugen und die Wahrheit ergründen

um der Wahrheit willen, wie die Kunst sich selbst Zweck war, indem sie das Schöne um des Schönen willen gestaltete. So wie man die Wissenschaft dem Dienst unserer materiellen Bedürfnisse widmete, stieg man um Bergeshöhe vom Gipfel der reinen Wissenschaftlichkeit herab, und befand sich also auf dem platten Lande. Für den besondern Ruhm der Philosophie aber galt es, daß sie ohne Zweifel die allerunnützeste Wissenschaft sei. „Die Wissenschaft kann kein Brod backen!" so sagte man mit stolzem Selbstgefühl. Nach wenigen Jahrzehnten aber unternahm Liebig wirklich, mit Hülfe der Wissenschaft Brod zu backen, indem er die Nährstoffe des Brodes nach chemischer Untersuchung so zusammensetzte, wie es den physiologisch festgestellten Bedürfnissen unserer Ernährung entspricht. Ein Münchener Bäcker bereitete und verkaufte dann dieses Brod der Wissenschaft. Es fand jedoch auf die Dauer nicht genügenden Absatz, und selbst wissenschaftlich gebildete Brodesser kehrten bald wieder zu dem gewöhnlichen Bäckerbrod zurück, wie es nach den Ueberlieferungen der rohen Empirie, jedoch bedeutend schmackhafter, gebacken zu werden pflegt. Allein das wissenschaftliche Nacherfinden des praktisch längst Gefundenen gehört doch zu den eigensten Thaten unserer Zeit.

Der Mann der Weltweisheit war kein Mann von Welt und wollte es nicht sein. Den philosophierenden Meister, wie seine Jünger, erkannte man früher oft schon von weither am verwahrlosten Aeußern, weil der Denker zu stolz war, um an Sitte und Mode zu denken. Heute ist der Universitätsprofessor der Weltmann unter den Gelehrten. Die Weltleute unter jenen Professoren sind aber dann wieder

die Mediziner und Naturforscher. Schon dieser kleine Zug kennzeichnet die neue Periode.

Als Thales von Milet, der erste unter den sieben Weisen Griechenlands, bei Nacht umher wandelte und philosophierend gen Himmel sah, [illegible] Graben, und das Volk fragte ihn spo[illegible]nmlischen Dinge erkennen möge, da er nic[illegible]s zu seinen Füßen liege? Hegel bemerkt h[illegible]: „S[illegible]lacht über dergleichen und hat den Vorte[illegible]hen ihm dies nicht heimgeben können. [illegible]reifen eben nicht, daß die Philosophen üb[illegible]r sie, die freilich nicht in den Graben fallen [illegible]ien, [illegible]ie ein für allemal darin liegen."

Von einem selbständigen Gelehrten, von einem echten Akademiker fordern wir heutzutage vor allem „Quellenforschung", gleichviel ob diese Quellen in den Urkunden der Geschichte oder in den Thatsachen der Natur verborgen liegen. In der philosophischen Zeit forderte man vor allem, daß der Gelehrte sein eigenes „System" schaffe und aufbaue. Aus dem eigenen Geiste schöpfend, trug er sein Archiv und Laboratorium überall bei sich, sofern er nur seinen Kopf bei sich trug. Kein Wunder, daß die Philosophie dem Staat bei weitem nicht so viel Geld kostete als heutzutage die Geschichtsforschung und vollends die Naturwissenschaft: — die Quelle war billiger.

Herrscht eine Wissenschaft, dann entwickelt sie die größte Teilung der Arbeit, sie spaltet sich in eine Menge Spezialfächer. Die Vorlesungskataloge der deutschen Universitäten aus der philosophischen Epoche bezeugen dies für unsern

Gegenstand. Da las man: Logik, Metaphysik, Encyklopädie der Philosophie, Phänomenologie des Geistes, Psychologie, Geschichte der Philosophie, Philosophie der Geschichte, Aesthetik, Religionsphilosophie, Staats- und Rechtsphilosophie, Naturphilosophie, Ethik 2c. 2c. Die Zahl dieser Fächer ist jetzt selbst bei großen Universitäten auf die Hälfte gesunken, dagegen hat sich die Zahl der historischen und naturwissenschaftlichen Fächer verdoppelt und verdreifacht. Man las Kollegien über Goethes Faust und Dantes Göttliche Komödie, nicht um diese Werke — wie heute üblich — litterarhistorisch und textlich-philologisch zu erklären, sondern um die Philosophie Goethes und Dantes aus ihren Versen zu entwickeln und die eigene Philosophie des Dozenten dazu.

Die philosophischen Hörsäle waren überfüllt, weil sich die Studierenden aller Fakultäten in ihnen zusammenfanden. Die Minderzahl der Zuhörer harrte begeistert aus, weil sie den Professor verstand und weil ihr ein Licht aufging über die Geheimnisse des Geistes; die Mehrzahl harrte zwar nicht aus, war aber doch etlichemale während des Semesters begeistert, weil sie den Professor durchaus nicht verstehen konnte und in dem angenehmen Gruseln dämmerigen Tiefsinns schwelgte.

Studenten, welche ein philosophisches Hauptfach zwei- bis dreimal bei verschiedenen Dozenten hörten, kamen gar nicht selten vor. Auch Narren des philosophischen Größenwahnes waren genug vorhanden.

Und doch bot das Mühen und Ringen nach philosophischer Erkenntnis, welches die Jugend beseelte, eine stählende Schule für lange Geschlechterreihen. Wir Aelteren haben

dieſe Schule noch durchgemacht und bekennen dankbar, wie viel des Beſten wir ihr ſchuldig ſind. Wir lernten denken, wir lernten reden und ſchreiben, — drei kleine Dinge, die nicht ganz zu verachten ſein dürften. Die ſtudierten Leute wußten damals weit weni[illegible] utzutage, aber ihr geiſtige Gewandtheit und [illegible] ihr univerſales Auffaſſungsvermögen wa[illegible] r entwickelt.

Und die ver[illegible]ſten [illegible]r, Männer des Gemütes und der Phant[illegible] ü[illegible]nen Verſtandes, Gläubige und Ungläubige [illegible] in der Anerkennung der philoſophiſchen [illegible]glicher Geiſtesarbeit nützlich war, die fördernd in [illegible]e Wiſſenſchaft einführen konnte.

„Der Mut der Wahrheit und der Glaube an die Macht des Geiſtes iſt die erſte Bedingung der Philoſophie. Der Menſch, da er Geiſt iſt, darf und ſoll ſich ſelbſt des Höchſten würdig achten; von der Größe und Macht ſeines Geiſtes kann er nicht groß genug denken; und mit dieſem Glauben wird nichts ſo ſpröde und hart ſein, das ſich ihm nicht eröffnete. Das zuerſt verborgene und verſchloſſene Weſen des Univerſums hat keine Kraft, die dem Mute des Erkennens Widerſtand leiſten könnte: es muß ſich vor ihm aufthun und ſeinen Reichtum und ſeine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genuſſe geben!“

Mit dieſen zündenden Worten hatte Hegel ſeine berühmte Antrittsrede in Heidelberg (1816) geſchloſſen, er hatte ſie zwei Jahre ſpäter zum Schluſſe ſeiner Berliner Antrittsrede wiederholt. Noch nach Jahrzehnten klangen ſie erhebend nach im Kopf und Herzen der ſtudierenden deutſchen Jugend: ſie

waren die kühnste Aussprache des philosophischen Herrscherbewußtseins der Zeit.

Die Künste des neunzehnten Jahrhunderts können sich dem Einflusse des wissenschaftlichen Genius der Epoche nicht entziehen. Darum legt auch die Kunstgeschichte Zeugnis ab für die Thatsachen, von welchen ich spreche. Der moderne Poet größeren Stiles kann ohne wissenschaftliche Fühlung und Führung kaum gedacht werden. Aber auch die Maler, Bildhauer und Musiker, die häufig nicht viel wissen wollen von der Wissenschaft, müssen sich doch der Centralmacht beugen.

Daß unser Schiller, was er war, nur als der Sohn eines philosophischen Zeitalters werden konnte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber es verdient doch wiederholte Betonung gerade an dieser Stelle, daß er, der nationalste und volkstümlichste Dramatiker der klassischen Periode zugleich ein Philosoph von Fach gewesen ist und selbständig fortbildend in die Entwickelung der Kantischen Philosophie eingegriffen hat, ja daß es ganz besonders seine durch philosophische Studien gestählte Gedankenkraft war, die ihn so national und volkstümlich machte. Der Ungelehrte philosophiert heute noch in Schillerschen Versen.

Goethe, der Genius der unmittelbarsten poetischen Intuition stand der Systemphilosophie ferne, wenigstens weit ferner als sein großer Freund. Aber Goethes größestes Gedicht, der Faust, wurzelt doch so tief in philosophischem Boden und erklärt sich an so vielen Stellen nur aus den Gedankenkämpfen seiner Zeit, daß man sagen muß, der Dichter hat die überwältigende Herrschaft der Philosophie innerlicher in sich durchlebt als Dutzende von damals namhaften Fach-

gelehrten. Mit dem zunehmenden Alter fand Goethe wachsende Luſt am Philoſophieren. Das bezeugen die Wanderjahre und der zweite Teil des Fauſt. Hier wird die Poeſie zum Gedanken, während im erſten Teil der Gedanke Poeſie geworden war.

Beethoven [illegible] oſophie ſtudiert. Doch grübelte und b[illegible] ſeiner Weiſe über Gott und die Welt, er [illegible] Gedanken und aus dieſen Gedanken, von [illegible] chaft durchſetzt, in Vorſtellungen und [illegible] hmolzen, erwuchſen ſeine mächtigen Tonl[illegible] e bei gleicher Gedankenkraft kirchlich [illegible] e [illegible] hoven wurde philoſophiſch religiös; denn ein [illegible] war [illegible] Kind ſeiner Zeit. Die Missa solennis und die neunte Symphonie konnten nur in einem philoſophiſchen Zeitalter entſtehen, und wenn es je einen philoſophiſchen Muſiker gegeben hat, ſo iſt dies Beethoven geweſen.

Peter Cornelius war der größte Hiſtorienmaler ſeiner Epoche, obgleich er genau genommen gar keine „Geſchichte“ gemalt hat, wenigſtens nicht, was die realiſtiſchen Künſtler unſerer ſo überaus hiſtoriſchen Gegenwart Geſchichte nennen. In der Münchener Glyptothek gibt er Scenen aus dem trojaniſchen Krieg. Seine Helden ſind keine alten Griechen und Trojaner, wie ſie etwa nach kulturgeſchichtlichen und archäologiſchen Hypotheſen zu denken wären, ſie gleichen auch nicht jenen antiquariſch rekonſtruierten homeriſchen Geſtalten, die im gelehrten Buche ſtehn: ſie ſind Idealgebilde, idealiſiert bis auf Gewand und Waffen, Geſtalten, die uns den Geiſt, den poetiſchen Gedankengehalt der trojaniſchen Sage ver-

sinnbilden, wie sich derselbe, von Homer ausgehend, fortentwickelt hat bis auf unsere Tage. Insofern leben und atmen diese Helden von Troja denn doch recht eigentlich im neunzehnten Jahrhundert, aber nicht in dessen zweiter realistisch-historischer Hälfte, sondern in seiner ersten idealistisch-philosophischen. Cornelius wollte verzweifelt wenig von den Gelehrten, von der Wissenschaft in der Kunst und für die Kunst wissen, er rühmte sich, niemals ein philosophisches Buch gelesen zu haben: — trotzdem hat er sein ganzes Leben lang als naiver Geschichtsphilosoph Griffel und Pinsel angesetzt, und da sich's über die Sage noch weit besser philosophieren läßt als über die Geschichte, so ist er noch vielmehr der Philosoph der Sage. Wer bei seiner Beurteilung diesen Gesichtspunkt nicht zu erfassen vermag, der versteht des Künstlers jüngstes Gericht oder seine apokalyptischen Reiter ebensowenig wie seine griechischen Götter- und Heldenmythen oder seinen Bildercyklus der Geschichte der Malerei; er versteht überhaupt den ganzen Cornelius nicht, der als Kind seiner Zeit in philosophischem Geiste gemalt hat. Man glaubt gemeinhin, die Künstler modernsten Stiles hätten darum so wenig Herz und Sinn für Cornelius, weil seine Formen und Farben so handgreiflich der Naturwahrheit entbehren: dies ist aber nur ein Nebengrund. Der Hauptgrund liegt darin, daß Cornelius die Gedanken in der Kunst über alle Maßen gesucht hat, während sie die Gedanken in der Kunst — unter allen Maßen — fliehen. Wenn künftighin die Philosophie wieder einmal zur Vormacht emporgestiegen sein wird, dann werden die Maler auch wieder demütig bei dem großen Zeichner und Maler Cornelius lernen, der

genau genommen gar nicht ordentlich malen konnte und oft genug so naturwidrig gezeichnet hat, als ob damals in ganz Rom, Berlin und München gar kein „Modell" zu finden gewesen wäre.

II.

Das Emporsteigen [illegible]ichte zur tonangebenden Wissenschaft hatte sich [illegible]d [illegible]er philosophischen Epoche schon geraume Zeit langsam [illegible]eise vorbereitet: die Centralmacht tritt [illegible]chlage gewappnet in die Welt, wie Pallas [illegible]: des Zeus.

Schon Ju[illegible] freilich einsam genug — auf dem Boden [illegible]ng [illegible] Weltanschauung in seiner philosophischen Zeit, und Schiller, den ich eben erst als den philosophischen Dichter pries, hat in seinem Wallenstein den Geist des historischen Kunstwerks in wunderbarer Tiefe erfaßt und ausgesprochen. Ein echter Sohn seiner Epoche ist er doch zugleich der poetische Prophet der folgenden.

Die französische Revolution entsprang dem philosophischen Jahrhundert, allein sie war eine weltgeschichtliche Tragödie von so erschütternder Macht der Thatsachen, sie war so drastische Geschichte, daß sie die Mitlebenden dennoch unwiderstehlich aus der philosophischen Weltanschauung zur historischen führen mußte.

Die deutsche Wissenschaft philosophierte, während Napoleon Deutschland — ganz unphilosophisch — zerstückte und in Trümmer schlug. Napoleon zwang uns zu historischen Studien. Nach den zermalmenden Schlägen von 1806 und 1809 fand der deutsche Patriot in den politischen Thatsachen

der Gegenwart keinen Troſt; er ſuchte und fand ihn, die Not des Tages überfliegend, in der Philoſophie, in der Religion und — in der Geſchichte.

Aus dem Jammer der Gegenwart ſehnte man ſich zurück in eine nationale Vergangenheit, die ſich die Phantaſie nun doppelt groß und leuchtend träumte. Als wir keinen wirklichen Kaiſer mehr hatten, kam der alte Barbaroſſa wieder zu faſt unverdient hohen kaiſerlichen Ehren. Künſtleriſche Geiſter verſenkten ſich in die neu entdeckte vaterländiſche Baukunſt, Malerei und Poeſie des Mittelalters, wiſſenſchaftliche in das Studium der mittelalterigen Geſchichte; die romantiſche Schule verſchmolz ſich mit der hiſtoſchen. Ja es war die hohe kulturgeſchichtliche Miſſion der Romantik, den echt hiſtoriſchen Geiſt zu wecken, der ſchließlich die Romantik ſelbſt wieder auflöſte, indem er ihr zeigte, daß ſie bloß Geſchichte geträumt habe.

Die Philoſophie umfaßt den Menſchen und die Menſchheit; die Geſchichte geht vom Staate und Volke aus, zunächſt vom eigenen Volke. Wir waren ſo lange philoſophiſch kosmopolitiſch geweſen, bis uns die erſchütternden Geſchicke des Vaterlandes zwangen, hiſtoriſch national zu werden, wenn wir nicht zu Grunde gehen wollten.

So greifen die Wurzeln der aufſteigenden wiſſenſchaftlichen Centralmacht der Geſchichte tief in den Boden der philoſophiſchen Zeit im Anfange dieſes Jahrhunderts. Leidvoll hatten wir Geſchichte erlebt, uns tröſtend Geſchichte geträumt, bis wir zuletzt wieder recht gründlich Geſchichte erforſchen und ſchreiben lernten.

Als das große hiſtoriſche Drama zu Ende war, deſſen

fünf Akte von 1789 bis 1815 spielten, als Europa wieder Frieden gefunden hatte, da begann auch eine neue Periode der historischen Wissenschaft.

Die neue Aera nach den Befreiungskriegen und die neue Aera nach dem Nationalkriege von 1870 ist je durch ein Denkmal der Ge ig bezeichnet, welches dort mit dem Namen schen Staatsmannes jener Zeit, hier mit d ßten deutschen Heerführers untrennbar verb d.

Im Jah arf de Freiherr von Stein den Plan zur Hera ischen Chroniken, Annalen, Gesetze, Kaise tolzen Werkes der Monumenta Germ histor chtige Gelehrte wurden gewonnen, eine gelehrte Gesellschaft, eine Zeitschrift für diesen Zweck gegründet, die Teilnahme der Regierungen wie des deutschen Bundes geweckt; und was unter der Förderung des Bundes begonnen und fortgeführt worden war, das wird jetzt unter der Förderung des Reiches vollendet. Ein Jahrhundert früher hatte der große Leibnitz ähnliches beabsichtigt und sich an Kaiser und Reich gewendet: — damals vergebens! Damals in der theologischen und philosophischen Zeit schrieben geistreiche Staatsmänner in England und Frankreich lieber philosophische Essays, als daß sie historische Quellenstudien gefördert hätten, und die deutschen Staatsmänner schrieben am liebsten gar nichts. Jetzt dagegen, wo sich eben die rückwärtsschauende Romantik im historischen Forschen zu läutern begann, trat ein deutscher Staatsmann an die Spitze der historischen Bewegung.

Eine noch schlagendere Thatsache bietet unsere eigene

Zeit. Unmittelbar nach dem Kriege von 1870—71 erschien das große deutsche Generalstabswerk über diesen Krieg, auch ein Quellenwerk, ein Monumentum Germaniae historicum, aber geschöpft aus der Gegenwart, aus dem Schatze des Selbsterlebten, geschrieben von Männern, die mitgehandelt hatten. Das kaum Vergangene wird schon als Geschichte erfaßt und gefestet. Als unsere Heere nach Frankreich zogen, sagte ein deutscher General zu einem berühmten Historiker: „wir wollen euch Geschichte machen, damit ihr wieder recht frisch Geschichte schreiben könnt"; allein die Generale schrieben dann auch selbst frischweg Geschichte. Was gäben wir heute darum, wenn uns vergangene Zeiten überall ihre eigene Geschichte aus der Feder der handelnden Personen hinterlassen hätten! Friedrich der Große, der philosophische König, schrieb seine histoire de la guerre de sept ans zwar gleich nach dem Kriege (1763), allein erst ein Vierteljahrhundert später (1788), erst nach Friedrichs Tode wurde das Werk veröffentlicht. Die historische Periode ist in solchen Dingen rascher zur Hand als die philosophische.

Bismarck schreibt nicht Geschichte, wie es Thiers und Guizot gethan und andere Staatsmänner unserer Zeit, allein er läßt diplomatische Berichte und Briefe aus kaum vergangenen Tagen zum Abdruck gelangen und liefert fortwährend Quellenmaterial zur Zeitgeschichte mit einer Rückhaltlosigkeit, die einem Diplomaten alten Stiles die Haare zu Berg treiben müßte. Bei Lebzeiten läßt er seine Memoiren bereits unter der Hand bruchstückweis durch Andere schreiben und drucken. Wenn früher ein Staatsmann seine Memoiren schrieb, dann legte er das Manuskript unter sieben Siegel

und verfügte, daß es erſt dreißig Jahre nach ſeinem Tode ans Licht treten dürfe, wann die Gegenwart ganz gewiß Geſchichte geworden ſei. In einer hiſtoriſchen Epoche geht dies aber weit hurtiger als in einer philoſophiſchen. Und wer raſch und viel ſchafft, dem liegt der geſtrige Tag ſchon weit zurück; wer wenig [illegible] erlebt, dem waren längſt verfloſſene Jahre [illegible] geſchwinder die Geſchichte flieht, um ſo g[illegible] der [illegible] an ſie ſchreiben.

. Die Gegenwar[illegible]om [illegible]chen Geiſte erfüllt, hat das drängende Be[illegible] e [illegible]e Geſchichte ſofort feſtzuſtellen. Ob d[illegible] gl[illegible]tig geſchriebene Geſchichte unſerer Tage den R[illegible] m [illegible]veniger ein fable convenue ſein wird, als uns die hinterd[illegible]ein geſchriebene Geſchichte vergangener Jahrhunderte?

Kehren wir jedoch wieder vom Leben zur Wiſſenſchaft zurück!

Die Hiſtoriker dankten ihre aufſteigende Macht zu nicht geringem Teile dem Geiſte des Zeitalters, der ſie hob und trug. Seit den Befreiungskriegen wurden wir Deutſche wachſend national-politiſch, wo wir früher weltbürgerlichen Sinnes geweſen, ſeit 1848 wachſend real-politiſch, wo wir früher einer philoſophiſchen Idealpolitik gehuldigt hatten.

Die Hiſtoriker dankten ihre Erfolge aber auch der eigenen neuen Methode, die ſie ſich ſelber ſchufen. Die älteren Forſcher ſchöpften ihre Quellenſtudien aus Chroniken und Büchern, aus veröffentlichten Aktenſtücken und amtlichen Urkunden; die moderne Forſchung griff weiter und tiefer: ſie zog zu alle dem die Privatbriefe und Memoiren der handelnden Perſonen ans Licht, die geheimen Berichte der

Diplomaten, die Protokolle der Parlamente; sie spürte aus, was neben der Chronik lag und hinter der offiziellen Urkunde steckte, sie suchte die geheimen Fäden der politischen Intriguen zu entwirren und die verborgenen Motive und Ziele der Staatsaktionen bloßzulegen. Scheinbar für immer feststehende Thatsachen wurden erschüttert, ungeahnte neue Thatsachen enthüllt, wir lernten Geschichte, indem wir die Geschichte umlernten.

Zur Zeit des philosophischen Pragmatismus suchte man den Geist Gottes in dem großen Epos der Weltgeschichte, heute sucht man vielmehr den Geist, mitunter auch die Geistlosigkeit, der handelnden Staats- und Volkslenker, wie der Völker selbst, in den Dramen der Einzelgeschichte, die bald Tragödien bald Komödien zu sein pflegen.

Das unabsehbar erweiterte, scharf geprüfte und geläuterte Quellenmaterial brachte uns eine Fülle neuer historischer Erkenntnis. Im Großen und Ganzen blieb wohl die Geschichte stehen, aber im Einzelnen mußte sie umgeschrieben und umgelernt werden, und durch nichts legitimiert sich die aufsteigende Macht einer Wissenschaft unbestrittener als durch den Ruhm neuer Entdeckungen.

Die eigensten Erfolge der modernen Historiker liegen in der spezialistischen Forschung. Früher gab es Geschichtschreiber, die niemals in ein Archiv kamen und heute gibt es solche, die niemals aus dem Archive herauskommen. Der Spezialismus ist unsere Schwäche, weil er unsere größte Stärke ist. In der philosophischen Zeit konnte man das Gleiche vom Universalismus sagen. Die deutschen Universitäten besitzen heute einen Ueberfluß von gründlich forschen-

den Privatdozenten der Geschichte bei einem empfindlichen Mangel an historischen Dozenten, welche dozieren können. Denn ein Buch kann man auch aus bloßem Rohstoff zusammensetzen: zu einem Vortrag gehören eigene Gedanken in eigener Form. Je kleiner der Horizont, um so größer dünkt sich der [illegible] einem jungen Dozenten von strengster [illegible]de eine Lücke ausfüllen, wenn er ein Kol[illegible]ül [illegible] Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts [illegible]t uns: „Wie können Sie mir zumuten, [illegible]schaftlich dilettantisch ins Weite schweife! [illegible]e ist die Geschichte Deutschlands — von [illegible]

Der Altme[illegible] deutsch[illegible]chichtsschreibung, Leopold von Ranke, hat nicht also gedacht; zum Abschluß seines großen und universalen Wirkens gibt er uns als Achtziger noch eine Weltgeschichte. Ranke, wie seine älteren Schüler, entstammt noch der philosophischen Zeit, die überall ins Weite und Große blickend, das geistige Band der Ereignisse suchte und zugleich noch unter dem nachklingenden Einfluß der klassischen Periode unserer Nationallitteratur stand.

Und Keiner wird ein großer Geschichtschreiber, der bei allem Quellenstudium, bei aller Kritik nicht zugleich von philosophischem Geiste getränkt und vom göttlichen Hauche der Poesie berührt ist!

Herrschaft ist Konzentration der Macht nach Innen und setzt hier immer eine gewisse Diktatur voraus, — in der Wissenschaft die Diktatur einer Schule, eines Meisters. Die Rankesche Schule hat bei uns geraume Zeit diese Diktatur geübt und übt sie heute noch.

Herrschaft ist aber auch breiteste Ausstrahlung der Macht nach außen. Wer bloß sein eigener Herr ist, der herrscht überhaupt nicht.

Diese Ausstrahlung der Macht moderner Geschichtswissenschaft bekundet sich in allen Fakultäten. Sie erscheinen sämtlich historisch angehaucht. Das beste Teil unserer heutigen Theologie ist die Kirchengeschichte. In der Jurisprudenz hat seit den Kampftagen Thibauts und Savignys die historische Schule über die philosophische gesiegt, und die eigensten Fortschritte sind hier kraft der historischen Methode gemacht worden. Die Philologie hat in der vergleichenden Sprachforschung einen viel weiteren historischen Horizont gewonnen als je vorher. Vor hundert Jahren wurden die Grundbegriffe der Nationalökonomie philosophisch festgestellt; heute suchen wir die volkswirtschaftlichen Gesetze im Prozeß der Wirtschaftsgeschichte zu ergründen. Als man die Naturkunde noch „Naturgeschichte" nannte, kümmerte man sich kaum um die Geschichte dieser sogenannten Geschichte; heute, wo die Naturgeschichte „Naturforschung" geworden ist, studiert man immer eifriger die Geschichte dieser Forschung. In den philosophischen Hörsälen treten die Systeme zurück; man treibt weit mehr Geschichte der Philosophie. Wie viele „Systeme" waren überhaupt früher am schwarzen Brette angekündigt, wo man jetzt dieses Wort vergebens sucht! Der Professor mußte früher sein eigenes System haben, sonst war er gar kein rechter Professor. Jetzt begehren wir neue Thatsachen statt neuer Systeme; wir leben in einer historischen Zeit.

Die herrschende Wissenschaft spaltet, verzweigt und verästelt sich, sie erzeugt neue Teilwissenschaften. Und so ist

neuerdings eine große Zahl historischer Zweigdisziplinen aufgesproßt. Lange Zeit gab es nur Staaten- und Kirchengeschichte. Jetzt haben wir Kunstgeschichte, die sich wieder in die Geschichte der Einzelkünste spaltet, Geschichte des Handels, der Gewerbe, des Rechtes, der Sprachen, des Kriegs, der Gesellschaft — so fo[illegible]s wird zuletzt so vielerlei Geschichte geben, [illegible]pt Wissenschaften, als es Gruppen des me[illegible]ens gibt. Sind wir auf diesem Punkte [illegible]ann [illegible] die unermeßliche Teilung der Arbeit wied[illegible]durch die leitenden Grundgedanken zwing[illegible]e Geschichte wieder philosophisch werden.

Hierauf deutet der modernste Zweig historischer Wissenschaft, die „Kulturgeschichte".

Früher dachte man bei diesem Wort an eine Schilderung von alten Waffen, Kleidern und Töpfen, von Moden, Sitten und Bräuchen und Kuriositäten, an eine bunte Rümpelkammer von Privataltertümern. Vorn im Buche kam der Ernst der Staats- und Kriegsaktionen und hinten das Spiel der „Kultur"; auf einen Band politischer Geschichte traf dann etwa ein halber Bogen solcher Kulturgeschichte als Zuwage. Allein die Töpfe führten allmählich zum Töpfer, zum Bildner, zum Künstler, zur Kunst; der Rock führte zum Mann und der Mann zum Volke, die Sitte führte zur Gesittung. Und so erwuchs die Kulturgeschichte zuletzt zur Darstellung der gesamten Gesittungszustände der Völker von Periode zur Periode, und zur Ergründung der Gesetze, nach denen die Gesittung keimt, blüt, reift und abstirbt. Sie fand ihre eigenen Quellen, sie ringt nach ihrer eigenen Methode.

Und da Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel zuletzt doch nur Faktoren der Gesamtkultur sind, so umfaßt und vereinigt sie alle historische Specialfächer in ihren Resultaten. Sie ward populär, bevor sie zunftgerecht wurde, sie lockte den Dilettantismus, bevor sie strengere Zucht gewann: das hat ihr viel genützt und viel geschadet. Allein der Weg vom Leben zur Schule ist nicht alleweil der schlechteste. Die Schule kam und wird kommen.

Jugendlich unfertig aber auch jugendlich frisch steht die Kulturgeschichte erst in ihren Anfängen: — in einer künftigen Zeit, die wir nicht mehr erleben, wird sie das Hauptfach der Geschichte werden. Denn die altaristokratischen, früher alleinherrschenden Disciplinen, die Staaten- und Kirchengeschichte, umfassen doch nur Teile der Volkskultur.

Wer übrigens die Notwendigkeit einer selbständig auf eigenen Beinen stehenden Wissenschaft der Kulturgeschichte bezweifeln möchte, der wird doch bekennen müssen, daß sich kulturgeschichtliches Material und kulturgeschichtliche Methode mehr und mehr in alle Geschichtschreibung einschleicht und daß heute fast in jedem historischen Werke, mag es nun von den Staaten oder der Kirche, von der Kunst oder Litteratur handeln, ein starker Prozentsatz Kulturgeschichte steckt. Ganz unvermerkt wird alle Geschichte Kulturgeschichte: — das ist das verhüllte und offenbare Charakterzeichen der modernen Schule.

Und so birgt dann zuletzt die Kulturgeschichte den Keim zu einer wahren Philosophie der Geschichte, sie verbrüdert den Erforscher des Geistes mit dem Forscher der Thatsachen,

und ihr letztes Ziel ist die Erkenntnis des Geistes in der Geschichte.

Ich kehre wieder zu meiner engeren Aufgabe zurück und sammle weitere Beobachtungen, die uns die Herrschaft der Geschichte in der Gegenwart bestätigen.

Seit J[illegible] ermarkt überschwemmt mit populär-histo[illegible]guter und schlechter Sorte. Je mächtiger eine [illegible] um so volkstümlicher wird sie in ihren [illegible]ringt und sättigt die „Litteratur" und [illegible] Buchmacherei den üppigsten Fruchtboden. [illegible]elehrte verachtet den Buchmacher, darf [illegible]lz sein, wenn ein unabsehbarer Schw[illegible] von L[illegible]achern hinter ihm drein zieht.

Entscheidender noch als das Buch ist hier die Tagespresse. Unsere Zeitungen strotzen von historischen Notizen, Studien, Bildern; der Leitartikel, das Feuilleton, selbst die Theaterkritik verrät die historische Schule. Die journalistische Opposition kämpft fast jeden Tag mit Waffen aus dem Arsenal der Geschichte, während die philosophischen Waffen ruhen, womit die Opposition vordem gekämpft hat. Wie wurden wir in den Zeitungen täglich mit Kirchengeschichte und historischem Kirchenrecht gesättigt, als die Wogen des „Kulturkampfes" noch hoch gingen! Wer heute Berufsjournalist werden will, der muß historische Bildung zu gewinnen trachten, sonst sitzt er später überall auf.

Wir leben in den Tagen der Nationalpolitik und der Realpolitik. Die Nation ist eine historische Thatsache, ihr Leben ein historischer Prozeß: in der historischen Erkenntnis wird sich die Nation erst ihrer selbst bewußt. Und der

nationale Realpolitiker, mißtrauisch gegen Theorien und Systeme, der geschworene Feind der „Professoren", läßt doch die Geschichte gelten als die große Lehrmeisterin, welche Jeder rühmt und von der die Wenigsten etwas lernen wollen. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts machte kosmopolitisch, sie suchte den Weltgeist im Menschengeiste, den Menschengeist im Volksgeiste, das Nationalbewußtsein war ihr eine lästige Schranke, ein Schlagbaum, der den geraden Weg zum Weltbürgertum versperrte. Der historische Genius der Wissenschaft unserer Zeit lehrte die Wucht und den Wert der Nationalität erst vollauf erkennen; die Geschichte geht vom eigenen Volke aus zu den Völkern und kehrt am liebsten wieder zum eigenen Volke zurück.

Die Vormacht der Geschichtswissenschaft und die Herrschaft der nationalen und realen Politik bedingen sich gegenseitig.

Nicht bloß der politische Journalist muß heutzutage historisch gebildet sein, sondern auch der Kunstreferent des Feuilletons. Schöpfen wir doch jetzt mehr denn je einen großen Teil unserer Kunstgenüsse aus den Werken der Vergangenheit.

Es dünkt uns heute ganz selbstverständlich und darum gar nicht besonders bemerkenswert, daß in unsern Konzerten etwa eine Suite von Bach oder eine Symphonie von Haydn oder Beethoven den Hauptinhalt des ersten Teiles bilden und Werke der Gegenwart des zweiten Teils, daß bei unsern Musikfesten mehr Händelsche als moderne Oratorien aufgeführt werden. Ja an jenen weihevollen Abenden, welche dem Kenner die feinsten, reinsten und idealsten aller musikalischen

Genüſſe bieten, an den Quartettabenden, begnügen wir uns häufig ſogar ausſchließend mit den Schöpfungen einer klaſſiſchen Zeit, die längſt der Geſchichte gehört, und finden dies gar nicht beſonders genügſam, ſondern eher etwas anſpruchsvoll. Wir fo[illegible]rammen der beſſeren Konzerte eines W[illegible] Spitzen der gegenwärtigen Produktion [illegible]t den Spitzen vergangener Epochen vorfi[illegible]talität des kunſthiſtoriſchen Bewußtſeins [illegible]en Publikum wecken und lebendig erh[illegible]

Das iſt [illegible] Im Anfang dieſes Jahrhunderts bot [illegible] faſt durchaus nur Werke der Gegenwart, [illegible]il damals die Philoſophen herrſchten, ſondern weil das Publikum noch gerade ſo naiv und hiſtoriſch unreflektiert war wie die Künſtler.

Viele unſerer ſchaffenden Muſiker ſehnen ſich nach dieſem verlorenen Paradieſe zurück, wo die Toten den Lebenden noch keine Konkurrenz machten. Damit der Geſchmack der Gegenwart nicht gar zu hiſtoriſch werde, gründeten ſie „Tonkünſtlervereine“ und halten Verſammlungen und Muſikfeſte ab, auf welchen nur Neues und Neueſtes zum Vortrage kommt, gleichſam als Aſſekuranzen gegen die erdrückende Wucht und Maſſe hiſtoriſcher Größen. Allein ſolche Vereine und Feſte zum Frommen des Zeitgeiſtes ſind doch nur ein ſchwacher Damm gegen jenen Geiſt der Zeit, welchem die Kunſt nicht bloß **von heute, ſondern von heute und geſtern und aller Zeit ein großes untrennbares Ganzes iſt.**

Das Repertoire der größeren Theater bezeugt die gleiche neue Thatſache wie der Konzertzettel. Novitäten wechſeln

mit älteren Schauspielen und Opern. Was wäre unsere tragische Bühne ohne Shakespeare, Schiller und Goethe! Die Oper ist weit mehr Modesache als das Drama; dennoch behaupten sich Gluck, Mozart, Beethoven, Weber auch auf der modernen Bühne. Das war nicht immer so. Das achtzehnte Jahrhundert kannte kein historisches Opernrepertoire und entwickelte erst allmählich ein historisches Repertoire des Dramas. Man ahnte, was da kommen werde:

Le nombre des élus au Parnasse est complet:
Nous n'avons qu'à jouir: nos pères ont tout fait!

So sagte Voltaire spottend. Wir sprechen nicht so, und ehren die Gegenwart, nicht obgleich sondern weil die Grundlage unserer Bildung eine historische ist. Ganz geschichtslos ist darum nur das Repertoire der Vorstadttheater und Operettenbühnen untersten Ranges; denn es rechnet auf ein Publikum, welches entweder überhaupt keine Bildung besitzt, oder aber sich das Vergnügen gönnen will, auf zwei Stunden seine Bildung von sich zu werfen. Und letzteres kann selbst für höchst gebildete Leute mitunter ein ganz ausgesuchtes Vergnügen sein.

Bei der internationalen Kunstgewerbeausstellung des Jahres 1876 in München waren neben den Räumen, wo die Fülle moderner Erzeugnisse geschart stand, noch andere eröffnet, deren Portal die Aufschrift trug: „Unserer Väter Werke." Diese Abteilung lockte die Wißbegier wie die Neugier ganz besonders, und man konnte kaum entscheiden, ob die alte oder die neue Zeit größere Anziehungskraft übe. Der historische Zusammenhang des heutigen Kunstgewerbes mit den Arbeiten der Renaissance wurde von jedem denken-

den Beſchauer klar erkannt; aber zu noch tieferem Nachdenken reizte die Erkenntnis, wie grundverſchieden gegen heute die Verbindung von Kunſt und Handwerk im Mittelalter geweſen iſt. Denn im Mittelalter blühte das Kunſtgewerbe, weil und inſofern die Künſtler Handwerker waren, heute blüht [illegible] n die Handwerker Künſtler ſind.

Wer h[illegible]ſchenalter daran gedacht, hiſtoriſche An[illegible]riſche Studien aus einer Gewerbe-Ausſt[illegible]ſe zu nehmen?

Keine [illegible]Welt-Kulturgeſchichte war entfernt ſo r[illegible]Sammlungen aller Art wie die Gegenwa[illegible]n in Berlin nicht mit raſtloſem Fleiße und gewohntem Glück und Erfolg ſelbſt aus politiſchen Nebengründen, damit die Reichshauptſtadt auch den bisher durch ihre Muſeen überragenden anderen deutſchen Städten, München, Wien, Dresden über den Kopf wachſe? Wo das politiſche Leben der Gegenwart gravitiert, da müſſen auch die größten und reichſten Muſeen der Vergangenheit ſich erheben.

Keine frühere Zeit hat ſo viele Altertümer gerettet, ergänzt, ausgebeſſert wie die unſrige, keine hat auch — beiläufig bemerkt — im Schmucke von Haus und Zimmer gleich viel Humbug mit verkehrt nachgeahmten oder mit grauſam geſchmackloſen echten Altertümern getrieben. Keine Zeit hat ſo viele Baudenkmale trefflich reſtauriert und andererſeits in der Reſtauration verpfuſcht wie die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wir zerſtören ſogar das Alte manchmal mit hiſtoriſchem Bewußtſein, mit zeitgeſchichtlicher

Tendenz. Die gebrochenen Türme und Thore von Augsburg und Nürnberg erzählen davon: sie sind nicht bloß dem Verkehr, der Hygiene und den städtischen Finanzen zum Opfer gefallen; sie wurden auch gebrochen, weil der moderne Liberalismus den Bruch mit dem dunkeln Mittelalter vor aller Welt bekunden wollte, sie fielen als das Opfer einer ebenso landläufigen, als oberflächlichen Geschichts-Auffassung.

Wir treten in das Atelier eines modernen Historienmalers: es ist ein kleines reizendes Antiquitäten-Kabinett, — alte Gobelins, Rüstungen, Waffen, alte Truhen, Stühle, Kleider, Gläser, Humpen, Töpfe begrüßen uns in malerischem Durcheinander. Und alle diese Altertümer sind echt. Im Einzelnen dienen sie dem Künstler zu technischen Studien „nach der Natur"; im Ganzen sollen sie ihm täglich und stündlich „historische Stimmung" erwecken. Und der Künstler malt Röcke und Hosen einer jeden kulturgeschichtlichen Periode und Oefen und Deckengetäfel, Kannen und Krüge so echt und treu, daß der peinlichste Antiquar kein Tüttelchen daran aussetzen kann. Die Historienmaler der philosophischen Aera lasen die Bibel, die Ilias, das Nibelungenlied um sich für große Stoffe, zu großen Gedanken und zu großem Stil zu begeistern. Der moderne Maler durchstöbert Archive und Bibliotheken, Museen und Trödelbuden, damit seine Helden genau leibhaftig so aussehen, wie sie vor Zeiten ausgesehen haben mögen. Die Summe alles dieses Außenwerkes gibt die „historische Stimmung" und die historische Stimmung ist ihm der historische Stil. Die große Mehrzahl unserer Maler ist infolge dessen so „historisch" geworden, daß wir die Historienmalerei fast ganz verloren haben.

: Litteratur unſerer Tage herrſcht die erzählende Poeſie, aber nicht in der idealen Form des Epos, ſondern in der realiſtiſchen des Romans und der Novelle. Der philoſophiſche Roman wich ſeit Walter Scott mehr und mehr dem hiſtoriſchen. Nachdem die Romanſtoffe des Mittelalters und der Renaiſ[illegible] lokoko- und Zopfzeit abgenützt und erſ[illegible] zurück zur Völkerwanderung, zur römiſ[illegible]en alten Aegyptern. Wie vordem Profeſſore[illegible]e philoſophiſche Romane verfaßten, ſo [illegible]ſoren der Geſchichte altgermaniſche und [illegible] ein Profeſſor der Kulturgeſchichte erlaubt [illegible]eſchichtliche Novellen aus zwölf Jahrhunderte zu [illegible].

Scheffel gibt uns den Humor der Geſchichte und greift dabei wol auch in eine Zeit, die vor aller Zeitrechnung liegt, in die Urzeit der Völker, der Erde, der Welt, in eine Zeit, wo die Urgeſchichte Naturgeſchichte wird. So lernt der Student ſchon abends auf der Kneipe aus Scheffels Liedern, daß heutzutag Geſchichte und Naturwiſſenſchaft herrſchen, und braucht gar nicht des andern Morgens ins Kolleg zu gehen, um es hinterdrein noch einmal beim Profeſſor zu lernen.

Es gibt jetzt zahlloſe Romanleſer, die aus den Romanen auf bequemſte Art ihre Geſchichtsſtudien ſchöpfen wollen, wie es vor hundert Jahren Romanleſer gab, die ſich durch Romanlektüre aufs angenehmſte zu Philoſophen bildeten. Wir beſitzen Romane mit Angabe der hiſtoriſchen Quellen und Belegſtellen unterm Texte und im Text. Das imponiert! das iſt doch gewiß recht gründlich und gediegen! Allein ein

philoſophiſch geſchulter Aeſthetiker würde ſagen: der echteſte hiſtoriſche Roman iſt vielmehr derjenige, welcher gar keine Quelle citiert, deſſen freie aus dem Geiſt der Epoche geſchöpfte Erfindung hingegen dem Leſer als unzweifelhafte Geſchichtsquelle erſcheint. Und in dieſer inneren poetiſchen Echtheit der erdichteten hiſtoriſchen Charaktere und Situationen hat noch Keiner den alten Walter Scott übertroffen.

An hiſtoriſchem Lerneifer und hiſtoriſchen Kenntniſſen fehlt es, wie wir ſehen, der Gegenwart durchaus nicht. Dennoch eignet auch heute die echte hiſtoriſche Bildung nur Wenigen. Die alten Romantiker ſchrieben von der guten alten Zeit — ohne Gänsfüßchen — und jetzt ſchreibt man von der „guten alten Zeit“ — mit Gänsfüßchen. Letzteres um anzudeuten, daß es eigentlich eine ſchlechte alte Zeit geweſen ſei. Wir ſollen die Vergangenheit nicht verklären, um die Gegenwart ſchlecht zu machen; wir ſollen aber auch die Schwäche unſerer Väter nicht übertreiben, damit Jeder ſehe, wie herrlich weit wir es ſelbſt gebracht. Nur der hiſtoriſch Ungebildete nimmt die Kultur des heutigen Tages zum Maßſtabe für die Kultur vergangener Jahrhunderte.

Das iſt aber jetzt geradezu Mode geworden. Tauſende ſonſt leidlich gebildeter Leute ſagen: das Mittelalter war doch ſehr unvernünftig, indem es den Feudalismus überall durchführte und duldete; die mittelalterige Gliederung der Geſellſchaft nach Geburts- und Rechtsſtänden war doch ſehr ungerecht, die alte Hörigkeit ſehr inhuman, die Herrſchaft der Pfaffen unausſtehlich; das Mittelalter war überhaupt eine gar dunkle und arme Zeit, die es nicht einmal zu einem Poſtwagen, geſchweige zu einer Eiſenbahn gebracht hat.

Wie erhebend leuchtet dagegen der moderne Fortschritt! Man glaubt einen alten französischen Encyklopädisten der trivialsten Sorte zu vernehmen, wenn man heute wieder solcherlei Urteile aller Orten hört und in hundert Zeitungsartikeln liest. In unserer Zeit wären jene mittelalterlichen Einrichtungen unvernünftig und unausstehlich, fürs notwendig und heilsam, und es ist , wenn die herrschende historische Ha Ideen und Forderungen der Gegenwart die Vergangenheit überträgt. Jede rtlich für die Pflege des Erbteils, wel jahren überkommen und für das Neue, eigenen Geiste geschaffen hat. Wir wollen auch nicht dereinst mit dem Maßstabe des dreißigsten Jahrhunderts gemessen werden. Sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen und jede Zeit aus ihrem eigensten Wesen zu erklären — das ist der Standpunkt des echten und gerechten Historikers. Klio schreibt ihre Bücher nicht hebräisch; man muß sie nicht von hinten nach vorn lesen, sondern von vorn nach hinten.

Neben der Neigung die Gegenwart in die Vergangenheit zu übertragen, herrscht aber jetzt auch die umgekehrte Neigung, die Gegenwart selber stracks als Geschichte zu erfassen und darzustellen. Das Eine ist das Produkt der Unbildung, das Andere der historischen Ueberbildung.

Nicht das Geschehende ist Geschichte sondern das Geschehene. Und es braucht oft lange Zeit, bis wir wissen, was eigentlich geschehen ist.

Früher ging die „Geschichte“ an den Gymnasien bis

zur Entdeckung von Amerika, höchstens bis zum westphälischen Frieden. Von da an schien sie bedenklich für die Jugend, weil sie noch zu gegenwärtig war, unlösbar verbunden mit den ungelösten Kämpfen der Gegenwart. Aber wo bliebe die Geschichte Preußens, wenn man heute auf preußischen Gymnasien mit der Entdeckung von Amerika abschließen wollte? Das wahre Preußen war ja damals selber noch gar nicht entdeckt. Wie geschwind ist uns dagegen die Geschichte von sechsundsechzig und siebenzig Schul-Geschichte geworden! Mit vollem Rechte sind wir hier lieber unkritisch als unpraktisch, weil uns die Geschichte überhaupt lebendiger aus dem Rahmen wissenschaftlicher Objektivität heraustritt, weil sie uns nach ihrem patriotischen Gehalte so tief ins Herz gewachsen ist. Ich bekenne gerne, daß ich selbst in jedem dritten Semester bewußt und ohne Reue den Fehler begehe, die Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts vorzutragen, obgleich wir noch mitten in der werdenden und ringenden Kultur dieses unvollendeten Jahrhunderts stecken. Und die kulturgeschichtlichen Perioden schließen obendrein viel später erst klar erkennbar ab als die politischen. Keiner kann aus dem Geiste seiner Zeit heraus, auch wenn er ihn noch so scharf kritisiert.

Ich fahre aber fort zu kritisieren. Wir errichten berühmten Zeitgenossen Standbilder bei Lebzeiten, was früher nur in Mozarts Don Juan vorzukommen pflegte; wo dann Don Giovanni die bekannten Worte der Kritik sprach. Mit einem unzählbar oft mißbrauchten Modeworte nennen wir große, kleine und kleinste Thaten und Ereignisse des Tages „epochemachend“, obgleich man von Epochen doch erst reden

darf, wann sie fertig sind, wann man weite Zeiträume aus der Vogelschau der Geschichte zu übersehen vermag. Kein Wunder, daß wir die Größen von gestern so geschwind vergessen, wenn die Größen von heute schon der Geschichte gehören! Kaum hatte Richard Wagner eine neue Oper vollendet, so mach ch schon ein neues Kapitel der Musikgesch nderer Meister ist jemals bei lebendigem L " behandelt worden wie eben „der Meis hren, gründlich analysirt und dargestellt, wieder ein interessantes Kapitel neuester

Werke des monumental" und nehmen also das Urteil der G phetisch vorweg. Mancher Künstler denkt schon im Schaffen an den historischen Platz, den seine Schöpfung einmal behaupten soll, wann sie fertig geworden ist. In den Arbeitspausen stellt er sich dann in richtiger monumentaler Positur vor den Spiegel, um zu sehen, wie er selber sich dereinst in Erz gegossen auf einem Granitsockel ausnehmen wird.

III.

Die Naturforschung ist die jüngste unter den herrschenden Wissenschaften. Ihre Uebermacht gründet zum Teil in ihrer Jugendkraft, wie unter den Künsten die Musik als die jüngste am unwiderstehlichsten fesselt.

Wir nennen die Naturwissenschaft „modern"; denn ihre neue strenge und eigenste Methode entkeimte mit der modernen Zeit den Tagen der Renaissance, und wir lieben und ehren

dieſe Renaiſſance ſo ſehr, wie der Sohn ſich ſelbſt in ſeinen Eltern liebt und ehrt. Aber die Renaiſſance war doch nur die Keimzeit; Blüte und Frucht gehört unſerer Epoche.

Keime ſieht und würdigt nicht Jeder, und jene Keimzeit des fünfzehnten bis ſiebenzehnten Jahrhunderts war für die Naturwiſſenſchaft noch die Periode der „verkannten Größe", und die erhabenſten Forſcher erſchienen im Nimbus des Märtyrers. Kopernikus ſah das erſte fertig gedruckte Exemplar ſeines bahnbrechenden Werkes de orbium coelestium revolutionibus erſt auf dem Sterbebette, wenige Stunden vor ſeinem Tode. Es war gut, daß das Buch nicht viel früher fertig geworden iſt, ſonſt hätte der große Meiſter wohl ſelbſt noch die Verfolgungen erlebt, welche ſpäter ſeinen Jüngern zu teil wurden. Galiläi iſt ſprüchwörtlich als der ſtandhafte Märtyrer der Wiſſenſchaft. Von unſerm großen Keppler ſagt ein ſinniger alter Vers:

„Arm, preisgegeben jeglicher Beſchwerde,
Vom undankbaren Heimatland vertrieben,
Sah er empor von dieſer kalten Erde
Und lernte recht die warmen Sonnen lieben."

Eine theologiſche Epoche, die zugleich eine Zeit der wütendſten Religionskämpfe, konnte kein Herz für die Naturwiſſenſchaft haben. Sowie jedoch die Philoſophie obenauf kam, gewannen die Naturforſcher einen günſtigeren Stand. Zuerſt bei den Engländern und Franzoſen. Newton hat Carteſius und Keppler — den Philoſophen unter den Naturforſchern — ſtudiert und mit Leibnitz geſtritten, und eines ſeiner Hauptwerke trägt das ſpäter ſo vernehmte Wort „Naturphiloſophie" an der Spitze ſeines Titels: „Philo-

sophiae naturalis principia mathematica.“ Der philosophische Mathematiker würde es aber schwerlich zu der wahrhaft fürstlichen Stellung unter seinen gelehrten Landsleuten und Zeitgenossen gebracht haben, wenn damals in England die vornehmsten Staatsmänner nicht bereits Philosophen gewesen [illegible] Locke als Aristokrat des Geistes auch [illegible]n wäre.

Die Geschid [illegible]st [illegible]rots und der Encyklopädisten lehrt uns, [illegible]e mathematischen Wissenschaften populär [illegible]e philosophischen Schöngeister. Die Fre [illegible]er naturwissenschaftlichen Argumente, und [illegible] zuletzt nur, was ihnen selber nützte. Allein die [illegible] Naturforscher, welche so gern von stolzer Höhe auf die Popularphilosophen und vollends auf die Belletristen herabsehen, sollten nicht vergessen, daß ihre Wissenschaft vor Zeiten unter dem Schutze jener Litteratur zu ungeahnter Macht herangewachsen ist. Das war dazumal, wo man Fontenelle als einen Förderer der exakten Wissenschaften pries, weil er „das dürre Feld der Astronomie mit Blumen bestreut“ und selbst Damen veranlaßt habe, sich in ihren Mußestunden nicht bloß mit den menschlichen, metaphorischen Kometen und Fixsternen, sondern auch mit den wirklichen astronomischen Gestirnen dieser Art zu beschäftigen; — heutzutage ein bedenkliches Lob!

Die Thatsache des fördernden Bundes mit der Litteratur im höchsten und edelsten Sinne wird in Deutschland durch drei große Namen bezeugt, die ein ganzes Jahrhundert umfassen: Albrecht von Haller, Goethe, Alexander von Humboldt! Durch drei Perioden haben diese Männer, jeder in

seiner Art, die Naturforschung litteraturfähig gemacht. Sie haben die Naturforscher schreiben und das Publikum lesen gelehrt. Dies war durchaus nötig. „Schreibende Gelehrte" genügen nicht, um einer Wissenschaft zur Vormacht zu verhelfen: auch die „Schriftsteller" müssen mithelfen. Als der erste Band von Humboldts „Kosmos" zu Weihnachten 1844 erschien, wurde er von der gebildeten Welt so eifrig gelesen, wie sonst nur der schönste Roman; der Kosmos war eine Zeitlang geradezu Modelektüre, selbst bei den Damen, und diese unerhörte Schwärmerei für ein naturwissenschaftliches Buch wurde in Novellen und Lustspielen als satyrisches Motiv benützt. Der oberflächliche wie der tiefgreifende Erfolg war damals nur möglich, weil Humboldt in Form und Gedanken am Geiste unserer klassischen Nationallitteratur, am Geiste unserer großen philosophischen Epoche sich gebildet hatte, weil er, — der Verfasser der poesievollen „Ansichten der Natur" — die Sprache Goethes redete und in der großartigen Gesamtidee des „Kosmos" ein Problem ergriff, welches allezeit ebensosehr ein hohes Problem der Philosophen wie das höchste der Naturforscher sein wird. Humboldt der Klassiker, der Schriftsteller, errang der Naturwissenschaft den ersten durchschlagenden Erfolg in der deutschen Lesewelt. Als Forscher mag Humboldt heute überwunden sein; die Wucht jener litterarischen That ist von keinem späteren Naturforscher bis jetzt wieder erreicht worden.

Im Anfang unsers Jahrhunderts galt die Naturlehre für die harmloseste und unschuldigste aller Wissenschaften. Die Botanik war die scientia amabilis, die liebenswürdige Wissenschaft, bei welcher selbst der ruheloseste Philosoph,

J. J. Rousseau, seinen Frieden fand als botaniste sans maître, und durch die er die Jugend zum Naturfrieden führen wollte. Napoleon begünstigte die mathematischen und physikalischen Lehrfächer: sie weckten keine politischen Gedanken in den Köpfen der Studenten. Aehnlich verfuhr Metternich, der [illegible] ultät emporhob, während er die philosop[illegible]n Studien niederdrückte. Je weniger er v[illegible] Konstitution des Staates wissen wollte, u[illegible] er für die gute Konstitution der Staa[illegible]

Noch in d[illegible]zalten Physik und Chemie für eine Art [illegible]nals, wo populär-wissenschaftliche Vorträg[illegible] kaum ge[illegible]lten zu werden pflegten, lud man doch schon an manchen Höfen Naturforscher zum Souper, damit sie nach demselben den hohen Herren und Damen die jüngst entdeckten Wunder der Natur erklärten und durch schöne Experimente veranschaulichten. Das Alles erschien vor dem Jahre 1848 so friedlich und beruhigend, so anmutig und selbst dann noch unterhaltend, wenn man nichts davon verstand.

Aber es sollte anders kommen.

Keine Wissenschaft hat so gewaltige Revolutionen im Denken und Vorstellen, im Wünschen und Fürchten, im Fordern und Entsagen des modernen Menschen hervorgerufen wie die Naturwissenschaft, keine so gründlich mitgewirkt zur Umwälzung unseres sozialen Lebens. Gefährlich ist sie nicht, weil das ehrliche Ringen nach Erkenntnis niemals gefährlich ist, wenigstens nicht halb so gefährlich wie die selbstgenügsame Dummheit. Allein wer die halbe Welt

inwendig und auswendig umgestaltet hat, den kann man doch auch nicht mehr harmlos und friedlich nennen. Und gerade indem die moderne Naturforschung dies vollbrachte, erhob sie sich zur jüngsten wissenschaftlichen Vormacht.

Sie siegte zunächst durch ihre Methode, die so schwer zu finden war und, als sie gefunden, so selbstverständlich erschien wie das Ei des Columbus. Voraussetzungslos beobachtet der Forscher die Erscheinungen der Natur, um aus ihren Teilen das Ganze, aus ihren Bewegungen und Veränderungen, ihrem Verhalten zu andern Stoffen und Kräften die Gesetze ihres Seins und Werdens zu ergründen. „Durch das Experiment stellt er seine Fragen an die Natur und zwingt sie ihm Antwort zu geben" — so sagt das geflügelte Wort, welches aber schon seit einem vollen Menschenalter umherfliegt und also bereits etwas flügellahm geworden ist. Dabei sucht der Forscher seine Beobachtungen soweit möglich auf den mathematischen Ausdruck zurückzuführen. — Voraussetzungslos beobachten, das Beobachtungsmaterial zu suchen und zu finden, wo und wie man's braucht, das Beobachtungsresultat mathematisch exakt erfassen und die Schlüsse nur auf erwiesene Thatsachen bauen: — das ist das Meistergeheimnis der naturwissenschaftlichen Methode.

Ihre Kühnheit gründet auf ihrer Vorsicht und sie schien so überraschend neu, weil man überrascht war, daß sie überhaupt neu sei. Auch meinten Manche, sie sei gar nicht bloß naturwissenschaftlich, sondern die wahre Methode jeglicher Wissenschaft. Allein im weiten Gebiete der Wissenschaft vom Geiste ist eine mathematische Grundlage gar häufig nicht zu finden, die statistische Formel trügt oder versagt, und an die

Stelle des Zählens, Messens und Wägens muß die schildernde Beobachtung treten.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut!“ sprach man früher mit Schillers Wallenstein und übertrug nur allzugern die Methode der Geisteswissenschaft auf die Körperwelt. Vielen [illegible]ern dagegen ist der Geist nur ein höchst[illegible]r Kräfte, und sie möchten den Geist aus [illegible]. Körper und Geist sind freilich beides, [illegible]r und Geist sind dennoch zweierlei und [illegible]ß und Methode. Mancher Naturforscher fi[illegible]lich, wenn die Theologen, Historiker, [illegible]hre Disciplinen „Geistes-wissenschaften“ [illegible]nen (sciences morales“ sagt der Franzose) — und meint, jene Herren hätten doch das Studium des Geistes nicht allein gepachtet. Ganz gewiß nicht. Sie studieren nur den Geist in den Werken des Geistes; der Naturforscher studiert ihn in den Werkzeugen. Allein die Chemiker, Physiker, Physiologen, Botaniker, Geologen haben ihrerseits auch nicht die Natur allein gepachtet. Das Wort „Naturwissenschaft“ schießt ebensoweit über das Ziel hinaus wie das Wort „Geisteswissenschaft“, und doch können wir beider Ausdrücke nicht entbehren.

Nächst der neuen Methode liegt ein zweiter Grund des Sieges der Naturforschung in der unabsehbaren Fülle neuer Entdeckungen, welche sie zu Tage gefördert hat. Hierin ist ihr keine andere Wissenschaft unserer Zeit auch nur entfernt vergleichbar. Und jene Entdeckungen führten größtenteils sofort zu greifbaren, gemeinverständlichen und höchst praktischen Resultaten. Die — meist nur sehr relative — Neu-

heiten philosophischer Ideen und Systeme erfaßt nur, wer selbst ein Philosoph ist; die — nicht minder relative — Neuheit urkundlich festgestellter oder berichtigter historischer Thatsachen würdigt nur, wer selber historische Studien macht. Man braucht aber durchaus kein Naturforscher zu sein, um wahrzunehmen, daß das elektrische Licht etwas ganz anderes ist als eine alte Talgkerze, und um zu wissen, daß wir das elektrische Licht nicht den Lichterziehern verdanken sondern den Naturforschern. Auch der Ungebildetste erfaßt die Neuheit der Resultate und Einflüsse naturwissenschaftlicher Studien: sie sind ihm das moderne Wunder, an welches er um so fester glaubt, je weniger er's begreifen kann.

Die populär-naturwissenschaftliche Litteratur wächst von Tag zu Tage. Dennoch hat sie an Breite und Macht die populär-historische noch lange nicht erreicht. Der Grund ist charakteristisch für beide Teile. Die Erzählung eines Stückes Geschichte läßt sich viel leichter volksfaßlich und fesselnd behandeln als die Untersuchung von Naturthatsachen in ihren Gesetzen und Wirkungen. Hier steht es gerade umgekehrt wie bei den vorerwähnten Resultaten. Jeder auch nur halb Gebildete glaubt ein Geschichtsbuch beurteilen zu können, kein Mensch hält sich da für einen Laien; bei der Lektüre naturwissenschaftlicher Schriften erkennt und gesteht dagegen derselbe Mann sofort, daß er Laie sei und nichts von der Sache verstehe. Das Interesse für die großen handgreiflichen Resultate der Naturforschung ist unendlich viel verbreiteter als die naturwissenschaftliche Bildung; andererseits ist historische Bildung weit verbreiteter als das Verständnis für die Feinheiten neuer historischer Forschungsresultate.

Die Früchte der Naturforschung dienen großenteils sofort dem Leben. Das weiß Jedermann; ich muß es aber dennoch aussprechen; denn hier erhebt sich der stärkste Grundpfeiler, auf welchem die moderne Vormacht der Naturwissenschaften ruht.

Wenn wir uns denk[illegible] seliger Urgroßvater erscheine heute le[illegible] uns und wir wollten ihm recht kurz und bün[illegible] eigen, [illegible] elch ganz neuen Wundern der Kultur es un[illegible] gebr[illegible]t, dann würden wir ihm nicht etwa einige [illegible]nke oder Schoppenhauer vorlesen, sondern [illegible] den [illegible] zu einem Eisenbahnzug führen, wie er du[illegible] die [illegible]bahinbraust, wir würden unter seinen Augen nach London telegraphieren lassen und die bezahlte Rückantwort abwarten. „Wir schreiben mit dem Blitz, wir fahren mit Dampf und malen mit der Sonne", so würden wir vielleicht hinzufügen; — aber diese Phrase ist schon so oft gesagt worden, daß sie ein Mann von Geschmack überhaupt nicht mehr sagt.

Die heutige Großmacht der Naturwissenschaft stützt sich auf das Bündnis mit drei andern Großmächten — es sind die Mächte der Großindustrie, des Großkapitals und des Staates. Ein so solides Triumvirat steht keiner anderen Wissenschaft zur Seite.

Wir leben im Zeitalter der technischen Erfindungen, deren Ziel fast überall auf das Ausbeuten und Dienstbarmachen der Naturkräfte geht. Der technische Erfinder muß selber ein Naturforscher sein, und der Industrielle, welcher diese Erfindungen ausbeutet, kann der fortwährenden Hülfe des Forschers nicht entbehren. Aber auch dieser wird im

Austausche fortwährend gefördert durch die Arbeit des weltumspannenden Industrialismus.

Letzterer ist dann wiederum nicht denkbar ohne die moderne Ansammlung und Bewegung des Großkapitals, ohne den riesigen Geldhandel, den Kapitalmarkt, die Börse. Das Kapital weiß so gut wie die Industrie, was es mittelbar den naturwissenschaftlichen Fortschritten schuldet, und wenn auch mancher Bankier sich darüber wundern würde, daß man ihn einen absichtslosen und unbewußten Mäcen der Naturforscher nennte, so ist er dies doch. Wenigstens nützt seine Betriebsamkeit den Chemikern und Physikern sicherlich mehr als den armen Philosophen und Historikern. Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst in industrieloser Zeit, scheiterte noch, als ihm Fust das Kapital entzog; James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine im Aufgang der industriellen Aera, hat sofort und wiederholt die nötige Hülfe des Kapitals gefunden. Watt war aber nicht bloß Mechaniker, er war auch zugleich Naturforscher.

Der moderne Staat bedarf der Naturwissenschaften; der antike Staat kümmerte sich wenig um dieselben und der Feudalstaat noch viel weniger. Strebt doch unser Staat so eifrig „Kulturstaat" im allerweitesten Sinne des Wortes zu werden! Eine früher versäumte Kulturpflege war aber ganz besonders auf dem Felde der materiellen und sozialen Intressen nachzuholen und die Volkswirthschaft wurde zusehends naturwissenschaftlicher und mathematischer, unbeschadet aller historischen Schule.

Der Staat ist jetzt der größeste Industrielle und der mächtigste Kapitalist. Die riesige Verkehrs-Industrie unserer

Staaten wäre aber nicht denkbar ohne die „exakten" Wissenschaften, und je mehr hier und anderswo der Staat „verstaatlicht", umsomehr wird er den Naturwissenschaften verpflichtet und verhaftet. Das Gleiche gilt von der Militär-Industrie des Landheeres wie der Marine. Die größten Revolutionen in dem modern egswesen gehen auf technische Erfindungen zt in das Laboratorium des Naturforschers n.

Von einem fizier verlangen wir vorab naturwissenschaf mathematische und historische Bildung. W rismus fördert die zwei neuen gelehrten den politisch-philosophischen Tagen der Befreiungskriege w e man, daß jeder deutsche Soldat ein Exemplar von Zeunes „Feld- und Zelt-Ausgabe" des Nibelungenliedes im Tornister habe; heute wünscht man eher, daß er eine gute Landkarte hineinstecke.

Kein Wunder, daß die Naturforscher bei den leitenden Staatsmännern so günstiges Ohr finden, während der Fürst der Renaissance zwar wohl die Künstler, Theologen und Philologen begünstigte, aber an den Physikern gleichgültig, ja ungnädig vorüberging und von dem Chemiker höchstens etwas wissen wollte, wenn selbiger ihm Gold zu machen versprach, oder von dem Astronomen, wenn er ihm ein angenehmes Horoskop stellte.

Auf unsern Universitäten sind eine Menge neuer naturwissenschaftlicher Zweigdisziplinen zu eigenen Professuren und reich dotirten Laboratorien gekommen, und die Gründung von Realgymnasien und technischen Hochschulen ging Hand in Hand mit dem Emporsteigen der jüngsten Vormacht

In der philosophischen Zeit gab es deutsche Universitäten, die gar keinen Staatszuschuß brauchten, sondern ihren Geldbedarf vollständig durch die Renten ihres eigenen Stiftungsvermögens deckten. Ob es jetzt noch solche Universitäten gibt? Philosophie und Theologie, Jurisprudenz und Geschichte waren billig, aber die Medizin und die Naturwissenschaften jeglicher Art mit ihren chemischen, physikalischen, astronomischen, pathologischen, klinischen, physiologischen, anatomischen, hygienischen Anstalten und Laboratorien sind viel zu teuer geworden, als daß eine Universität finanziell noch auf eigenen Beinen stehen könnte. Sehr geringe Mehrforderungen für die Geisteswissenschaften finden häufig keine Gnade bei unsern Volksvertretern. Wenn man aber Forderungen der Chemiker oder Physiker ablehnte, dann könnte der industrielle Fortschritt stecken bleiben und wenn man den neuen Geldbedarf für medizinische Institute nicht gewährt, dann kommen Seuchen in das Land, und an Seuchen sterben mitunter sogar Minister und Volksvertreter. Das Geld wird bewilligt.

Wir erkannten vorhin, daß der neue Aufschwung der Geschichte Hand in Hand gegangen sei mit dem Erstarken des Nationalbewußtseins. Die historischen Litteraturen der Völker hatten und haben immer ein nationales Gepräge in Stil und Gedanken, und ihre besten Werke gehören der „National-Litteratur". Von naturwissenschaftlichen Büchern kann man dies nur in den seltensten Fällen sagen, und mancher strenge Fachmann wird gerade diese Ausnahmsfälle bedenklich nennen. Die Naturwissenschaft ist international. Und es ist kein Widerspruch, wenn ich sage, daß

hierin ebensogut ein Quell ihrer mitgreifenden Macht liegt, wie gegenteils bei der Geschichte in deren nationalem Charakter. Die Macht selbst ist eben von zwiefacher Natur.

Der Naturforscher arbeitet vor einem Weltpublikum von Fachmännern, für ein Publikum aber arbeitet er überhaupt nicht. um so höher dringen, je mehr es des fü s entbehrt. Nationaler Zwist und Haß, de auf die Schätzung wissenschaftlicher Werke bei den Naturforschern am wenigsten in orfen. Nach dem Kriege von 1870 näherten n und französischen Akademien im Aust und Ehren am frühesten wieder in den naturwissen en Klassen. Schon im Jahre 1872 konnten deutsche gelehrte Gesellschaften einem französischen Chemiker die Ehre ihrer Mitgliedschaft anbieten, die ein französischer Historiker damals noch schnöde zurückgewiesen haben würde. Bei der Chemie denkt man nicht an Elsaß-Lothringen.

Die Naturwissenschaft redet trotz aller fremden Zungen inhaltlich eine internationale Sprache. Ihre Bücher sind darum leichter und sicherer zu übersetzen als Geschichtswerke. Die Philologen bedauerten es zuletzt, daß die alte allgemeine Gelehrtensprache des Lateinischen mehr und mehr unzureichend wurde und außer Kurs kam: die Naturforscher bedauern es jetzt zuerst wieder, daß wir keine neue Gelehrtensprache für alle Welt haben.

„Unsere Schriften," so sagte mir einmal ein berühmter Hygieniker, „müssen ins Französische, Englische, Italienische ꝛc. übersetzt werden, um die fortschreitenden Resultate unserer

wahrhaft internationalen Wissenschaft überall fruchtbar zu machen. Die Gesundheitspflege gehört allen gesitteten Völkern und gedeiht nur durch Zusammenwirken aller. Aber wir können nicht zu allen mit einem Wort reden. Die Uebersetzer müssen erst dazwischen treten. Das ist reine Verschwendung von Zeit und Kraft! Wie viel rascher kämen wir vorwärts, wenn unsere Schriften nur einmal geschrieben zu werden brauchten in einer Sprache, welche die Aerzte und Forscher aller Völker verstünden!"

Ich war ganz erschrocken über diese Sehnsucht nach einer Weltsprache und dachte, mein hygienischer Freund sei wohl gar auf dem geraden Wege, seine Schriften künftighin in der Sprache Volapük abzufassen.

Allein als Naturforscher hatte er schon recht. Zwei mal zwei ist vier in jeder Sprache; es bleibt für die Sache ganz gleichgültig, ob sich Contagionisten und Lokalisten auf deutsch oder französisch über die Verbreitungsart der Cholera streiten, und der Satz, daß Tribromallylacetophenon in vierseitigen Prismen krystallisirt, wird den Chemikern auf schwedisch nichts anders bedeuten wie auf russisch; der Laie aber wird weder auf deutsch noch auf schwedisch oder russisch erraten was eigentlich das Tribromallylacetophenon besagt, denn das Wort ist absolut chemisch. Ein physikalisches Gesetz läßt sich auf englisch ganz ebenso scharf wie auf italienisch erklären, vorausgesetzt daß die Erklärer nur für sich selber klar sind.

Dagegen ist es gar nicht einerlei, ob ich eine Geschichte englisch oder italienisch erzähle; sie wird mit der fremden Sprache eine, wenn auch noch so leise fremde Färbung ge-

winnen, und ein überſetztes Gedicht wird immer etwas anderes ſein als das Orginal. Jede poetiſche Ueberſetzung, auch die getreueſte wirkt nur wie ein ungefähres Abbild. Am allerwenigſten läßt ſich die Volkspoeſie überſetzen — ſie erträgt nicht einmal die Uebertraauna aus der Mundart in die Schriftſprache.

Das heißt: wo [illegible] wo die Phantaſie auch nur ganz heimlich [illegible] ir ſchildern und ſchauen, wo wir unſer perſö [illegible] Weſen offenbaren, wo dazu die künſtleriſche Form [illegible] tſcheidet, — da gibt es keine Weltſprache, [illegible] er [illegible] ſuch einer ſolchen würde den edelſten Blüten [illegible] natio [illegible] n Geiſtes ihren feinſten Duft nehmen, ihre zarteſten Farbentöne abſtreifen. Unſer philoſophiſches und hiſtoriſches Schrifttum hängt aber mit der poetiſchen Nationallitteratur zuſammen und ſtrebt nach dem Ideale des litterariſchen Kunſtwerks. Das gilt von den ſtreng naturwiſſenſchaftlichen Büchern ganz und gar nicht. Darum vertieft ſich der Mann der Geiſteswiſſenſchaften in die vaterländiſche Sprache und der Mann der Naturwiſſenſchaft ſeufzt nach einer Weltſprache.

Naturforſcher laſſen ihre Schriften gern mit lateiniſchen Lettern drucken; — ſie denken an die gelehrte Welt. Der Hiſtoriker und Poet wird die deutſche Schrift vorziehen, weil er zunächſt an ſein eigenes Volk denkt, weil ihm die deutſchen Lettern ein fortlebendes Denkmal ſind, daß ein Deutſcher, Johannes Gutenberg, die Buchdruckerkunſt erfunden und ſeine 42zeilige Bibel mit eckigen deutſchen Typen gedruckt und daß dann ein anderer Deutſcher, Albrecht Dürer, jene eckigen Typen ſo ſchön rund gemacht hat. Und möchten

wir Luthers Bibel mit lateinischen Lettern gedruckt sehen? Gutenberg, Dürer und Luther sind die drei mächtigsten Anwälte der deutschen Druckschrift.

In all diesen scheinbaren Kleinigkeiten spricht sich der Geist der Zeit aus und der Geist der Wissenschaften.

Wenn die Kaufleute, die Naturforscher und die klassischen Philologen Recht behalten, dann werden wir in Zukunft all unsere Bücher lateinisch drucken; bleiben und kommen aber die Poeten, Künstler, Historiker und Philosophen obenauf, dann drucken wir sie deutsch.

Jede Vormacht neigt zur Diktatur; jede Diktatur führt zu Einseitigkeit und Uebermut. Das sahen wir bei den Theologen und Humanisten in alter Zeit, das erlebten wir bei den Philosophen und Historikern in der modernen. Den Humor und die Selbstironie, welche in drastischen Aeußerungen dieses Uebermutes steckt, habe ich vorhin schon angedeutet, soweit es die Weltweisen und Geschichtskundigen betrifft. Nun dürfen auch die Naturforscher nicht leer ausgehen. Je siegbewußter und siegbegeisterter sich die Meister und Jünger einer Wissenschaft fühlen, um so kecker werden sie gelegentlich über die Schnur hauen. Auch hier erscheinen Zeichen der Zeit und Wahrzeichen vom jeweiligen Stande des Kampfes.

Wir hörten das Wort: „Alle Kulturgeschichte ist eigentlich nur die Geschichte der Pflege der Naturwissenschaften. Denn in der Naturforschung wurzelt zuletzt doch die allein gesunde Kultur. Die steigende und fallende Kenntnis der Natur ist der einzig sichere Barometer für den Stand der Gesittung.“ — Allein Kunst, Religion, Staat und ähnliche

Kleinigkeiten sind doch auch ganz schätzbare Produkte und Grad-messer der Kultur, ohne in das Reich der Naturwissen-schaften zu gehören, ja sie entwickelten sich mitunter sehr reich und schön in naturwissenschaftlich recht armen und dun-keln Zeiten.

„Das römische Weltreich," — so sagte man, — „ging zu Grunde, weil die Römer Naturwissenschaften nicht genügend pflegten, nicht genügend praktisch verwerteten." Ich weiß nicht, ob Rom durch etwas mehr Agrikultur-Chemie hätte gerettet werden können. Doch waren jene deutschen Barbaren-Stämme, welche dem großen Römerreiche den Todesstoß gaben und die neue Kulturperiode des Mittelalters begründeten, vermutlich auch nicht besonders stark in der Naturgeschichte.

„Das Mittelalter," — wird man erwidern — „war eine dunkle, barbarische, eine kulturarme Zeit; denn es ent-behrte des Lichtes der Naturwissenschaften." Ganz gewiß: Und mancher Schuljunge weiß heute richtiger zu sagen, was ein Donnerwetter und was ein Regenbogen ist, als der be-rühmteste Naturkenner des Mittelalters, Albertus Magnus, welchen man den doctor universalis nannte. Allein das Mittelalter schuf oder entwickelte dafür die neuen abend-ländischen Nationen, neue Sprachen, eine neue Gesellschaft, eine neue Kunst, neues religiöses Leben, — wie doch auch schon mancher Schuljunge weiß.

„Das Christentum ist kulturfeindlich, weil es das Dichten und Sinnen der Menschen auf ein Jenseits hinüber leitet und dadurch vom Diesseits, vom Studium der Naturwissen-schaften ablenkt." — Glücklicherweise führte es daneben jedoch

die Völker schrittweise zu einer neuen Humanität, ohne welche die moderne Wissenschaft überhaupt gar nicht denkbar wäre.

„Bescheidenheit und Pietät sind überwundene Standpunkte; denn die Naturgeschichte lehrt uns, daß im Kampf ums Dasein nur der Stärkere recht behält, der den Schwächeren rücksichtslos mit dem Elnbogen hinwegstoßen muß, um sich und seine ganze Sippschaft lebendig zu erhalten."

Diese Sätze geben Karikaturen; — allein die Karikaturen sind aus dem Leben gegriffen und nicht aus der Luft.

IV.

Ich ging aus von jenem Wettkampf der politischen Vormächte, der so oft zum wirklichen Kriege geführt hat.

Wir leben jetzt in einer sehr friedebedürftigen Zeit und hören jedes Jahr mindestens sechsmal die Versicherung von irgendwelch maßgebender Seite, daß der europäische Friede niemals gefesteter gewesen sei als gegenwärtig.

Eine Bürgschaft dieser Friedensaussicht erblicken wir in den „Allianzen" großer Mächte, wie sie seit dem deutsch-österreichischen Bündnis wachsend an der Tagesordnung sind, Allianzen, welche nicht zum Krieg reizen, sondern Europa Frieden gebieten sollen. Seit 1879 datiert diese Aera der politischen Allianzen.

Die gleiche Thatsache zeigt sich neuerdings aber auch in dem Wettkampfe der wissenschaftlichen Großmächte. Auch hier wächst das Friedensbedürfnis, seit die neuen, gründlich verschobenen, Machtstellungen anerkannt sind, auch hier hat,

halb verhüllt und doch klar erkennbar, die Aera der Allianzen begonnen. Nur über das Wort „Allianz" kann man streiten, nicht über die Sache. Und die Politiker machen es geradeso.

Die Philosophie wurde historisch, sie gipfelt wie nie zuvor im St[illegible] Geschichte; aber die Geschichtschreibun[illegible] zur Philosophie im wachsenden kulturg[illegible]

Naturwisse[illegible]te standen sich noch vor kurzem erstaunl[illegible]aturforscher belächelte die historische Metho[illegible]rchaus nicht „exakt" und also sehr unme[illegible]ine aufsteigende moderne Wissenschaft ist [illegible]; man könnte sie bereits eine Modewissenschaft nennen. In den Tagen von Steffens und Herbart dachten die Philosophen bei dem Worte Anthropologie an eine metaphysische Psychologie, an eine Art Naturphilosophie des menschlichen Geistes. Den älteren Medizinern war der Anthropolog freilich ein ganz anderer Mann, kein bildlicher Anatom der Seele, sondern ein wirklicher Anatom des Leibes, ein Physiolog, der die körperlichen Organe des Menschen untersuchte und in ihrem Zusammenwirken darstellte.

Das Wort hat aber neuerdings wiederum einen neuen, grundverschiedenen Sinn gewonnen. Unsere Anthropologen-Vereine und Kongresse stecken sich weder spekulative noch medizinische Ziele, sondern historisch-naturwissenschaftliche. Darum reden wir — und schon im Worte steckt die Allianz — von einer „historischen Anthropologie". Der Jünger dieser Wissenschaft will die körperlichen und geistigen Typen

der Völker ergründen, die Genesis derselben, ja der Menschheit bis in die dunkelste vorgeschichtliche Urzeit hinauf; als Naturforscher schafft er eine neue Basis der Ethnographie und Kulturgeschichte. Diese hier begeistert gepflegte, dort leidenschaftlich befehdete Wissenschaft ist noch ebenso halbwüchsig und unreif wie die Kulturgeschichte und — ebenso zukunftsvoll! In ihr wird der Naturforscher Historiker, dem jene Geschichtsperioden freilich am interessantesten sind, wo es noch gar keine Geschichte gab; und der Kulturhistoriker treibt Naturstudien bei alten Schädeln, Markknochen, Hirschgeweihen, Küchenabfällen und verkohlten Körnern und Nüssen. Und zuletzt hat auch wieder der Philosoph ein Wort mitzusprechen. Das gibt dann ein wahres Dreikaiser-Bündnis.

Aus Kraft und Stoff erbaut sich die ganze Sinnenwelt. Aber woher kommt, wie entstand Kraft und Stoff? Oder entstanden sie überhaupt nicht? Gibt es eine einzige Urkraft, einen einzigen Urstoff? So darf man ja wohl den Naturforscher fragen. Er hört solche Fragen gern; denn die moderne Naturwissenschaft, so groß im Kleinsten, bleibt nicht mehr beim Kleinen, beim Einzelnen stehn, sie strebt zur Kosmogonie, zur Erklärung des Weltganzen in seinem Entstehen, Werden, Erwachsen. Und doch vergeistigt sich die Kosmogonie zuletzt zu einem Problem des philosophischen Gedankens und kristallisiert sich zur religiösen Vorstellung, wie schon Leibnitz gezeigt hat, der „Dichter" der Theodice, welcher in seiner Person eine Allianz des Philosophen, Theologen und Naturforschers darstellte. Die Naturforschung wird selbst wider Willen philosophisch, sowie sie nach Erkenntnis des Naturganzen und seiner ewigen Rätsel ringt.

Wenn uns heute ein ganz wildfremder Mensch vorgestellt wird, und wir möchten gerne recht geschwind wissen, wen wir eigentlich vor uns haben und weß Geistes Kind er ist, so brauchen wir ihn nur zu fragen, was er von der Erschaffung der Welt denke? Die Antwort zeigt uns gleich, woran wir mit [illegible] wir unser weiteres Gespräch einrichten [illegible] welcher gelehrten Schule, welchem religiöse [illegible] wohl gar, welcher sozialpolitischen Partei [illegible] gt.

Alle Wiss[illegible] einander in die Hände; denn zuletzt strel[illegible] einem gemeinsamen Ziele: zur Erkenntnis des [illegible] ıd des Weltgeistes.

In großen [illegible] träumen tritt bald die Teilung der Arbeit unter den einzelnen Disziplinen entschiedener hervor, bald wiederum die Verbündung der Arbeit. Beide Gegenströme ebben und fluten, und diese Ebbe und Flut wird kein Ende nehmen.

Man spricht heute: ein Polyhistor wie Leibnitz, der so vielerlei Wissenschaften gründlich und bahnbrechend zugleich umfaßte, gehört einer vergangenen Zeit; er wäre heute unmöglich. Wer wollte dies bestreiten!

Aber entschieden bestreiten müssen wir, wenn zu jenem Vordersatze der Nachsatz gefügt wird: denn die wissenschaftliche Universalität ist ein überwundener Standpunkt und wird nie wiederkommen. Daß der Standpunkt ganz und gar nicht überwunden ist, sondern schon ganz leise wieder ein überwindender zu werden beginnt, dafür sprechen die wachsenden Allianzen.

Alle Wissenschaften arbeiten einander in die Hände,

weil sie nach einem gemeinsamen letzten Ziele streben. Sie sind von einer Einheit ausgegangen und streben zu einer unendlich höheren Einheit, zu einer Centralwissenschaft. Das wäre dann der endgültige Abschluß des Kampfes der wechselnden Vormächte.

Die Menschheit nähert sich dieser Centralwissenschaft, unter steten Rückschlägen dennoch vorschreitend. Sie nähert sich ihr unendlich, aber sie wird dieselbe niemals ganz erreichen.

Bei all unserer Welterkenntnis vermögen wir zwei Dinge niemals zu ergründen: — den Anfang und das Ende.

Der Astronom erforscht die Gesetze der Bewegung der Weltkörper, er mißt ihre Bahnen, er wägt ihre Schwere, er bestimmt ihre Substanz. Aber wie diese Weltkörper entstanden, wie sie genau so schwer geworden, wie sie in die Stellung gekommen sind, daß sie um einander kreisen müssen — „um Erden Monde, Erden um Sonnen, aller Sonnen Heere um eine große Sonne!" — das vermag er uns nicht zu sagen und wird es, wie es scheint, niemals sagen können.

Und doch möchten wir gerade dieses gar so gerne wissen!

Noch lieber aber möchten wir wissen, aus welchen Gründen diese Welt entstanden ist? warum? wozu? zu welchem vernünftigen Zweck diese Sternenheere ihren ewigen Reigen gehen? oder wäre er nicht ewig? Nun, dann möchten wir wissen, was einmal aus der ganzen Welt werden wird? Und wir können uns Vernichtung ebensowenig klar vorstellen wie ewige Dauer.

Doch — wir sind bescheidener! Wir begehren nicht die Entschleierung des ganzen Weltgeheimnisses. Nur ein win-

ziges Stückchen möchten wir entschleiert sehn: wir möchten wenigstens wissen, warum wir armen kleinen Menschen selber da sind, und was eigentlich einmal aus uns, was aus der Menschheit werden wird?

Die exakte Wissenschaft schweigt. Und die Naturforscher belehren [illegible] solchen Dingen überhaupt gar nicht [illegible]lei Fragen nenne man teleologisch und Te[illegible] schlimm wie Theologie.

Und doch l[illegible]leologischen Fragen nicht nehmen. Die ti[illegible]schsten Menschen fragen zuerst nach dem [illegible]Wozu? und die tiefsten Denker fragen [illegible]er mit der bloßen Beantwortung des [illegible]schließlich Keiner. Ohne das Forschen nach dem Grund und Zweck alles Seienden wäre der menschliche Geist gar nie zur Wissenschaft gekommen.

Wird die „Centralwissenschaft" künftigen Geschlechtern nach Millionen Jahren vielleicht eine genau erwiesene Antwort geben auf die Frage, warum und wozu die Welt überhaupt auf der Welt sei?

Das müssen wir abwarten. Vorderhand aber bekenne ich noch demütig: Am Anfang aller Dinge steht ein Rätsel und am Ende aller Dinge ein Geheimnis; uns Menschen in die dämmernde Mitte gestellt, bleibt nichts übrig, als frohgemut zu leben und zu schaffen in dem festen Glauben, daß Gottes Weisheit Anfang und Ende zum besten Ziele verbinden werde, — Gottes Weisheit ohne Anfang und Ende.

Als man dem großen Geographen Karl Ritter ein Album vorlegte, daß er die Summe seiner Weltanschauung in

wenigen Worten hineinschreibe, schrieb er: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk!“

Die Erkenntnis der letzten Schranken alles Erkennens führt uns zur entsagenden und vertrauenden Hingabe an den unergründeten Weltgeist — an den unbekannten Gott! — zur Religion.

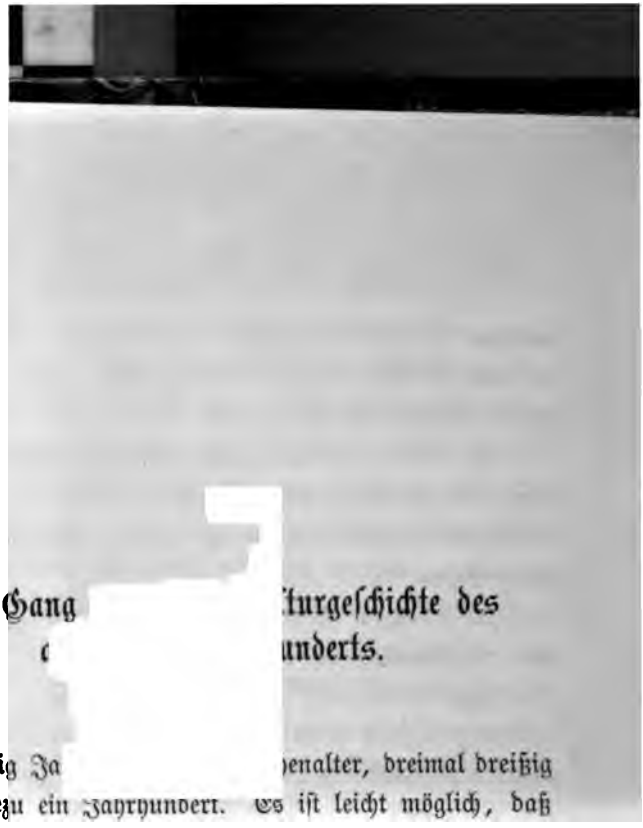
Die Religion ist keine Wissenschaft: wir glauben nicht um zu erkennen, und wir erkennen nicht um zu glauben. Wir glauben vielmehr, weil wir nicht erkennen.

Der Mensch wäre so verschwindend klein im Weltall, wenn der Menschengeist nicht so groß wäre im Ringen nach der Erkenntnis seiner selbst und des Weltalls, und im vertrauend entsagenden Bewußtsein von der Schranke seiner Erkenntnis, in der Ahnung der göttlichen Weltharmonie.

Darum wird der Forscher nicht müde, auch wenn er keinen Anfang findet und kein Ende absieht. Es ist so beseligend, sich der Wahrheit auch nur nähern zu dürfen! Und aller Kampf der Wissenschaften um die Vormacht, all ihre Trennungen und Verbindungen erstreben nichts weiter, — und sie erstreben damit das menschlich Höchste.

Ich schließe mit den Worten, welche ich in einer meiner leichtgefügten Novellen einem deutschen Gelehrten in den Mund legte: sie sind mein eigener Wahlspruch:

„Die tiefsten Gedanken wurden gedacht, die größten Thaten des Geistes vollbracht, indem die Denker zu entschleiern suchten, was ewig ein Geheimnis bleiben wird.“



Ein Gang [illegible]turgeſchichte des [illegible]underts.

Dreißig Ja[illegible]enalter, dreimal dreißig Jahre nahezu ein Jahrhundert. Es iſt leicht möglich, daß drei aufeinander folgende Generationen derſelben Familie bewußt ein Jahrhundert durchleben — Vater, Sohn und Enkel.

Setzen wir dieſen Fall im achtzehnten Jahrhundert.

Der Vater iſt geboren 1695 und ſtirbt 1760; der Sohn, geboren 1735, erlebt als Greis den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; der Enkel, geboren 1770, tritt in jugendfriſcher Manneskraft in unſer Jahrhundert, wo er erſt „ſeine Zeit", die Zeit ſeines eigenſten Schaffens, findet.

Ich ſchildere dieſe drei Lebensläufe, wie ſie ſich entwickeln, beſtrahlt von der Sonne ihres Jahrhunderts — drei Lebensläufe in aufſteigender Linie.

Der Vater lebt in einer kleinen mitteldeutſchen Reſidenzſtadt; er iſt Kammerdiener und Leibarzt des Fürſten. Die Verbindung dieſer zwei Aemter erſcheint uns heute ſeltſam, ſie war es aber gar nicht in einer Zeit, welche Herren-

dienst weit höher, die freien wissenschaftlichen Berufe weit niedriger wertete als die unserige.

Und so ist denn der Kammerdiener immerhin stolz, ein Arzt zu sein und Hermann Boerhave seinen Kollegen zu nennen, den Fürsten der Aerzte, in dessen Vorzimmer selbst Peter der Große drei Stunden hatte warten müssen; aber weit stolzer noch ist der Arzt, ein Kammerdiener zu sein; denn er denkt, nächst dem Dienste beim Höchsten, den der Pfarrer übt, gibt es doch kein würdigeres Amt als den Dienst beim Allerhöchsten.

Unser Kammerdiener ist ein großer, breitschulteriger Mann, stark von Knochen und derb von Muskeln. Entstammt er doch jenem rauhen und gewaltthätigen siebenzehnten Jahrhundert, welches so furchtbar viel Menschenkraft brauchte und vergeudete, und wo es nur kernfesten Naturen möglich war, all die Not und das Elend, alle die vielverschlungenen Kämpfe ums Dasein zu überdauern.

Von Temperament Hypochonder, leidet er an Vollblütigkeit wie sein ganzes Zeitalter, während das unsere an Blutarmut leidet. Darum ließen sich die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts so fleißig zur Ader, bis zuletzt der große allgemeine Aderlaß kam, die französische Revolution mit ihren europäischen Kriegen.

Der Kammerdiener und Leibarzt ist wohlhabend. Obgleich er eine Dienstwohnung im Schlosse hat, besitzt er doch auch noch ein nettes Haus in der Stadt am Marktplatze, mitten unter lauter neuen, dem seinigen ganz gleichgebauten Häusern. Er mußte sich dieses Haus bauen auf allerhöchsten Befehl, und jeder fürstliche Diener vom Offiziantenrang auf-

wärts mußte das Gleiche thun, damit die Reſidenzſtadt neu und ſchön werde. Hatten die mit dem Baubefehl Begnadeten kein Geld, dann wurde ihnen das Haus nach und nach an der Beſoldung abgezogen.

Auch der Fürſt hat ſich, mit gutem Beiſpiel voran-gehend, ſein alt[illegible]m Verſailler Stil, etwas unſolid zwar u[illegible]— [illegible]ber fünfzig Jahre wird es doch halten u[illegible]ich aus, und die Nach-kommen können [illegible]ſie die herabfallenden Gipszierate wi[illegible]die berſtenden Mauern wieder flicken mi[illegible]

Die Zeit [illegible], und der Fürſt braucht viel Geld und [illegible]es gewinnt wieder aus als er's ein-genommen hat. Allein das thut nichts — ſo ſagt man — „wenn es nur im Lande bleibt". Das „Land" in dieſem Sinne iſt aber zunächſt die Reſidenzſtadt, und ſie genießt reichlich mit, wenn die höchſten Herrſchaften genießen.

Der Fürſt unterhält eine glänzende italieniſche Hofoper, zu welcher die halbe Stadt eingeladen wird nach Stand und Rang. (Darum nennen wir die Galerien unſerer Theater heute noch „Ränge".) Eintrittsgeld zahlt Niemand; man iſt überhaupt gewöhnt, daß alles Gute von oben kommt und zwar gratis, und da alſo das ganze Publikum Gaſt des Fürſten iſt, ſo übt es auch keine Kritik; denn Geſchenke ſoll man überhaupt nicht kritiſieren und fürſtliche Geſchenke voll-ends gar nicht.

Der italieniſche Hofkapellmeiſter hat die Opern eigens und ausſchließend für dieſen Hof komponiert und muß deren kontraktmäßig jährlich drei liefern als Beſoldungsopern. Die

Texte, von einem Abbate gedichtet, zeichnen sich durch wasserklare italienische Verse aus; da jedoch die Fürstlichkeiten diese sanfte Sprache etwas weniger verstehen als das rauhe Deutsch, so haben sie deutsche Textbücher in Händen, welche übrigens in gewöhnlicher Prosa geschrieben sind. Sänger und Sängerinnen sind sämtlich geborene Italiener, Tänzer und Tänzerinnen Franzosen, der Hofmaler stammt aus Brüssel, der Architekt aus Paris, der Intendant ist ein polnischer Graf von etwas dunkler Herkunft. Alle Künstler des Hofes sind Ausländer: — nur der Hofnarr ist ein Deutscher.

Im Fasching gibt der Fürst sogenannte „Wirtschaften" im großen Bankettsaale des Schlosses, wozu nicht nur Adel und höhere Dienerschaft, sondern auch Bürgersleute, ja sogar einige Bauern geladen werden. Da wird ein Jahrmarkt dargestellt, und in den Buden stehen Fürst und Fürstin, Prinzen und Prinzessinnen mit den vornehmsten Kavalieren als Marktfieranten und verkaufen, während der Hanswurst seine derben Späße macht, Uhren, Dosen, Ringe, Bänder, Schmuck- und Spielsachen, wofür der Käufer jedoch kein Geld bezahlt; denn alles wird hergeschenkt, nach Gunst und Rang. Zuletzt werden die Bürger und Bürgerinnen geängstigt und in allerlei Verlegenheit gesetzt; die Bauern aber betrunken gemacht. Dann geht der rechte Spaß erst los; man foppt die Trunkenen und begießt sie schließlich mit Wasser. Noch lange nachher erzählen sie, welch gemütlichen Scherz die Herrschaften mit ihnen getrieben hätten und welch hohe Gnade sie bei Hofe gefunden, wo es so recht gut altdeutsch zugegangen sei.

Obgleich wohl Niemand den Fürsten genauer kennt —

inwendig und auswendig — als ein Kammerdiener, der zugleich sein Leibarzt ist, so hegt dieser doch die größte Ehrfurcht für seinen Herrn. Sie ist ihm eine Art religiöser Pflicht.

Als unlängst eine Deputation den Fürsten mit den Worten anredete: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte füglicher Gott [illegible] fürstliche Durchlaucht?“ fand der Kamm[illegible]e sehr geschmackvoll.

Er glaubt, [illegible]ute Fürstentum vor allen Staatsformen a[illegible]ere“, und daß der Fürst unmittelbar und [illegible]Sinne Fürst von Gottes Gnaden sei, wä[illegible]erdiener, nur mittelbar, gleichsam aus [illegible]nmerdiener von Gottes Gnaden geworden.

Sein soziales Bekenntnis ist sehr kurz und bündig:

Gott hat es so gewollt und eingerichtet, daß die Fürsten herrschen und genießen, daß der Adel unter ihnen herrsche und mit ihnen genieße, daß die Dienerschaft hoch über der Bürgerschaft stehe und daß der gewerbende Bürger arm und klein und bescheiden bleibe. Letzteres war er im Residenzstädtchen im höchsten Grade und erfüllte also Gottes Willen recht genau. Der Bauer soll zinsen und fronen, er soll und muß hörig sein, damit er fleißig und in Zucht und Ordnung arbeite;

— „der Bauer ist an Ochsen Statt,
nur daß er keine Hörner hat.“

Die hatte er sich nämlich im Bauernkriege abgestoßen. „Aber man soll den Bauer doch nicht verachten,“ fügt der Leibarzt zu jenem damals landläufigen Verse und setzt einen andern Vers dagegen:

„Wie stünd' es itzund in der Welt,
Hätt' Adam nicht bebaut das Feld?
Mit Hacken nährt' sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her."

In politischen Dingen ist unser Freund nicht übel unterrichtet. Jeden Samstag kommt eine Nummer des „Deutschen Reichspostreiters" aufs Schloß. Sind die vier kleinen Quartseiten dieses Blattes vom Fürsten und dem Hofmarschall gelesen, dann gelangt es in die Hände des Kammerdieners und geht dann weiter durch allerlei andere Hände, immer tiefer hinab, bis es zuletzt in sich selbst zerfällt. Man war damals noch nicht so heißhungrig nach neuesten Nachrichten wie heutzutage. Viele begnügten sich mit dem, was sie durch Hörensagen von den Welthändeln erfuhren, pflanzten dies dann wieder mündlich fort und bildeten es mythisch weiter. Die historische Wahrheit litt zwar einigermaßen unter diesem Prozeß, allein da man auch von dem Zeitungsschreiber sagte, daß er lüge wie gedruckt, so war sie überall nicht sicher zu finden. Darum warteten die Bedächtigsten bis zum Jahresschluß, um nun auf einmal und übersichtlich alles zu erfahren, was sich während des ganzen Jahres ereignet hatte. Wahrheit und Dichtung hatten inzwischen doch Zeit gehabt, sich zu scheiden. Anfangs Dezember erschien nämlich der vielgelesene Nürnberger „Verbesserte und neue Kriegs-, Mord- und Tod-, Jammer- und Not-Kalender", welcher schon seit 1684 die wißbegierige Welt belehrte und mit angenehmem Grausen erfüllte. Als eine Art Jahreszeitung ersetzte er den geduldigeren Lesern nicht nur unsere Tagesblätter, sondern auch die illustrierten Wochen- und Monatsschriften. Er berichtete insbesondere von den wich-

tigsten Schlachten und Belagerungen, Mordthaten, Hinrichtungen; von fürstlichen Krönungen, Beilagern, Beisetzungen; von Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und anderen politischen Ereignissen des abgelaufenen Jahres, und gab Holzschnitte dazu, we[illegible]ar sehr grob, aber auch sehr deutlich d[illegible]

Von den g[illegible]n Reichen und Mächten hat der Kamm[illegible]dierter Arzt ganz geläuterte Ansichten, [illegible]rdings etwas befremdend vorkommen.

Frankreich [illegible] der höchsten, überallhin maßgebenden [illegible]und der Kopf Europas, zur politischen Vormacht noch immer berufen, wenngleich Ludwig XIV. längst gestorben und die in seiner späteren Regierungszeit schon so tief erschütterte staatliche Kraft und soziale Gesundheit seines Reiches unter der Regentschaft noch viel tiefer heruntergekommen war. Der Nimbus einer vergangenen Glanzperiode warf seinen täuschenden Widerschein noch lange in die düstere Folgezeit hinüber.

Holland ist das Land der Kaufleute und Diplomaten, die Schaubühne der Kongresse und Friedensschlüsse, die Hochschule des Völkerrechts, die Freistatt der Toleranz für verfolgte Menschen und verfolgte Bücher.

England nennt der Kammerdiener die vulkanische Insel, von Erdbeben erschüttert, das Land der Revolutionen, und nicht ohne Grund. Denn die Legitimität des Thrones selbst ward dort noch bestritten, wo man vorlängst einen König geköpft und unlängst einen andern abgesetzt hatte, wo das Ausbringen oder Verweigern eines Toastes den vornehmsten

Lord ins Gefängnis bringen konnte. Noch lebte ja der Prätendent und wühlte vom Auslande her.

Schweden ist das Land der kriegerischen Abenteuer, das große Reich mit dem dünngesäeten Volke, welches durch sein Soldatentum vorübergehend eine Großmacht geworden war. Denn als Knabe hatte der Kammerdiener noch der neuesten Kunde von Karls XII. märchenhaften Kriegsfahrten gelauscht, und selbst die Erinnerung an Gustav Adolf stand noch frischer, als wir jetzt wohl glauben möchten, im Gedächtnisse eines Geschlechts, welches nicht so geschwind zu lernen und nicht so geschwind zu vergessen verstand wie wir.

Rußland dünkt dem Kammerdiener das Land des überstürzenden Fortschritts, der ungeahnten Reformen; hatte doch Peter der Große sein Reich kaum erst zum jüngsten und hoffnungsreichsten Emporkömmling unter den Staaten Europas gemacht. Danach war es freilich vielmehr die Bühne der einzelnen Emporkömmlinge geworden; neben dem Palaste stand der Kerker, und in der Hofgeographie lag Petersburg hart an der Grenze von Sibirien. Allein in des Kammerdieners „besten Jahren" war Rußland höchst fortschrittlich gewesen, und wenn Freunde und Freundinnen oder auch Völker und Staaten nachher zu schlechteren Jahren kommen, so halten wir doch ganz unvermerkt den Eindruck fest, den sie uns in unsern eigenen besten Jahren gemacht haben.

Was ist denn aber dem Kammerdiener sein eigenes großes Vaterland? was ist Deutschland? Auf diese Frage findet er so viele Antworten, daß er eigentlich gar keine findet, und es ergeht ihm dabei nicht besser wie den größten Denkern und Staatsgelehrten seiner Zeit.

Das heilige römiſche Reich deutſcher Nation könnte eine Monarchie zu ſein ſcheinen, denn an der Spitze ſteht der Kaiſer, wenn es nicht ebenſogut eine Ariſtokratie zu ſein ſchiene, eine Ariſtokratie von Kurfürſten, Fürſten, Städten und Herren, die ſich [illegible] hr wenig um den Kaiſer kümmern. Nach dem [illegible] n Rechte ſieht es einem Bundesſtaat ä[illegible], der [illegible] eit drängt, nach thatſächlichem Rechte und [illegible] acht einem Staatenbunde, der demnächſt [illegible] zu [illegible] chen droht. Es erſcheint aber fraglich, [illegible] haupt ein Staat ſei und nicht vielmehr [illegible] a[illegible] olitiſches Gebilde, einzig in ſeiner Art.

So kommt der Kammerdiener ungelehrterweiſe ſchließlich zu dem Reſultate, zu welchem auch Philipp Chemnitz und Leibnitz und Pufendorf auf gelehrten Wegen gekommen ſind: daß es nämlich ſehr leicht ſei, zu ſagen, was das römiſche Reich deutſcher Nation nicht iſt, aber verzweifelt ſchwer zu ſagen, was es iſt.

Doch trotz allen dieſen Zweifeln des Verſtandes hat der Kammerdiener ſeinen feſten politiſchen Glauben: er glaubt wirklich noch an das alte Reich; er glaubt, daß es erhabener, ehrwürdiger, von Gott und der Geſchichte unmittelbarer geweiht ſei als alle Reiche der Welt, daß es ſich glanzvoll wieder aufrichten, ja daß es dauern werde bis ans Ende der Tage. Dieſer mittelalterliche Glaube, der das von Gott gegründete Reich des Cäſar Auguſtus in Parallele ſtellt mit der Kirche Chriſti, war bei dem Deutſchen im Anfange des 18. Jahrhunderts noch nicht erloſchen, allein ſein Erlöſchen ſtand bevor.

Doch kehren wir zurück zu der fürstlichen Residenz, wo unser Leibarzt und Kammerdiener lebt.

Hof und Stadt sind lutherisch, es herrscht Glaubenseinheit, aber keine Glaubenseintracht; von oben nach unten geht ein tiefer religiöser Zwiespalt durch die Gemeinde. Der Fürst ist orthodox — bekenntnisgläubig —, die Fürstin dagegen gefühlsgläubig, sie nennt sich mit Stolz und Demut eine Pietistin. Und in der Stadt stehen beide Parteien gleicherweise neben- und gegeneinander, wie damals im ganzen protestantischen Deutschland.

„Es kommt alles auf den rechten Glauben an," so sagt der Fürst. „Hat man diesen, so wirkt er von selbst die Gnade und macht uns gottselig in diesem und selig in jenem Leben. Für die Richtigkeit des Glaubens ist mir mein Hofprediger haftbar; er muß von Amts wegen genau wissen, was Gott geglaubt haben will und was nicht; er ist der unschätzbarste, verehrungswürdigste Mann, wenn er die reine und lautere Lehre verkündet; aber wehe ihm, wenn er Falsches lehren sollte!"

Mit eigenem Nachdenken über die Glaubenswahrheiten, mit selbständigen theologischen Studien befaßt sich der Fürst nicht. Sein Großvater hatte dergleichen noch gethan, wie zu dessen Lebzeiten die Theologie überhaupt noch als die vornehmste Fachwissenschaft eines protestantischen Fürsten galt. Allein der Enkel denkt, dergleichen sei ein ebenso verkehrter Dilettantismus für einen regierenden Herrn, wie wenn sein Hofprediger eine Parforcejagd reiten oder ein Menuett vortanzen wollte.

Der Hofprediger ist ein gewaltiger Kanzelredner. Seine

Predigten ſind ſehr lang, obgleich die Sanduhr neben ihm auf der Kanzel ſteht und an die verrinnende Stunde mahnt. Er befiehlt mehr als er belehrt, er erſchreckt mehr als er erbaut. Im höchſten Feuereifer citiert er Sprüche des Neuen Teſtaments mitunter im griechiſchen, des Alten im hebräiſchen Urtext, meinde nur einer iſt, der ein bißchen Gri er, der Hebräiſch verſteht. Allein er glaubt " ſolchergeſtalt unmittelbarer wirke.

Luthers G ieſer Orthodoxie gewichen und nur der uchſtabe übrig geblieben. Trotzdem übt ſi Zucht an dem rauhen und rohen Geſchlechte. Der Fi e ein Tyrann, wenn er, der geſtrenge Herr, in unſerem Herrgott nicht einen noch viel geſtrengeren Herrn über ſich fürchtete, und gar mancher Unterthan würde ſich dem Teufel im eigenen Herzen völlig ergeben, wenn er nicht den leibhaften Teufel mit Hörnern und Krallen täglich vor Augen ſähe.

Ganz anders ſteht es bei der Fürſtin und ihrem Anhang. Sie iſt gefühlsgläubig, pietiſtiſch. Sie ringt danach, ſich in der Phantaſie, im Gemüte, in der Verzückung heiliger Liebesſehnſucht mit Gott und Chriſto zu verbinden; im höchſten Empfindungsrauſche empfängt ſie unmittelbare Eingebungen von oben und leiht denſelben Worte in ſchwärmeriſchen Liedern, die ſie ſelber dichtet. Sie glaubt, daß dieſe Offenbarungen religiöſer Liebesſeligkeit über allen Menſchenverſtand gehen, auch über den Verſtand des Hofpredigers. Sie hält ebenſo feſt am Bekenntnis der Kirche wie ihr Gemahl und beſucht den öffentlichen Gottesdienſt

nicht minder pünktlich. Allein sie glaubt daneben, daß man sich im stillen Kämmerlein und im engen Kreise Gleichgesinnter doch vielleicht noch inniger eins fühlen könne mit Gott als in der großen Gemeinde. Sie veranstaltet darum in ihren Gemächern erbauliche, besonders von Frauen besuchte Zusammenkünfte, bei welchen die Bibel gelesen und von den Anwesenden, je nach Geist und Gabe, erläutert wird und der Gesang frommer Lieder die fromme Stimmung erhöht.

„Die Liebe zu Gott muß sich aber auch werkthätig erweisen in der Liebe zu den Menschen," so sagt die Fürstin, die nicht nur Spener gelesen, sondern auch mit August Hermann Francke noch persönlich verkehrt hat. Sie ist sehr mildthätig, sie nimmt sich der Armen, Kranken und Verlassenen an und übt offen und verschwiegen gar viele Werke der Barmherzigkeit. In ihrem unersättlichen Drange, zu helfen und zu retten, möchte sie Jeglichen auch von der Not des Gewissens befreien und auf den Weg des rechten Glaubens führen, sie übt äußere und innere Mission und wird dabei etwas bekehrungssüchtig. Und wie sie die Leiden der Seele mit eigenem Worte überall heilen möchte, so auch die Leiden des Leibes mit eigener Hand. Ganz im stillen studiert sie neben der Theologie auch Medizin, sie legt sich eine kleine Hausapotheke an, behandelt Kranke von allerlei Art auf eigene Faust und betreibt zuletzt eine recht ausgedehnte Kurpfuscherei. Auch in weit späterer Zeit haben fromme vornehme Damen gerne homöopathisch gequacksalbert. Der ursächliche Zusammenhang liegt nahe.

Unserem Kammerdiener und Leibarzt gefällt das ganze Treiben der Fürstin durchaus nicht. Er hält es hier wie

überall mit seinem Fürsten und Herrn und ist genau so orthodox wie dieser. Er würde sich wie ein ungetreuer Diener, wie ein Revolutionär erscheinen, wenn er etwas Anderes, wohl gar etwas Besseres glauben wollte als sein Herr. Dazu verdrießt ihn den Arzt die Kurpfuscherei der Fürstin besonders, und [illegible] Einverständnis mit dem Hofprediger, a[illegible]unden Ihrer Durchlaucht für eine Art [illegible]rei. Er sagt: man soll dem Arzte lassen [illegible] und dem Pfarrer, was des Pfarrers ist.

Des Sonnt[illegible]tesdienste vor der Predigt spielte der Org[illegible]greifende Präludien und Fugen, die man wegen u[illegible]ge tadelte. Kein Mensch in der Gemeinde ahnte, daß diese Musik den Kern der Orthodoxie und des Pietismus geläuterter erfasse und diese Gegensätze tiefer versöhne und auf ihre höhere Gesamtpotenz erhebe, als es irgend ein Theologe jener Zeit vermocht hat. Es war Musik von Johann Sebastian Bach.

Am fürstlichen Hofe erschien eines Tages ein windiger französischer Marquis, der feinste Weltmann, voll Geist und Witz. Er sprach wunderschön französisch und gefiel dem ganzen Hofe so gut, und ihm gefiel die Hofküche und der Hofkeller so gut, daß sich sein Besuch, der anfangs nur auf eine Woche berechnet war, auf ein volles Jahr auswuchs. In vertrauter Stunde liebte er's, über Religion und Kirche, über Christum und sein Evangelium sehr witzig und geistreich, sehr fein verblümt und doch sehr deutlich zu spotten und einen ganzen Springquell von Frivolitäten hervorzusprudeln. Der Fürst hörte ihm bald lächelnd, bald kopf-

schüttelnd zu: wie sprach der Marquis doch so wunderschön französisch! Kurz vor seiner Abreise bat der Franzose den Fürsten, ihm ein kleines Büchlein widmen zu dürfen, welches er in Mußestunden verfaßt habe. Es führte den Titel „Les mystères de l'Évangile“ und strotzte — nur leicht verhüllt — von giftig witzigen Lästerungen alles dessen, was dem Fürsten das Heiligste war — in wunderschönem Französisch. Der Fürst gestattete huldvoll die Widmung und verehrte dem Marquis zum Dank eine reich mit Brillanten besetzte goldene Dose. Hätte einer seiner Unterthanen auch nur ein Zehntel von dem auf deutsch zu sagen gewagt, was der Franzose französisch gesagt und geschrieben hatte, der Unglückliche wäre in das tiefste, dunkelste Loch des Zuchthauses geworfen worden. Noch lange nachher pflegte der Marquis daheim, wenn er Freunden eine Prise aus der goldenen Dose anbot, mit ausgelassenster Laune zu erzählen, welch gnädige Aufnahme er an einem orthodoxen deutschen Hofe gefunden habe.

Es gehörte zu den verhängnisvollsten Verblendungen der vornehmen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, daß sie glaubte, im engeren Zirkel und unter fremdländischer Maske sich Freiheiten erlauben zu dürfen, die bei Hochgeborenen als geistreich interessante Launen zu bewundern, beim gewöhnlichen Bürgers- und Bauersmann aber als Verbrechen hart zu verpönen seien.

Die Revolution am Schlusse des Jahrhunderts nahm schwere Rache für diese Verblendung.

Von schönen Künsten versteht unser Kammerdiener und Leibarzt nicht viel, kümmert sich auch nicht sonderlich um dergleichen. Nach seiner Ansicht sind die Italiener vor allen

Völkern berufen zur Musik und Malerei, die Franzosen zu Poesie und Theater, und so ist denn für die Deutschen nichts Rechtes mehr übrig geblieben. Da es aber den Gottschedianern gelang, mit ihrer Parteiwühlerei am fürstlichen Hofe wie an andern Höfen durchzudringen, und da der Fürst fortan von Gottsched liest, nur Gottsched empfiehlt, gönnt auch der Kammerdiener in sein Gottscheds „Kritische Dichtkunst" zu Ehren vor deutscher Poesie wächst, ganz un leidenschaftlich Partei für Gottsched und ß dieses Dichters „Sterbender Cato" eilles „Cid" und Racines „Phädra" seher. s erstes deutsches Musterdrama Jahrhunderte überdauern werde.

II.

Der Kammerdiener hat, wie wir wissen, einen Sohn, welcher 1735 geboren ist.

Von Gestalt schlanker und schmächtiger wie der Vater, feiner in den Zügen, vielfach anders geartet in Geist und Gemüt, unterscheidet er sich namentlich im Temperamente von dem Alten. Dieser war Hypochonder; der Sohn ist Sanguiniker. Er besitzt die glückliche Naturgabe, die Welt schön zu finden und die Menschen gut und liebenswert; er versteht die Kunst, unermeßlich viel zu hoffen und doch mit wenigem zufrieden zu sein; er vertraut seinem Sterne, und sein Stern täuscht ihn nicht.

Der Vater wollte, daß ihm der Sohn einmal in seinem

Doppelamte nachfolgen solle; die Erblichkeit solch ausgezeichneter Stellen war damals fast selbstverständlich. Allein die Söhne wollen fast immer etwas anderes als die Väter — woher käme auch sonst der Fortschritt? — und so lockt den Jungen weder der Doktor noch der Kammerdiener; er hat sich vielmehr in den unbegreiflichen Plan verbohrt, Kaufmann zu werden. In der That unbegreiflich, wenn man erwog, daß er gar niemals ein ordentliches Handelsgeschäft gesehen hatte, daß er das Bild eines Kaufmanns nur aus seiner Phantasie schöpfen konnte; denn in dem Residenzstädtchen gab es nur kleine, gering geachtete Krämer.

Es ist jedoch schon öfters vorgekommen, daß ein Knabe aus dem innersten Binnenlande, der niemals ein großes Wasser, niemals ein rechtes Schiff erblickte, von unwiderstehlicher Neigung zum Seemannsberufe ergriffen ward und wirklich zur See ging und dort um so Ausgezeichneteres leistete, je schwerer er sich den fremdartigen Beruf hatte erkämpfen müssen.

So geschah es auch bei unserem jungen Manne. Er konnte dem strengen Vater die Einwilligung nicht abtrotzen, aber er schmeichelte sie ihm ab. Schweren Herzens gab dieser den Sohn einem auswärtigen Kaufmann in die Lehre, und ein günstiges Geschick führte ihn dann später als Gehilfen in ein großes Hamburger Haus. Das kaufmännische Leben dieser Stadt förderte ihn ungemein.

Die altberühmten Handelsstädte der Hansa wie des deutschen Südens lagen selbiger Zeit fast alle in tiefem Verfall. Neben Hamburg machten höchstens Leipzig und Frankfurt a. M. eine vorteilhafte Ausnahme, Leipzig wegen

seines handels und Frankfurt als die damalige Wahl- und Krönungsstadt der Kaiser, beide berühmt und blühend durch ihre Messen. Zur Leipziger Messe kamen Russen und Griechen aus weitester Ferne, zur Frankfurter Messe die kleinen deutschen Fürsten aus der Nähe, um sich wechselseitig Stelldichein zu n Meßsehenswürdigkeiten zu vergnügen. ich geändert; die meisten Messen sind h herabgesunken, und die deutschen Fürste r die Frankfurter Messe.

Hamburg achtzehnten Jahrhundert stetig gewachsen diese Stadt zuerst wieder großartig in d eifen, aus dessen Bahnen unsere Seestäd. ückgedrängt waren, seit Antwerpen und Amsterdam den alten Ruhm der Hansa für sich gewonnen hatten. Aber nicht bloß die Kaufleute, auch Künstler und Gelehrte blickten auf Hamburg als einen neuen Mittelpunkt litterarischen und künstlerischen Lebens, und mit Recht konnte Voß den Deutschen zurufen: „Wenn ihr einmal Hamburgs blühende Elbufer besucht, so denkt: hier war's, wo Klopstock als Jüngling mit Hagedorn, als Mann mit Lessing zur Erweiterung des deutschen Namens sich begeisterte."

Kam unser junger Kaufmann auch aus einer abgelegenen kleinen Fürstenresidenz, so umschloß dieselbe doch eine buntfarbige und vielgestaltige kleine Welt im engen Rahmen; seit seiner Kindheit angeregt nach allen Seiten, brachte er Sinn und Verständnis für ideale Ziele mit und blieb nicht unberührt von dem erweckenden und befreienden Frühlingshauche des neuen Geisteslebens.

Der junge Mann hat Geschick und — Glück. Er gewinnt die Liebe der Tochter, des einzigen Kindes seines Prinzipals, und da er nach seines Vaters Tode sein nicht unbedeutendes Erbe in dessen Handlung einlegt, so wird er Geschäftsteilnehmer und erringt als solcher auch die Hand der Hamburgerin. Dies wird ihm, dem Fremden, dem „Buiten-Menschen" zwar nicht leicht; denn trotz Klopstock und Lessing hält der Hamburger Kaufmann getreulich fest an seinen angestammten Vorurteilen, „wie sie der Bocksbeutel mit sich bringt", allein er weiß auch, daß Fleiß, Verstand und Ehrlichkeit unter Umständen einen Hamburger Geburtsschein ersetzen können.

Unser fremder Kaufmann kommt sogar recht früh zu seiner Frau. Man heiratete damals durchschnittlich noch bei jüngeren Jahren als heutzutage, weil im entvölkerten Deutschland der Menschen noch weniger waren und die ungeheure Lücke ausgefüllt werden mußte, welche Krieg und Not seit anderthalb Jahrhunderten gerissen hatten. Nach langen Zeiten der Verödung und Entvölkerung werden die Hagestolzen und alten Jungfern rar; nach langen Zeiten wachsenden Wohlstandes mehren sich beide erschreckend, und es kommt dann — die „Frauenfrage".

Wenn der junge Kaufmann am Hafen steht und den großen Schiffen nachblickt, wie sie die Elbe hinab zum Meere segeln, dann ergreift ihn manchmal eine tiefe Sehnsucht: er möchte mitfahren in ferne Weltteile, um fremdartige, wundersame Dinge dort mit eigenen Augen zu schauen. Auch uns moderne Menschen erfaßt ja wohl ein solches Verlangen: wir möchten Meer und Land, wir möchten die ganze weite

Erde [illegible]n lernen, wie sie ist. Das sucht aber unser Kaufmann nicht: er begehrt auf fernen Inseln die Menschen kennen zu lernen, wie sie bei uns leider nicht mehr sind und wie sie doch eigentlich sein sollten. Was uns am nächsten liegen sollte, den reinen, paradiesischen Menschen, das sucht er dort als de[illegible]iderſame. Als vollendete Realisten umf[illegible] Forscher die Welt; er, der nüchterne [illegible]e als Idealist umkreisen. Nicht die Wis[illegible]n oder Naturforschers ist es, die seinen [illegible] zieht, sondern die Phantasie des Phil[illegible] fühlsseligkeit des Philanthropen. Er r[illegible] den Südseeinseln Naturmenschen gebe[illegible]en, die in der That aber bessere Menschen seien als wir, rein und edel, wie sie aus den Händen der Natur hervorgegangen, unberührt von jener Kultur, die uns alle verderbt. Er hat Rousseau gelesen und schwärmt für die Glückseligkeit des Naturzustandes.

In unserer verderbten Gesellschaft stehen jene Leute, die am freiesten sind von Besitz, der egoistisch macht, und von Bildung, die erschlafft, steht das ärmste, das eigentliche Volk, dem Naturzustande am nächsten. So sagt der Kaufmann. Und da in Hamburg keine paradiesischen Freundschafts- und Gesellschafts-Insulaner zu haben waren, so hätte er sich wohl zu diesem eigentlichen Volke ganz besonders hingezogen fühlen müssen. Allein es fällt ihm doch nicht ein, mit den Packträgern und Schiffsladern zu tauschen oder seinem Hausknecht Bruderschaft anzubieten. Vor der praktischen Konsequenz macht er Halt, — wie sein ganzes Zeitalter.

Nur auf einem Punkte scheut er jedoch diese Konsequenzen nicht ganz: bei der Erziehung seines Sohnes.

Die Kinder stehen dem Naturzustande weit näher als die Erwachsenen; sie werden demselben erst entfremdet durch den Unterricht. Also sollte man die Kinder ohne alle Schule aufwachsen lassen? Doch nicht! Der Kultur können sie in unserer Gesellschaft nicht entgehen; man muß sie darum so erziehen, daß sie gepanzert werden gegen die schlechten Einflüsse einer falschen Gesittung, man muß das Kind im Menschen zu retten und zu bewahren suchen durch die Schule.

Der Kaufmann erzieht demgemäß seinen Sohn ganz anders, als sein Vater ihn erzogen hatte. Das ist natürlich. Die Söhne müssen vor allem trachten, die Fehler ihrer Väter zu verbessern.

Der alte Kammerdiener war der Ansicht, daß die Kinder von Natur böse seien, daß in jedem kleinen Kind ein kleiner Teufel stecke. Darum zerreißen und verderben die Kinder mit wahrem Vergnügen, was ihnen nur in die Hände kommt, sie lernen fast ebenso früh lügen als sie sprechen lernen, sie sind eigensinnig und neidisch, und was sie selbst essen, schmeckt ihnen allemal am besten. Diesen Teufel im Kinde glaubte der Alte am sichersten durch Scheltworte und Ohrfeigen und Prügel austreiben zu können; er erzog seinen Sohn nach dieser Maxime, und der Sohn wurde, wie wir sehen, ein tüchtiger Mensch.

Im Gegensatz zu seinem Vater glaubt aber dieser, daß jedes kleine Kind vielmehr ein kleiner Engel sei und daß es seine Untugenden nur den Erwachsenen ablerne. Die Triebe des Kindes sind von Natur gesund und gut, sie werden erst

sch[illegible]dem wir sie zurückschrauben, verdrehen und zersetzen. Unser Kaufmann, im Geschäft sehr strenge, ist daher als Vater äußerst mild; er läßt seinem Söhnchen möglichst den Willen und straft nur mit sanftem Mahnworte, damit der Kleine ja nicht verbittert und trotzig werde. Das Lernen soll zu[illegible] das Spiel ein Lernen. Als der Junge [illegible]ßt der Vater die Buchstaben einzeln in [illegible] und wenn der Kleine einen Buchstaber[illegible]r ihn essen. Zum Spiel dagegen muß [illegible] und Schnitzbank setzen, oder im Garten [illegible], bis ihm der Schweiß ausbricht. Die [illegible]rarbeit, soll der Geistes-kultur ein Gege[illegible]ähert uns in demselben Maße wieder dem Naturzustande und dem eigentlichen Volke, als uns jene von beiden entfernt.

Und der Junge gedeiht und entwickelt sich gerade so prächtig bei dieser Erziehungsmethode wie sein Vater vordem bei der entgegengesetzten. Viele hundert pädagogische Systeme sind schon am Geiste und Leibe der Menschheit versucht worden, und die Menschheit existiert immer noch. Sie ist sehr zähe.

Der sanguinische Kaufmann ist Optimist, vorab in seiner sozialen Weltanschauung. Er sonnt sich in dem Gedanken, daß seine Gegenwart ein großes Stufenjahr in dem stetigen Fortschritte des Menschengeschlechts bezeichne. Er ist Freimaurer und möchte die ganze Welt in wahrer Johannisliebe brüderlich umarmen; er jubelt über die Aufhebung des Jesuitenordens und hätte den Mann für verrückt erklärt, der die siegreiche Wiederkehr der Jesuiten für möglich

gehalten hätte; er ist Kosmopolit und schwärmt — mitten im siebenjährigen Krieg — für den ewigen Frieden.

Fürsten und Edelleute kümmern ihn wenig. Streng bürgerlich gesinnt, erblickt er im Bürgertum die bewegende Macht der Gesellschaft und freut sich, daß einzelne deutsche Fürsten wie schlichte Bürger zu leben beginnen und im bürgerlichen Rock sich unter ihrem Volke bewegen. Er hofft auf eine noch viel schönere Zukunft der Gleichheit und Gerechtigkeit, als er vernimmt, daß Joseph II. die Leibeigenschaft der Bauern auf seinen böhmischen und mährischen Gütern aufgehoben habe, andern Herren zum Vorbild. Der Bauer dünkt ihm nicht mehr, wie weiland seinem Vater, ein Ochse ohne Hörner, sondern ein vollgültiger Mensch.

Zum Zeichen, daß er der Sohn einer freieren Zeit sei, trägt der Kaufmann statt der Perücke in späteren Jahren einen Zopf und ahnt nicht, daß dieses Fortschrittssymbol dereinst das Sinnbild des Rückschrittes und der Erstarrung werden würde.

Seine Auffassung der politischen Weltlage ist von der väterlichen grundverschieden. Des Vaters Vorliebe für Frankreich teilt er ganz und gar nicht mehr. Die lüderliche Wirtschaft Ludwigs XV. empört sein sittliches Gefühl, und Voltaires Freigeisterei gefällt ihm ebensowenig wie ein pfäffischer Zelotismus, der dem Philosophen von Ferney immer neue Anhänger in die Arme trieb, indem er ihn bekämpfte. Der deutsche Patriot regt sich in ihm gegen eine Nation, welche in Sprache und Litteratur, in Sitte und Mode noch immer so große Herrschaft bei uns übte, während sie doch in innerer

Zersetzung begriffen war, und wir im Bewußtsein inneren Aufschwunges aufatmeten.

Weit näher als Paris liegt dem Hamburger Kaufmanne London. Er ist in Geschäften öfters dort gewesen, spricht besser englisch als französisch und gewinnt nachgerade eine erlebte K bens, wie sie damals in Deutschland m Es freut ihn, bei den Engländern in che wiederzufinden, was ihn als echt de Trotz der Eigenart, den Durst nach ind gigkeit, die Neigung, das Alte zu bewahre ach Neuem und Besserem, vornehme Sitten n Ideen. Und anderer- seits freut es ih ei den Engländern ver- heißungsvoll verwirklicht zu sehen, was uns Deutschen noch fehlt: den staatlichen Gemeinsinn und die parlamentarische Verfassung eines großen nationalen Gemeinwesens. Er wünscht und hofft, daß auch die Deutschen allmählich englische Institutionen bei sich ausbilden möchten; er hegt dies eitle Hoffen, weil ihm alle historische Bildung fehlt, weil er die ungeheure Kluft nicht kennt, welche deutsches und englisches Volks- und Staatsleben seit Jahrhunderten scheidet und auf grundverschiedene Wege auseinandergeführt hat.

Bei aller Vorliebe für England begeistert er sich aber später noch viel mehr für die Nordamerikaner, welche sich gegen England erheben. Der Hamburger Handel gewann einen mächtigen Aufschwung durch die Selbstbefreiung der nordamerikanischen Kolonien; dies brachte den Hamburger Kaufmann vorweg auf ihre Seite. Die Amerikaner wollten sich nicht besteuern lassen durch das englische Parlament,

in welchem sie nicht Sitz und Stimme hatten, sie wollten überhaupt nicht nach Willkür beherrscht werden, sondern nach dem Rechte, welches unter den Schutz des eigenen Volkes zu stellen sei. So einfache und doch so weittragende Gedanken leuchteten unserem Kaufmanne ein. Der Anbruch einer neuen Zeit schien durch den Sieg der Freiheit jenseit des Oceans auch für Europa aufzudämmern. Doch wünschte der Kaufmann seinem eigenen Vaterlande keineswegs eine sofortige Revolution nach amerikanischem Muster. Er meinte mit Klopstock, die Sache habe noch hundert Jahre Zeit:

— — „frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht."

Vom heiligen römischen Reiche deutscher Nation denkt der Sohn ganz anders wie weiland sein Vater, — er denkt eigentlich gar nicht mehr an dasselbe. Es ist ja nur noch ein Schatten der Vergangenheit. Unser Kaufmann fühlt sich als Deutscher nach Stamm, Sitte und Sprache; aber politisch ist er zunächst Hamburger und dann — Weltbürger. Zwischen dem Nächsten und Fernsten fehlt das Mittelglied — der nationale Staat. Man entbehrt, man vermißt ihn nicht, weil man ihn nicht begreift.

Auch ein Größerer erstrebte diesen Staat damals nicht, weil er ihn nicht vermißte, nicht begriff und auch nicht brauchen konnte, — Friedrich der Große.

Der Kaufmann schwärmt mit so vielen Tausenden für Friedrich. Preußisch gesinnt ist er nicht — er ist ja ein Hamburger —, aber er ist, wie Goethe sagt, „altenfritzisch"

geſinnt. Der alte Fritz mit ſeinem gut deutſchen Mutterwitz, mit ſeiner mannhaften Tüchtigkeit und Thatkraft hat es ihm angethan. Der Hamburger freut ſich, daß ein mächtiger deutſcher Fürſt zugleich ſein eigener Miniſter iſt und ſeinen Staat nicht durch höfiſche Günſtlinge regieren läßt, daß dieſer Fü kommandiert und ſeine Generale ſelbe andere die Wahl einer Maitreſſe anh ſt, der ſtrenge Ordnung in die Verwal Gerechtigkeit in die Juſtiz und ſtrenge Bi nanzen, ein Fürſt, der ſich in Pflichttr er ſeines Staates nannte, mußte dem tü kaufmann gefallen. Die Deutſchen waren weſen; aber ſchlecht geordnet und ſchlecht geführt, hatten die deutſchen Heere ſeit hundert Jahren doch im Durchſchnitt mehr Schläge als Siege davon getragen. Es erfüllte unſern Mann mit patriotiſchem Stolze, ein deutſches Heer erſtehen zu ſehen, das ſich nicht nur tapfer zu ſchlagen, ſondern das auch zu ſiegen wußte, von Freund und Feind bewundert.

Und dennoch ſchien ihm in mancher ſtillen Stunde dieſe Bewunderung faſt ein Unrecht, dieſer Stolz faſt ſündhaft. War nicht aller Krieg eine Barbarei? Durfte die aufgeklärte Gegenwart noch ein Recht der Eroberung anerkennen? Der blutrote Feuerſchein des Kriegsruhms mußte endlich einmal verblaſſen vor der aufgehenden Sonne der Humanität, und über der allgemeinen Völkerverbrüderung des Weltbürgertums wird ſich dann der irdiſche Himmel des ewigen Friedens wölben. Vielleicht, daß dies die Enkel im neunzehnten Jahrhundert ſchon erleben! So dachten und hofften

viele Tausende, und wahrlich nicht die schlechtesten Männer! — im philosophischen achtzehnten Jahrhundert.

Der alte Kammerdiener war orthodox, bekenntnisgläubig, gewesen; sein Sohn ist rationalistisch, vernunftgläubig mit etwas gefühlsgläubigem Anflug. Rationalismus und Pietismus sind Geschwisterkinder; sie haben einen gemeinsamen Großvater, den Subjektivismus; sie können sich befreunden und verschmelzen, während der Orthodoxe dem Rationalisten niemals die Hand reichen wird.

Als unstudierter Kaufmann denkt unser Freund zwar nicht so systematisch scharf wie Lessing, allein er macht sich doch allerlei Lessingsche Gedanken nach seiner Weise. Vorab ist er tolerant und sagt mit Nathan zu den streitenden Konfessionen: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt, der echte Ring vermutlich ging verloren," und sucht zu ergründen, wie die Bekenner jeglichen Glaubens in Verträglichkeit, Wohlthun und innigster Ergebenheit in Gott sich des echten Ringes würdig zu erweisen trachten. Diese Ergründung wird ihm freilich manchmal recht schwer. Der Vater hatte sich's in diesem Stücke weit leichter gemacht. Statt nach dem gleichberechtigten Streben Andersgläubiger liebevoll zu forschen, hatte er die Katholiken für nicht viel besser als Heiden, die Reformierten aber für die Allerschlimmsten, für wahre Mamelucken erklärt. Denn wenn sich Brüder hassen, dann geht der Haß am tiefsten.

„Gott hat sich uns in zwiefacher Weise offenbart," so etwa lautet des Kaufmanns Katechismus, „in unserer Vernunft und in der Bibel. Die eine Offenbarung kann mit der anderen nicht in Widerspruch stehen, weil sonst Gott selbst

sich widersprechen würde. Aber beide Offenbarungen leiden mitunter an Dunkelheit: unsere Vernunft, weil es in unserem Kopfe eben auch nicht immer ganz hell ist, und die Bibel, weil Gottes Wort in ihr durch Menschenhand niedergeschrieben wurde. Die Bibel enthält vieles, was über Menschenvernunft geht, gläubig hin, so lange es nur nicht gegen unft streitet. Würde sich aber letzteres b ir ein solches Bibelwort beiseite liegen c derbt durch das Mißverständnis des n ers. Ueber diese Dinge mögen die Th brüten; wir können abwarten, bis si en vernünftig begreifbar gemacht haben, ch über unsere Vernunft gehen; oder bis sie vernunft ausgeschieden haben, was wider die Vernunft läuft. Der gewöhnliche Mensch aber muß unter allen Umständen an drei große Dinge glauben: an einen persönlichen Gott, der Alles zum besten lenkt; an die persönliche Unsterblichkeit und ein ewiges Leben, welches jedes Rätsel lösen und jedes Unrecht ausgleichen wird, und an den endlichen Sieg der Tugend auch schon auf dieser Erde, in welchem Gottes Schöpfungswerk sich selber krönt."

So sagt der Kaufmann.

Wenn er in diesen drei Worten des Glaubens doch nicht immer den vollsten Trost des Herzens und die Versöhnung des Gewissens findet, deren er bedarf, so hilft ihm das Festhalten an der überlieferten religiösen Sitte der Gemeinde und des Hauses gemütlich darüber hinaus. Er geht noch ebenso fleißig zur Kirche wie sein Vater; nur steht dort jetzt ein ganz anderer Pastor auf der Kanzel, dessen Predigten zwar

gleichfalls sehr lang, aber mehr dem weltlich Gemeinnützigen als dem geistlich Erbaulichen zugewandt sind. Im eigenen Hause versammelt der Kaufmann noch jeden Morgen und Abend die Familie und das Gesinde um sich und liest ein Gebet oder ein Gesangbuchlied zum frommen Beginn und Schluß des Tagewerks, ganz wie es der Vater gethan. Nur lauten die Gebete anders, und auch das Gesangbuch ist inzwischen verbessert worden. Der Vater las z. B. an so manchem Abend: „Nun ruhen alle Wälder, — — es schläft die ganze Welt." Der Sohn liest dasselbe Lied, aber mit leichter Veränderung. Er spricht: „Nun ruhen alle Wälder, — — es schläft die halbe Welt." Denn er weiß sehr wohl, daß zur selben Stunde, wo wir im schönsten Mitternachtsschlummer liegen, unsere Antipoden sich eben zum Mittagstische setzen; — und das Gesangbuch soll nicht im Widerspruch stehen mit der Geographie.

So nüchtern verständig unser Kaufmann auch ist, so verfolgt er doch die Kunst mit viel wärmerer Teilnahme, als sein Vater gethan, wobei ihm seine Frau ganz besonders anregend zur Seite steht. Von der Frau des alten Kammerdieners und Leibarztes habe ich gar nicht geredet: damals gingen die Frauen dieser Kreise noch völlig in ihren Kindern und ihrer Haushaltung auf. Jetzt aber nehmen sie bereits thätig teil am gesellschaftlichen Leben, welches durch sinnige Pflege von Kunst und Litteratur verschönert wird. Die Frau unseres Kaufmanns bringt ihm die neuesten Musenalmanache; sie liest ihm daraus vor, öfters noch liest sie ganze Bücher für ihn und sagt ihm nachher, was ungefähr darin steht, so daß er mit der schönen Lit-

t[illegible]g gut auf dem Laufenden bleibt. Ebenso spielt sie die neuesten Klaviersonaten für ihn, wobei er sie manchmal auf der Flöte begleitet. Auch bewegt sie den Mann zum Besuch der öffentlichen Konzerte Philipp Emanuel Bachs im Johanneum.

Das H[illegible] doch nicht im modernen Sinne. Mit [illegible]ten von Claudius, Stolberg, Hölty, [illegible]n gleichzeitig zumeist auch schlichte, leich[illegible]von Schulz und Andern, man liest das [illegible]n's singt, und man singt es unter Frei[illegible]slichen Kreise. Das gibt die echte Haus[illegible]ht gemacht, damit Sänger und Spieler [illegible]önnen bewundern lassen, nicht um ein Konzert im Hause zu geben, auch nicht um durch musikalisches Geräusch zwischen Thee und Souper das Auftragen der Teller im Nebenzimmer unhörbar zu machen. Man singt kunstlos, wie es die Stimmung des Augenblickes eingibt, man singt, um die Stimmung zu erhöhen, und Alle singen mit.

Die Gesellschaft tritt in lauer Sommernacht hinaus in den vom Mond bestrahlten Hausgarten, da singt man:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar."

Man setzt sich beim festlichen Mahle zu Tische, da singt man:

„Mit Dank und frohem Mute
Genießen wir das Gute,
Das uns der große Vater schenkt."

Oder es ist ein schweres Leid über die Familie hereingebrochen, man tröstet sich durch traute Zusprache im engsten Kreise; da singt man auch:

Des Lebens Tag ist schwer und schwül,
Des Todes Odem leicht und kühl."

Und wenn bei der Jahreswende Hausgenossen und Freunde zu fröhlicher und beschaulicher Tafelrunde versammelt sind und die Glocke schlägt, dann singt man:

„Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag,"

und wenn der Rundreim kommt:

„Es brachte Freud' und Kummer viel
Und führt' uns näher an das Ziel!"

dann fallen Alle im Chorus unisono ein:

„Ja Freud' und Kummer bracht' es viel
Und führt' uns näher an das Ziel!"

Wir haben heutzutage viel mehr Musik in unsern modernen Liedern als jene anspruchslosen Schulzschen Weisen bieten konnten und wollten, aber wir haben weniger Musik im Gemüte, wenn wir häuslich und gesellig zusammensitzen.

Unsers Kaufmanns Lieblingsdichter ist Gellert, den er für einen wirklich großen Poeten hält. Gellerts klar verständiges und doch so kindlich frommes Wesen, seine gesunde Moral und liebenswürdige Schalkheit entsprechen so ganz dem eigensten Sinne des Kaufmanns, wie sie höchst ehrenwerte Züge des deutschen Nationalcharakters für jene Zeit und auch für spätere Zeiten spiegeln. Klopstock steht ihm höher, aber Gellert steht ihm näher als Klopstock, der ihm der größeste Dichter der Deutschen dünkt. Er liest manch-

mal Klopstocks Oden, um seinen Verstand wie in einem Stahlbade zu stärken. Man kann aber nicht alle Tage Stahlbäder nehmen. Er besitzt Klopstocks Messias in vier prachtvollen Lederbänden mit Goldschnitt; öfters hat er das große Epos aufs tapferste ganz zu lesen versucht, ist aber niemals über den zweit[illegible] hinausgekommen.

Beim Ersch[illegible]or [illegible] Götz und Schillers Räubern erfaßt ihn [illegible] über die beginnende Verwilderung unserer [illegible]n [illegible]r, und er denkt mit dem damaligen Mü[illegible] Fronhofer: „Deutschlands belletterisches gülb[illegible]t, ist, wenn's so fortgeht, so gut als vorl[illegible]

Gehörte der tref[illegible]nn also auch nicht zu den „Genialischen," so war er doch „empfindsam." Jeder gebildete Mensch mußte damals ein bißchen empfindsam sein, wie wäre er sonst auch gebildet gewesen? Die Empfindsamkeit gab das natürliche Gegengewicht zum rationalistischen Grundzuge des Zeitalters.

Der Kaufmann besitzt einen schönen Garten vor der Stadt. Dort hat er an lauschig heimeligem Plätzchen einen steinernen Obelisken errichten lassen, beschattet von Trauerweiden. Am Sockel steht mit großen goldenen Lettern: „Der Unvergeßlichen." Man könnte das Ganze für ein Grabmal halten; allein es liegt dort Niemand begraben. Oder wenigstens für einen Denkstein zur Erinnerung an eine Heimgegangene, die anderswo ihre Ruhestätte fand. Auch dies trifft nicht zu. Der Besitzer hat keine solche Teure zu beklagen. Er denkt jedoch: es könnte ein empfindsamer Freund vorübergehen, der um irgend eine Unvergeßliche

trauert: wie würde der Anblick des Steines und der Worte ihn rühren! Oder er selbst, der zur Zeit noch keine Unvergeßliche verloren hat, könnte doch einmal eine solche verlieren — und der Stein stünde schon da. Dazwischen kann sich der Erbauer des Obelisken auch schon von dem Vorempfinden eines künftigen Verlustes süß durchschauern lassen. Wie Klopstock die künftige Geliebte besang, so errichtete er der künftigen Unvergeßlichen einen Denkstein.

In alten Gärten sieht man noch manch ähnliches verwittertes Monument aus jener empfindsamen Zeit.

III.

Der Kaufmann hat, wie wir wissen, einen Sohn, welcher 1770 geboren ist.

Im Gesichte gleicht er der Mutter, im Wuchs dem Vater, aber nach Geist und Temperament ist er von letzterem sehr verschieden. Der Vater ist sanguinisch, der Sohn dagegen cholerisch und — sehr nervös. Auch der alte Kammerdiener, der Großvater, war nach der Redeweise *seiner* Zeit „nervös" gewesen. In diesem Sinne ist es der Enkel freilich nicht. Die Wörter wechseln ihren Kurs wie die Münzen. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nannte man nervös, was wir jetzt nervig nennen, und so sprach man von dem nervösen Herkules und sagte von dem Kammerdiener: er ist nervös wie ein Grobschmied. Der Enkel dagegen ist nervös im modernen Sinne des Wortes: er leidet an übermäßig reizbaren Nerven.

Schon als Knabe zeigte er ungewöhnliche Geistesgaben,

und da sein Vater inzwischen ein reicher Mann geworden war, so steht ihm die glänzendste Laufbahn offen.

Der Vater hätte gewünscht, daß der Sohn Kaufmann werden, daß er sein blühendes Geschäft fortführen möge. Allein die Söhne wollen immer etwas anderes als die Väter. Der Junge set[illegible] daß er zum Gelehrten geboren sei, und n[illegible] ieren. Der Vater widerstrebt lange; nach [illegible] schen Grundsatze, den Kindern möglichst den [illegible] n, muß er freilich zuletzt nachgeben. S[illegible] der den entgegengesetzten Grundsatz gehegt, h[illegible] benſogut nachgeben müssen.

Wenn aber der Junge [illegible] t, dann soll er wenigstens ein recht solides Studium [illegible] en, einen recht praktischen Lebensberuf, der in geschäftlicher Präzision dem kaufmännischen möglichst nahe kommt. Und dies ist der Beruf eines Rechtsgelehrten. Der Junge stimmt bei, da ihm die späteren Berufe ziemlich gleichgültig sind, wenn er zunächst nur zur Universität gehen darf. Und unter den deutschen Universitäten wählt der Vater diejenige aus, welche sich des Rufes besonders strenger, zünftiger Schule, besonders abgeschlossener Fachgelehrsamkeit erfreut — Göttingen. Dem Jungen ist alles recht, wenn's überhaupt nur eine Universität ist, und so reist er mit dem Segen des Vaters nach Göttingen.

Auf Universitäten pflegen aber oft viel weniger die Professoren maßgebend zu sein für Studium und Lebenswandel der studierenden Jünglinge als deren Freunde und Studiengenossen. So geschah es auch hier. Der junge Hamburger fand bald einen Freundeskreis, der ihn mit unwiderstehlichem Zauber vom Corpus juris hinweg und zu

einer ungeahnten Poesie im Gedicht und im Leben hinüberzog. Die Tage des Göttinger Hainbundes waren zwar vorüber, doch klangen sie noch nach. Es war eine künstlerische Zeit, die Jugend von stürmischer Kunstbegeisterung ergriffen. Aber die Kunst selbst sollte Natur sein; alles Herkömmliche, Gemachte sollte schwinden. Die studierenden Freunde trieben sich bei Tage in den Wäldern umher, um den Geist Hermanns des Cheruskers zu beschwören, und lagerten nachts in verfallenen Burgen, um von Götz und dem Räuber Moor zu träumen; sie spürten nach Volksliedern und sangen im Volkston, sie liebten mit Werther und brüteten mit Hamlet.

Als unser Student nach Göttingen gekommen war, hatte er einen kleinen Zopf getragen und ein dreieckiges Hütchen. Schon nach wenigen Wochen schnitt er sich den Zopf ab und ließ die Haare wachsen wie sie wollten, zu Ehren der Natur; den dreieckigen Hut aber vertauschte er mit einem Cylinder — zu Ehren der Freiheit.

Die Hüte wechseln ihren Kurs wie die Worte und wie die Münzen. Aus Amerika war der Cylinder über den Ocean gekommen als Freiheitshut — nur mit etwas niedrigerem Kopf und breiterem Rande als wir ihn heute tragen — und während der französischen Revolution pflanzte man ihn auf die Freiheitsbäume, bis er durch die Jakobinermütze verdrängt wurde. In Raritätensammlungen findet man heute noch derartige riesige Revolutionscylinder von Blech. Ganz anders kam es im 19. Jahrhundert. Als die Revolution des Jahres 1848 in Wien gewaltsam niedergeworfen wurde, da bedeckten und deckten sich ängstliche Leute mit demselben Cylinder; er war nunmehr zum Abzeichen

konſervativer Geſinnung geworden, der Freiheitshut zur „Angſtröhre“.

Wenn unſer Studioſus in den Ferien das elterliche Haus beſucht, dann gerät er jedesmal mit ſeinem Vater in heftige Meinungsfehde. Der Junge fordert ſtürmiſch Wahrheit überall, Natur überall bloß in der Kunſt, auch in Staat, Religion un aft; — das fordert der Alte auch, allein er ford ir in Gedanken und für eine langſam heranr be h t; der Junge fordert es in der That und Der Vater wähnt das verlorene Paradies ur Menſchentums in fernſter Ferne zu erſpähen — je Geſchichte und jenſeit des Oceans; der Sohn er es viel näher in den Ritterzeiten und vorab im altgermaniſchen Urwalde. Sein Großvater hatte geſchnupft; denn dazumal ſchnupfte die ganze feine Welt, auch die Damen, und nicht bloß die alten, ſondern ſogar die ſchönen und jungen; ſein Vater rauchte aus einer kleinen Kölner Thonpfeife; er ſelbſt aber verabſcheut das Rauchen wie das Schnupfen, weil die alten Deutſchen weder geraucht noch geſchnupft haben.

Der Kaufmann ſieht mit tiefer Bekümmernis auf das Treiben ſeines ſtudierenden Sohnes, der übrigens ſehr wenig ſtudiert; denn wie ſollte er auch Zeit dazu finden bei ſeinem Drange, die Welt zu verbeſſern und die Menſchheit wieder menſchlich zu machen? Oft genug berief ſich der Sohn, und mit gutem Grunde, auf den Propheten des Vaters, auf Rouſſeau; allein der Vater hatte bei aller Schwärmerei für Rouſſeaus Naturzuſtand ſein Geſchäft überaus praktiſch und fleißig in die Höhe gebracht, und der Sohn kam über

die letzten Konsequenzen Rousseaus aus Rand und Band und that für seinen praktischen Beruf so gut wie gar nichts.

Vermutlich würde dieser Zustand noch lange fortgedauert haben. Da brach ein gewaltiges Ereignis herein, die ganze Welt erschütternd: die französische Revolution!

Gleich Blitzen zündeten die Nachrichten aus Paris in dem erregten Geiste des Jünglings. Vor aller Augen ward die Weltgeschichte zum Weltgerichte. Die Gewaltthat ganzer Geschlechterreihen von Fürsten, die Eigensucht der privilegierten Stände, die lüderliche Finanzwirtschaft, die gewissenlose Staatsverwaltung, die sittliche Fäulnis der Gesellschaft — alles wurde Schlag auf Schlag zur Verantwortung gezogen vor dem Tribunal des erwachten Volkes, zur Sühne, zur Buße vor Gott und den Menschen. Aus Nacht und Graus schien unter Sturm und Wetter ein neuer Morgen zu ersteigen, furchtbar im Aufgang, doch Frieden verheißend in der Zukunft.

Was sollten dem Göttinger Studenten da noch Corpus juris und Pandekten? Ein neues unzerstörbares Recht, ein ewig und allgemein gültiges Naturrecht war ja soeben aufgestellt worden in der „Erklärung der Menschenrechte". Die Paragraphen dieses Urgesetzes konnte der Jüngling bald auswendig, und wie oft sprach er begeistert vor sich hin: „Alle Menschen sind frei und gleich von Geburt —; die Souveränetät ruht im Volke allein —; das Volk hat das Recht des Widerstandes gegen seine Unterdrücker!"

Es duldet den aufgeregten Jüngling nicht länger in der Universitätsstadt. Er will Augenzeuge des großen erhebenden Dramas sein, welches an der Seine spielt, an Ort

und Stelle will er miterleben, wie die Franzoſen, ſich ſelbſt befreiend, die Menſchheit befreien.

Er eilt nach Paris.

Sein erſter Eindruck war Staunen und Verwirrung; der zweite Enttäuſchung.

In der fremden Stadt bekennt er ſich offen als Deutſcher; die große Völkerverbrüderung wird ja von allen Dächern gepredigt, und er hofft, daß ihn jeder Franzoſe doppelt brüderlich ans Herz ſchließe. Da ſagt man ihm, daß es eigentlich die Deutſchen geweſen ſeien, welche vor Zeiten die Knechtſchaft nach Frankreich gebracht, die Franken, während der Freiheitsgeiſt des Volkes galliſch-römiſchen Urſprunges ſei. Von den Franken ſtamme der Adel ab. „Laßt uns dieſe fremden Ariſtokraten in die germaniſchen Urwälder ihrer Vorfahren zurückjagen!“

Da er die neidlos gerechten Kosmopoliten nicht gleich finden kann, ſo ſucht er wenigſtens die Römer unter dieſen freien Galliern. Es begegnen ihm auch Leute, die ſich Gracchus und Brutus nennen, und bei Null Grad Reaumur ſieht er Damen in antiken Sandalen über die Straße laufen. Er hatte aber daheim die altrömiſchen Klaſſiker gründlich geleſen, und da erſchien ihm dieſes Römertum doch bedenklich unecht.

Der deutſche Jüngling trug ſein deutſches Freiheitsideal tief im Herzen. Freiheit war ihm perſönliche Unabhängigkeit. Wenn er ſeinen eigenen Willen hatte, ſo ließ er auch Andern ihren Willen. Dieſe beiderſeitige Willensentfaltung konnte allerdings dazu führen, daß zwei freie Menſchen mit ihren Ellenbogen aneinander ſtießen. Dann

mußte Jeder um der Freiheit willen seine eigene Freiheit ein Stückchen beschränken und dem Andern Raum geben. Der freie Mann will nicht herrschen und nicht beherrscht werden. Freiheit ist keine positive That, sondern bloß ein negativer Zustand, aber ein Zustand, welcher Thaten ermöglicht.

Die Franzosen lachten über diese deutsche Freiheit. Ihnen war Freiheit ein Dogma, und wer so frei sein wollte, an dieses Dogma nicht zu glauben, der mußte dazu gezwungen werden; Freiheit war eine Summe ganz bestimmter Institutionen, und wer so frei war, diesen Institutionen zu widersprechen, den köpfte man im Namen der Freiheit. Freiheit war ihnen Herrschaft. Das wäre ja eine armselige Freiheit gewesen, die immer nur auf sich selbst bezogen geblieben wäre, die nicht mit unwiderstehlicher Siegesgewalt die ganze Welt erobert hätte! Freiheit war kein bloßer Zustand, Freiheit war zwingende That, zwingend bis zur Despotie der Freiheit.

Freilich hatte Fénelon gesagt: „Heureux celui qui, n'étant point esclave d'autrui, n'a point la folle ambition de faire d'autrui son esclave!“ Der Satz war gut französisch, aber die Franzosen verstanden ihn damals nicht mehr: er klang ihnen ganz deutsch.

So verstand auch unser deutscher Student die neue französische Freiheit nicht und war sehr betrübt darüber. Den alten Fénelon hatte er verstanden.

Am tiefsten schmerzte ihn aber, daß er die Freiheit da am wenigsten fand, wo er sie am unbedingtesten vorausgesetzt hatte — in Sachen des Glaubens und der religiösen

Duldung. Früher hatte man die Leute verfolgt, wenn ſie Gott leugneten, jetzt verfolgte man ſie, wenn ſie ihren Gott bekannten. Der junge Mann gewahrte mit Schrecken, daß es ebenſowohl einen Fanatismus und eine Intoleranz des Unglaubens gebe, wie einen Fanatismus und eine Intoleranz des Glaubens. [illegible] so verwerflich wie das Andere; aber Verfo[illegible]nglaubens im Namen der Freiheit war doch offe[illegible]el widerſinniger als Verfolgungsſucht des [illegible]bens [illegible]men kirchlicher Bindung. Und er durfte [illegible]ei ſein, dieſen Gedanken auszuſprechen, n[illegible]ann für einen Pfaffenknecht gehalten.

Er war freiſinnig religiös erzogen worden; allein das deutſche Gemüt hatte bei ihm, wie bei dem Vater, doch auch immer ſein Recht behauptet. Er ſchauderte, als er auf dem Thore eines Kirchhofs die Inſchrift las: „Das ewige Leben iſt der ewige Schlaf.“ Sollte die Vernichtung der letzte Troſt ſein, welchen man dem armen Volke bot?

Einige Freunde, die der fremde Jüngling in Paris gefunden, beobachteten mit ſteigender Beſorgnis die Wandlung, welche ſich Tag für Tag merkbarer in ſeinem Geiſte vollzog. Aus der Ferne hatte er die großen Gedanken der Revolution ſcharf und begeiſtert erfaßt, aus der Nähe ſah er nur ihre Widerſprüche und Verirrungen. Von Deutſchland her hatte er der Bewegung an der Seine mit glühendem Optimismus zugejubelt; in Paris ward er zum eiskalten Peſſimiſten. Das Einzelne betrachtend, verlor er das Verſtändnis fürs Ganze.

Die Freunde wollten ihm wieder auf den rechten Weg helfen.

Sie thaten dies, — ihrer Meinung nach — indem sie ihn mitnahmen in eine Gesellschaft der äußersten Gleichheitsmänner, welche unfern des Pantheon heimlich und geheimnisvoll sich zu versammeln pflegte. Ins Pantheon hatte man die Gebeine Rousseaus übertragen, des Propheten und Heiligen der Revolution. Und was Rousseau den thatenlosen Vätern geweissagt, das sollten die thatendurstigen Söhne erfüllen.

Die Versammlung scharte sich um einen Mann, den alle bewunderten, alle fürchteten, und der alle beherrschte. Er selbst nannte sich Gracchus, die Andern nannten ihn den Volkstribunen. Ein schönes Mädchen sang Freiheitshymnen, Verse voll Sturm und Feuer. In der letzten Strophe wandte sie sich an Gracchus: „Tapfrer Tribun, erhebe dich! Wir harren dein! Verkünde das Gesetz der heiligen Gleichheit!"

Und der Tribun erhob sich. Lautlos harrten die Hörer.

Gebieterisch, in scharfem, hartem Tone, fest und klar, ohne das leiseste Erbeben einer gemütsbewegten Stimme, aber in der schneidenden Vollkraft des kalten Fanatismus begann der Redner.

Die Freiheit, so etwa lauteten seine Worte, ist boden- und wurzellos ohne die volle und ganze Gleichheit. Die wenigsten Menschen wissen zur Zeit noch, was dieses große Wort umfaßt.

Vernichtung von Stand und Rang ist nur der erste kleine Anfang. Hinzukommen muß die Gleichheit des Besitzes. Diese aber ist nur erreichbar durch Aufhebung alles Privateigentums und Gründung voller Gütergemeinschaft. Die Gesamtheit soll fortan alles besitzen, der Einzelne nichts,

dafür gibt und gewährleistet dann die Gesamtheit einem Jeglichen, was er bedarf. Aber auch das genügt nicht. Die Stadt ist eine Aristokratie gegenüber dem Dorf, die Großstadt an sich schon ein hocharistokratisches Wesen. Städte und Dörfer müssen verschwinden, um kleinen gleichartigen, über das ganze Land z[illegible]belungen Platz zu machen. Das ist der erste [illegible]r Rückkehr zum Naturzustande, der uns [illegible]dauernd verbürgen wird. Und trotzdem wü[illegible] wir [illegible]nn noch nicht gleich sein, die impertinent[illegible]ati[illegible]e immer noch übrig: die Aristokratie des [illegible]ildung. Leichter ertragen wir's, daß ein Anderer vorn[illegible]er und reicher ist, als daß er gescheiter und gebildeter [illegible] will als wir, und der Aristokrat des Ranges und des Besitzes beugt sich zuletzt, wenn auch zähneknirschend, dennoch vor dem Aristokraten des Geistes. Auch hier muß Gleichheit geschaffen werden. Sie ist in zwiefacher Weise denkbar: entweder wir alle werden Götter an Weisheit und Wissen, oder wir werfen mutig all den Plunder von Bildung von uns und begrüßen uns als gleiche Brüder, die nichts weiter wissen und erkennen wollen, als was Jeglichem der gesunde Menschenverstand eingibt. Gleich und gleich zur Wolkenhöhe der Götter aufzuschweben, ist nur ein Traumbild, aber gleich und gleich in die Urtiefe des Menschendaseins zurückzukehren, das kann sein und wird sein. Alle Geistesarbeit sei verpönt; sie führt nur zur schlimmsten Ungleichheit: wenn ein Jeder bloß arbeiten darf, was zur Befriedigung der einfachsten Leibesnotdurft nötig ist, dann erst sind wir alle gleich.

Es schwindelte dem jungen Deutschen, da er solche

Worte vernahm. Ein heiliger Zorn durchbebte ihn, sein ganzer Feuereifer für den großen Geisteskampf der Menschheit loderte auf, er konnte nicht länger schweigend anhören, daß man seine höchsten Ideale lästerte. Er trat vor den gefürchteten Tribunen und begann eine Gegenrede.

Allein er hatte sein Französisch auf einem deutschen Gymnasium gelernt, da verstanden ihn die Franzosen nicht. Das war sein Glück! — Die Rede hätte ihm sonst den Kopf gekostet.

Die Freunde aber rissen ihn hinweg; sie führten den seiner Sinne kaum mehr Mächtigen hinaus ins Freie. Er war gerettet.

Als er im einsamen Stübchen wieder zu sich selber kam und des kaum Erlebte durchdachte, ergriff ihn Verzweiflung, Verzweiflung an sich selbst und an der Menschheit.

In Paris war seines Bleibens nicht mehr. Wie ein Flüchtling eilte er über die Grenze und floh doch nur vor sich selbst; verödeten Geistes, beschämt, gebrochen kehrte er ins elterliche Haus zurück.

Der Vater war ein vernünftiger Mann. Er unterdrückte jedes strafende, zürnende Wort, er ließ den Sohn gewähren, damit er von selber zur Besinnung komme. Die ersten Tage verbrachte der arme Junge in starrem Sinnen und Brüten. Da fielen ihm in des Vaters Bibliothek drei Bücher in die Hände, ganz ungesucht und zufällig; er hatte sich nur durch planloses Lesen ein wenig betäuben wollen. Die drei Bücher fesselten ihn langsam, immer stärker, tage-, wochenlang; zuerst blätterte er bloß darin; dann las er immer gründlicher, er studierte sie, er las und studierte sich förmlich

feſt in ihnen. Es waren Juſtus Möſers patriotiſche Phantaſien, Kants Kritik der praktiſchen Vernunft und die Bibel.

Die „Patriotiſchen Phantaſien“ wollte er beim erſten Ueberfliegen des Inhaltes ſofort wieder hinweglegen. Was ſollte ihm jetzt eine Sammlung alter Zeitungsartikel über die Hörigkeit der [redacted] Glück der Bettler, über den Urſprung der [redacted] die Verminderung der Hollandgänger, über den [redacted] der Damen und den Naturgang der Gänſe? Das bunte Durcheinander der ſeltſamen Titel lockte ihn ab [redacted] einen Einblick in dieſe Aufſätze. Er erſchrak [redacted] Weit des Autors, der von Gegenſtänden handelte, die Niemand kümmerten, und Gedanken entwickelte, die eigentlich kein Menſch hören wollte, die dem Geiſte der Zeit und der Mode des Tages ſtracks wider den Strich liefen, der ſchneidend hart von der inneren Berechtigung der alten Hörigkeit ſprach, der die unehrlichen Berufe nicht ehrlich gemacht wiſſen wollte und doch offenbar ein warmes Herz für das Volk, ja ganz beſonders für das arme und geringe Volk, beſaß. Die Philanthropen maßen die Vergangenheit mit dem Maßſtabe der Gegenwart, Möſer trug umgekehrt Maß und Muſter der Vergangenheit in die Gegenwart herüber und verfuhr dabei nach ſeiner Art gar oft nicht minder einſeitig und verkehrt, wie jene nach der ihrigen.

Allein unſer Leſer, welcher ſich immer tiefer verſenkte in das merkwürdige Buch, vergaß bald dieſen erſten Eindruck. Und aus den hunderterlei klaren kleinen Bildern und ſcharfſinnigen Deduktionen Möſers ſtieg ihm eine ganze Kette neuer, großer und fruchtbarer Gedanken empor. Er

erkannte, daß es nicht genügt, den Menſchen und die Menſchheit zu erfaſſen, daß vielmehr zwiſchen dem Einzelnen und dem Ganzen der Stand und die Geſellſchaft ſteht und der Stamm, das Volk, die Nation. Um aber das Volk zu verſtehen, muß man ſich liebevoll in ſein unendlich mannigfaltiges Sonderleben verſenken, um das Volk zum Beſſeren zu führen, muß man die guten Keime ſeiner hiſtoriſchen Einrichtungen und Zuſtände weiter bilden, die ihm wert und teuer ſind. Nur aus dem hiſtoriſchen Fortſchreiten des Einzelnen, der Gemeinden, Stämme und Völker erwächſt der Fortſchritt der Menſchheit. Der Philoſoph mag ſich über die Wolken erheben; zur wahren Höhe der Staatskunſt erhebt man ſich nur durch die ſtete Berührung mit der Mutter Erde, und hier reicht das Kleinſte dem Größeſten die Hand. Es iſt ein eitles Beginnen, die Welt zu verbeſſern, indem man die Geſchichte der Völker hinwegzuwiſchen trachtet, wie die Schrift auf einer Tafel mit einem naſſen Schwamm, um mit neuer Kreide eine ganz neue Schrift auf die leere Tafel zu ſetzen. So verſuchten es ja eben die Franzoſen, und unſer junger Mann hatte in Paris das entſetzlich Niederſchlagende dieſes eitlen Beginnens erkannt. Er atmete nach der Lektüre Möſers wieder auf in der Ueberzeugung, daß ſeine höchſten Ideale doch gerettet ſeien, wenn man zum Anfang zurückkehre und von unten auf, vom Einzelnen aus, auf dem Boden der geſchichtlichen Thatſachen ſich ſelbſt, die Gemeinde, das Volk, die Nation zu läutern und zu veredeln ſuche, in unabſehbar vielgeſtaltiger und mühſamer Einzelarbeit, die im Einzelnen gedeihend, zuletzt auch im Ganzen und fürs Ganze keine Tantalusarbeit ſein werde.

Hatte er ſolchergeſtalt den Glauben an die Menſchheit wiedergewonnen, ſo fand er durch das Kantiſche Buch auch wieder den Glauben an ſich ſelbſt. Die „Kritik der praktiſchen Vernunft“ lockte ihn als ein neues und dunkles Buch. Vor der Pariſer Reiſe hatte er die Kritik der „reinen“ Vernunft vergebens zu leſen verſucht und in vorſchnellem Unmut auf das Verſtändnis ſolch abſtruſer Weisheit verzichtet. In ſeinem gegenwärtigen Zuſtande aber gewann er's in mühevoller Selbſtüberwindung über ſich, die „praktiſche Vernunft“ tapfer durchzuarbeiten und von ihr aus ſich ſeinen Kant zu erobern. Vielen Andern iſt es ſpäter ganz ähnlich ergangen.

Aus dem tiefſinnigen Buche blieb ihm zunächſt nur eine kleine Reihe erhebender Gedanken, die er nach ſeiner Weiſe durchbildete, umgeſtaltete und ſich praktiſch zurechtlegte, — ein kleiner und doch ein unſchätzbarer Gewinn!

Die Summe dieſer Gedankenreihe zog er in dem Worte: „Du kannſt, denn du ſollſt!“ Die ſittliche That ſetzt uns in Harmonie mit der göttlichen Weltordnung, die wir nicht zu ergründen vermögen, ſie hebt uns empor zu dem unbekannten Gott, ſie verſöhnt uns mit ihm und mit uns ſelbſt, ſie tröſtet über die unfaßbaren Rätſel unſeres Daſeins, ſie macht uns frei, indem wir uns der ewigen Notwendigkeit des Sittengeſetzes beugen, ſie macht uns gleich, denn in der individuellſten Sittlichkeit erreichen wir als höchſtes Ziel doch nur — das allgemein Menſchliche. „Du kannſt, denn du ſollſt!“ — das war die letzte Summe aller dieſer Gedanken, der kategoriſche Imperativ, welcher dem wie aus einem Traume erwachenden jungen Manne zunächſt zu fragen gebot, was er ſelbſt denn eigentlich ſolle?

Er las auch in der Bibel. Sie war ihm nicht neu; die altbekannten Sprüche heimelten ihn an wie traute Klänge aus der Kinderzeit, und doch schien es ihm dann wieder, als ob er die bekannten Worte heute zum erstenmal lese. Er selbst war ja ein Anderer geworden, drum las er auch Anderes aus der Bibel heraus. Und war es nicht den langen Geschlechterreihen der Völker ganz ähnlich ergangen? Im Nachsinnen über diese Frage erschloß sich ihm eine Fülle erhebender Gedanken. Millionen hatten schon Trost gesucht und gefunden in dem gewaltigsten Buche, aber in millionenfach verschiedener Weise, in der Kindheit der Völker wie in ihrem Mannes- und Greisenalter; wieviel klaren Sinn, wieviel dämmernden Tiefsinn und leider auch wieviel Unsinn hatten Generationen um Generationen aus denselben Sprüchen heraus und in die Sprüche hineingelesen, und doch mußten sie das Wort stehen lassen, und es blieb stehen. Was aber war das Gemeinsame, Jeglichen Erbauende, das Gemeinsame, welches Millionen in der Schrift gefunden hatten, die Starken wie die Schwachen? Es war das Vertrauen auf Gott beim Bewußtsein des eigenen Ungenügens und der eigenen Erlösungsbedürftigkeit; es war die entsagende Liebe zu Gott, welche sich erst ganz erfüllt in der Liebe zum Nächsten; — beides sehr wenig und sehr viel, das Einfältigste und das Tiefsinnigste, je nachdem wir's fassen.

Und im tieferen Sinnen über diese einfachen Sätze kam der junge Mann zuletzt auf jene Wege, welchen die Bildung seiner ganzen Zeit allmählich zustrebte, er kam vom Rationalismus zum philosophischen Supernaturalismus.

Durch Kant hatte er, rückwärts blickend, Lessing erst

verſtehen gelernt, und im religions- und geſchichtsphiloſophiſchen Studium gewann er einen neuen und immer klareren Rückblick auf Kant. Stand der kategoriſche Imperativ doch auch in der Bibel: „Du kannſt, denn du ſollſt!“ — nur mit etwas andern Worten.

Er ermannte ſich zu neuem Lebensmute: er verſuchte zu können, was er ſollte: er ging mit eiſernem Fleiß an ſeine juriſtiſchen Hefte und Bücher. In den trockenſten Studien fand er den Mut der Selbſtüberwindung und bat den Vater reuevoll, daß er ihm vergebe; in mühſeliger Arbeit erquickte ihn der Troſt der Pflichttreue, er atmete auf und begann wieder auf ſich ſelbſt zu vertrauen und zu hoffen; und im Selbſtvertrauen erblühte ihm erneutes Vertrauen auf Gott und die Menſchen.

Und nicht ihm allein. Unter der Wucht erſchütternder Ereigniſſe, die alsbald Schlag auf Schlag unſer Vaterland niederſchmetterten, ermannte ſich der edelſte Kern der deutſchen Jugend in ganz ähnlicher Weiſe und rüſtete ſich im Stillen, um zuletzt den großen Kampf der Befreiung und Wiederverjüngung unſerer Nation aufzunehmen. — „Du kannſt, denn du ſollſt!“ — mit dieſem Wahlſpruch der ſtählenden und beſeligenden Pflichttreue erhob ſich das deutſche Volk ſieghaft im Jahre 1813.

So ging es im großen und kleinen.

Unſer Student, der endlich auch zu ſtudieren begonnen hatte, wurde zunächſt ein tüchtiger Juriſt, wobei er jedoch die Poeſie nicht vergaß, denn ſie ſaß ihm, wie dem ganzen Zeitalter, im Herzen. Der praktiſche Beruf lehrte ihn dann die Eigenart des Volkes kennen und lieben und aus dem

Guten schrittweis das Bessere entwickeln. Und im Volke erfaßte er, weiterschreitend, die Nation und kam durch diese wieder zur Menschheit zurück. Nach schweren Kämpfen des eigenen Lebens, die sich mit den Kämpfen der furchtbar bewegten Zeit verschmolzen, rang er sich empor von Stufe zu Stufe.

Und als eine freundlichere Sonne dem Vaterlande wieder aufgegangen war, ist er ein ausgezeichneter Staatsmann geworden.

Ich brauche meinen verehrten Zuhörern kaum noch ausdrücklich zu sagen, was sie längst erraten haben werden. Die drei Personen, Vater, Sohn und Enkel, sind nur Typen, nur Sinnbilder: es sind die drei kulturgeschichtlichen Perioden des 18. Jahrhunderts. Und auch diese Perioden haben ihre Temperamente.

Zuerst war die Zeit des theokratischen Absolutismus. Der König von Gottes Gnaden ist ein Despot, aber er ist doch ein ganzer König, und der letzte Abendglanz der Renaissance vergoldet seinen Palast, während tiefe Schatten auf den Hütten des armen Volkes lagern. Die Menschen sind hart, oft rauh und roh, herrisch und knechtisch; — barocke Originale wuchern allerorten, von Freiheit ist keine Rede, doch nach Rang und Stand darf jeder ein Narr auf eigene Faust sein. Der Humor des Rokoko läßt uns die Roheit so vieler Gewaltsherren auf Augenblicke vergessen, und in starrer Bindung schlummert gewaltige Kraft für die Zukunft. Darum sucht die moderne Poesie und Malerei ihre Stoffe so gern bei den eckigen Charakterköpfen jener Tage.

Es kommt eine neue Zeit. Die Despoten werden aufgeklärt, und die Aufklärung wird zur Despotie der Bildung. Das Herz der Menschen wird weich und weit, der Verstand wird heller, die philosophische Humanität beschleicht ganz leise die Geister, bis sie zuletzt den Geist der Epoche beherrscht. Die harten Gege[illegible] die Väter gefesselt standen, scheinen sich so [illegible] man schwelgt in dem Gedanken, daß der [illegible]r das 18. Jahrhundert die „Epoche der Idee[illegible]nnen werde, wie wir von einer Epoche de[illegible] sprechen. In der Völkerwanderung aber [illegible]barisch zu, in der Ideenwanderung dag[illegible]freundlich. Das tausendjährige Reich des W[illegible] und der Bruderliebe erschließt seine Pforten.

Allein die Völker Europas sollten's noch nicht so gut haben. Nur elf Jahre vor dem Schluß, und der ganze Charakter des Jahrhunderts schlägt um! Der ungeheure Knäuel von Verkehrtheit und Verderbnis, von Eigensucht und Sünde, von Rechtsbruch und Gewaltthat, den trotz aller Philosophie Generationen im öffentlichen Leben zusammengewunden hatten, konnte so friedlich nicht gelöst, er mußte durchhauen, die Schuld mußte tragisch gesühnt werden. Ein leidenschaftliches Geschlecht war — wiederum in der Stille — herangewachsen, sturmbewegten Herzens. Es kam die Nemesis der Revolution. Und mit der Revolution wuchs das achtzehnte Jahrhundert ins neunzehnte herüber, wie ich den Enkel in unser Jahrhundert herüberwachsen ließ. Die Revolution, so groß in ihren anfänglichen Gedanken, erstickte in den Greueln ihres eigenen Unmaßes. Jede Despotie der Frei-

heit ist ein Widersinn, und es gibt kein Recht des Rechtsbruches. Die Helden der Revolution gingen tragisch unter, auch ihr letzter, größester und ungetreuester Sohn, Napoleon Bonaparte. Und doch blieb der Menschheit gerettet, was Gesundes all den Ueberstürzungen zu Grunde gelegen hatte. Mit den Trümmern der Renaissance versanken die letzten Trümmer des Mittelalters. Die letzten? Nicht ganz! die Geschichte macht niemals reinen Tisch. Es kam ein neuer Staat, eine neue Gesellschaft, unser Staat, unsere Gesellschaft — auch heute noch so neu und unfertig, und ehe beide fertig sind, werden sie wieder von ganz andern Gebilden verdrängt sein. Denn die Perioden der Weltgeschichte greifen ineinander über, durchsetzen und verzahnen sich im Leben; nach Jahreszahlen sauber geschieden und rund abgeschlossen stehen sie nur im Buche. Leider! und gottlob!

Bei den kleinen persönlichen Bildern, durch welche ich so Großes versinnbildete, warf ich zunächst den Blick auf Deutschland und Frankreich.

Das wechselnde Steigen und Fallen dieser beiden wettringenden Nationen zeigt überraschende Gegenzüge.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erschien Frankreich als festgegründete, einheitlich starke Staatsmacht; doch innen nagte der Verfall, und mit der wachsenden sittlichen und sozialen Fäulnis sank das tonangebende Kulturvolk, bis es sich am Schusse des Jahrhunderts unter furchtbaren Kämpfen und Krämpfen wieder aufraffte, um wiederum nach kurzer Frist zu nie dagewesener Höhe der politischen und kriegerischen Macht emporzusteigen.

In Deutschland ging es umgekehrt: Reich und Nation

waren politiſch zerfallen und ohnmächtig beim Beginn des Jahrhunderts; aber ganz leiſe erhob ſich unſer Volk von innen heraus im Denken und Dichten, in Kunſt und Wiſſenſchaft und ſittlicher Ermannung. Jenſeit der Vogeſen äußere Macht bei innerem Verfall; diesſeit — innerer Aufſchwung bei äußerer

Und erſt hrhundert, wo die Wagſchalen der beid mals ganz ähnlich gegeneinander auf- und ng es uns, aus der großen Schule geiſtige bſterziehung, die wir im vorigen Jahrhun durchgemacht, ſchrittweiſe auch wieder auf efeſteten Staatsmacht des Reiches.

Wir ſollen d… z… ken auf jene ruhmreichen Lehrjahre unſerer Nation.

Und ſorgen wir, daß uns jetzt im Glücke neuen Beſitzes nicht wieder verloren gehe, was unſere Väter in heißer Arbeit gewonnen und was ihnen Stab und Stütze war in ſchweren Tagen, daß uns nicht wieder verloren gehe in Religion und Geſellſchaft, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Handel und Wandel — bei äußerer Macht die innere Geſundheit, — bei der neuen kriegeriſch-politiſchen Größe die ideale Hoheit des Geiſtes und Herzens, — bei des deutſchen Reiches Kraft und Herrlichkeit die ſtill aufwachſende innere Erhebung.

Die statistische Krankheit.

I.

Das Mittelalter zählte und rechnete wenig; es war eine sehr unstatistische Zeit.

Man schätzte die Volkszahl einer Stadt nach der Schar der Bürger, die mit Roß und Harnisch aufziehen konnten, oder auch, wie der Limburger Chronist, nach der Summe der Leute, „die zu Ostern Gottes Leichnam empfingen.“ Wenn der Kaiser in Bürgers Gedicht den Abt von St. Gallen fragt, wie bald er zu Rosse die Welt umjagen könne, so forderte er im Großen einen Maßstab, den geographische Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts noch allen Ernstes, wenigstens im Kleinen, anlegten, indem sie Entfernungen nach „Roßläufen“ bestimmten. Die Höhe der Berge ward aufs Augenmaß geschätzt, wobei die höchsten Häupter oft bedeutend zu kurz kamen; die Höhe der Menschen maß und schätzte man gar nicht, weshalb sich der romantische Poet späterhin die alten Ritter dann auch so fabelhaft groß vorstellen konnte. Der Klosterbruder schrieb die Legenden und Mirakel seines Klosters auf Pergament für die Nachwelt,

a Budget berechnete er auf Wachstafeln, die ſich jeden Tag wieder ausglätten ließen. Nur für die dauernde Fixirung von Zinſen, Gefällen und Fronden bekundete er etwas mehr ſtatiſtiſchen Sinn.

Wo Jeder thut, was er mag, und duldet, was er nicht hindern kann, da b ne Statiſtik. Sie erwächſt ſchrittweiſe mit dem erſt mit der allumfaſſenden Staatsm tatiſtik ſelber eine Macht. Folglich konnte len Halbſtaate des Mittelalters ganz w zu ſchätzen und zu mutmaßen, ſtatt zu echnen.

Die größ n Lebens bekundete das Mittelalter in R und S hierin dem alten Griechentum verwandter als man gewöhnlich denkt; denn die helleniſche Geiſtesmacht gipfelte in Kunſt und Philoſophie. Künſtler, Theologen und Philoſophen verſtehen ſelten zu rechnen, ſie liegen mitunter wohl gar in perſönlicher Fehde mit dem Einmaleins, ſie ſtreben zum Unendlichen, ſie wollen es begreifen, ahnen, verſinnbilden. Was ſoll da die Statiſtik?

Ganz anders ſteht es in der Gegenwart. Sie vergißt mehr und mehr das Unendliche, weil ſie des Endlichen noch ſo unendlich viel zu erforſchen findet. Da wird Alles gezählt und gemeſſen. Die Zahlenſtatiſtik begleitet uns von der Wiege bis zum Grabe; ob ſie uns auch ins Jenſeits begleiten wird, das wiſſen wir noch nicht genau. An die Stelle der ſtatiſtiſchen Genügſamkeit der alten Zeit trat der ſtatiſtiſche Heißhunger der modernen. Viele Menſchen, die ſonſt allen Glauben verloren haben, glauben doch noch an die Zahl; ſie erſcheint ihnen als das gewiſſeſte. Um den

höchsten Grad der Genauigkeit zu bezeichnen, sagen wir: „statistisch genau.“ Was unsern Vorfahren unwiderleglich feststand, das nannten sie „fest wie ein Evangelium,“ was wir als unwiderleglich bezeichnen wollen, das nennen wir „statistisch erwiesen.“ Die Zahl wird uns dabei zur lebendigen Person: „Zahlen sprechen,“ „Zahlen entscheiden.“

Unsere Phantasie steigt zum Himmel auf der Stufenleiter von Zifferreihen; wir entwickeln eine Zahlenphantasie wie keine frühere Periode; wir begeistern uns an Ziffern. Ein künstlerisches Geschlecht versinnbildete sich das unermeßlich Erhabene durch die „Harmonie der Sphären;“ wir versinnbilden uns dasselbe in Millionen und Milliarden. Denn seit wir die französischen Milliarden so geschwind eingenommen und so geschwind wieder ausgegeben haben, können wir uns bereits etwas Ordentliches denken und vorstellen bei einer Milliarde, was unsere Ahnen noch gar nicht vermochten.

Jede Zeit hat ihren besonderen Enthusiasmus, und gottlob! wir besitzen noch Enthusiasmus mancherlei Art; aber unter unseren verschiedenen Enthusiasmen ist doch der Zahlen-Enthusiasmus unser ganz besonderes Eigentum. Er durchdringt fast alle Bildungsschichten und charakterisiert ihre Stufenreihe. „Sage mir, wie du mit Zahlen umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“

Die moderne Zahlenstatistik wurzelt fürwahr in einer bewundernswürdigen Methode: aus der Berechnung der quantitaven Verhältnisse folgert sie die Qualität. In diesem Schlusse aus der äußeren Zahl auf das innere Wesen der Dinge ruht ihre Kunst, ihr Zauber, ihr Meistergeheimniß. Wir wissen, daß diese feine Kunst ebenso gut die eigenste

Errungenschaft der modernen Kultur, ein Triumph unseres Fortschrittes ist, wie der Telegraph und die Lokomotive. Darum darf man die Statistik nicht antasten; man vergriffe sich sonst an den Lorbeeren unserer Zeit.

Als ich einen Vortrag über die „statistische Krankheit" ankündigte, erschrac n e Freunde, sie warnten mich und meinten, id nder gefährliches Thema wählen; denn gege ürfe man heutzutage bei leibe nichts sagen. ob egen die Statistik hätte reden wollen! ollte ihren hohen Wert ins hellste Licht den Mißbrauch geißelte, der denselben ver bst gegen den Mißbrauch der Statistik zu sprechen ist g ich. Würde ich dagegen einen Vortrag über die philosophische oder über die ästhetische oder religiöse „Krankheit" vorgeschlagen haben, so hätte kein Mensch das Thema für gefährlich erachtet. Und Philosophie, Kunst und Religion sind doch auch ganz schätzbare Dinge. Allein wer die Einseitigkeiten des Zählens und Rechnens geißelt, der fällt vorweg in den Verdacht romantischer Reaction; wer dagegen die Einseitigkeiten des Philosophierens, Aesthetisierens und religiösen Empfindens zu geißeln verspräche, der erschiene von vornherein als ein Mann des real-politischen Fortschrittes.

Der Statistiker leitet seinen Titel vom Staate her; das zu Grunde liegende italienische Wort statista bedeutet einen Staatsmann, und schon dieser Stamm weist auf eine Hauptquelle der Herrschergewalt der Statistik.

Ohne den modernen Staat besäßen wir diese neue Wissenschaft gar nicht; sie kann sich nicht fortbilden, sie kann

ihr wichtigstes Quellenmaterial nicht beschaffen, sie kann nicht praktisch werden ohne den Staat. Ihre Werkstatt ist weit weniger die Studierstube als die Amtsstube, ihre meisten Priester sind Beamte; die bedeutendsten und regelmäßigsten statistischen Publikationen erscheinen auf Staatskosten, und der Staat hat schon als Selbstverleger ein besonderes Interesse an diesen seinen Verlagsartikeln. Sie gehören zwar nicht zu den Büchern, die man zu lesen pflegt, wohl aber zu jenen, aus welchen man andere Bücher machen kann. Und die sind den Gelehrten immer die liebsten.

Aber nicht bloß die Beamten, vom Schulzen des letzten Bauerndorfs bis zum Direktor des statistischen Bureaus, arbeiten mit an den statistischen Tabellen. Durch die Selbstfatierung von Besitz, Einkommen, Beruf, wird jeder Staatsbürger nachgerade notgedrungen zum Hülfsarbeiter der Statistik gemacht. Die jüngste Berufsstatistik des Deutschen Reiches dürfte freilich gezeigt haben, daß diese notgedrungene Hülfsarbeit stellenweise noch rechte „Notarbeit" ist. Doch das wird besser werden. Die Steuerbehörden erziehen uns Alle statistisch, wie die Militärbehörden das ganze Volk soldatisch erziehen. Eines ist so notwendig wie das Andere, und eines so unbequem für das Individuum wie das Andere. Der moderne Staat scheint überhaupt nicht zur Bequemlichkeit gemacht zu sein.

Es gibt keine zweite Wissenschaft, die gleich abhängig wäre vom Staate, wie die Statistik; allein es gibt auch keine zweite, deren der Staat notwendiger bedürfte, namentlich der heutige Staat, der Alles zu verstaatlichen sucht und vorab nach einem recht großen Geldbeutel und nach einem

recht großen Heere trachtet — nach zwei überaus statistischen Größen.

Darum wuchs unsere Wissenschaft stätig mit dem Staate und wir begreifen, daß sie sein Schoßkind wurde. Es gab eine Zeit, wo sich die freie Wissenschaft sehr widerborstig gegen den Po[illegible]b wo man im Professor von vornherein [illegible]erte; es gab eine andere Zeit, wo die wisse[illegible]e [illegible]nd die praktische Staatskunst als Gegen[illegible]en [illegible]i die Staatsgelehrten mit ihren Systemen [illegible] sehr unbequem wurden. Sagt man doch [illegible] Bismarck habe Deutschland von den [illegible]:en [illegible] Die Wissenschaft der Statistik ist nur widerb[illegible]g [illegible] den Staat, wenn er sie verabsäumt; sie ist ihm nur unbequem, wenn er sie nicht auszubeuten weiß; sie dient ihm, wenn er sie beherrscht. Und wenn auch ihre unerbittlichen Resultate dem Staatsmann mitunter verdrießlich wären: ihr realistischer Geist, ihre aktenmäßige Methode muß ihm doch sympathisch sein. Mit Zahlen beherrscht man die Köpfe weit leichter als mit Gedanken; denn seine Gedanken möchte sich ein Jeder am liebsten selbst machen, die Zahlen aber macht sich Keiner selbst.

Die Macht der Statistik wurzelt aber nicht bloß im Staate, sondern kaum minder tief im Genius der modernen Geistesarbeit. Ursache und Folge schlingen sich hier zum Zirkel ineinander.

Der Offizier gewann den Vortritt vor dem Civilisten, der Geldmann vor dem Pfarrer und Lehrer, der Techniker vor dem Künstler, der Professor vor dem Schriftsteller. Die Berufe des subjektiven Schaffens sind von den Berufen der

exakten Schule zurückgedrängt worden. Und unter diesen gewannen wieder jene den raschesten Vorsprung, welche die Mysterien der Zahl zu enthüllen und zu verwerten haben.

Die orginalste und zugleich populärste Litteraturerscheinung der Gegenwart ist — das Eisenbahnkursbuch, das vergänglichste und doch zugleich immer gegenwärtige Buch — mit dem Tage veraltend und mit dem Tage wieder neu, wie jede richtige Zahlenstatistik. Man kann so viel aus diesem Buche lernen! Vor allem den Satz, daß durch die Allianz der mathematisch-technischen Wissenschaften mit dem Großkapital und mit dem Staate die Welt umgewälzt wurde. Und jene drei Alliierten sind recht eigentlich statistische Großmächte.

Die Naturforscher marschieren heutzutage an der Spitze der gelehrten Welt. Sie sollen und wollen „exakt" sein, sie ringen nach mathematischer Schärfe des Experiments, nach mathematisch formulierten Gesetzen der Thatsachen und Wirkungen, sie sind geborene und geschworene Freunde der Zahlenstatistik. Sie wägen die Gehirne, während man sonst die Geister zu schätzen trachtete, sie messen die Kultur nach dem metrischen System, die man sonst bloß schilderte; sie suchen die Natur im Geiste, wobei ihnen die Statistik trefflich dient, während die früheren Naturphilosophen — leider ohne Statistik — den „Geist in der Natur" suchten.

Kein Zweig des öffentlichen Unterrichts hat neuerdings einen rascheren und größeren Prozentzuwachs gewonnen, als der mathematische, naturwissenschaftliche und technologische.

Wir brauchen nur auf die nicht gar fernen Jahre zurückzublicken, wo es noch keine Realgymnasien, noch keine poly-

technischen Schulen gab, und die sehr wenig zahlengerechten humanistischen Studien das Eins und Alles der höheren Schulbildung in sich schlossen. Jene neuen Schulen sind mächtige Förderer des statistischen Geistes und erstrecken diesen Einfluß bis zum letzten Dorfschulmeister.

Um Jahr[illegible]die Historiker immer ge-
kümmert, um and[illegible]weniger. Für die Neuzeit
aber werden di[illegible]en zur historischen Quelle,
und der Gedank[illegible]itgemäß, daß die Kultur-
geschichte eigentl[illegible]ei, als die Summe der
Folgerungen, n[illegible]fortgang der Volksstatistik
auf den Fortga[illegible]ng zieht. Die historische
Methode wird i[illegible]nd der strenge Forscher
denkt sich unter der Geschichte oft kaum mehr etwas anderes, als eine kritische Statistik der Thatsachen, wobei man statt der Ziffern mit langen Reihen von Urkunden rechnet. In der philosophischen Periode befliß sich der Historiker den geistigen Zusamenhang der Ereignisse darzustellen und an den Gedanken der Weltgeschichte eigene Gedanken zu entzünden. Er fürchtete den „Ballast der Thatsachen;" wir fürchten den „Luxus der Gedanken." Damals gab es einen Ueberfluß an Geschichtsschreibern, die nicht forschten und heute haben wir einen Ueberfluß von Geschichtsforschern, die nicht schreiben können.

Der gediegenste Schmuck eines modernen Buches sind Tabellen im Text, Noten unterm Text und Urkundenbeilagen hinterm Text. Wird darüber auch manchmal das ganze Buch zur Beilage, so weiß man doch genau, was man hat. Vor dreißig Jahren fürchteten sich die Verleger noch vor dem

teuren „Tabellensatz," den Niemand las; sie wollten „glatten Text." Jetzt wissen sie, daß der teure Tabellensatz sich lohnt; denn wenn das Publikum Tabellen auch heute noch gerade so wenig liest wie vor dreißig Jahren, so stutzt es doch nicht mehr vor denselben wie ein scheues Pferd, es hat sich an ihren Anblick gewöhnt: die statistische Form und Methode hat die öffentliche Meinung erobert.

Die Zeitungsredactionen pflegen etliche kleine unschuldige Artikel, bereits gesetzt, im Vorrat zu halten, zur Ausfüllung unvorhergesehener Lücken. Man nannte dieselben früher Seeschlangenartikel, weil sie ab und zu auch von der großen Seeschlange berichteten. Vor vierzig Jahren waren diese Artikel zumeist kleine Anekdoten, jetzt sind es eben so oft statistische Notizen. Wo man sonst für nichts und wieder nichts erzählte, da zählt man jetzt für nichts und wieder nichts. Man zählt uns etwa vor, wie oft Shakespeare, wie oft Moser und Schönthan, wie oft Wagner vergangenes Jahr über sämtliche deutsche Bühnen gingen, welche Quadratfläche die Bilder einer Kunstausstellung bedeckten und wie oft die lockende Parenthese „Heiterkeit" in den stenographischen Berichten der letzten Landtagsperiode vorkam. Man könnte meinen, die alte „Seeschlange" sei amüsanter gewesen wie diese neue. Allein es gibt nicht bloß eine Langeweile der Zahlen, es gibt auch einen Humor, eine Tragik der Zahlen, ja, Zahlen können unter Umständen sogar gemütlich sein.

Die kleinen Thatsachen sprechen oft lauter als die großen. Wenn ich Quetelets Buch „Sur l'homme" vom Jahre 1835 zur Hand nehme, dann sage ich: Hier beginnt eine neue

Aera der Statistik. Aber eine „statistische Aera" war es doch noch nicht. Lese ich dagegen den Münchener Theaterzettel von 1880 und sehe auf der Rückseite die Statistik des Wochenrepertoires aller deutschen Bühnen tabellarisch gedruckt, dann sage ich: wir leben in einer statistischen Aera. Sonst hörten wir beim [illegible]henaktsmusik; sie ist jetzt verstummt und wir [illegible]r Zwischenaktsstatistik.

Ich habe [illegible]r von [illegible]cht der Statistik geredet; man könnte frag[illegible]b [illegible]un auch einmal beginnen werde, von der [illegible]atistischen Krankheit" zu sprechen? Allein das that ich bereits, indem und weil ich von der populären Macht der Statistik sprach.

In unseren eigensten Vorzügen wurzeln unsere eigensten Schwächen. Das wissen besonders die Künstler: der Originalität entsproßt die Manier, der Anmut die Spielerei, dem Tiefsinn die Dunkelheit. Im öffentlichen Leben ist's nicht anders, und hinter den Triumphen des statistischen Eifers lauert hier die statistische Krankheit.

Im öffentlichen Leben! Denn von der Wissenschaft der Statistik und ihren etwaigen Mängeln rede ich nicht. Wie könnte man auch das irrende und ungenügende Ringen nach dem Ideal, welches jeder Wissenschaft eignet, eine Krankheit nennen! Wenn man aber in der Praxis die Entwicklung des Volkes und der Individuen der Statistik auf den Leib zuschneidet, wenn man neue Institutionen zunächst darauf anlegt, daß sie statistisch greifbare und kontrolierbare Resultate

liefern und solchergestalt das Mittel zum Zweck macht, wenn die öffentliche Meinung im Glauben und Aberglauben an die Zahl das Verständnis für die unberechenbaren Größen der sittlichen und intellektuellen Welt verliert, wenn das Recht des Individuellen geläugnet wird gegenüber einem doch oft nur scheinbar höheren Rechte der „Gesetzmäßigkeit" der großen Durchschnittszahlen, oder wenn man sich auch nur in Ziffernluxus und Ziffernspielerei verliert, statt Gescheidteres zu thun — dann erblicke ich allerdings bedenkliche Symptome der statistischen Krankheit.

Ich greife einige Beispiele aus dem Leben.

Unsere Staats- und Gemeindeschulen liefern ein sehr reiches und gutes Material für die vergleichende Bildungsstatistik. Der öffentliche Unterricht steht hierin dem privaten weit voran. Mit der Verstaatlichung der Schule vervollkommnete sich die Statistik: gelüstet's uns nicht mitunter auch zu verstaatlichen, damit wir eine bessere Statistik erhalten? Die Statistik erleichtert die Kontrole von oben und stärkt die Centralisation. Und wir sind zur Zeit sehr kontrol- und centralisationsbedürftig. „Berechtigte Eigentümlichkeiten" stören die glatte statistische Rechnung — bei der Privatschule und anderswo. Kein Wunder, daß man solchen Eigentümlichkeiten nirgends hold ist — und wäre es auch nur um der glatten Statistik willen.

Die Volksschule wurde neuerdings zu einer wahren Hochschule der statistischen Praxis. Wir erhalten da ziffernschwere Tabellen über Zahl, Alter und Konfession der Kinder, über die Farbe von Augen, Haut und Haaren, über Körperlänge und Geistesstärke, Fleiß und Fortgang, entschuldigte

und unentschuldigte Schulversäumnisse, bezahltes und nicht bezahltes Schulgeld. Das ist Alles sehr fein und löblich, und wenn nur erst einmal eine fünfzigjährige Aufzeichnung aller entschuldigten und unentschuldigten Schulversäumnisse aller Schulen des deutschen Reiches gedruckt vorliegt, dann werden [illegible] solch reichem und exaktem Material schw[illegible] nderttausende von bösen Buben, welche n[illegible] gehn, ahnen gar nicht, welch eine neue [illegible] Schluß von der Quantität auf die Qualit[illegible] gründung der Gesetzmäßigkeit im Mensc[illegible] lich denkenden Köpfen erschließen.

Nur fürc[illegible] h, k [illegible] olchergestalt Alles bis ins Unendliche zählend, zuletzt den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen wird. Eine dürftige Urstatistik gibt keinen richtigen Durchschnitt; eine Urstatistik aber, die in ihrem Reichtume Alles umfassen will, gibt so viele Durchschnitte, daß wir zuletzt gar keinen Durchschnitt mehr haben. Wo im Zählen nicht Maß gehalten wird, da erdrücken sich die Zahlen gegenseitig und die Statistik bricht unter ihrer eigenen Wucht zusammen.

Doch dies gehört in das harmlosere Kapitel vom statistischen Luxus, den wir uns ja noch geraume Zeit gönnen mögen.

Bedenklicher dünkt mir ein anderer Teil der Schulstatistik.

Wir zählen in unseren Volksschulen nicht bloß was zählbar ist, sondern wir suchen auch den ganzen Lehrplan so einzurichten, daß er sich der Zahl füge, wir schneiden ihn

der Statistik auf den Leib. Gleichförmigkeit der Methode und der Lehrmittel, Gleichmaß des Lehrstoffes und des Lehrziels, Gleichmaß der Leistungen durchs ganze Land, alles so weit möglich ziffernmäßig präcisiert — das ist ein Ideal des Fortschritts. Ob nicht reichste Vielgestalt und individuellste Leistungen der Schulen ein noch höheres Ideal wären? Aber dann könnte man die Resultate nur schildern und schätzen, nicht tabellieren. Die statistische Schablone steuert der Willkür und Lässigkeit der Lehrer, sie erzwingt „stramme Disciplin" und sichert ein allgemeines Mittelmaß. Der gute Lehrer kann dann zwar sein Bestes oft nicht leisten, aber der schlechte leistet auch nicht das Schlechteste; bei schwach begabten Schülern wird erstaunlich viel erreicht, bei den höchst begabten aber auch oft erstaunlich wenig.

Der alte arme Dorfschulmeister war mitunter geplagt und abhängig vom Pfarrer und von den Bauern; der moderne Elementarlehrer ist materiell weit günstiger, sozial weit freier und höher gestellt. Allein wenn er heute für jede Lehrstunde jeglichen Tages in die Stundentabelle amtlich eintragen muß, was er da getrieben hat, so drückt und bindet ihn die Tabelle oft mehr, als früher der Pfarrer samt den Bauern. Manche Lehrer sollen diesen statistischen Nachweis ihrer Thätigkeit in Mußestunden gleich auf etliche Monate voraus eintragen. Sie beschwichtigen dabei ihr Gewissen vielleicht, indem sie leise für sich sprechen: „die Stundentabelle ist ja doch nur eine ‚fliegende Hitze' der statistischen Krankheit!"

Die Mittelschulen lassen sich nicht so leicht statistisch darstellen und regeln wie die Volksschulen; die Hochschulen

vollends sind nur auf ihrer Oberfläche statistisch faßbar. Je höher die Arbeitsstufe, je persönlicher die Leistung, um so spröder verschließt sie sich der Zahlenschablone — bei jeglicher Geistesarbeit.

Unsere deutschen Gymnasien haben noch einen vielfach individuellen Ch[illegible]er oft mehrhundertjährigen Geschichte und [illegible]lt wurzelt und durch die nivellierenden [illegible] Neuzeit nicht verwischt werden konnte — wo [illegible]weise war — auch nicht verwischt werden [illegible]ische, soziale, politische, konfessionelle P[illegible] vorbedingend ineinander, oft ist auch schlech[illegible]rsönlichkeit eines Direktors für ganze Generationen maß[illegible] gewesen. Ein Gymnasium ist ein kleines Königreich, zur Zeit zwar „verfassungsmäßig stark beschränkt," allein selbst im konstitutionell beschränkten Staate entscheidet doch noch oft genug das unberechenbare Genie oder auch die unberechenbare Unfähigkeit des Herrschers.

Was aber hier von dem monarchischen Gymnasium gilt, das gilt noch viel mehr von der aristokratischen Republik, der Universität. Die theoretische Statistik findet und fand ihre gründlichste Pflege an den Universitäten, aber die praktische Statistik unserer deutschen Universitäten steht hinter der Statistik der Gymnasien und vollends gar der Volksschulen meilenweit zurück. Je akademischer eine Universität ist, um so mehr entzieht sich ihr eigenstes Leben der statistischen Tabelle. Noch vor wenigen Jahrzehnten wußte an mancher deutschen Universität Rektor und Senat nicht einmal, wie viele Zuhörer bei dem einzelnen Professor eingeschrieben seien, ja ob derselbe sein angekündigtes Kolleg überhaupt zu

Stande gebracht habe. Man wollte nicht so unbescheiden sein, den Schleier von solch kollegialen Privatgeheimnissen zu lüften. Wir sind in diesen Stücken mit Recht etwas statistischer geworden, wissen aber auch recht gut, daß ein Professor, welcher vor zehn Studenten Sanskrit liest, mehr Zuhörer hat, als ein Anderer, der vor fünfzig über neueste Geschichte spricht. Wir wissen recht gut, daß manche Kollegien hervorragen durch die nicht zählbaren Zuhörer, welche regelmäßig kommen, ohne in der Liste zu stehen und andere durch die sehr zählbaren, welche regelmäßig wegbleiben, obgleich sie in der Liste stehen. Wir wissen, daß es überdies dreierlei Gattungen von Zuhörern gibt: solche die immer hören, solche die manchmal und solche die gar nicht hören. Die Worte unsers Herrn Christi vom Sämann, der seinen Samen auf allerlei Boden wirft, passen da viel besser als irgendwelche Zahlenstatistik.

Die Ferien sind anscheinend eine sehr meßbare Zeitgröße; bei den Elementar- und Mittelschulen ganz gewiß, bei den Hochschulen ganz und gar nicht. Auf Universitäten gibt es dreierlei Ferien: Erstlich solche, welche die Professoren der obligaten Hauptfächer machen; sie sind die kürzesten. Zweitens die Ferien der freien Fächer; sie sind häufig etwas länger, nicht weil der Professor früher schlösse, sondern weil er von seinen Zuhörern früher geschlossen wird. Die dritte Gattung aber wächst aus den beiden ersteren hervor: die Ferien, welche die Studenten machen; sie sind unberechenbar vielgestaltig. Das sieht gerade nicht wie „stramme Disciplin" aus. Es soll aber auch nicht so aussehen. Universitätsferien sind eben nur eine annähernd statistische Größe; denn

der tüchtige Professor arbeitet in den Ferien so gründlich für Amt und Beruf, wie er im Semester gar nicht arbeiten könnte, und für den tüchtigen Studenten vollenden sich die empfangenden Studien des Semesters erst in den schaffenden der Ferien. Wer in den Ferien bloß feiert, sei er Lehrer oder Schüler, eine Universität. Gerade weil die Ferien s den besten Professoren und den besten ht, gar keine Ferien zu machen, — wie und nach dem Schaffen ringende Geist ke kennt. Wollt ihr solches Schaffen nach T n messen?

Die Unive , auf welcher der Student sehr viel lernen kann nichts zu lernen braucht. Man nennt dies Lernfreiheit und in der Lern- und Lehrfreiheit ruht das Geheimnis der Spannkraft und Jugendfrische der deutschen Universitäten.

Der akademische Lehrer ist zunächst dem Staate verpflichtet; aber kraft der Lehrfreiheit erfüllt sich diese Verpflichtung erst vollauf, indem er sich noch bindender verpflichtet weiß seinem Gewissen, der Wissenschaft und seinen Schülern. Man nennt dies Lehrfreiheit. Sie fügt sich nicht der Ziffernkontrole, sie ist ein Trotzkopf. Der gewissenhafte Mann ist so trotzig, daß er, äußerlich ungebunden, weit mehr leistet, als er gebunden zu leisten brauchte. Hierin ruht das Geheimnis der in Selbstaufopferung rastlos vorwärts drängenden wissenschaftlichen That. Man schnüre diese Freiheit in gemessenen und meßbaren Zwang, und eine prächtig glatte Statistik wird zuletzt zeigen, daß diese Thatkraft erlahmt.

Ich verlasse die statistisch so spröden Hochschulen, um

noch einmal zur reichen Fundgrube des elementaren und mittleren Schulwesens zurückzukehren. Ein kleines Thema — die Notenberechnung — gestaltet sich hier zum wahrhaft kontrapunktischen Motiv, welches die mannigfachste Durchführung ermöglicht.

Die Schulnoten sind eine feine Erfindung, fast so fein wie die Musiknoten und die diplomatischen Noten. Wir setzen eine Ziffernscala, deren einzelne Zahlenwerte als gleich dem idealen Werte von gut, mittelmäßig, schlecht ꝛc. angenommen werden, das heißt, wir machen die Zahl zum Bilde einer intellektuellen oder moralischen Leistung, zum scheinbar schärfsten Bilde; denn Zahlen kann man genau vergleichen, mit Zahlen kann man rechnen.

Diese Notenrechnung dient dreifachem Zwecke: sie hält ein Normalmaß der zu erstrebenden Tüchtigkeit Lehrern und Schülern vor Augen, sie wägt die relativen Leistungen der Schüler vergleichend mit gerechter Wage und sie beurkundet zuletzt tabellarisch statistisch den gesamten Fortgang einer Schule.

Die Urstatistik, die Erhebung der einzelnen Zahlenwerte, vollzieht sich wiederum in zwiefacher Weise: der Lehrer schätzt entweder die positiven Leistungen des Denkens, Auffassens, Redens und Schreibens in Ziffern ab, oder er zählt die negativen Leistungen, das heißt die gemachten Fehler, und ermittelt dann auf streng arithmetischem Wege die relativen Zahlenwerte. Die letztere Methode ist eigentlich die allein genaue, allein sie reicht nicht überall aus und muß daher häufig mit der ersteren verbunden werden.

Der leichtfertige Lehrer ist allerdings leicht fertig mit

der ziffernmäßigen Abschätzung von Geist und Gaben, von Fleiß und Erfolg; dem gewissenhaften Lehrer dagegen wird dieses Verfahren zur größten Qual. Für die allerbesten und allerschlechtesten Leistungen ergibt sich die oberste und die unterste Ziffer von selbst, aber unendlich Mannigfaltiges liegt in der n Decimalbrüche genügen nicht, diese n ır und gerecht darzustellen. Und in seiner der Lehrer bald, daß eine kurze Charakte weit genauer sein würde, als die scheinl Hat er vollends das Gesamtresultat ien Fächern zusammengesetzten Examen fer zu fassen, so tritt ihm das völlig Ungenügende des a thmetischen Durchschnittes noch weit greller vor Augen. Hier wäre die schildernde und vergleichende Charakteristik das einzig Richtige. Allein sie wäre „subjektiv" und vor dem Subjektiven fürchtet man sich heutzutage ganz entsetzlich. Sind denn aber jene Schätzungsziffern nicht auch subjektiv? Sie sind es ganz entschieden; nur versteckt sich ihr subjektiver Ursprung hinter den täuschenden Schein des objektiv Genauesten, der Zahl, während jede schildernde Charakteristik sich von vornherein bescheidet, nur das annähernd Richtige nach persönlicher Ueberzeugung auszusprechen. Sie gibt oft die reine Wahrheit, ohne daß sie dieselbe zu geben behauptet; die Zahl aber behauptet immer die reine Wahrheit zu geben und gibt sie häufig nicht. Das gilt aber keineswegs bloß bei der Statistik der Schule; sondern bei der ganzen Statistik des geistigen Lebens, namentlich bei der sogenannten „Moralstatistik." Wir besitzen ein meisterhaftes Buch dieses Titels von Alexander von Oet-

tingen. Der Verfasser bietet uns ein sehr reiches und wohlgruppiertes Zahlenmaterial; indem er aber noch viel reichere historische und psychologische Motive und Erläuterungen und mancherlei schildernde Charakteristik hinzufügt, gibt er den Zahlen erst ihren wahren, nämlich ihren beschränkten und relativen Wert. Man hat die historische Methode der Statistik die „unvollkommene" genannt, die rein mathematische dagegen die „vollkommene." Bei der Ermittelung intellektueller und ethischer Größen ist aber doch die unvollkommene Methode manchmal recht nützlich, um die Unvollkommenheiten der vollkommenen zu verbessern.

Und nun noch ein Wort von dem oben erwähnten zweiten Verfahren, die Leistungen der Schüler ziffernmäßig festzustellen. Man zählt die gemachten Fehler und je höher die Summe, um so tiefer wird sich die Note des Schülers berechnen. Bei schriftlichen Probearbeiten aus dem Gebieet der Sprachen und der Mathematik ist diese Methode fast allein herrschend, sie wird aber auch bei geschichtlichen und anderen Aufsätzen angewandt. Eine subjektive Schätzung liegt hier der Note nicht mehr zu Grunde; der Lehrer ist an eine mathematische Präcision gebunden, die man ihm jederzeit kontrolieren und nachrechnen kann. Also eine höchst „vollkommene" Methode!

Nur schade, daß der leitende Grundgedanke nicht immer richtig ist; denn dem Minus der Fehler entspricht keineswegs überall das Plus der positiven Leistung. Das gilt höchstens bei rein mathematischen Aufgaben. Es gibt aber auch eine geistlose Korrektheit, und wer sich in eigenes Denken und Gestalten vertieft, der vergißt leicht, was Andere ihm vor-

gedacht und vorgebildet haben, und macht die verheißungsvollsten Schnitzer. Aber seine „Note" wird nicht sehr verheißungsvoll sein.

Der Schluß von den zählbaren Fehlern auf eine nicht zählbare Tüchtigkeit hat ohne Zweifel sein relatives Recht. Die moderne ab iesem Rechte zu viel Recht ein. Sie thut es gleiches Maß und nachweisbar gerecht nd gerade hinter diesem löblichen Streben e sche Krankheit.

Wir richten zen Lehrgang und Schulplan so ein, daß e ig genauesten Taxierung der Schüler, zur ieften Kontrole der Lehrer führe. Das ist verke . Und da grammatische und mathematische Aufgaben die reichste und unantastbarste Ausbeute von Fehlern liefern, so entscheidet Grammatik und Mathematik oft allein über das Schicksal des Schülers. Wer überwiegend mit Beobachtungsgabe, mit der Kraft, zu vergleichen und zu kombinieren, oder mit Phantasie und formgebendem, darstellendem Talent begnadet ist, wer unter Umständen gar ein großer Künstler, Dichter oder Schriftsteller werden könnte, der bleibt in unsern Gymnasien manchmal jämmerlich stecken; denn wo er stark wäre, da versagt die Ziffer, während sich die Urkunden seiner Schwäche recht grausam genau addieren und multiplicieren lassen.

Aber nicht bloß in der Notenstatistik der Schule, sondern auch in der ganzen Moralstatistik des Volkslebens schließen wir leider nur allzu oft und notgedrungen aus zählbaren Fehlern auf nicht zählbare Vorzüge.

Wir haben eine Statistik des Wahnsinns und Blöd-

sinns, aber keine Statistik des gesunden Menschenverstandes oder gar des Talents und Genies; wir haben eine Statistik des Vergehens und Verbrechens, aber keine Statistik der Tugenden, am wenigsten jener stillen Tugenden, nach welchen unsere Zeit am meisten ringen muß, weil sie ihr am meisten fehlen, der Bescheidenheit, Genügsamkeit, Pietät, der Selbstverleugnung und opferfreudigen Liebe. Wir haben eine Statistik der Prostitution, aber eine Statistik der Keuschheit und Herzensreinigkeit fehlt uns. Wir zählen die Leute, welche nicht lesen und schreiben können, aber die Gebildeten, welche wirklich lesen und schreiben, zählen wir nicht. Wir können die Konfessionslosen zählen, aber für die Gläubigen findet sich keine Zahl. Die tiefste Wirkenskraft von Geist und Gemüt liegt auch am tiefsten in Geist und Gemüt verborgen.

Ich unterschätze die Statistik des zählbar Negativen gewiß nicht; sie gestattet uns manche Schlüsse auf das nicht zählbar Positive, lockt aber auch zu tausend Trugschlüssen, und man soll sich die enge Schranke dieser Methode allezeit vor Augen halten.

Nun geht es aber hier genau wie bei den Fehlernoten in der Schule. Den Optimisten wiegt der Anblick der Ziffernresultate in einen übertriebenen Optimismus und den Pessimisten in einen übertriebenen Pessimismus. Wenn der Lehrer sieht, daß seine Schüler von Jahr zu Jahr weniger Fehler machen und bloß um deswillen glaubt, daß seine Schule immer besser werde, so täuscht er sich vielleicht eben so sehr, wie wenn der Beobachter des Volkslebens von dem steigenden Fortschritte der Gesittung entzückt ist, lediglich darum, weil

die statistischen Tabellen periodisch eine kleinere Zahl der offenkundigen Vergehen und Verbrechen, der qualifizierten Roheit und Lasterhaftigkeit nachweisen.

Der pessimistische Lehrer aber kann bei allen Erfolgen verzweifeln, weil er immer nur die Heerschar der rot angestrichenen Fehler [illegible] t, wie der pessimistische Menschenfreund n[illegible] er immer nur die langen Ziffernreihen der S[illegible] sieht, denen keine gleich starke Tabelle der [illegible] n übertritt.

In beiden [illegible] bachtungen ganz anderer Art ergänzend u[illegible] utreten. Allein die überzeugendsten Beo[illegible] wir uns selbst, die überzeugenden Zahlen mache[illegible] für uns. Und durch die Statistik des wirtschaftlichen Lebens und der materiellen Güter, wo die Ziffer ihr souveränes Recht behauptet, gewöhnen wir uns mehr und mehr, auch beim geistigen Leben die Zahl weit über die subjektive Beobachtung zu setzen. Es ist dies ein eben so feiner als tiefer Zug des modernen Materialismus. Der Statistiker der materiellen Produktion hat es freilich gut: er stellt in Ziffern ebenso genau den Reichtum dar wie die Armut, den Gewinn wie den Verlust, er zieht die Bilanz von Soll und Haben und braucht nicht aus bekannten Mängeln auf unbekannte Vorzüge zu schließen. So besitzen wir denn weit genaueren Nachweis über den Fortgang von Landbau, Gewerbe und Handel, über den Gewinn der Volkswirtschaft und die Schulden der Staatswirtschaft als über das Gewinn- und Verlust-Conto des geistigen und sittlichen Lebens. Darum droht uns aber auch die Gefahr, bei der Schätzung unserer Kultur die materiellen

Erfolge als Maßstab des geistigen und sittlichen Gedeihens zu nehmen, während unsere philosophischen Väter, die weit ärmer waren und weit schlechter statistisch geschult als wir, vielmehr dem entgegengesetzten Fehler verfielen. Die Kulturgeschichte war ihnen ein Roman und uns ist sie ein Rechenexempel.

III.

Die Schulmeister beherrschen heutzutage den Staat nicht mehr; dafür ist der Staat der allherrschende Schulmeister geworden. Ich wage also keinen zu großen Sprung, wenn ich mich von der Schule zur Politik wende.

In der vormärzlichen Zeit verzehrte sich das politische Leben Deutschlands vielfach in einem Kampf um die innere Freiheit. Die Zeitungen und Landtage stritten dabei mit der Waffe von Gedanken, Meinungen, Gefühlen und mißachteten oder fürchteten nur allzu oft die zweischneidige Waffe der Zahlen, welche den Regierungen weit besser zur Hand saß als der Opposition.

Wir sind jetzt allesamt Realpolitiker; nach innen und außen kämpfen wir weit weniger um die individuelle Freiheit, als um die Staatsmacht. Und ein großer Teil der Staatsmacht spricht sich klar in Ziffern aus und ist durch die Wucht der Zahl zu steigern und zu festigen. Volkswirtschaft, Staatsfinanzen und Heerwesen müssen in Zahlen erkannt und fundamentiert werden, und der innere Kampf um die Macht im Staate gipfelt nur allzu oft in einem Kampfe um das Budget. Kein Wunder, daß der Glaube an die Beweiskraft der Zahl im öffentlichen Leben riesig

gewachsen ist. Wenn er nur nicht zum Aberglauben wird! Denn die innerste Notwendigkeit, die innerste Kraft des Staates spricht sich doch nicht in Zahlen aus. Wie fern zurück in märchenhafter Vergangenheit und leider auch wie fern voraus in [illegible]nft liegt uns heute die Zeit, wo man [illegible]er sagen wird: Nicht der Staat ist der r[illegible] meisten Steuern erhebt, sondern der die n[illegible] bedarf; nicht der Staat der stärkste, we[illegible]ldaten hat, sondern der die wenigsten E[illegible]

Wir unter[illegible]ß- und Kleinstaaten; das ist ganz natürl[illegible]ber die Lebenskraft eines Staates zunächst nach der Zahl seiner Quadratmeilen und Einwohner, so ist dies verkehrt, und gerade die Geschichte der jüngst vergangenen Jahrzehnte sollte uns lehren, daß Zahlenstärke allein hier nicht entscheidet. Wie ängstlich fragt man nach der wachsenden Bevölkerungsziffer der großen Reiche, als ob das rascher sich mehrende Volk ganz gewiß das langsamer wachsende früh oder spät verschlingen müßte. Tausende von Menschen können jetzt aus dem Kopfe sagen, wie viele Millionen Einwohner jedes europäische Reich zählt; vor zehn Jahren wußten sie's noch nicht; aber sie lernen es aus dem Kalender, der immer statistischer geworden ist. Bei diesen Millionen fliegt die Wagschale des moralischen Ansehens der kleineren Staaten grausam in die Höhe und die Schale der großen sinkt imponierend tief. Staaten wie Belgien, Holland und das „bißchen Schweiz" kommen dabei entschieden zu kurz, weil sich ihre historisch-politische Notwendigkeit der statistischen Formel entzieht, und von dem

eigenartigen Kulturwerte deutſcher Kleinſtaaten darf man gar nicht mehr reden; ſind doch die Ziffern ihres äußeren Beſtandes ſo lächerlich klein! Auch beim Kampfe der öſterreichiſchen Nationalitäten rechnet man viel zu viel mit Millionen gegen Millionen und nicht mit Bildung gegen Bildung.

Die Städte thuns den Staaten gleich und jagen nach dem Vorrang der höchſten Zahl. Bei jeder neuen Volkszählung lauert man, ob die eine Stadt über die andere gekommen ſei — faſt wie die Schulknaben bei einer neuen Cenſur darauf lauern, wer diesmal zum höheren Platze aufſteigen durfte. Jede große Stadt möchte eine Großſtadt werden. Man zählt nicht nur die Einwohner, man zählt auch die Perſonen, welche während einer Stunde irgend eine Straßenkreuzung paſſieren. Als ob die Tauſende der Bewohner und das Straßengewühl die Großſtadt machten und nicht vielmehr die Univerſalität ihrer Volksſchichten, Intereſſen und Inſtitutionen! Wächſt eine Stadt nicht geſchwind genug in Wirklichkeit, ſo läßt man ſie auf dem Papier wachſen, man ſchlägt allgemach die benachbarten Dörfer zur Stadt, auch wenn noch die größten Kartoffeläcker dazwiſchen liegen. Die Stadt wird dann mit der Zeit ſchon in die neuen Grenzen hineinwachſen, wie kleine Kinder in die großen Kleider ihrer Geſchwiſter. Iſt es doch als ob die zehnmal größere Stadt auch zehnmal bedeutender, als ob ihre Bürger auch zehnfach glücklicher wären! Die ſorgſame Zahlenſtatiſtik unſeres Städtelebens iſt gewiß ſehr ſchätzbar, wenn nur nicht die ſchildernde Charakteriſtik unſerer Städte — eine ſo dankbare litterariſche Aufgabe — ſo arg dahinter zurückgeblieben wäre.

Als die jugendliche Statiſtik ſich eben erſt Bahn zu

brechen begann im öffentlichen Leben, waren thatkräftige, selbstherrliche Staatenlenker dieser neuen Wissenschaft und Praxis abhold. Friedrich der Große erklärte Büsching, der um die Mitteilung amtlich statistischer Daten nachsuchte, daß er ihm keine [illegible] werde, ihn aber auch an der Veröff[illegible] er sich selbst verschaffe, nicht hindern [illegible] Bonaparte sagte zwar: die Statistik ist [illegible] tsachen und ohne Budget gibt es kein ö[illegible]er der Kaiser Napoleon ließ die statist[illegible]gen wieder eingehen, die er als Konsul [illegible] blieb zwar noch immer ein Freund d[illegible]nte ein Logarithmenbuch seine liebste Lektüre, nur waren ihm jetzt die geheimen Ziffern angenehmer als die veröffentlichten.

Ueber solche Standpunkte sind wir gottlob hinaus; die Statistik ist den Staatslenkern eine erprobte Dienerin und Bundesgenossin. Der deutsche Reichskanzler läßt die Statistiker nicht nur gewähren, sondern er gibt ihnen reichlich Arbeit, und statt die Ziffern zu fürchten, stellt er sie vielmehr selbst ans Licht, weil und soferne er sie zu benützen weiß. Das Letztere verstand auch schon der alte Fritz, als er die Zahlenreihen aus Süßmilchs „Harmonie der göttlichen Weltordnung" — für Steuerverteilung und Rekrutenaushebung verwertete.

Wenn aber ein Staatsmann oder Parteimann die statistischen Resultate praktisch ausnützt, dann werden die objektiven Zahlen unversehens oft merkwürdig subjektiv; die hiebei befolgte Methode heißt technisch: „Gruppierung der Ziffern." Ohne der Würde der Geschichtsschreibung zu nahe

zu treten, behaupten Viele, daß dieſe erhabene Wiſſenſchaft eine wächſerne Naſe habe; man kann auch eine wächſerne Naſe der Statiſtik behaupten, ohne ihrer Würde zu nahe zu treten. Das Wachs kommt erſt durch die Praxis hinzu, und wer es dann nicht ſieht, der krankt eben an einem zu ſtarken ſtatiſtiſchen Glauben.

Die Zahlen-Kontrole iſt uns eine Bürgſchaft der Gerechtigkeit, der Entſcheid durch die Zahl eine Bürgſchaft der Freiheit und Gleichheit im modernen Staatsleben.

Wir ſtimmen ab, wir zählen die Stimmen und die Mehrheit entſcheidet. Durch die Praxis des Stimmrechts ruht der ganze konſtitutionelle Staat auf einem gemeinſamen Grundgedanken mit der Wiſſenſchaft der Statiſtik: — Beide ziehen den Schluß von der Quantität auf die Qualität und erbauen auf dieſem Schluß die Geſetzmäßigkeit der Thatſachen. Unzähliges Zählen wurde für den modernen Staat zu einem hochpolitiſchen Akt wie niemals bei einer älteren Staatsform.

Vor den Wahlen beginnen wir bereits mit einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung, wir möchten den Schleier ſtatiſtiſch lüften, uns lockt das Myſterium der Zahl, — leider oft ein ſehr trügeriſches Myſterium. Bei den Wahlen zählen und vergleichen wir von Ort zu Ort, von Stunde zu Stunde, wir geraten in ein ſtatiſtiſches Fieber und wiegen uns doch oft in Selbſttäuſchung trotz aller Ziffern. Nach den Wahlen ſtellt man die ſtatiſtiſchen Reſultate ſchwarz auf weiß zuſammen, die Sieger vertrauen auf dieſe Statiſtik, die Beſiegten mißtrauen ihr; denn die Parteien, wie ſie ſich nachgehends im Landtage gruppieren, ergeben oft überraſchend

andere Zahlenstärken als die Wahlparteien. Es gilt also, eine neue Wahrscheinlichkeitsrechnung aufzustellen, eine neue Zifferntabelle der engeren Resultate, die jedoch während der Debatte bedeutender Korrekturen bedürftig werden kann. Wir schwanken von [illegible]ßheit" zur andern, — darin liegt ja [illegible]arlamentarischen Kampfspiels. Endlich [illegible]ung, und da wissen wir dann doch ganz [illegible], wer gesiegt hat. Aber zu allerletzt sah [illegible] Bismarck mit einem gewaltigen Strich [illegible]echnung und dann beginnen wir auf [illegible]len und Rechnen wieder von vorn.

Die Gesetzmäßigkeit in der numerischen Bewegung der Massen ist eine große Wahrheit, aber die unberechenbare freie That der genialen Persönlichkeit eine nicht minder große. In unserer Zeit herrscht — auf den verschiedensten Gebieten — die Gesamtheit wie nie zuvor, und in unserer Zeit herrscht — auf den verschiedensten Gebieten — der thatkräftige einzelne Mann mehr denn jemals. Wer diese Widersprüche richtig zu verbinden weiß, der besitzt den Schlüssel zu vielen Rätseln der neueren Kulturgeschichte.

Eine Urstatistik der „Parteien" im Volke können wir nicht aufstellen, da Niemand sein Parteibekenntnis auszusprechen braucht und es doch jeden Augenblick aussprechen kann, da heute Tausende über, unter und neben den Parteien stehen, die morgen, durch ein großes Ereignis aufgerüttelt, mit gleichen Füßen in eine Partei springen. Es gibt da nur eine Schätzung, keine Zählung. Es hat zwar ein Philosoph im vorigen Jahrhundert versucht, alle Atheisten

in Frankreich zu zählen, und so könnte es auch einem Statistiker im neunzehnten Jahrhundert einfallen, alle Liberalen und Konservativen in Deutschland zu zählen. Er würde aber zu keinem besseren Resultate kommen wie jener Philosoph.

Zählbar ist nur die Mitgliedschaft einzelner organisierter Parteigruppen in Vereinen und Landtagen, zählbar nur das Stimmergebnis bei einzelnen Partei-Funktionen. Es gibt bekanntlich „kleine aber mächtige" Parteien und sie sind öfters sogar nur mächtig, weil und solange sie klein sind, wie es sehr große Parteien gibt, die durch ihre Größe zerfallen. Nirgends wäre der Schluß von der Quantität auf die Qualität trügerischer als hier, und doch erleben wir's fortwährend, daß dieser Trugschluß die großen Parteien übermütig macht und verdirbt, damit die kleinen Gegenparteien groß werden können, um dann ebenfalls wieder ins Kraut zu wachsen und abzusterben.

Mehrheit ist nicht immer Macht, Majorität nicht immer Größe, Größe nicht immer Stärke. Aller Entscheid durch Stimmzählen ist nur ein Notbehelf, alles Abstimmen nach der Kopfzahl nur ein notwendiges Uebel. In diesem Sinne wird der denkende Mann das Unvermeidliche der Abstimmungen anerkennen; das Unvermeidliche wird uns nicht immer überzeugen, aber wer gescheit ist, der wird sich ihm beugen. Nur fordere man nicht, daß wir uns begeistern für einen Mechanismus des Zählens, dessen größter Vorzug darin besteht, daß er ein Ende macht und ein formell unbestreitbares Resultat bietet. Parlamentarische Abstimmungen beweisen nichts, sie schließen aber ungezählten Rednern den

Mund, und dieser erlösende „Schluß“ ist oft mehr wert, als die weisheitvollsten Schlüsse.

Aus romantischer Verschwommenheit kann man ein Gegner des politisch allein seligmachenden Zahlenentscheides sein; man kann aber auch [illegible] – aus nüchternster Kritik.

Das Staa[illegible]r Summe von Menschen, die vor dem Rec[illegible]ber gleich an politischem Wert und im [illegible] sie ganz und gar nicht. Das Individium [illegible] durch die Addition dieser Einheiten erhält [illegible]as Volk. Gewiß! sofern es sich um den [illegible]t der Volkszählung und aller daraus z[illegible]baren Größen handelt. Wenn man dann aber weiter sagt, die Addition aller Einzelstimmen ergibt als Summe die Volksstimme, so ist dies ein Irrtum. Denn die Einzelstimmen sind ganz ungleichartige Größen, die man gar nicht schlechthin addieren kann. Das allgemeine Stimmrecht ist ein hohes Ideal, das gleichheitliche allgemeine Stimmrecht dagegen nur ein Notbehelf, zu welchem man eben so oft gegriffen hat, um den Volkswillen zur Herrschaft zu bringen, wie andrerseits — seit Bonaparte — um den Volkswillen täuschend zu beherrschen. Es ist ein Zeichen der politischen Unreife, daß gleiches Stimmrecht und allgemeines Stimmrecht so oft verwechselt wird. Das gleiche allgemeine Stimmrecht ist die blendende Schwäche der Demokratie, wie man das gegliederte allgemeine Stimmrecht die, zur Zeit noch etwas dunkle, Stärke der Aristokratie der Zukunft nennen könnte. Denn vom allgemeinen Stimmrecht werden die echten Aristokraten so wenig wieder lassen wollen wie die Demokraten.

Man muß die Stimme wägen und nicht zählen. Hier aber läßt uns die Statistik im Stich. Sie zählt zwar die Menschen nach ihren Berufen und sagt uns auf Grund der Steuer-Register genau, wie viele reich und wie viele arm sind, allein so lange wir keine Urstatistik der Gebildeten und der Ungebildeten, der Gescheiten und der Dummen haben, fehlt uns doch das statistische Hauptmaterial für eine gerechte Stimmen-Wage. So bleibt uns denn nur der Notbehelf des Stimmenzählens; und die Stimme des Wählers, der seinen Namen nicht schreiben kann, wiegt bis auf weiteres gerade so schwer wie die Stimme seines Nebenmannes, der stracks ein ganzes Lehrbuch des Staats- und Völkerrechts schreiben könnte. Wir trösten uns mit der unvollkommensten Zahl, weil wir die vollkommenere nicht finden können; verbleibt uns dabei doch wenigstens ein Stücklein Zahlengerechtigkeit! Und wo wäre auch die absolute Gerechtigkeit? Proudhons bekannten Satz parodierend, muß man ja doch immer sagen: beim Wägen der Stimmen wird der Schwache unterdrückt durch die Starken, beim Zählen der Starke durch die Schwachen. Und je nachdem die Starken oder Schwachen das Heft in Händen haben, preisen und ergreifen sie die eine oder die andere Methode als die allerbeste.

Wir sollen zählen und berechnen, was in Staat und Gesellschaft nur irgend zählbar ist, aber wir sollen uns nicht bei der Zahl beruhigen. Die selbstzufriedene Zahlengenügsamkeit ist ein bedenkliches Symptom der statistischen Krankheit.

Bei Doktordisputationen lautet eine sehr beliebte These: „die Statistik ist eine Wissenschaft;“ oder auch umgekehrt:

„die Statistik ist keine Wissenschaft, sie ist nur eine Methode.“ Nachdem Doktorand und Opponent über diese Sätze lange und vortrefflich hin- und hergestritten haben, einigen sie sich herkömmlich in dem dritten Satze: „die Statistik ist etwas weniger als eine Wissenschaft und viel mehr als eine bloße Methode — [illegible] senschaft.““ Dieser versöhnende Sch[illegible]ahrheit. Nur indem die Statistik — th[illegible] — dient und sich unterordnet, nur in[illegible]t, um über sich selbst hinauszuweisen, [illegible] anderweiter Ergänzung ihrer Resultate [illegible] unschätzbaren Wert. Im Ringen nach [illegible]n Streben, den Ziffern durch Hinzufügu[illegible] unberechenbaren Größen erst den Odem des Lebens einzuhauchen, winkt der Fortschritt, vorab für die Diagnose unsers sozialen und politischen Lebens. Wir stehen aber häufig kaum bei den ersten Anfängen dieses Fortschritts.

Ein Blick auf etliche soziale Probleme möge diese Worte erläutern.

Eine neue, noch unreife, aber mit Macht heranwachsende Wissenschaft, ist die Gesellschaftslehre. Sie ist so neu, daß von Tausenden, welche die Wörter „Gesellschaft“ und „sozial“ beständig im Munde führen, oft nicht zehn genau sagen können, was sie sich eigentlich dabei denken. Jene zehn, die eine klare Definition im Kopfe haben, geben dann aber vielleicht wieder zehn verschiedene Definitionen.

Bevor ich darum einige Schranken der sozialen Statistik andeute, gebe ich meine eigene Definition und sage:

die Gesellschaft ist das Volk unter dem Gesichtspunkte seiner Arbeit, seines Eigentums und der aus beidem erwachsenen Gesittung. Diese drei Faktoren gehören zum Individuellsten, was wir besitzen und doch entwickeln sie sich organisch voll und ganz nur im Volksganzen und bilden solchergestalt selber einen Organismus.

Die Gesellschaft ist nicht der Staat, sie ist keine Rechtsgemeinschaft, sondern nur eine Interessengemeinschaft, und doch wird sie erst selbstbewußt im höher entwickelten Staate und der höchstentwickelte Staat, der Kulturstaat, erfaßt sie erst vollauf als politische Macht. Man könnte sagen, das Staatsvolk als Gesellschaft ist bloß eine theoretische Abstraktion, keine greifbare Realität, und doch ist diese Abstraktion eine so gewaltige reale Macht, daß sie alle Kulturstaaten der Welt umzuwälzen droht.

Die Gesellschaftslehre wäre bodenlos ohne die Statistik, und sie ist teilweise eben darum so neu, weil eine gewisse Reife der gleichfalls noch jungen statistischen Wissenschaft und Praxis vorausgehen mußte. Wenn aber das Haus eines Fundaments bedarf, so ist doch ein Fundament noch kein Haus. Und wer in der Gesellschaftslehre das Fundament für das Haus hält, der verfällt eben wiederum der statistischen Krankheit.

In unserer Gesellschaft dürfen sich zunächst die Frauen beschweren, daß ihnen die Statistik nicht gerecht wird. Da die Frauen nicht wehrpflichtig sind, so werden sie auch nicht staatlich „gemustert“ gleich der männlichen Jugend; und doch liefern diese Musterungen das Hauptmaterial, um die durchschnittliche Körperbeschaffenheit der Bevölkerung nach Stärke

und Schwäche ziffermäßig festzustellen. Die volle Hälfte des Volkes, und obendrein die schönere, kommt bei dieser Statistik zu kurz. Aehnliches gilt von jener Bildungsstatistik, zu welcher die öffentlichen Schulen so reichen Stoff liefern; gerade die gebildetsten Töchter gebildetster Eltern besuchen meist gar nicht [illegible]eit eine öffentliche Schule. Also unterdri[illegible]au sogar in der statistischen Tabelle. [illegible]este Teil echt weiblicher Berufsarbeit - [illegible] im Hause — läßt sich nicht in Zahlen [illegible]che Berufsarbeit dagegen ist weit zahlreic[illegible]nn unsere Arbeitsstatistik fast die Hälfte [illegible]eit notgedrungen außer Betracht und [illegible]ene Frauenarbeit, welche in die männliche übergreift. Die selbständigen Berufe isolierter Frauen erhalten dadurch ein ungebührliches Uebergewicht. Wir sind viel genauer unterrichtet über die Frauen, welche aus ihrem eigensten Berufskreise heraustreten, als über jene, welche demselben treu bleiben, und die ganze „Frauenfrage" wird solchergestalt nur allzuleicht verschoben, ja ein großer Teil dieser „Frage" ist geradezu ein Ausfluß der statistischen Krankheit.

Die Produktion materieller (man pflegt zu sagen verkehrsfähiger) Güter läßt sich größtenteils statistisch darstellen, die Produktion geistiger Güter dagegen entzieht sich der Statistik zu noch viel größerem Teile. Während in der Untersuchung und Theorie der materiellen Arbeit Großes geleistet wurde, blieb die Lehre von der Geistesarbeit nationalökonomisch und sozial nur wenig beachtet. Natürlich! Hier versagt ja die exakte, die ziffernmäßige Methode. Allein sie

versagt auch bei vielen anderen Dingen, die darum doch des Studiums äußerst würdig sind.

Die Arbeitszeit ist ein Maßstab des Fleißes: — bei einem Taglöhner — fast ganz, bei einem Handwerksgesellen oder Bureauschreiber — annähernd, bei einem Bureaubeamten — halbwegs, bei einem Staatsmann, Gelehrten, Künstler, bei einem Meister der reinen Geistesarbeit — gar nicht. Es gehört zu den Wahrzeichen des schaffenden Genius, daß er oft innerlich am tiefsten arbeitet, wenn er äußerlich feiert. Will man den Fleiß eines Dichters nach der Zahl der Stunden messen, die er täglich zu dichten pflegt? Wenn er's täglich pflegt, so ist er gar kein Dichter. Je höher wir aufsteigen in den Arbeitsstufen, um so weniger ist die Arbeitszeit ein Maßstab des Fleißes oder gar der Leistung, und doch haben sich relativ mehr große Geister in ihrer scheinbaren Muße zu Tode gearbeitet als arme Taglöhner in ihrem nach übermäßiger Stundenzahl gemessenen Fleiße. Menschenfreundliche Sozialisten, deren hohes Ideal die Gerechtigkeit, deren Schwäche die Zahlengerechtigkeit war, verkannten zumeist die Natur der Geistesarbeit, welche jeder gerechten Ziffer spottet. Wir lächeln heute über Fourier, der bei der gerechten Verteilung des Lohnes das aufgewandte Kapital zu $^4/_{12}$, die Arbeit zu $^5/_{12}$ und das Talent zu $^3/_{12}$ veranschlagen wollte, und wir sinnen doch gleichfalls, ob es uns nicht etwa gelingen möge, selbst den göttlichen Genius mit der Zange der Ziffern zu fassen.

Der Arbeiter fordert gerechten Lohn, und der Lohn in klingender Münze ist eine sehr meßbare Größe.

Nehmen wir mehr als den gerechten, nehmen wir einen

reichen Lohn. Er wird den Handarbeiter vielleicht befriedigen, den schöpferischen Geistesarbeiter gewiß nicht. Denn dringender als den meßbaren Lohn (den er übrigens auch nicht verachtet), begehrt dieser den unmeßbaren Erfolg, das Wirken seines Werkes in der Gesamtheit, ja das Fortwirken weit über seine L für höchste Leistungen gibt es gar keine das Defizit des Gewinnes wird durch d rfolges gedeckt, gleichviel ob derselbe be us bei Lebzeiten schon zu teil wird, ob tem Selbstbewußtsein vorahnt oder sich ngenehmer Selbsttäuschung einbildet.

Aber selbs ze darbeiter ahnt und begehrt gleichfalls nebenbei ein Stücklein von der Ehre des Erfolges. Da soll sich das soziale Studium und die soziale Politik am Ende gar auch mit „Ahnungen" befassen? Ganz gewiß! Denn Ahnungen werden zu Ueberzeugungen und Ueberzeugungen zu Thaten; das materielle Dasein des Volkes untersucht der soziale Forscher gemeinsam mit dem Volkswirt und Statistiker, aber die Psyche des Volkes bleibt doch seine eigenste Domäne.

Die Unzufriedenheit über die ideale Größe des persönlichen Erfolges wühlt und nagt in allen Gesellschaftsschichten; da und dort bald stärker, bald schwächer empfunden und ausgesprochen, gehört sie ganz hervorragend zur sozialen Frage. Das Streben nach Erfolg ist eine Tugend; im Uebermaße aber schlägt es als Größensucht und Größenwahn zum bedenklichsten Fehler um. Wird dieser persönliche Fehler endemisch, so wird er zur „sozialen Frage" und stört

die Harmonie der Gesellschaft. Nur allzuleicht können wir heute das soziale Leiden der Größensucht und des Größenwahns verfolgen, von hochbegabten ruhmgekrönten Talenten, die schon bei Lebzeiten unsterblich sein wollen, bis zum einfältigsten Tagelöhner, der mit Gott und der Welt darüber hadert, daß er ein Tagelöhner werden mußte. Das Studium dieser Größensucht beginnt man am besten bei berühmten Leuten, weil sie da am gröbsten auftritt, während sie sich nach unten immer feiner verästelt und versteckt, gerade hier aber dann sozial um so wichtiger wird. Der endemische Größenwahn hat eine doppelte Quelle: er entspringt entweder aus einer leichten Trübung des gesunden Menschenverstandes, die bei höchster Bildung und Genialität eintreten kann, oder aus Unbildung und Halbbildung bei sonst ganz gescheidten Menschen. Häufig kreuzen und mischen sich beide Motive, und ihr Zusammenwirken im Volksleben harrt noch des Untersuchers. Prophylaxis und Heilung ist nur in jener klaren Selbsterkenntnis und Weltkenntnis zu finden, die gleicherweise ein Resultat gesunden Verstandes und gesunder Bildung ist.

Doch das Alles sieht gar nicht statistisch aus. Wer die Volksgesittung (Triebkraft und zugleich Resultat des sozialen Lebens) genauer untersucht, der entdeckt sofort zwei verschiedene Schichten des Volkes, die theoretisch und praktisch verschieden behandelt sein wollen: die vorwiegend naiv gesittete und die vorwiegend bewußt gebildete Schicht. Beide lassen sich nicht nach Köpfen zählen, nicht mit scharfer Linie scheiden, und doch ist ihr Unterschied eine Thatsache von ebenso mächtiger sozialpolitischer Realität wie ihre Verschmel-

zung. Auch der höchſt gebildete Denker folgt nebenbei dem Zug der naiven Sitte und Tradition, und bevor wir in die wirkliche Schule kamen, waren wir Alle bereits in der Schule der Volks- und Familienſitten, der wir auch niemals wieder ganz entwachſen. Und andererſeits iſt ſelbſt der naivſt geſittete Baue rvölkern vom Hauche bewußter Bildı bt eine „gebildete Welt,“ die über die ile hinaus die Individuen wie zu einer erbündet, und es gibt ein Volkstum, w atseinheiten die Völker und Stämme ins dert und gliedert.

Sind di aftliche Kategorien? Wenn ſie's nicht ſind, u werden. Denn was im Leben lebt, das gehört auch der Wiſſenſchaft. Die naive Sitte läßt ſich ſo gut ſtreng wiſſenſchaftlich ergründen wie die höchſte Bildung. Aber bei der Sitte verläßt uns die ſoziale Statiſtik faſt ganz, bei der Bildung zum großen Teile. Dafür muß bei beiden die ſubjektive Beobachtung und die hiſtoriſch vergleichende Forſchung eintreten, und der vergleichende Sprach- und Sagenforſcher gibt uns Muſter und Methode für das Studium ſelbſt der flüſſigſten Sitten. Entſcheidend iſt aber dabei doch auch immer der perſönliche Scharfblick, die Wahrheitsliebe und Schilderungskraft des Beobachters. Wir kommen alſo wieder zum „Subjekt“ zurück, wobei es ſich dann freilich fragt, wer das beobachtende Subjekt geweſen iſt? Die Geſetzmäßigkeit der Maſſen beherrſcht die Welt — das iſt wahr, und die Macht der Perſönlichkeit beherrſcht die Maſſen, in der Studierſtube wie auf dem Throne — das iſt ebenſo wahr. Beide Wahrheiten fliehen

und suchen, befehden und versöhnen sich, und in diesem Wechselspiel liegt das Geheimnis des ewig Menschlichen in der Geschichte.

Aus dem unabsehbaren Gebiete des sozialen Lebens sind dies nur vereinzelte Beispiele zur Bekräftigung des Satzes, daß wir aus lauter Angst, den festen statistischen Boden unter den Füßen zu verlieren, nur allzu sehr darauf verzichten, recht tief in die Seele des Volkes zu schauen. Und doch treiben wir so eifrig soziale Studien und soziale Politik. Die Psychologie des Volksgeistes ist aber der Anfang aller sozialen Weisheit.

Die Gegenwart hat den Hebel zur Sozialreform zunächst bei den Arbeitern eingesetzt, weil hier die Zahlen am lautesten sprechen. Es ist aber ein Irrtum, in der Arbeiterfrage ausschließend die „soziale Frage" zu sehen und bei offenstem Herzen für die Arbeiternot darf man doch nicht vergessen, daß auch in anderen Gesellschaftsschichten himmelschreiende Notstände vorhanden sind, die sich nur nicht so scharf in Zahlen fassen, die sich nicht in so großen Ziffernreihen erschreckend darthun lassen.

Den Reichtum kann man messen, allein der Uebermut und Mißbrauch des Mammons spottet der Ziffernkontrole. Er ist nicht minder eine sittliche Kalamität wie der unberechenbare Trotz und Neid der Armut.

Es ist sehr löblich, daß man dem Arbeiter zu höherem Lohn verhelfe, daß man ihn durch Gewinstanteile mitverflechte in das Interesse des Unternehmens, dem er dient. Zahlen können hier wirklich sprechen, und solche Zahlen werden vom Arbeiter leicht erfaßt, sie werden leicht populär.

Man soll sich vor dieser Rechnung nicht fürchten. Allein sie könnte zu fürchten sein, wenn nicht eine ganz unstatistische Lebensweisheit gleichfalls populär wird, die sich in den weltbekannten und doch so gering geschätzten Sätzen ausspricht, daß unsere ganze Kultur in Trümmer brechen muß, wenn Jeder dass[illegible] will wie der Andere, und wenn das G[illegible]hst nach gleichem Genusse drängt und [illegible] gar nicht nach gleicher Tüchtigkeit.

Es ist [illegible]ßen Klassen durch Staatshilfe zu Selb[illegible] in Hilfsverbänden jeglicher Art der Not [illegible]krankheit zu steuern. Man kann sehr überze[illegible]rechnen, was der Staat und was die Armen hiebei gewinnen werden. Und die Armen werden sich die Rechnung merken, denn ein tröstliches Versprechen merkt man sich so gern. Aber der Staat versäume dann auch nicht, den Armen zu sagen, daß die Not, welche wir rastlos bekämpfen, niemals ausgerottet werden wird, weil sie notwendig ist, eine huldvolle göttliche Notwendigkeit, der Quell unserer edelsten Tugenden und unsers höchsten Fortschrittes. Früher sagte man den ärmeren Volksklassen die Wahrheit und rechnete nicht mit ihrer Not; jetzt rechnen und helfen wir, vergessen aber, ihnen und uns selbst die Wahrheit zu sagen.

Es ist sehr löblich, den lange unterdrückten unteren Schichten wachsende Gerechtigkeit zu gewinnen. Aber die Gerechtigkeit vor menschlichem Recht, die berechenbare Gerechtigkeit des materiellen Daseins bleibt immer und überall nur Stümperei und Stückwerk; sie wird sich auf Erden

niemals ganz erfüllen, und wir ahnen sie zuletzt doch nur in Gott und seinem Reiche, und überlassen es einem Jeglichen, sich diesen Gott und dieses Reich vorzustellen, so gut er's eben vermag. Von allen Mächten des Menschendaseins hat die Religion den wenigsten Zusammenhang mit der Statistik, und doch ist der Anfang der sozialen Frage der Unfriede der Menschen untereinander, und das Ende der sozialen Frage, die Versöhnung im religiösen Bewußtsein, in Gottesliebe und Menschenliebe.

Wir tasten nicht an die Beweiskraft der Zahlen in ihrer Sphäre; aber an die Beweiskraft des historischen Forschens und philosophischen Denkens, des künstlerischen Schauens und religiösen Glaubens, an die heilende Kraft der freien sittlichen That soll man uns auch nicht tasten.

* * *

Als ich vor Jahren jenen oben erwähnten Vortrag über die „statistische Krankheit" halten wollte und eben zur Rednerbühne ging, trat mir ein Stenograph in den Weg und bat mich um die Erlaubnis, den Vortrag stenographieren zu dürfen. Ich erwiderte ihm, er möge stenographieren so viel er wolle, wenn er jedoch seine wörtliche Niederschrift wörtlich abdrucken lasse, dann würde ich ihn mit allen Rechtsmitteln verfolgen. Er versicherte, daß dies nicht seine Absicht sei; ihn locke lediglich ein statistisches Problem.

Ich begann zu reden; er legte eine Uhr neben sich auf den Tisch und stenographierte.

Kurz nach dem Schluß des Vortrags kam er wieder zu mir, zeigte mir sein Manuskript, dem eine kleine Berechnnng beigefügt war und sagte: „Ihr Vortrag dauerte eine Stunde

und acht Minuten; Sie haben 8896 Silben gesprochen; Sie sprechen mit großem Gleichmaß und verschwindend kleinen Pausen: Sie sprechen 122 Silben in der Minute."

Er zeigte mir dann eine Tabelle, worauf er bereits viele Redner, [illegible] nnten Namens, in gleicher Weise tarifiert [illegible] sredner stiegen im Feuer des Kampfes [illegible] 0 Silben in der Minute, einige Kanzelr [illegible] 0 geliefert, ein Nachmittagsprediger von [illegible] samem Vortrag ergab sogar nur 59 Si

Ich beka[illegible] abelle fesselte. Sie zeigte reizende Par[illegible] nd [illegible]ze, sie lockte zu allerlei Schlüssen — von der Quantität auf die Qualität. Auch interessierte mich's nebenbei, mich selbst von einer ganz neuen Seite kennen zu lernen; denn ich hatte in meinem Leben noch nicht daran gedacht, wie viele Silben ich in der Minute spräche.

„Haben Sie denn aber gerade heute ganz ruhig und richtig gezählt und berechnet?" fragte ich nach einer Pause den Mann. „Störte Sie der Inhalt meines Vortrages nicht? Kam Ihnen nicht der verwirrende Gedanke, daß Sie, während und weil Sie die Silben meiner ‚statistischen Krankheit' zählten, nun selbst das leibhafte Exempel dieser Krankheit seien?"

„Ganz und gar nicht!" erwiderte er. „Als Statistiker wie als Stenograph bin ich gewöhnt, mir bei der Arbeit alle subjektiven Eindrücke vom Leibe zu halten. Uebrigens traf mich auch Ihre Kritik nicht; denn aus dem Tempo der Rede ziehe ich nur zweierlei Schlüsse: auf das angeborene

Temperament des Redners und auf die erworbene Ruhe der Beherrschung des Stoffes. Und Sie werden mir das Recht zu beiden Schlüssen nicht bestreiten."

Ich versicherte dagegen, daß ich ihm diese beiden Schlüsse allerdings aufs äußerste bestreiten würde, wenn wir Zeit hätten, und fragte, ob er nicht etwa auch aus langsamem Zeitmaß auf Gedankentiefe schlösse?

„Nein!" entgegnete er, „denn Mancher spricht mit langsamem Nachdruck, weil er die tiefsten Gedanken und ein Anderer mit noch viel langsamerem, weil er gar keine Gedanken hat."

„Aber ein rasches, sprudelndes Allegro gestattet wohl den Schluß auf einen fesselnden und unterhaltenden Vortrag?"

„Keineswegs! Man kann auch in der größten Geschwindigkeit furchtbar langweilig sein."

Der Mann war nicht aufs statistische Eis zu führen; er hatte eine ganz richtige Ahnung von den Schranken seiner Theorie und Praxis. Um ihm diese Schranken noch deutlicher zu machen, sagte ich ihm, daß ich denselben Vortrag in einem größeren Raume langsamer, in einem kleineren schneller gesprochen haben würde, wie denn auch ein erfahrener Kapellmeister die gleiche Praxis beim Tempo seiner Musikstücke befolge, weshalb deren Metronomisierung, selbst von der Hand des Komponisten, nur einen sehr zweifelhaften Wert habe. Nach dem Metronom zu spielen sei eben auch eine Art statistischer Krankheit, ins Musikalische übersetzt. Zudem beschleunige oder verlangsame der wechselnde Rapport mit verschiedenartigen Zuhörerschaften den Redefluß, und der Charakter des behandelten Themas bedinge noch stärkere

Kontraste. So sei denn der äußere Pulsschlag der Worte bei demselben Redner ebenso ungleich wie sein Seelenpulsschlag. Was bedeute da der Silbendurchschnitt auf die Minute?

Der Stenograph entgegnete: die Abweichungen im Einzelnen würden [illegible] verschwinden, und wenn er etwa fünfzig [illegible] tigsten Vorträge von mir gemessen hätte, [illegible] att 122 Silben vielleicht 123,5 erhalten [illegible] ie Grundproportion bleibe doch bestehen; [illegible] schlinge hier wie überall das Individuelle, [illegible] äle, Publika und Seelenpulse komme [illegible] aus [illegible] Haut, das sei so naturgesetzlich wie meine 122 Silben.

Der Mann kannte die Methode seiner Wissenschaft, und eine falsche Urstatistik konnte ich ihm ebenso wenig vorwerfen, als statistischen Aberglauben. Allein um so gewisser war er im statistischen Luxus befangen, und der ist auch eine Spezies der statistischen Krankheit unserer Zeit. Ich sagte ihm darum sehr artig, daß er mit allem Scharfsinn doch eigentlich recht müßige Dinge treibe. Denn welchen Wert hätte seine Tabelle?

Er entgegnete: bei der Statistik scheine oftmals im Kleinen eine Spielerei, was im Großen allgemein als wichtig erkannt werde. Die Versuche mit der „Silben-Minute" — so nannte er sein Verfahren nach Analogie der „Achs-Meile" im Eisenbahnwesen — seien jetzt noch ein Spiel, nach hundert Jahren aber würde jeder Gebildete eben so gut wissen, wie viele Silben er in der Minute spreche, als jetzt, wie alt er sei. Und fänden wir's nicht sehr schätzbar, wenn uns die

Vergangenheit bereits große Summen solcher Berechnungen hinterlassen hätte? wenn wir wüßten, wie viele Silben Demosthenes, wie viele Cicero und Cäsar in der Minute gesprochen? wie viele Bernhard von Clairvaux, dessen Beredsamkeit so groß war, daß sie selbst Leute fortriß, welche die Sprache gar nicht verstanden? wie viele Johannes Gronde, der sechs Stunden in einem Atem zu predigen pflegte? Aber diese präzisen Thatsachen seien nun alle unwiderbringlich für die Nachwelt verloren! Er bescheide sich zunächst, die Silben-Minute möglichst vieler deutscher Professoren, Parlamentarier, Prediger und Volksredner festzustellen und unter ihre Photographie zu schreiben. Die Tabelle mit den vergleichenden Resultaten würde aber schon jetzt jeder Zeitung willkommen sein, wäre es auch nur, damit die Redaktion diesen Artikel als „statistische Seeschlange" wochenlang im Satz bereit halte. Sein Beginnen sei sehr zeitgemäß, und was zeitgemäß, das sei niemals ein Luxus.

Der Mann entzückte mich. Ich hatte in meinem Vortrag auch ein paar Worte über die statistische Spielerei sagen wollen, und hatte es vergessen. Und nun hielt mir der Stenograph über dieses Thema einen so überzeugenden Vortrag mit praktischen Demonstrationen, wie ich's gar nicht vermocht hätte!

Und waren seine Probleme nicht wirklich interessant? waren sie ins Große ausgeführt, nicht mindestens ebenso belehrend wie die Statistik der Schulversäumnisse sämtlicher deutscher Schuljungen? Er hatte recht; was zeitgemäß, ist niemals reiner Luxus, wäre es auch nur um der Heilkraft des Humors willen; und wenn wir dergleichen auch noch so

ſcharf kritiſieren — wir finden doch zugleich ein ſtilles Wohlgefallen daran; denn aus ſeiner Zeit und aus ſeiner Haut kann Keiner heraus.

Ja das Kritiſieren ſelber gewinnt durch dieſen Seelenzwieſpalt doppelten Reiz. Was zeitgemäß, iſt niemals ein Luxus; — aber daneben h[illegible] das ganze Unzeitgemäße ſein Recht, und es iſt notwe[illegible] daß es ab und zu Leute gibt, die über Dinge ſchreiben u[illegible] reden, von denen kein Menſch etwas wiſſen will, und [illegible]ahrheiten ſagen, die Niemand hören mag.

Der Sieg der Renaissance in der Gegenwart.

Seit einem Menschenalter vollzog sich unter unsern Augen eine Wandlung des Kunstgeschmackes, die zugleich ein kulturgeschichtliches Phänomen ist.

Vor vierzig Jahren unterschätzten und mißachteten wir die Baukunst und Bildnerei der Renaissance, jetzt bewundern wir sie und ahmen sie begeistert nach; wir verdammten das Rokoko, jetzt haben wir es gerettet und schätzen es hoch; wir verlachten den Barockstil, und heute ist uns das Barockste oft kaum barock genug; wir bemitleideten den armen Zopf, und jetzt blicken wir auf denselben Zopf bereits mit einer verschämten stillen Liebe.

Umgekehrt erging es der Kunst des Mittelalters. Die gothischen Bauten dünkten uns vor vierzig Jahren höchst „organisch", jetzt kommen sie Vielen höchst „schablonenhaft" vor; in der Gothik sah der Kenner damals den deutsch-nationalen Stil, der Kenner von heute behauptet dagegen, daß diese Gothik viel mehr französisch als deutsch sei; die Rückkehr zu der „volksmäßigen" lebensfrischen Kunst des Mittelalters war damals ein Zeichen des Fortschritts, der

modernſte Menſch aber ſieht in jener Kunſt den Geiſt des Pfaffentums und des Feudalismus, den traurigſten Rückſchritt monumental verewigt.

„Verbrenne, was du angebetet, bete an, was du verbrannt haſt!“ ſo ſprach der heilige Remigius zu dem Frankenkönig Klodwig, als er ihn . Und dieſes Wort gilt auch hier.

Epochemach hiſtoriſche Epochen unterliegen in der welt — börſenmäßig geſprochen — einem ſtets wechſel n Kurſe. Welch verſchiedenwertige Größen nd Shakeſpeare, Platon und Ariſtoteles, der alte der alte Barbaroſſa verſchiedenen Zeitaltern ſchon geweſen! Und auch bereits nach kurzen Friſten zeigt ſich das gleiche Spiel: das Jahr achtundvierzig ſteht jetzt in Deutſchland unter Pari, das Jahr ſechsundſechzig über Pari — in fünfzig Jahren kann es umgekehrt ſein; Goethe wird jetzt „höher notiert“ als Schiller, Jean Paul hat gar keinen Kurs — es war ſchon anders und kann wieder anders kommen. Vor der wechſelnden Ueberſchätzung und Unterſchätzung der Nachwelt ſchützt einzig und allein nur — die Vergeſſenheit.

Die Kulturgeſchichte der Zukunft wird das Urteil der Jahrhunderte über die Jahrhunderte zum Gegenſtand beſonderer tiefſinniger Studien machen, am Ende gar zu einem Spezialfach, über welches dann der „ordentliche Profeſſor der vergleichenden Periodenſchätzung“ Kollegien leſen wird.

Und ſo wäre denn jener Umſchlag von Gunſt und Ungunſt für Renaiſſance und Mittelalter, den wir ſo eben erlebten, eigentlich gar kein „Phänomen“, überhaupt nichts

Merkwürdiges, sondern nur die Verwirklichung eines ewigen Gesetzes des Volksgeistes.

Ganz gewiß! Nicht was wir erlebt haben, ist das Ueberraschende; wohl aber wie wir's erlebt haben. Der Umschwung vollzog sich so jäh kopfüber, so gründlich und allseitig, er griff so tief ins Leben und wirkte so durchschlagend, weit über Kunst und Kunsttheorie hinaus, wie es selten noch geschehen ist. Und die Gründe, warum dies geschah, sind so überaus lehrreich; sie werfen ein helles Licht in das geheimste Seelenleben unserer Zeit.

Wer heute fünfzig Jahre und darüber zählt, der hat jene ganze Wandlung des Zeitgeschmackes bewußt miterlebt, er konnte ihren Gang nicht nur mit eigenen Augen beobachten, sondern auch — was noch ungleich wichtiger — an sich selbst und in sich selbst erfahren.

Da ich nun aber zunächst darstellen will, wie dieser Umschlag uns überrascht und beschlichen hat, so wird die eigene Erinnerung zur historischen Quelle, die Form des Memoires tritt in ihr Recht, und statt zu analysieren und zu kritisieren, beginne ich zu erzählen.

I.

Es war im Jahre 1842. Ich studierte damals in Marburg und hatte das Glück, einen kleinen Kreis gleichgesinnter, gleichstrebender Studiengenossen zu finden, der sich nicht nur gesellig, sondern auch durch die gemeinsame Begeisterung für die Kunst und ihre Geschichte verbunden fühlte. Kunsthistorische Kollegien las man zu jener Zeit in Marburg noch

nicht, und so mußten wir denn den Quell unseres Selbststudiums in einer ziemlich lückenhaften Lektüre suchen.

Da erschien Franz Kuglers „Handbuch der Kunstgeschichte", und wir hatten auf einmal den lang entbehrten Leitfaden, welcher Plan und Zusammenhang in unser Suchen und Sinnen brachte, de[illegible]ner Welt-Kunstgeschichte. Kuglers Buch war [illegible]nbrechend, nicht bloß für uns — sonst wü[illegible] davon reden — sondern für die deutsche [illegible] so konnte der Verfasser mit vollem Rech[illegible]iben, daß er hiemit „den ersten umfassend[illegible]esamtgeschichte aller bildenden Künste [illegible]

Begeistert vertieften wir uns in das Buch, es ward uns zum Kanon, zum Dogma. Wir gewöhnten uns sogar die Kuglersche Sprache an, und ertappten uns alle Augenblicke auf seinem Lieblingswort: „bedeutsam". Und in der That glaubten wir nun erst recht zu wissen, was eigentlich in der Kunstgeschichte „bedeutsam" sei und was nicht.

Dreimal — so lautete unser Glaubensbekenntnis — dreimal hatte die bildende Kunst Höchstes erreicht: in der Plastik bei den alten Griechen, in der Baukunst während des Mittelalters und in der Malerei zur modernen Zeit. Diese „moderne Zeit" begann aber bei Kugler mit den Italienern des fünfzehnten Jahrhunderts; denn das Wort „Renaissance" kam in der großen Periodengliederung seines Buches (erster Ausgabe!) gar nicht vor. Wir freuten uns dieser drei Spitzen: harmonierten sie doch mit der geliebten Hegelschen Dreiheit, die wir überall fanden, weil wir sie überall finden wollten.

Die Baukunst, für sich betrachtet, zeigte vorerst allerdings nur zwei solcher Gipfel — im alten Hellas und im Mittelalter. Zwei Stile hatten hier auf grundverschiedenen Wegen das vollendet Schöne erreicht: der griechische und der gothische, und als die Spitzen dieser Spitzen leuchteten das Parthenon und der Kölner Dom.

Der Rhein lag uns näher als die Gestade des griechischen Meeres, und wenn uns unsere klassische Schulbildung zum Parthenon zog, so trieb uns doch der Herzensdrang des deutschen Gemütes noch weit stärker zum hohen Dome von Köln. Wir stimmten Kugler freudig bei, wenn er schrieb: „Dieser Dom ist geradehin als das vollendetste Meisterwerk der germanischen Architektur — somit als das bewundernswürdigste Werk aller Architektur — zu betrachten."

Die Schule, zu der wir uns bekannten, fand aber diese höchste Meisterschaft zunächst in der vollendeten Harmonie der Konstruktion, in der „organischen" Schönheit (das Wort „organisch" war damals noch nicht verpönt) von Grundriß, Aufbau und Ornament. Dem klassischen Ideale treu, suchten wir das Klassische auch in der Kunst des romantischen Mittelalters; die Harmonie von Form und Inhalt, der Triumph der reinen Schönheit erblühte uns hier aus deutschem Geiste. Renaissance und Rokoko dagegen erschien uns als eine Karikatur der Antike, eine Karikatur nicht von deutscher, sondern von wälscher Art. Klassische Perioden sind der Frühling der Kunst, sie sind immer kurz wie der Frühling. Sie führen uns zurück in die goldenen Jünglingstage der Völker; wir aber sahen solche Jünglingstage nicht bloß im alten Hellas, sondern auch im Mittelalter, dessen Jahrhunderte nebenbei zugleich die Flegel-

jahre der neuen europäiſchen Nationen geweſen ſind. Die Renaiſſance kam uns dann wie eine alternde Kokette vor, die ſich jung ſchminkt, und da eben dieſe Renaiſſance im aufgeſchwollenen Rokoko waſſerſüchtig und im abgemagerten Zopf ſchwindſüchtig geworden war, ſo blieb uns nichts übrig, als allen dreien [illegible] gönnen, aber keine fröhliche Auferſtel

Man mein [illegible] ſo hätten damals bloß „Kunſtgelehrte“ [illegible]wegs, die tonangebenden Künſtler ſprache[illegible] noch mit etwas derberen Worten.

Uebrigens h[illegible] in der räumlichen Oekonomie ſeines W[illegible] recht augenfällig gemacht, wie turmhoch die deutſche Baukunſt des Mittelalters die Architektur der folgenden Jahrhunderte überrage. Denn während er jener viele Bogen gewidmet, war die ganze deutſche Baukunſt des ſechzehnten, ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf kaum einer Seite abgefertigt worden. Dies dünkte uns ganz natürlich: wo die bloße Willkür und Laune einzelner Meiſter und Schulen herrſcht, da hört die „Geſchichte“ auf, weil — wir lebten noch in der philoſophiſchen Periode — die organiſch notwendige Entwicklung aus einer leitenden Idee aufhört. Die ausführliche Geſchichte von Rokoko und Zopf war kein Stoff für den ernſten Forſcher, wohl aber hätte unſeres Erachtens ein genialer Humoriſt eine ſolche Spezialgeſchichte ſchreiben ſollen. Der bunte Karneval aufgeblaſenen Ungeſchmackes würde ihm den köſtlichſten Stoff zu einem „kunſthiſtoriſchen Narrenſchiff“ geboten haben.

So meinten wir damals.

In demſelben Jahre, da Kugler in Berlin ſeine Kunſtgeſchichte veröffentlichte, hatte Joſeph v. Görres in München ein Buch ganz anderer Art und doch ein verwandtes Buch geſchrieben: „Der Dom von Köln und das Münſter von Straßburg“. Der Berliner Gelehrte zeigte, wie ſich der religiöſe Geiſt des Mittelalters in der Kunſt geläutert und verklärt, der Münchener, wie der künſtleriſche Geiſt des Mittelalters in der Religion ſeine Läuterung und Verklärung gefunden habe, der Eine ſuchte die Myſterien der Schönheit, wo der Andere die Myſterien des Glaubens ſuchte. In Berlin konſtruierte man ſich die Gothik und in München ſymboliſierte man ſich dieſelbe und ſah im Kreis und der Kurve das Bild Gottes, im Viereck die Welt, welche uns Weltkindern, die wir ſelbſt noch im Viereck des Vorhofes ſtanden, doch eher rund als viereckig vorkam — aber gleichviel: von München und Berlin reichte man ſich die Hand in dem gemeinſamen Bekenntnis, daß die Meiſterwerke mittelalteriger Baukunſt nicht bloß höchſte Triumphe der Schönheit und Gottinnigkeit, ſondern auch des national deutſchen Geiſtes ſeien. Zu Ehren der heiligen Freiheit ſangen wir damals mit Herwegh: „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle ſollen Schwerter werden!“ und wollten doch — zu Ehren der heiligen Schönheit — auf jedem Turm, auf jeder Fiale eine Kreuzesblume ſehen, während die Münchener zu des Glaubens Ehre mit den ſchönen Kreuzesblumen begannen, um das katholiſche Kreuz wieder überallhin in die Erde zu pflanzen. Die Geſchichtsforſchung hatte ſich durch Quellenkunde und Sprachſtudium des Mittelalters ganz neue Bahnen

des Fortschrittes erschlossen, warum sollte das Kunststudium jener lange vernachlässigten Epoche nicht auch ein Wahrzeichen wissenschaftlichen Fortschrittes sein, wie es den Anderen ein Vorbote kirchlicher Wiedergeburt däuchte? Die „Wiedergeburt“ der Renaissance kam dann bei beiden Teilen gleich übel weg. Die [illegible] euen künstlerischen Heidentums gipfelte der [illegible] Romantikern in der Kunstöde der Refor[illegible]en[illegible]s die Verschrobenheit der mißverstandenen [illegible] Kunstschwulst der Gegenreformation, im [illegible]lte.

Die wahre [illegible] der [illegible]omantik des neunzehnten Jahrhunderts ist [illegible] t [illegible]eben; man wird sie erst schreiben können, wenn man, tendenzlos, allen diesen Gegenzügen gerecht zu werden vermag.

Doch ich kehre zu unseren Kunststudien zurück.

Wir durchforschten die alte vaterländische Kunst nicht bloß in Büchern und Abbildungen, wir erwanderten uns auch eine unmittelbare Kenntnis. Und da wurden uns die langen Ferien fast nützlicher als das Semester. Bald allein, bald gemeinsam durchstreiften wir Hessen und Thüringen und das Rheinthal mit seinen Nebenthälern, und suchten nicht nur die berühmten großen Denkmale auf, sondern auch die kleinsten Dorfkirchen, das geringste Burggemäuer, wir durchkrochen alle Ecken nach abgeblätterten Bildern und wurmstichigem Schnitzwerk, vorausgesetzt, daß diese sämtlichen „Schätze“ nur aus einer „guten Periode“ stammten. Da wurde gemessen und gezeichnet, notiert und studiert, geprüft und verglichen, gelobt und getadelt; ganz besonders aber war es unser Ehrgeiz, jedem alten Mauerwerk gleich

an der Nase anzusehen, aus welchem Jahrhundert es stamme, und wir brachten es bald zu einer leidlichen Virtuosität in dieser stilistisch-chronologischen Diagnose. Jene mitteldeutschen Gaue sind ja so reich an den mannigfachsten alten Denkmalen und es war im Kleinen noch so unendlich viel Neues zu entdecken! Das ernste Ziel und die stete geistige Arbeit gab unseren Wanderfahrten idealen Reiz und Gehalt, und wir waren stolz wie Könige, die sich das Reich einer versunkenen Welt eroberten, während wir in Regen und Sonnenbrand mit schwerem Tornister und leichtem Beutel durchs weite Land marschierten, meist kaum satt zu essen hatten und des Nachts auf dem Stroh schliefen.

An Fürstenschlössern im Stile Ludwigs XIV. gingen wir mit Verachtung vorüber; ihre Innenräume zu betrachten wäre Zeitverderb gewesen. Dagegen lockte uns ein moderner Edelsitz, der zwar ganz neu, aber ganz gothisch angelegt und ausgestattet war. Zwar erschienen die Zimmer, eben weil sie stilgerecht, sehr klein und niedrig, doch waren sie darum desto behaglicher und gemütlicher. Die kleinen Fenster mit den gemalten Scheiben ließen nur wenig Licht herein: „welch stimmungsvolles Helldunkel!“ riefen wir. Unter den Tisch konnte man die Beine nicht strecken, und auf den kerzengeraden Stühlen nur sehr unbequem sitzen. Wie glücklich priesen wir den reichen Mann, der sich so schlechte Stühle gönnen konnte! Das Schreibpult ruhte auf einem großen geschnitzten Adler mit ausgebreiteten Flügeln; man vermochte nur krummstehend zu schreiben; allein wenn man daran stand und auf Adlersfittigen schrieb, dann konnte man sich denken, man sei der Evangelist Johannes. Das Dintenfaß,

in Geſtalt eines kleinen Hornes, hing an der Seite, etwas tief unten, ſo daß es die ſchönſte Gelegenheit zu fortwährenden Dintenkleckſen gab. Aber das kleine Horn war ſo echt und ſchön, und es gab ſo echte, ſchöne Dintenkleckſe! Wir ahnten, daß aus dieſe[illegible]e neue Blüte des Kunſtgewerbes erw[illegible] man uns jedoch geſagt, daß dieſes neue [illegible]e ſpäter vielmehr aus dem Formenſchatze de[illegible]pfen werde, dann hätten wir's nicht gegl[illegible]s das künftige Geſchlecht aufrichtig beda[illegible]

Die Kirc[illegible], Barock- und Zopfſtiles ſahen wir natü[illegible]n [illegible]ngsvoller über die Achſel an als die gleichartigen Paläſte. Am ſchwerſten jedoch ärgerten uns die Umbauten und Verſchnörkelungen, durch welche der anmaßliche Geſchmack jener ſpäteren Zeit ſo manches ſchöne Denkmal des Mittelalters verpfuſcht, ja gänzlich ruiniert hatte. Wir wußten noch nicht, daß alle ſtark entwickelte Kunſt unduldſam iſt in ihrer Selbſtgewißheit, daß jeder ſchöpferiſche Künſtler ſchonungslos bei Seite ſchiebt, was ihm Vorgänger oder Nebenbuhler in den Weg geſtellt haben. Verſtümmelte, veränderte und vernichtete doch auch die Gothik ohne Erbarmen ſo viele Kunſtwerke der romaniſchen Vorzeit! Nur die Wiſſenſchaft kann und ſoll, mit gerechter Wage wägend, jegliche Gattung, jegliche Periode der Kunſt je nach ihrem Weſen anerkennen und ſchützen. Leider thut ſie das aber auch nicht immer — und ſie that es auch damals nicht, als wir uns ein Stück deutſcher Kunſtgeſchichte zu erwandern ſuchten.

Es war die Zeit der „Reſtauration" und des Ausbaues

mittelalteriger Kirchen. Viel Tüchtiges wurde hiebei gelernt und geleistet, manch kostbares Denkmal gerettet. Aber auch manches treffliche Werk ward erbarmungslos zerstört, wenn es, aus der „entarteten" Zeit der Renaissance oder gar des Rokoko stammend, die Stileinheit eines älteren Baues störte. Die Restauration des Bamberger Domes gab das Musterbild: zu Ehren der Geschichte warf man die Geschichte der Jahrhunderte zum Tempel hinaus. Kenner und Liebhaber, Künstler und Gelehrte vereinigten sich in dem gleichen Feuereifer, der mit der einen Hand rettete, mit der anderen zerstörte. Und 20 Jahre später hätte man so gern wieder gerettet, was zerstört worden war!

Ich habe aber noch von dem eigensten Reiz, vielleicht auch dem größten Gewinn unserer Wanderungen zu reden.

Wir hatten Schnases „Niederländische Briefe" gelesen, und dieses liebenswürdige Buch schilderte so überzeugend den Zusammenhang der alten Kunstdenkmale mit dem Volkstum. Die Baukunst des Mittelalters gliederte sich nicht — aristokratisch — nach den stolzen Namen großer Meister, sondern demokratisch — nach Gauen und Stämmen. Wir sahen ja mit Augen, wie klar sich die Werke des Niederrheins von den mittelrheinischen, die hessischen von den thüringischen unterschieden, wie harmonisch die weltläufigen Rheinfranken, wie originell die eigensinnigen Schwaben, wie massiv die derben Bayern, wie streng die trutzigen Niedersachsen gebaut hatten. Meister und Bauhütte waren aufgegangen in dem Stammesgeiste, den die alten Werke heute noch laut verkündeten. Das Volkstum der Stämme, die Vielgestalt des kraftvoll gegliederten deutschen Wesens hatte

in diesen Denkmalen unbewußt sich selbst ein Denkmal gesetzt.

Ein zündender Gedanke leuchtete in uns auf: wir faßten die Kunstwerke als Quellen der Kulturgeschichte, als Urkunden des Volksgeistes, als das Bilderbuch zu Land und Leuten, welches dem Forscher erst das letzte Verständnis erschloß. Schnase hatte künstlerische Eigentümlichkeiten aus dem Volkstum erklärt: man konnte ja auch umgekehrt des Volkes Art aus der Kunstweise seiner Denkmale erweisen. Dieser fruchtbare Gedanke ergriff uns; er harrt heute noch seiner vollen wissenschaftlichen Ausbeutung.

Aber er galt doch — so meinten wir — nur für die Werke des Mittelalters. Sie waren naiv volkstümlich wie das Volkslied und Sitte und Sage; und manch armes Dorfkirchlein, für dessen Nennung die Kunstgeschichte keinen Raum fand, mutete uns an, wie so manches kleine Volkslied, das der Künstler übersieht, und das doch des Volkes treuherzige Art so wundersam ergreifend ausspricht. Die Werke der Renaissance dagegen offenbarten uns das Talent des Meisters, die Gelehrsamkeit der Schule, die Laune des Bauherrn, die Mode der feinen Welt, und je fremdländischer sie aussahen, für desto schöner hatten sie gegolten.

So war uns die mittelalterige Kunst im Einzelnen deutsch, weil sie das naturwüchsige deutsche Sondertum so treu spiegelte, und eben darum auch im Ganzen national, weil nur aus diesem Sondertum die deutsche Einheit dauerhaft erwachsen konnte. War doch auch im Jahre 1842 jenes hell begeisternde Kölner Dombaufest gefeiert worden — der Dom sollte vollendet und der vollendete Dom sollte zum

deutschen Einheitsdome werden! Wir dachten nicht im Traume daran, daß dieses Gotteshaus nebenbei zugleich eine katholische Kirche, die Kathedrale des Erzbischofs von Köln sei; es war ein Denkmal des deutschen Volkes, von der Vorzeit und Gegenwart gebaut für die Nachwelt, und mußte also selbstverständlich der herrlichste gothische Dom sein. Wer damals ein prophetisches Monument deutscher Einheit im Renaissancestil vorgeschlagen hätte, der wäre ausgelacht worden. Wäre er doch vergleichbar gewesen einem Manne, der bei einem deutschen Volksfeste die Festrede in französischer Sprache hätte halten wollen. So dachten wir damals; aber nach kurzer Frist galt die Gothik des Kölner Domes selbst für französisch!

Als sich unser studentischer Freundeskreis im Herbste desselben Jahres 1842 trennte, versprachen wir einander, daß wir alle wieder zusammenkommen wollten bei dem letzten und höchsten Dombaufeste, welches nach Vollendung des Riesenbaues gefeiert würde — und wir meinten, das sei so etwa in zehn Jahren.

Allein zehn Jahre verflossen und fast viermal zehn Jahre bis dieses Fest gefeiert ward, im Herbste 1880. Wir kamen nicht zusammen bei dem Feste; die Mehrzahl der Freunde deckte bereits der kühle Rasen. Und es war ein ganz anderes Fest, als wir es uns einst gedacht hatten. Zwar, was wir kaum gehofft, hatte sich erfüllt: ein neues deutsches Reich war erstanden, und der deutsche Kaiser weihte den vollendeten Dom zu einem Denkmal dieses neuen Reiches. Aber die Kunstideale waren andere geworden. Wohl ergriff der märchenhafte Bau die Festgenossen — wie ein Märchen aus alten Zeiten; doch dachten wohl nur Wenige noch, daß

wir dieses Meisterwerk der Vorzeit uns selbst zum Muster, daß wir es zum höchsten Vorbild moderner Kunst ausgebaut hätten. Die stolzen Doppeltürme ragten jetzt so siegreich in die Luft; aber der verwitterte Turmstummel mit seinem alten Krahn war uns vor vierzig Jahren künstlerisch mehr gewesen, als jetzt der Gegenwart der ganze so wunderschön vollendete Bau sein konnte. Der erhebende Nachklang der nationalen Feier zog mächtig durch die deutschen Lande; epochemachend für die neue deutsche Kunst ist diese Feier nicht mehr gewesen!

II.

Zur Zeit unserer kunsthistorischen Wanderungen sah ich eines Tages in Frankfurt a. M. etwas ganz Abenteuerliches. Hinter den Schaufenstern eines glänzenden Ladens auf der Zeil war unter anderen Pariser Artikeln ein prächtiges neues Theeservice ausgestellt — im reinsten Rokokogeschmack! Ich staunte, lachte und dachte: diese Franzosen sind doch närrische Leute! Was alle Welt abgeschmackt findet, das finden sie schön, und etwas Hautgout muß dabei sein — jetzt kehren sie gar zum längst vermoderten Rokoko zurück!

Etwas später entdeckte ich den Neubau einer Villa vor der Stadt — in schüchtern angedeutetem Versailler Stile. Ein großer Bankier baute sich das Haus, welches Viele spöttelnd betrachteten. Ich aber sprach im Stillen: diese Millionäre sind doch seltsame Leute, sie müssen immer etwas Appartes haben, vorab etwas Ausländisches — sei es orientalisch, französisch oder spanisch — jetzt baut sich dieser Millionär gar eine Villa im französischen Barockstil!

Fast zur selben Zeit machte das neue Ständehaus in Kassel viel von sich reden; der „Kosmopolitische Nachtwächter" hat es besungen: „Grüß dich Gott, du vielgeschmähtes, vielbelobtes Ständehaus!" Das Haus steht heute noch nnd kommt uns gar nicht mehr so absonderlich vor; wir würden es jetzt einen schüchternen Anlauf zum Renaissancestil nennen. Damals erschien es als eine ungeheuerliche Extravaganz; aber in Kurhessen, meinte man, ist ja alles möglich, sogar ein Ständehaus im Zopfstil. Denn wie die Gegenwart demnächst allen Zopf Renaissance nennen wird, so nannten viele Leute vor vierzig Jahren alle Renaissance Zopf.

Inzwischen mehrten sich die Gefäße und Geräte in Rokokoform. Auch die Freunde eines strengeren Stiles versöhnten sich leicht mit diesen ergötzlichen Gebilden und fanden sogar Gefallen daran. Handelte es sich hier doch nicht um Werke, in denen „das Schöne sich selbst Zweck" war, sondern um Gebrauchsgegenstände, die dem „Nichtigen," „Ideenlosen," d. h. dem Wohnen, Essen, Trinken, Schlafen dienten. Von der rückwirkenden Macht des Kunsthandwerks auf die Kunst hatte man noch kaum eine Ahnung, und gab gerne zu, daß unsere Vorfahren — in den Jahrhunderten des Verfalls — ihre Wohnräume behaglicher und anmutiger zu schmücken gewußt hätten, als wir in den Jahrzehnten des reinen Stil-Ideals.

Uebrigens half uns all der Rokoko-Hausrat aus einer gewissen Verlegenheit. Bei der trostlosen Schwäche des Kunstgewerbes hatten unsere damals modernen Möbel und Gefäße eigentlich gar keinen Stil, sie gefielen weder dem Klassiker, noch dem Romantiker, kein Mensch mochte sie ver-

teidigen, und da altgriechische Theetassen, romanische Zuckertöpfe und gothische Pianofortes doch immer etwas unecht aussahen, so ließ man das Rokoko gelten, weil nichts Besseres zu haben war. Wo kein Gegner ist, da kann man kampflos herrschen.

In Dresden stand seit 1841 ein stilvoller Prachtbau vollendet, den wir jetzt als das kunsthistorisch bedeutsamste Wahrzeichen der Umkehr zur Renaissance bezeichnen: das neue Hoftheater, erbaut von Gottfried Semper. Das Werk fand sofort Beifall und Bewunderung, aber die Wenigsten ahnten doch, daß dieses Theater mit dem Museum desselben Meisters, welches sich seit 1847 neben den phantastisch barocken alten Zwingerbauten zu erheben begann, dereinst zu den Marksteinen einer neuen Architekturperiode gezählt werden würde.

Den Stil des Theaters nannte man auch zunächst kaum Renaissance, sondern klassisch oder modern, oder modernklassisch; man rechtfertigte ihn als geniales Experiment, welches ein so ausgezeichneter Meister wohl einmal wagen, aber beileibe nicht weiterführen dürfe, als eine Ausnahme, eine Episode. Und war nicht auch die ganze edlere Renaissance der alten Zeit bloß eine Ausnahme, bloß eine fragmentarische Episode gewesen? Sie entartete, ehe sie vollendet war, die Gothik dagegen entartete nach ihrer Vollendung. Dieser entschuldigende Satz barg eine verlockende Konsequenz: war die Gothik im Mittelalter wirklich fertig geworden, warum bauten wir denn noch gothisch? war die Renaissance aber nicht fertig, so blieb uns erst recht die schöne Aufgabe, sie wieder aufzunehmen und zu vollenden. So lockte man zur Renaissance, indem man sie zu entschuldigen begann.

Zuerſt wird entſchuldigt, dann verteidigt, dann anerkannt, dann bewundert: dieſer Weg kommt öfters vor in der Geſchichte der künſtleriſchen öffentlichen Meinung, und es lag eine feine Ironie darin, daß die Neugothiker vor etlichen Jahrzehnten ganz den gleichen Weg gegangen waren, der jetzt ihre Gegner zum entgegengeſetzen Ziele führen ſollte.

Zu Sempers Dresdner Bauten geſellte ſich ſpäter der Schulpalaſt ſeines Züricher Polytechnikums. Der ſtolze Bau belehrte und überzeugte in zweifacher Richtung. Einfach und ſparſam, wie er ausgeführt iſt, widerlegte er das Vorurteil, als ob die Architektur der Renaiſſance nur durch Beiwerk, nur durch das Ornament wirke; denn hier war der große und ſchöne Eindruck offenbar durch Aufbau und Gliederung der Maſſen erzielt. Sodann weckte gerade dieſes Gebäude den Gedanken, daß für die Wahl eines Bauſtils doch zunächſt nicht irgend welches Geſchmacks-Dogma, ſondern die Beſtimmung des Hauſes entſcheidend ſei. Ein Theaterbau mit griechiſcher Front mag gelten; iſt doch Sophokles unſerer Bühne noch nicht ganz entfremdet; aber da der Innenraum des Hauſes und die ganze Couliſſenwelt ſo gar ungriechiſch geworden iſt, und die moderne Dramatik viel mehr in Shakeſpeare und Gluck und Mozart wurzelt, als in den helleniſchen Tragikern, ſo wäre doch innen und außen der Renaiſſanceſtil paſſender. Und warum ſoll eine Bildergallerie, deren größte Schätze dem ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert entſtammen, nicht den gleichen Stil tragen? Und nun vollends ein Polytechnikum! Der Gedanke einer „techniſchen Hochſchule“ iſt ſo gründlich modern, und die

realiſtiſchen Wiſſenſchaften, welche da drinnen gelehrt werden, machen ſo entſchieden Front gegen den irdiſchen Himmel von Platons Republik und den überirdiſchen der Scholaſtiker, daß man das Haus doch nur im Stile von Kopernikus' und Kepplers und Galileis Zeiten bauen kann. Oder noch lieber im reinen Orgi[illegible]es n[illegible]n Jahrhunderts? Wenn wir einen ſolchen [illegible]

Solches und [illegible]ir nebenbei an Sempers Theater und Poly[illegible]ußten's zwar auch ohne- dies ſchon, aber [illegible]rfach gelernt hat, das hat man doch nic[illegible]

Im Anfan[illegible]re wurde die gothiſche Münchener Frauenki[illegible]r [illegible]riert, und bei dieſem Anlaß der reich ornamentierte Triumphbogen vor dem hohen Chore, der ſogenannte Benno-Bogen, abgebrochen. Das war nichts Merkwürdiges, denn der Bogen, nach Peter Candids Entwurf, war ja vervehmte Renaiſſance, und wenn einem Bauern die Rokoko-Zieraten in einer gothiſchen Kirche beſſer gefielen als die ganze Gothik, ſo nannte man das eben Bauerngeſchmack. Aber unerhört merkwürdig war, daß nach Entfernung des Bogens in den Kreiſen der Künſtler, die doch keine Bauern waren, und vorab unter den Malern, Stimmen laut wurden, welche die Schönheit jenes Bogens prieſen und ſeinen Abbruch eine Barbarei nannten. Künſtlerſtimmen in einer Stadt, wo vor kurzem noch Cornelius und Gärtner und Klenze das Scepter der Kunſt diktatoriſch geführt hatten! Bei dieſem unerwarteten Verdikt beſchlich einen das Gefühl, welches man bei plötzlicher leiſer Drehung des Windes empfindet: — ſollte das Wetter wechſeln? Es wechſelte in der

That sehr rasch. Heute werden Fragmente des Bogens als kostbare Reliquien in einem Maleratelier bewahrt, und ein paar Engel, die vordem an dem Bogen flatterten, sind jetzt im bayerischen Nationalmuseum geborgen. Ja heute gibt es vielleicht Leute, die da meinen, wenn der Bennobogen und die Frauenkirche sich durchaus nicht miteinander hätten vertragen können, so hätte man lieber die Frauenkirche abbrechen und den Bennobogen stehen lassen sollen.

Ein redendes Denkmal des Tastens und Suchens, des Widerstrebens und Nachgebens in der Uebergangszeit der fünfziger Jahre ist die Münchener Maximiliansstraße. Die einzelnen Häuser sollten nach dem gemeinsam vorgeschriebenen Plane im deutsch-nationalen Stile gebaut sein — und das war nach damaliger Ansicht der gothische, — dieser Stil aber sollte nicht mittelalterlich sein, sondern modern. Und so kam man zu einer Gothik, deren Eigentümlichstes darin besteht, daß sie nicht gothisch ist. Man suchte und tastete: das Nationalmuseum in dieser Straße ist für zweierlei Zweck zweimal gebaut worden; zuerst halbfertig, dann ganz fertig, in zwei verschiedenen Stilen, die gothisch, aber nicht mittelalterlich sein sollten. Den malerischen Abschluß der schönen Straße bildet das Maximilianeum auf der jenseitigen Isaranhöhe, die Akropolis von München. Der Rohbau war bereits in der vorgedachten freien Gothik ausgeführt, mit Spitzbogen und gothischen Halbsäulchen. Da wurden eines Tages wieder neue Gerüste aufgeschlagen, und als nach langer Arbeit das verhüllende Bretter- und Balkenwerk abermals verschwand, zeigte sich der gothische Bau — in einen Renaissancebau umgewandelt. Die Spitzbogen waren Rund-

bogen, die gothischen Säulchen korinthische Säulen geworden, wie man sie heute noch sieht.

Den Umschwung, welchen München gleichsam in seinem Ineinander und Durcheinander zeigt, kann man zu Hannover im scharfen Nebeneinander beobachten. Wer dort durch die Königsstraße zur Eilenriede spaziert, der sieht im inneren Revier die neuen Villenhäuser rechts und links zunächst im gothischen Stile; plötzlich aber hört dieser Stil auf und es kommen weiter nach außen lauter Renaissane-Villen. Kehren wir dann von der Eilenriede über den Schiffgraben zur Stadt zurück, so haben wir umgekehrt außerhalb bis zur Kreuzung der Finkenstraße lauter Gothik, dann aber beginnt gegen innen die unbestrittene Herrschaft der Renaissance. Wir können also geognostisch sprechen: als hier die gothische Gesteinsschicht jäh erstarrte, lagerte sich sofort die Renaissanceschicht darüber. Und wie der Geognost aus dem Nebeneinander zweier grundverschiedenen Lagerungsschichten auf eine Weltepoche schließt, so schließen wir aus dem scharfen Zusammenstoßen der zwei Stilschichten auf die jähe Revolution der Geschmacksepochen.

Ein ähnliches Bild, wenn auch vielleicht nirgends so ergötzlich klar, zeigen die neuen Quartiere vieler deutschen Städte.

Wo aber die Renaissance einmal Wurzel gefaßt hatte, da folgte das Rokoko bald nach, um seinerseits auch dem Zopfstil die Wege zu bahnen. Hat ein neuer Geschmack nur erst die Volksgunst gewonnen, so wird er sich auch von innen heraus rasch steigern und übertreiben. Wir versöhnten uns darum äußerst geschwind mit Giebeln, deren Schenkel

zu einer Volute aufschwellen, mit Pyramiden, die auf vier Kugeln wie auf vier Füßen stehen oder eine Kugel tragen, worauf dann noch einmal ein Stern sitzt, mit flaschenförmigen Balustern oder schraubenförmig gewundenen Säulen, mit Thürgesimsen, auf denen pausbackige Engel lagern und Posaune blasen. Die allgemeine Flucht vor der geraden Linie und der ebenen Fläche wurde zum Wahrzeichen des besten Geschmacks.

Erhoben die Künstler sogar das Rokoko wieder zum „Stil," so erhoben die Kunstgewerbsleute, einschließlich des ehrsamen Schneiderhandwerks, dasselbe wieder zur „Mode." Und ein Stil muß bis in die Mode dringen, wenn er durchschlagen soll. Gothik und Antike waren beide volkstümlich in ihrem Ursprung, konnten aber im neunzehnten Jahrhundert niemals ganz populär werden, weil sie sich der Mode nicht durchgreifend bemächtigten; die Renaissance, vornehm und schulgelehrt von Haus aus, wurde volkstümlich, weil sie sich in alle Moden einschlich.

Aeltere Damen erinnern sich noch, wie sie in ihrer Kindheit über den bemalten Fächer der seligen Urgroßmutter lächelten, einen Fächer aus der Zeit der Pompadour, der unter den Familienreliquien aufbewahrt wurde. Sie ließen sich belehren, daß man früher dergleichen Dinge für schön gehalten und getragen habe, und lachten über die wunderliche alte Zeit, wo Damen mit Fächern kokettierten. Als jene Kinder aber selber Mütter geworden waren, holten sie jene alten Fächer hervor, um sie ihren Töchtern als neueste Mode zu schenken.

Die ganze Renaissance- und Rokoko-Garderobe ist mit

der Kunst gleichen Stiles wieder aus dem Grabe erstanden; haben wir doch den kleinen spanischen Reifrock des sechzehnten und den großen französischen des siebenzehnten Jahrhunderts wieder erlebt und Maria Stuart-Häubchen, Rubens- und Rembrandt-[illegible]n dazu, und die Löckchen der La Valli[illegible]er Montespan, die Handschuhe der D[illegible]gen der schönen Gabriele, die mouches [illegible]d den Silberpuder der Maintenon. [illegible] haben unsere Damen die Geschichte der [illegible]hunderten nach und nach auf dem Leibe [illegible]t in ganz chronologischer Folge. In Fr[illegible]d sie zuletzt schon wieder bei der Zeit der Revolution und des Empire angelangt.

Wir Männer folgten ihnen hiebei zwar mit unserer Bewunderung, aber nicht mit unserer Nachahmung. Wir blieben steif und standhaft bei den bekannten Hosen, Röcken und Fräcken, welche, als ausschließende Geschmacksurkunde des neunzehnten Jahrhunderts, vorher noch gar nicht dagewesen sind, und verschmähten bis jetzt die Rückkehr zu den Trikots und dem spanischen Mantel Don Juans oder dem roten Rock und der Perücke Voltaires, ja sogar zum Zopfe Friedrichs des Großen. Was nicht ist, kann noch werden. Achtjährige Jungen tragen ja schon längst das Haar im „Kolbenschnitt“ des fünfzehnten Jahrhunderts; auch andere kleine Versuche männlicher Renaissancetracht sind in der Kinderstube nicht mehr selten. Vielleicht werden die kleinen Versuche groß mit den Kindern.

Vor fünfunddreißig Jahren staunten und lächelten wir über ein Zimmer mit Rokokomöbeln, vor fünfundzwanzig

Jahren fiel uns ein solches Zimmer zwar noch auf, gefiel uns aber doch schon ganz gut; heute wundern wir uns bereits über eine neue und elegante Zimmereinrichtung, die nicht Renaissance oder Rokoko ist.

Wir setzen uns auf einen modernen Stuhl — die Rücklehne ist im Barockstil geschnitzt, das Plüschpolster mit eingepreßten Zopfschnörkeln verziert; wir stellen unsere Füße auf den Teppich — er zeigt „Holbeintechnik," und wir wagen kaum die stille Frage, ob denn der alte Holbein wirklich alle heutige Holbeintechnik zu verantworten habe? Wir blicken zur Zimmerdecke — braunes Täfelwerk aus der Reformationszeit! An der Wand hängt ein neues Oelgemälde — Rembrandtsches Kolorit, sehr echt nachgedunkelt — in breitem Goldrahmen mit durchbrochenem Schnitzwerk — reichste „Hochrenaissance!" und der Rahmen ist mehr wert, als das Bild. Auf dem Tische steht eine Schale — nach den Mustern Benvenuto Cellinis. Wir suchen krampfhaft nach etwas ganz Neuem. Eine Reichsbanknote neuester Emission dürfte doch neu genug sein. Aber selbst der neue Fünfzigmarkschein, den wir aus unserem Portefeuille (englische Lederpressung im Tudorstile!) ziehen, bringt auf der einen Seite derbste deutsche Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts mit großen rotgedruckten Buchstaben, auf der anderen feine italienische Renaissance des fünfzehnten Jahrhunderts. Wir greifen zum Schreibzeug. Die Decke der zierlichen Pappeschachtel, in welcher man Briefpapier zu kaufen und aufzubewahren pflegt, ist mit einem Randleisten aus Dürers Gebetbuch des Kaisers Maximilian geschmückt und in der Mitte steht mit großer Zierschrift: „Anno Domini 1528." Warum trägt eine für

den Weihnachtsmarkt von 1882 gearbeitete Schachtel gerade dieſe Jahreszahl? Sollen die briefſchreibenden Damen durch dieſelbe täglich an das Todesjahr Dürers erinnert werden? Der Cartonnagefabrikant dachte wohl kaum ſo weit. 1528 iſt einfach eine [illegible]iffer" und darum ſteht ſie hier. Ich zieh[illegible] aus der Schachtel: unbe-ſchnittenes Hand[illegible] vergilbt, wie wenn es be-reits hundert [illegible]er Briefumſchlag, welcher zu dem Bogen [illegible]cht mehr in der modernen ſogenannten A[illegible]n, ſondern genau ſo, wie ihn Erasmus [illegible]ımengefaltet haben. Viel-leicht bekommen [illegible]achten die richtige vergilbte Tinte dazu und der Renaiſſancebrief iſt fertig.

Man erkennt den Fortſchritt: anfangs ahmte man nur die Formen früherer Jahrhunderte nach, jetzt geben wir den alten Formen bei der neuen Arbeit auch den künſtlichen Altersroſt dazu, aber beileibe nicht den Roſt der Antike oder des Mittelalters, ſondern den Roſt der Renaiſſance, denn dieſer iſt der allerſchönſte.

Wenn heute Jemand eine Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſchreiben und dieſelbe in recht modern zeitgemäßer Weiſe drucken laſſen wollte, ſo müßte er dazu Papier nehmen mit Waſſerzeichen des achtzehnten Jahrhunderts, deutſche Frakturbuchſtaben mit geſchnörkelten roten Initialien aus dem ſiebenzehnten, die Randleiſten aus dem ſechzehnten und den Einband in gepreßtem Leder vom Ende des fünfzehnten Jahr-hunderts. Der Verleger könnte dann die Ausſtattung als „etwas ganz Neues" ankündigen.

III.

Ich ging von den Kunstgelehrten aus; ich kehre wieder zu den Kunstgelehrten zurück. Denn wo in der modernen Kunst ein tiefgreifender Umschlag sich vollziehen und festigen soll, da müssen auch die Forscher und Kritiker mitthun, sonst gewinnt die Sache nicht Kraft und Bestand. Viele Künstler hören zwar diese Wahrheit nicht gern, allein gerade als Freunde der echten alten Renaissance, müssen sie sich an dieselbe gewöhnen. Gehört es doch zum Wesen eben jener Renaissance, daß sie uns statt einer selbstgenügsamen Kunst den Bund der Kunst mit der Wissenschaft brachte. Nicht umsonst griffen schon Leo Battista Alberti, Sebastiano Serlio, Vignola und Palladio wechselnd bald zur Feder, bald zu Lineal und Zirkel, während Erwin von Steinbach gelehrte Bücher weder zu lesen noch zu schreiben brauchte und doch das Straßburger Münster baute. Auf die schreibenden Künstler der Renaissance sind dann die Kunstschriftsteller der Neuzeit gefolgt nach dem Gesetze der Teilung der Arbeit.

Der schaffende Künstler kann heute drei Leuten nicht entrinnen: dem Kunsthistoriker, dem Aesthetiker und dem Tageskritiker; ja es winkt sogar noch ein vierter im Bunde: der Kulturhistoriker. Sie alle wirken mit dem Künstler zusammen, um eine öffentliche Meinung über die Werke, Meister und Epochen der Kunst auszubilden.

So würde auch der jüngste Sieg der Renaissance nicht so rasch, ja er würde vielleicht überhaupt nicht gewonnen worden sein ohne die Hilfsmacht der Gelehrten. Konnte es doch anfangs scheinen, als sei die Rückkehr zur Renaissance

nur eine fliegende Hitze der Tagesmode, eine Laune und Grille einzelner Künſtler, ein Paradoxon, durch welches unbändige Geiſter proteſtierten gegen die herrſchenden Geſchmacksdogmen. Nun aber traten Männer, wie Semper, Lübke, Burkhardt u. a. mit der ganzen Wucht ihres Wiſſens für das lange v Renaiſſance ein und legitimierten ſie torisch: die Grille der Renaiſſance ward de zur vollgültigen Periode und das Paro wieder zum Dogma.

Kugler l ie Gothik fortan die Kunſt des „germani nen. Allein während der gleichfalls von lusdruck der „romaniſchen“ Periode für die vorgotiſche Zeit beſtehen blieb, konnte ſich das Wort vom germaniſchen Stile nicht behaupten. In demſelben Maße als die „wälſche“ Renaiſſance deutſcher erſchien, wurde das Deutſchtum der Gothik immer fraglicher. Eine beſondere Spezies, die „deutſche Renaiſſance“ wurde förmlich entdeckt. Wo hatten Künſtler und Kenner früher ihre Augen, daß ſie den deutſchen Charakter jener maleriſchen Rathäuſer, jener heimeligen Wohngebäude des ſechzehnten Jahrhunderts verkennen konnten mit den deutſchen Giebeln und Erkern und gewölbten Hallen, mit dem reich geſchnitzten Balkenwerk und der germaniſchen Holzarchitektur von Pfeilern und getäfelten Decken? War das nicht auch nationale Kunſt und Art? War ſie nicht nach Gauen und Stämmen volkstümlich gegliedert? Konnte man ſich die phantaſtiſchen Holzornamente von Hildesheim und Wernigerode irgendwo anders als am Saume des Harzes denken? Und waren die römiſchen Rundbogen, die am Schaft ſo luſtig verſchnörkelten korinthi-

schen Säulen und das Gebälke mit Schnitzerei und Inschriften hier nicht gründlich verdeutscht?

An Denkmalen der italienischen Renaissance ist der katholische Süden unseres Vaterlandes reicher als der protestantische Norden; dagegen übertrifft der Norden den Süden in der Fülle und Originalität von Werken des deutschen Renaissancestils. Zahlreiche norddeutsche Städte, von Königsberg und Danzig bis Emden und Münster, gewannen einen ganz neuen Ruhm malerischer Schönheit und kunsthistorischen Interesses, seit die deutsche Renaissance wieder entdeckt und gerettet worden ist. Nun brauchte man bei Renaissance-Palästen doch nicht mehr bloß an den Gewaltsfürsten des Machiavell und bei Rokokokirchen an die Jesuiten zu denken: die Staatsmacht hanseatischen Bürgertums und die Geistesmacht der Reformation waren eben so gut im Rathause der deutschen Renaissance versinnbildet. Man fand dies sehr zur gelegenen Zeit in den sechziger und siebenziger Jahren unsers Jahrhunderts, als sich eben das seit der Reformation vorbereitete Uebergewicht des deutschen Nordens über den Süden vollendete. Und es ist auch wohl nicht ganz zufällig, daß norddeutsche Gelehrte die frühesten und beredtesten Anwälte der deutschen Renaissance gewesen sind.

Wie vielfach verschlingen sich die Fäden bei dem scheinbar so einfachen und engbegrenzten Gegenstande, der uns hier beschäftigt! Wie vielfach und wie widerspruchsvoll zugleich!

Wenn ein alter Romantiker, ein Befreiungskämpfer von 1813, der seit vierzig Jahren im Grabe geruht und all den Wechsel des Geschmackes nicht miterlebt hätte, wenn ein solcher Mann heute wiederkäme, wie würde er staunen —

und uns nicht begreifen! Das Frankreich Ludwigs XIV. wurde von den Deutschen endlich und gründlich überwunden und im Versailles jenes Ludwig das neue deutsche Reich ausgerufen, und zu gleicher Zeit feiert die kurz vorher verachtete Kunst [illegible] Triumphe in Deutschland; im Felt [illegible]es besiegt, aber im Aufbau und Inne [illegible]und Palästen besiegt uns heute wieder [illegible]mpfer von 1813 könnte sich diesen Wid[illegible]. Lassen wir ihn darum in seinem Grab[illegible]

Zu Lessi[illegible]nns Zeiten wurden die Bande des R[illegible] gebrochen durch die Rückkehr zur Aesthetik des klassischen Ideals, und heute zersprengen unsere Künstler die Bande der klassischen Aesthetik durch die begeisterte Rückkehr zu Rokoko und Zopf. Käme Lessing wieder, er verstände uns nicht. Und wollen wir Lessing noch verstehen?

Zu der Entdeckung einer „deutschen Renaissance" gesellte sich die Aussprache eines anderen rettenden Gedankens von kaum minder zündender Kraft. Er lautet: die Renaissance ist nicht bloß eine Wiedergeburt der Antike im modernen Geiste — mit der Tradition brechend, das Individuum befreiend, ist sie zugleich die „Rückkehr zur Natur," also Wiedergeburt im doppelten Sinne.

Diese Rückkehr zur Natur vollzog sich freilich weniger in der Baukunst — denn warum sollte ein Rundbogen oder eine Säule mehr Natur sein als ein Spitzbogen oder ein Pfeiler? — als vielmehr in der Plastik und Malerei. Wir sollen den Spuren der griechischen Bildhauer folgen, nicht

indem wir unsere Statuen griechisch stilisieren, sondern indem wir unsere deutsche und moderne Natur plastisch wiedergeben, wie die Griechen ihre griechische Natur. So griff auch Raphael zur Antike zurück, nicht indem er seine Madonnen nach dem Muster griechischer Göttinnen malte, sondern indem er die schönsten italienischen Frauenbilder seiner Zeit vergöttlichte. Andere Maler ersparen sich dann das Vergöttlichen und bleiben bei der Natur stehen wie sie ist. Und so beruft sich zuletzt auch der roheste Realismus auf die Renaissance. Da aber alle Künste unserer Zeit, auch Musik und Poesie, zu naturalistischer und realistischer Kraftfülle drängen, so lag in dem Schlagwort von der „Rückkehr zur Natur" eine wahre Zauberformel für das Herrscherrecht der modernen Renaissance. Nicht bloß Kunstwerke, auch Worte sind mitunter Thaten im großen Kampf um die Kunstideale.

Wenn man aber auch über neue Ideale streitet, dann sollte man doch meinen, wenigstens die Periodengliederung vergangener Zeiten bleibe von diesem Streite unberührt und bilde einen fertigen, unantastbar festen Grundbau. Das ist jedoch eine Täuschung; selbst diese dürren Zeitabschnitte werden tendenziös erweitert und verengt im ästhetischen Prinzipienkampfe. So wurde denn auch der alten Renaissance in der Chronologie der Geschichtsperioden heute ein weit größeres Reich zugemessen als vor Jahren.

Dante galt den alten Romantikern als der tiefsinnigste Poet des Mittelalters, uns ist er jetzt mindestens ebensosehr der poetische Prophet der Renaissance geworden. Bei Shakspeare dachte sonst kein Mensch an Renaissance; jetzt wird

dieſer moderne Urpoet aufgeführt, um die höchſte Kunſtkraft der Renaiſſance zu erweiſen. Liegt denn ſeine eigenſte Stärke nicht in der „Rückkehr zur Natur?“ Selbſt Paleſtrina, der Großmeiſter der mittelalterlichen Tonkunſt, der ſtreng kirchliche Meiſter, welcher [illegible] poſition des Tridentiner Konzils beſiegt [illegible]ſſen den größten künſtlerischen Triun[illegible]tion erfocht, ſelbſt Paleſtrina gilt jetzt [illegible]enaiſſancekünſtler! Man glaubt, ihn mit [illegible]nders zu ehren, obgleich es eigentlich ga[illegible] in der Muſik gibt und kaum ein Roko[illegible] einen Zopf, der aber überall und n[illegible]eunzehnten Jahrhundert mindeſtens ebenſo ſtark vertreten wie im achtzehnten. Wir lernten vordem noch, daß die Renaiſſance lediglich der bildenden Kunſt eigne, und zwar zumeiſt der Architektur und Plaſtik; ſeit dem durchgreifenden Siege der modernen Renaiſſance findet man ſie in allen Künſten. Beim Anblick der gewundenen Säulen auf Raphaels Karton von der Heilung des Lahmen entſetzte man ſich früher, und ſagte, hier ſieht man, wie ſelbſt ein ſonſt ſo reiner und renaiſſancefreier Meiſter jener Zeit von der ſchlechten Manier der Renaiſſance berührt werden konnte. Waagen hat jene Säulen ſchon längſt verteidigt, jetzt bewundert man ſie als maleriſch, und der ganze Raphael ſamt Michel Angelo, Tizian und Rubens erſcheint nunmehr als ein Herold edelſten Renaiſſancegeiſtes. Vor vierzig Jahren waren Dürer und Holbein etwas verſpätete Söhne des Mittelalters, wie ja ihre fromme Innigkeit, ihre treuherzige Naivetät und herbe Formenſtrenge rühmlichſt bezeugte. Jetzt ſind ſie leuchtende Sterne der deutſchen

Renaissance geworden, und zum Beweise hebt man den Gedankenreichtum und die unerschöpfliche Formenfülle Dürers, die Kraft der Farbe und die moderne Stimmungstiefe Holbeins hervor. Sie befreiten uns vom Mittelalter heißt es heute; sie vollendeten das Mittelalter hieß es ehedem.

Je mächtiger die wiederbelebte Renaissance wurde, um so weiter wurden die Grenzen der alten Renaissance in der Geschichte gezogen. Früher umfaßte sie ein Jahrhundert, jetzt drei bis vier Jahrhunderte. Kunstgewerbliche Arbeiten des siebenzehnten, ja des achtzehnten Jahrhunderts werden jetzt als „echte Renaissance" auf den Markt gebracht; denn in der Mode trägt solch ein empfehlendes Wort noch viel weiter als in der Wissenschaft. Wie früher für die Liebhaber alles „altdeutsch" war, was ihnen schön dünkte, so ist ihnen jetzt alles Schöne der letzten vier Jahrhunderte Renaissance.

Wenn die Staaten und die Kunstperioden zum Vollgefühl ihrer Alleinberechtigung kommen, dann greifen sie annektierend in die Nachbarschaft.

IV.

Bis hierher habe ich die Thatsache des jähen Umschwunges der öffentlichen Meinung geschildert. Ich frage nun noch nach den treibenden Motiven, die diesen Umschwung anregen, beschleunigen, steigern halfen, und finde dieselben, vierfach geartet, bei viererlei Leuten: — als künstlerische Motive bei den Malern und Kunstgewerbetreibenden, als soziale bei dem reichen Manne und als sozialpolitische bei den Liberalen. Ohne die Herrschaft der Maler und der

reichen Leute, des Kunstgewerbes und des Liberalismus wären Renaissance, Rokoko und Zopf lange nicht so geschwind zur erneuten Herrschaft gekommen.

Im Kreise der bildenden Künstler herrschen gegenwärtig die Maler nicht [illegible] zahl, sondern auch durch den moralisch [illegible] Malerei leistet die moderne Kunst das [illegible] mannigfaltigste und wirkt zugleich aufs [illegible] und volksbildend. Sie überragt hierin [illegible]te, die Architektur und Plastik bei weit[illegible]

Der Male[illegible]us der natürliche Freund der Renaissance. [illegible]ntiken Welt stand seine Kunst noch in den Anfängen, im Mittelalter lag sie in einer Dienstbarkeit, aus welcher sie durch die Renaissance befreit wurde. Damals zuerst ward sie die künstlerische Vormacht, wie sie es heute wieder geworden ist. Ein Maler konnte im sechzehnten Jahrhundert alles machen, er konnte den Pinsel weglegen und nebenbei die Peterskirche ausbauen und Statuen meißeln, wie Michel Angelo und Raphael. Es ist begreiflich, daß jene Zeit den Malern besonders gefällt.

Auch sozial schwang sich der Maler damals zu den höchsten Ehren: er zersprengte die Zunftfesseln der alten kleinbürgerlichen Künstlerschaft, er trennte sich von den Tünchern und Vergoldern; ein Aristokrat unter Aristokraten, erscheint er in Italien zuerst als die stolze Charakterfigur des modernen „Künstlers."

Wenn unsere heutigen Maler Fortunats Wünschhütlein besäßen, so würden alle sich das Glück, das Gold und die Ehren jener Künstlerfürsten, eines Tizian, Rubens, Van Dyk

herbeiwünschen, für die weltvergessene Armut eines mittelalterigen Kirchenmalers aber ergebenst danken. Vermögen sie ihr Atelier nach Laune einzurichten, dann geschieht es so, wie man sich etwa Rubens Atelier denkt, mit reichem und seltsamem Geräte aller Art, mit Waffen und Rüstungen, alten Töpfen und Teppichen, mit fremdländischen Pflanzen phantastisch geschmückt, mit einem genialen Durcheinander von hundert merkwürdigen Dingen angefüllt, bei deren Anblick wir eher an alles andere als an eine Werkstatt denken. Das moderne Atelier selbst scheint von der Herrlichkeit der Renaissance zu träumen und lockt den glücklichen Besitzer so anmutig zum gleichen Traum.

Nimmt ein Künstler mit Stolz und Genugthuung wahr, wie hoch man seine Vorgänger vor Zeiten geehrt und gelohnt hat, so überträgt sich die günstige Stimmung unvermerkt auf das ganze Kunstleben jener Periode. Das ist so echt menschlich, obgleich die Kunst doch durchaus nicht immer dann am höchsten stand, wann die Künstler am höchsten gestellt waren, und umgekehrt. In der Malerei des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts trifft aber höchstes Kunstschaffen und höchste Künstlerehre wirklich zusammen: — kein Wunder, daß unsere Maler für das Ideal der Renaissance in allen bildenden Künsten schwärmen und werben!

Die Geschichte des geheimen Zusammenhanges der ästhetischen Würdigung ganzer Schulen und Perioden mit der jeweiligen sozialen Wertung der Künstler ist noch nicht geschrieben.

Der höchste Reiz antiker und mittelalteriger Monumentalbauten ist ein architektonischer, der höchste Zauber der

meiſten Renaiſſance- und Rokokobauten dagegen ein maleriſcher. Der ſchönſte griechiſche Tempel, der vollendetſte gothiſche Dom wird erſt „maleriſch," wenn etliche Säulen geſtürzt, wenn die Gewölbe gebrochen ſind, wenn grüne Sträuche aus den Mauerritzen wachſen und das Blau des Himmels ſich [illegible]ilern und Gurten wölbt; vielleicht gewinn[illegible]m auch an maleriſchem Reiz, wenn ſie [illegible] und Umbauten architektoniſch verhunzt [illegible]oſchloß mit ſeinen vielen krummen Linien [illegible]ächen, mit ſeinen ſtarken und willkürlichen [illegible]einen Wechſel von Licht und Schatten b[illegible]m [illegible]chnörkelornamentik, kann aber auch noch funkelneu und doch ſchon höchſt maleriſch ſein. Beginnt es aber nun vollends erſt zu verwettern und zu berſten, dann wird es natürlich noch viel maleriſcher. Und die lüderliche Bautechnik im verarmten Deutſchland des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat beſtens dafür geſorgt, daß derlei, architektoniſch oft recht elende Werke derzeit auf dem Gipfel des Maleriſchen ſtehen.

Kurzum, die Renaiſſance und ihre Folgezeit gibt dem Maler eine unerſchöpfliche Fülle architektoniſcher und plaſtiſcher Staffagen, die an ſich ſchon maleriſch ſind: warum ſoll er jene Zeit nicht lieben und ihren Stil nicht begünſtigen? Und wenn die Kunſt des Rokoko und des Zopfes durch ihren unfreiwilligen Humor uns ſo oft ein Lächeln abzwingt — um ſo beſſer! Die moderne Malerei ſucht und beſitzt Humor gleich der modernen Poeſie, ſie muß das jammervolle Defizit des Humors in der neuen Muſik decken helfen, und da kommt ihr all das komiſche Material äußerſt gelegen, welches ver-

schrobene Renaissancebauten, aufgeblasene Zopfstatuen, verschnörkeltes Rokokogeräte und Perücken und Reifröcke dazu in so überreicher Auswahl bieten. Dagegen sollte es wohl schwer halten, antike oder gothische Motive humoristisch zu verwerten. Sie tragen ihren Humor nicht in sich wie der Barockstil und wecken die Satyre nicht in uns, wie der Zopf.

Daß unsere heutigen Maler zur Renaissance schwören, heute, wo der Sieg derselben entschieden ist, das begreift sich also leicht. Interessant aber ist, wie Maler der klassischen und romantischen Schule zur Zeit, da die Renaissance noch verachtet war, gelegentlich und absichtslos bereits derselben huldigten. Sie thaten dies eben — als Maler. So überraschte uns Moritz v. Schwind auf seinem köstlichen Holzschnittblatte vom „gestiefelten Kater" schon in den vierziger Jahren mit der ergötzlichsten Rokokoarchitektur; er brachte sie als Humorist — zum Spotte — aber doch so liebevoll behandelt, daß man sah, eine stille Herzensneigung zog ihn zu dem, was er verspottete. Auch auf anderen Blättern hat dieser sonst so eigensinnige, gegen jede neue Zeitströmung ironische Romantiker sehr behaglich mit Renaissanceformen gespielt. Aehnlich Eugen Neureuther. Gilt nicht aber das Gleiche auch von niederländischen Malern aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, und von Dürer und Holbein, die in den architektonischen Hintergründen und in der Ornamentik ihrer Bilder gar oft der Renaissance, und zwar sehr ernsthaft, vorgreifen zu einer Zeit, als deren Sieg bei den Baumeistern und Bildhauern noch lange nicht entschieden war? Sie thaten's eben — als Maler.

Wilhelm Kaulbach, dessen ganze Kunstweise doch gewiß

in einem ſcharfen Gegenſatze zu dem Naturalismus der modernen Renaiſſance ſteht, ſagte einmal zu mir in ſeinen letzten Lebensjahren, er bedaure faſt, ein Maler und nicht vielmehr ein Bildhauer geworden zu ſein. Das ſei doch etwas ganz anderes, in vollen leibhaften Geſtalten zu bilden und zu ſchaffen, als in [illegible]ine von Zeichnung und Farbe! Ich entg[illegible]n die Plaſtik auch eine vollkommnere Da[illegible]es perlichen geſtatte als die Malerei, ſo wi[illegible] Relief gerade ſeiner gedankenvollen Erf[illegible]nen zu engen Spielraum gewährt haben. [illegible] Formenideal der höheren Plaſtik in gen[illegible]ne [illegible]t durch die Antike und das Mittelalter, und weit mehr als andere Künſtler ſei der Bildhauer an fertige Formen und überlieferte Aufgaben gefeſſelt. Was habe er da in ſeinem nach Neuem dürſtenden Geiſte erſinnen wollen? — „Ich hätte umgelernt! Ich hätte mich auf die Schultern der Renaiſſance geſchwungen, um der alten Kunſt unſere eigene neue Natur, unſere eigenen neuen Gedanken zu erobern!“ erwiderte der ehemalige Schüler von Cornelius.

In der That, wir alle mußten umlernen, ſelbſt da, wo wir's am wenigſtens für möglich gehalten hätten, ſelbſt bei der Plaſtik, der Kunſt des Pheidias, wo uns das abſolute Vorbild der Antike für alle Zeiten ſo unantaſtbar feſtſtand, wir mußten umlernen und uns ſelbſt hier Anerkennung abringen für die neue keck naturaliſtiſche Stilweiſe der Renaiſſance!

Umlernen, ohne ſeine Vergangenheit zu verleugnen, darin ruht die große Kunſt — lebendig zu bleiben. Mußten

wir doch seit 1866 auch umlernen, wo es uns viel schwerer ankam, in unsern tiefsten nationalen, politischen und sozialen Ueberzeugungen! Das Umlernen beim heiteren Spiele von Renaissance und Rokoko war ein Spiel dagegen.

Ich fahre fort, nach den Gründen zu forschen, weshalb die Renaissance so schnell den Sieg in der öffentlichen Meinung gewann. Da gesellt sich zu dem Maler eine andere höchst einflußreiche Persönlichkeit — der reiche Mann. Die reiche und vornehme Kunst der Renaissance und mehr noch des Rokoko ist so recht nach dem Sinne des reichen Mannes, und der reiche Mann herrscht in unseren Tagen.

Die antike Baukunst vollendete sich im Tempel, die mittelalterige in der Kirche. Die Architektur der Renaissance aber ging aus vom Palast und vollendete sich im Palast, selbst die Kirchen wurden zu Palästen Gottes, und in der Zeit, die auf Machiavells „principe“ folgte, gewannen die Fürsten unserem Herrgott sogar den Vorrang ab, wenigstens im Bau und Schmuck ihrer Paläste.

Der Fürst und sein Hof gaben den Ton an in Kunst und Mode, und während wir die mittelalterige Kunst nach dem Volk und seinen Stämmen gruppieren, kommt jetzt ein Stil Franz I., Ludwigs XIV. und XV., ein Medicäerstil, ein Tudorstil und so fort; ganze Kunstperioden wurden auf Fürstennamen getauft.

Das ist im neunzehnten Jahrhundert anders geworden; die Mode wird heutzutage nicht mehr an den Höfen gemacht, sondern in den großen „Konfektionsindustrien,“ d. h. bei reichen Leuten für reiche Leute, und für die moderne Renaissance ward ein neuer Palast maßgebend, der Palast des

reichen Mannes, der dann mitunter auch ein Fürſtenſchloß ſein kann. Der reiche Mann baut und ſchmückt ſeine Villa, ſein Stadthaus, wohl auch ſeine Zinshäuſer im Palaſtſtil. Das neue großſtädtiſche Gaſthaus iſt ein Palaſt geworden, und wenn da [illegible] iger Steuerklaſſe) in ſein Zimmerchen en [illegible] mer 167, fünfter Stock, Rückſeite — ſo [illegible] rwegs auf den Marmor- ſtufen der Tre[illegible] sruhen in den ſäulenge- ſchmückten Kor[illegible] für heute ein Fürſt, der dieſes Pracht[illegible] nne. Der reichſte Mann aber iſt heut[illegible] (trotzdem er die größten Schulden hat), neben den Privatpaläſten dominierend die Juſtizpaläſte, Miniſterialpaläſte, Poſtpaläſte, Schulpaläſte, Eiſenbahnpaläſte und neben den Palaſtkaſernen der Mietsherren die Kaſernenpaläſte des Heeres.

Wo der Künſtler früher die „großen Aufträge“ nur vom Fürſten hoffte, da hofft er ſie jetzt viel mehr noch von den reichen Leuten und fordert ſie vom Staate, der ja ſonſt gar kein rechter „Kulturſtaat“ wäre.

Kein Bauſtil aber eignet ſich trefflicher für die Wünſche und Bedürfniſſe des reichen Mannes als der Renaiſſance- und Rokokoſtil. Die Façade des Baues geſtattet eine Pracht, die ſtilgemäß notwendig und doch zugleich ein Aushängeſchild des Reichtums iſt. Ein armes Haus im Rokokoſtil wäre ein Unding, mindeſtens eine Karikatur. Jede Stadt ſtrebt zur Großſtadt: recht viele Renaiſſance-Neubauten in den neuen, Umbauten in den alten Quartieren verkünden, daß man dieſem Ziele ſich nähert. Unter einer hoffnungsloſen Kleinſtadt dagegen denken wir uns ein Städtchen, das noch

keine Gasbeleuchtung und noch kein einziges neues Renaissancehaus besitzt. Seit einem Menschenalter sind wir reich genug geworden, um sogar im tollsten Barockstil bauen zu können. Wem dieser Geschmack auch ästhetisch nicht gefällt, den mutet er wenigstens volkswirtschaftlich behaglich an.

Die Innenräume unserer reichen Häuser fordern aber noch viel notwendiger den Schmuck der Renaissance als die Außenseite. Kein anderer Stil schmiegt sich bei den Dekorationen und Geräten unserer Zimmer so willig allem modernen Komfort und zeigt doch eine gewisse großväterliche Pracht, die dem Parvenu um so mehr gefällt, weil sein Großvater vielleicht ein armer Teufel war. Und hier gewinnt das Rokoko sogar noch den Sieg über die feinere Renaissance.

Beim Anblick einer schmuckreichen altgothischen Kirche in einer Kleinstadt denken wir, die armen Leute müssen vor Zeiten fromm gewesen sein; entdecken wir aber daselbst ein neues Rokokohaus, so denken wir, die armen Leute beginnen reich zu werden.

Sollen wir uns nun wundern, daß der reiche Mann den Renaissancestil in allen drei Künsten begünstigt?

Ich betonte bereits die ganz besondere Bedeutung dieser Stilart für das Kunstgewerbe. Selbst der Rigorist, welcher sie bei Werken der reinen Kunst nicht gelten lassen will, lächelt ihr hier doch freundlich zu. Der Triumph des Kunstgewerbes in unserer Zeit und der Triumph der modernen Renaissance bedingen sich gegenseitig. Das erneute Kunstgewerbe ist aber allerwege das Schoßkind der Gegenwart, und so liegt im Aufblühen dieses Gewerbes selbst wiederum

ein weiterer Grund für den raſchen Umſchwung der öffentlichen Meinung zu Gunſten der Renaiſſance.

Es iſt nicht bedeutungslos, daß Semper, der bahnbrechende Renaiſſance-Meiſter, an der Gründung des South-Kenſington-M[illegible] That teilnahm zu einer Zeit, wo man n[illegible] kunſtgewerbliche Sammlungen bald we[illegible] nit Gemäldegallerien und Antikenkabinetten. [illegible] gleichzeitig ſtiftete König Max II. das [illegible] uſeum, die reichſte Schatzkammer kunſtg[illegible] ier in Deutſchland. Der hohe Stifter d[illegible] mehr an die Schätze des Mittelalters, [illegible] als man ſammelte, wuchs hier unverſehens die Renaiſſance dem Mittelalter über den Kopf, und das Muſeum trug weſentlich dazu bei, die Münchener Kunſthandwerker in die Reihen der Renaiſſancekämpfer zu führen.

Aehnliches konnte man bei der großen Münchener Kunſtinduſtrieausſtellung des Jahres 1876 beobachten. Neben den Arbeiten der Gegenwart ſtanden da „Unſerer Väter Werke," bei welchen das Mittelalter mit den ſeltenſten und koſtbarſten Stücken aus allen Gegenden Deutſchlands überaus glänzend vertreten war, ſo daß die gleichfalls ſehr ſtattliche Sammlung von Renaiſſancewerken für den Kunſtgelehrten kaum dagegen aufkommen konnte. Nicht ſo für die Künſtler und Kunſtgewerbetreibenden. Für ſie dominierte die ſpätere Periode. Das Mittelalter gab ihnen wohl mannigfache Anregung, die Arbeiten der Renaiſſance und des Rokoko aber wurden ihnen Muſter und Vorbild. Wenn der Kunſthandwerker heute in mittelalterlichen Formen arbeitet, dann ver-

mißt er sich nicht selten, die Originaltypen zu „verfeinern“ oder gar zu korrigieren, er wähnt sich den vorgeschritteneren Meister! Wo er dagegen in Renaissance arbeitet, da hütet er sich fein vor eigener Zuthat; er gibt sogar die technischen Mängel der alten Vorbilder wieder, damit er die Renaissance ja recht echt herauskriegt — er fühlt sich als Schüler! Sehen wir doch auf modernen Randleisten die dickköpfigen Rokoko-Putten mit ihren aufgeschwollenen Armen und Beinen so getreu nachgemacht, als ob das schön sei und so sein müßte; und selbst die harten, rohen Konturen alter Holzschnitte werden pflichtlich kopiert mit allem Aufwand moderner Technik, die diese Dinge doch eigentlich viel besser zu machen weiß.

Unsere kunstgewerblichen Vereine, Schulen, Ausstellungen, Zeitschriften, Vorlagenhefte warben und werben weit und breit für die Renaissance. Unter diesem Zeichen schlossen die Künstler den neuen, vorher so lange getrennten Bund mit den Handwerkern, und mancher kunstfertige Handwerksmann glaubt jetzt, Kunstgewerbe und Renaissance sei im Grunde ein und dasselbe, wobei er dann vielleicht Rokoko und Zopf für den besten Teil der Renaissance hält.

Es erübrigt mir noch, von der letzten großen Triebkraft zu reden, die dem Renaissance-Geschmack zum Siege verhalf: es war die liberale Zeitströmung in Staat und Gesellschaft, welche nicht nur die politische Geschichte, sondern auch die Kunstgeschichte unter neue volksgeläufige Gesichtspunkte brachte. Die Frage, ob unsere heutige Kunst wieder im Studium der Antike sich befruchten solle, kommt hiebei weniger in Betracht, um so mehr aber die Frage, ob es

für uns zweckmäßiger sei, bei der Kunst der Renaissance oder des Mittelalters in die Schule zu gehen? Wir leben im Zeitalter der durchgreifend prinzipiellen Parteien und übertragen die politische Zuneigung oder Abneigung, womit wir ganze Geschichtsperioden betrachten, nur allzuleicht auch auf deren kü

Feudalste esellschaft sind umrahmt von romanischen thischen Spitzbogen. Wir beugen uns de nehr; sollen wir uns denn noch unter g e Bogen beugen?

Als Kai nossa zum Papste kam, stand er barf von unzweifelhaft mittelalterlicher Architektur; als dagegen Papst Pius VI. nach Wien zu Kaiser Joseph kam und dort vier Wochen vergebens auf ein geneigtes Gehör wartete, da wartete er offenbar in den schönsten Rokokozimmern. Darum glauben Viele, sie selber gingen künstlerisch nach Canossa, wenn sie eine romanische Halle schöner fänden, als einen Rokokosaal.

Wer den Sonnenaufgang der modernen Wissenschaft, das Emporsteigen der Kulturmacht des Staates und das Sinken der Staatsmacht der Kirche allegorisch darstellen wollte, der fände die stilgemäßesten Vorbilder zu solcher Allegorie in der Renaissancekunst. Aber leider bildet auch die schönste Renaissance-Architektur den zeitgerechten Hintergrund zu den Greuelscenen der Inquisition und zu den Mordgruppen der schlimmsten, mitunter ganz humanistisch gebildeten Despoten. Die meisten Hexen sind nicht im Mittelalter verbrannt worden, sondern in jenen sonnigen Tagen, wo Tizian und Rubens ihre lebensfreudigen, lebensprühenden Bilder malten.

Das thut aber nichts zur Sache. Wenn man einmal die Geschichte als Exempel statuiert, dann sieht man immer nur die Geschichte, welche man sehen will, und so muten die Säulenhallen der Renaissance den modernen Menschen dennoch fortschrittlicher an, als die Kreuzgewölbe des Mittelalters.

Manche alte Romantiker glaubten, mit der Reformation höre eigentlich die deutsche Geschichte auf und es beginne das nationale Chaos; kein Wunder, daß diese Leute in der Spätgothik auch das Ende der deutschen Kunst erblickten! Mancher neue Realpolitiker glaubt dagegen, mit dem Großen Kurfürsten fange die deutsche Geschichte eigentlich erst an, und das nationale Chaos sei während all der langen Jahrhunderte vorher gewesen; kein Wunder, daß diesen Leuten die erfreulichste deutsche Kunst erst mit Schlüter und Knobelsdorf beginnt!

Der historische Dilettantismus urteilt immer in Bausch und Bogen nach persönlicher Sympathie; er macht die Gegenwart zum Maßstabe der Vergangenheit und liest die Geschichte von hinten nach vorn, wie die Hebräer ihre Bücher, während sie der Kenner von vorn nach hinten liest, und folglich jede Periode nur nach dem schätzt, was sie aus dem Erbe ihrer Vorfahren und aus sich selbst entwickelt hat, nicht aber nach dem, was wir heute besitzen und erstreben.

Diese Wahrheit soll und muß man aussprechen, darf dabei aber auch überzeugt sein, daß ihre Aussprache keinen Menschen gerechter und vorsichtiger in seinem Urteile machen wird. Hier genüge uns die unbestreitbare Thatsache, daß das historisch politische Ansehen des Mittelalters gegenwärtig sehr tief gesunken ist in der öffentlichen Meinung, fast so

tief wie zu Voltaires Tagen, und daß darum die liberale Strömung der Zeit seit mehreren Jahrzehnten mächtig mitgewirkt hat, die mittelalterliche Kunstweise aus dem modernen Leben zu verdrängen und dagegen vielmehr die Renaissance zur Herrschaft zu bringen. Diese Verquickung politischer und künstlerischer Standpunkte ist durchaus nichts Neues. Vor sechzig Jahren vollzog sie sich ganz ebenso, nur mit umgekehrten Motiven. Die konservative Romantik — welche damals der Fortschritt war — schwärmte politisch für Friedrich Barbarossa und ein erneutes heiliges römisches Reich deutscher Nation mit ritterlichen Recken voll altdeutscher Treue und Redlichkeit, und verfing sich darum ganz folgerecht auch in der Rückkehr zur Kunst des Mittelalters. Manche schlugen damals auch den entgegengesetzten Weg ein: sie begannen bei der Restauration von Kreuzgewölben und Spitzbogen, und ehe sie sich's versahen, waren sie bei Karl Ludwig v. Hallers „Restauration der Staatswissenschaft" angelangt.

Waren gute Männer jener Tage fortschrittlich-reaktionär, so sind wir reaktionär-fortschrittlich. Aus lauter Fortschritt begeistern wir uns für die Rückkehr zur Renaissance, die selbst bereits eine Rückkehr gewesen ist. Die Geschichte bewegt sich im Bilde der Spirallinie. Und da die Renaissance politisch, sozial und kirchlich die Vorhalle der Neuzeit war — warum sollen wir nicht in ihrem Stile so lange fortbauen und fortbilden, bis wir einen eigenen Stil gefunden haben? Sie versinnbildet uns die verstaatlichte Kultur, die befreite Gesellschaft, den Triumph der freien Wissenschaft, die Reformation und vor allem die Schönheit, wie sie uns gefällt.

Wie die „new wälsche Art“ im sechzehnten Jahrhundert zu einem neuen deutschen Stil umgeprägt wurde, so ward uns die ursprünglich sehr höfische Renaissance-Kunst am Ende gar zum Wahrzeichen volkstümlichen Fortschritts, und der Palast der absolutesten Fürsten, die je regiert haben, gibt uns heute das unbestrittene Vorbild zu — Parlamentspalästen.

* * *

Ich schilderte den jähen Wechsel der künstlerischen öffentlichen Meinung, welcher sich in der Spanne Zeit von vierzig Jahren vollzogen hat.

Wie wird es denn nach weiteren vierzig Jahren oder nach sechzig, achtzig Jahren sein? — Wer das wüßte!

Aber eines wissen wir doch gewiß: über kurz oder lang wird man die heutigen Kunstideale befehden, verwerfen, verachten. Man wird nicht begreifen können, wie wir im Renaissance- und Rokoko-Stil bilden und bauen mochten, wie wir glauben konnten, einen echten, dauernden, wohl gar neuen Stil gefunden zu haben in der Nachahmung einer Nachahmung. Man wird dann vielleicht das Aegyptische, Assyrische oder Indische verdeutschen, entwickeln, umbilden. Vielleicht kommt man auch zu einer ganz autochthonen Kunstweise, zu einer Zukunfts-Architektur und -Plastik in irgendwelchem Walküren- oder Parsifal-Stil, der die Säulen aufs Dach stellt. Diese Wandlungen sind ein naturgesetzlicher Prozeß, der war und immer wiederkehren wird, bis die Erde samt den Menschen zum Eisklumpen erkaltet, dann wird zuletzt der wahre style de l'empire — „die gefrorene Antike“ — in allen Landen herrschen.

Und in jenem stets wiederkehrenden Prozeß wird sich noch etwas anderes unzähligemal wiederholen: die Künstler jeder Zeit werden glauben, daß ihr Stil der wahre Fortschritt, daß er der höchstberechtigte sei, und daß die Kunstwerke der Ver[illegible] digen Wert hätten, sofern sie denselben vor[illegible] in der Gegenwart förderten, illustrierten [illegible] ß aber andererseits jeder direkt gegnerische [illegible] lter Zeit eine Verirrung und also dem [illegible] möglichst außer Sicht zu bringen sei. We[illegible] ies nicht glaubt, so ist er kein echter, wen[illegible] ischer Künstler. Er wird um so Größeres [illegible] schaffen, je leidenschaftlicher und folglich einseitiger er für sein Ideal begeistert ist, je überzeugter er auf das ausschließende Recht der Gegenwart schwört.

Der Kunstgelehrte dagegen muß anderen Sinnes sein. Je mehr er den Namen eines Mannes der Wissenschaft verdient, um so eifriger wird er die Vorzüge und Mängel aller Epochen und Stil-Arten zu erkennen, zu vergleichen, zu begründen und mit gerechter Wage zu wägen suchen. Vielleicht begreifen dann solche Kunstgelehrte in hundert Jahren auch, daß und warum wir, unserem Zeitgeiste gemäß, in der Renaissance unser Heil suchten und fanden, und geben solchergestalt unsern heutigen Künstlern eine große Satisfaktion im Grabe, auch wenn sie dadurch bei ihren zeitgenössischen Künstlern den größten Anstoß erregen sollten.

Ganz wird es ihnen freilich nicht gelingen, so objektiv zu urteilen, wie sie wohl wünschten; denn selbst der strengste Forscher und tiefste Philosoph bleibt doch immer ein Kind

seiner Zeit; — wie es andererseits dem schöpferischen, ganz in seiner neuen Welt verlorenen Künstler nie gelingen wird, sich dem Zauber der Vergangenheit völlig zu entziehen; denn wir bleiben doch immer die Söhne unserer Väter.

Die volle Gerechtigkeit übt nur die Geschichte, so sagen die Geschichtschreiber, die übrigens nicht immer gerecht sind. Und die Künstler rufen: nur der Lebende hat Recht! — obgleich sie selber auch nicht immer Recht haben. Und in diesem Bewußtsein von der Stärke ihrer Sache und von den Schwächen ihrer Person sollen sich Beide die Hand geben.

Das Geſet[illegible]g in den Künſten.

Ich lade [illegible]nge durch das Labyrinth unſers heutigen [illegible]ns.

Ein Labyr[illegible]. — [illegible] nicht bloß auf eine Kunſt blicken, ſondern auf die Künſte, nicht bloß auf die Künſte, ſondern auch auf die Künſtler, nicht bloß auf dieſe, ſondern auch auf das empfangende und genießende Publikum.

Da kreuzen und verſchlingen ſich die Wege gar ſeltſam, manche verlaufen im Dickicht, andere führen uns im Kreiſe wieder hin, wo wir hergekommen ſind; ſtatt zum gleichen Ziele bringt uns jeder — ſo ſcheint es — an ein anderes Ende. Wir finden uns in einem „Irrgarten," faſt von der Art, wie ihn Gartenkünſtler der Zopfzeit ergötzlich täuſchend anzulegen pflegten.

Ich möchte das Verworrene und Verwirrende dieſes Irrgartens aufzeigen, nicht aus Luſt an der Verwirrung, noch weniger, daß ich Sie verwirren wollte, ſondern weil uns aus all den Widerſprüchen ein tröſtlicher Gedanke entgegenleuchtet, der ſo regelmäßig immer wiederkehrt, daß er den Charakter der Notwendigkeit, ja eines leitenden Geſetzes gewinnt. Ich nenne es das Geſetz der Ergänzung.

Nie und nirgends stehen sämtliche Künste zu gleicher Zeit auf gleicher Höhe. Und wenn verschiedene Künste gleichzeitig blühen, verfolgen sie doch nicht die gleiche Richtung. Sebastian Bachs erhabene Tonkunst fand keinen ebenbürtigen Poeten unter den Zeitgenossen, und als Goethe und Schiller emporstiegen, lag Architektur und Malerei noch tief darnieder. Die musikalische Romantik gewann durch Karl Maria von Weber den Sieg auf der dramatischen Bühne, während damals unsere poetischen Romantiker vor lauter Lyrik zu keinem durchschlagenden dramatischen Werke kommen konnten. Die Plastik Thorwaldsens blieb klassisch inmitten der romantischen Zeit. Als Mendelssohn mit seinem Paulus dem geistlichen Oratorium einen neuen Weg bahnte und so fromme Lieder sang, herrschte in unserer Poesie das „junge Deutschland," welches nichts weniger als geistliche Dramen und fromme Lieder dichtete.

Der Künstler, eine Schule, ja eine ganze Kunst kann eigensinnig einseitig sein; der Volksgeist, von dem alle Künste getragen und beseelt sind, und der im genießenden Publikum ebensogut wie in den schaffenden Künstlern wiederklingt, wird niemals ganz einseitig werden, nicht einmal bei bildungsarmen geschweige bei hochgebildeten Völkern. Oder richtiger: ein gesundes Volk ist einseitig in so vielerlei Art und auf so vielen Punkten, daß es im Großen und Ganzen eben durch das Vielerlei seiner Einseitigkeit doch wieder vielseitig wird.

Je unbefangener wir das gesamte Kunstleben der Gegenwart beobachten, um so grellere Widersprüche entdecken wir in den Wegen und Zielen der einzelnen Künste. Und das

Publikum vollends begehrt oft von der einen Kunst, was es bei der andern verachtet, und findet bei der einen, was es bei der andern vergebens sucht.

Je gründlicher wir uns dann aber in das Labyrinth dieser Widersprüche vertiefen, um so tröstender erwächst uns die Erkenntnis eines lebenspendenden, gerecht ausgleichenden, rastlos waltenden Gesetzes, des Gesetzes der Ergänzung in den Künsten.

I.

Ich beginne mit der Poesie.

Sie spricht zu allem Volke, wenn die Menschen „gebildet" sind, und quillt am unmittelbarsten aus dem Volke, wenn die Menschen von Bildung noch nichts wissen. Sie ist die Urkunst. Darum suchen wir auch die Poesie im Leben, obgleich das Leben oft ein recht verpfuschtes Gedicht zu sein scheint, und nicht minder in jeder andern Kunst, obgleich die andern Künste sämtlich ihre eigenen Wege gehen und beileibe nicht „dichten" sollen.

Die Poesie aber tritt am leibhaftesten vor die Oeffentlichkeit auf der Bühne; ihre Wirkung auf das Volk von allerlei Art zeigt sich dort am klarsten und mit Einem Schlage. Unser beobachtender Blick wendet sich darum vorerst zur Bühnen-Poesie.

Seit etwa dreißig Jahren macht man bei den großen deutschen Bühnen eine ebenso überraschende als erfreuliche Wahrnehmung: die klassischen Dramen Shakespeares, Schillers, Goethes, Lessings sind Zugstücke geworden. Man gibt sie mitunter sogar als „Volksstücke" zu volksmäßig herabgesetzten

Preisen. Und sie ziehen das beste Publikum massenhaft herbei, nämlich den gebildeten Mittelstand jeglicher Art, Leute, die noch Andacht und Begeisterung mitbringen, dazu die strebsame Jugend, nicht aber jene blasierten Gewohnheitsgäste des Theaters, für welche nur noch die Ausstattungs-Oper und das Sensationsstück fesselnde Reize bietet. Die Teilnahme für das hohe Drama der großen Altmeister hat einen frischen Aufschwung genommen. Vor einem Menschenalter erwartete der Direktor ein „klassischleeres" Haus, wenn er anstandshalber eine klassische Tragödie gab; heute gibt er die klassische Tragödie, um den Kassenausfall zu decken, welchen ihm die Experimente der modernen Muse bereiten.

Man unternimmt hier Wagnisse, die früher undenkbar waren. Vor mehreren Jahren ging der ganze Don Carlos „ohne Strich" über die Münchener Hofbühne. Die Vorstellung dauerte von sechs Uhr Abends bis ein Uhr nach Mitternacht; das Haus war überfüllt, die Zuschauer blieben fast ausnahmslos bis zu Ende, selbst der anspruchsvollste Teil des Publikums — die Freibillette — hielten Stand. Erbaut, erhoben, begeistert verließen die todmüden Leute das Theater und gestanden sich gegenseitig, daß dieser unerhörte, sieben Stunden lange Don Carlos doch weit großartiger sei als der gewöhnliche, der nur fünfthalb Stunden lang ist.

Vielleicht sagten dies Manche, weil sie angehaucht waren von dem neuen Glauben, daß die Kunstqual erst der tiefere Kunstgenuß sei. Und wer will heute für so oberflächlich gelten, daß er in der Kunst reinen Genuß suchte? Genug, die Leute hielten aus, und wenn das Publikum überhaupt

nur aushält bei hohen und ernsten Kunstwerken, so kommt es auf die Gründe im Einzelnen nicht an.

Würde aber das Publikum auch Bachs Matthäus-Passion ohne allen Strich ertragen? Würde es auch nur Händels Messias ganz unverkürzt aushalten? Ich zweifle stark. Und doch gehören [illegible] ebensogut zur Passion, wie die sämtlic[illegible]n Carlos und das rein musikalische [illegible]erschoben, wenn man in gewohnter Weise [illegible] Dutzend Arien streicht. Musik und Poes[illegible] großes Publikum, aber ein grundversch[illegible]t grundverschiedenen Ansprüchen und gr[illegible]ldung.

Hier lugt [illegible] tröstliche Gesetz hervor. Ich meine nicht in dem Sinne, daß der Musikfreund, welchen der Ausfall der Arien bei der Passion ärgert, sich dafür Ersatz holen könne bei den überschüssigen Scenen des Don Carlos. Seine Hoffnung liegt im künftigen Tausch der Rollen, und er denkt, es wird schon eine Zeit kommen, wo der Freund der Poesie uns Musikfreunde beneiden und sich durch uns trösten wird, weil wir dann eine sechsthalbstündige Passion haben werden, und er nur einen fünfthalbstündigen Don Carlos.

Auf verschiedenen deutschen Bühnen ging eine ganze Folge von Shakespeares Königsdramen Abend für Abend über die Bretter. Wo hätte man dies wagen dürfen zu unserer Väter Zeit, die doch auch schon aufgewachsen waren in der Bewunderung des großen Britten? Diese dramatisierten „Historien" der verschiedenen englischen Heinriche und Richarde sind uns fremdartig im Stoff, herb in der Form,

spröde, schwerflüssig in ihrem poetischen Gehalt, aber dieser Gehalt ist Shakespearsche Poesie und das sonst so verwöhnte Publikum nahm sie dankbar und verehrungsvoll entgegen.

Vielleicht langweilte sich auch ein großer Teil dieses Publikums bei aller Verehrung und Dankbarkeit? Ganz gewiß! Aber dann schwelgten die Leute in der Langenweile des Erhabenen und dies ist die notwendige Vorschule, die uns befähigt, weiterhin auch in der Erhabenheit der Langenweile zu schwelgen. Und ruht nicht in der Erhabenheit der Langenweile ein gut Teil jenes unwiderstehlichen Zaubers, den das „Kunstwerk der Zukunft" übt, seit es das Kunstwerk der Gegenwart geworden ist?

Dingelstedt wollte den ganzen Goetheschen Faust als Trilogie für die Bühne bearbeiten. Der Tod hat ihn daran gehindert. Allein der erste Teil des Faust steht ja längst auf allen größeren Bühnen und mehrere Theater sind auch schon zur Aufführung des zweiten Teiles vorgeschritten. Wie bekannt, ist der erste Teil dieses wunderbaren Werkes eigentlich nicht für die Aufführung geschrieben und der zweite Teil gar nicht. Das größte Drama der Deutschen ist ein Buchdrama, vom Dichter zum bedenksamsten Lesen bestimmt, folglich — muß es aufgeführt werden. Viele seiner Scenen sind das bühnenmäßigste, was es gibt; viele andere das bühnenwidrigste. Und gerade dieser letztere Umstand birgt für unsere Zeit den unwiderstehlichen Reiz, den ganzen Faust auf die Bühne zu bringen. Und da ihn der Dichter in zwei Teile gegliedert hat, so wäre es ein „Ereignis," die zwei Teile an drei Abenden als Trilogie über die Bretter gehen zu sehn.

Das Unerhörte soll geleistet werden, das Mögliche möglich gemacht: so fordert es der Geist der Zeit. Wenn der Ingenieur den Gotthard bezwingt, dann muß der Regisseur doch auch wohl mit dem zweiten Teile des Faust fertig werden!

Wir bewundern die großen Klassiker auf der Bühne, aber wo der größeste so unkl wird, wie Goethe mitunter im zweiten Teile es F da wollen wir ihn erst recht bewundern. Die n gnis, das Anstaunen des Großartigen, Un esenen, das Begehren des schwindelnd Virtuosenhaften scharfer Zug der künstlerischen Gegenwart. Er b wie weit wir uns von dem klassischen Ideale des einfachen, harmonisch Schönen entfernt haben. Und doch suchen und verehren wir dieses Klassische zugleich mit so tiefer Inbrunst, daß die Neuromantiker überall „Klassomanie," klassischen Schwindel, ja Heuchelei des Klassizismus wittern!

Tausende strömten im Jahre 1880 nach Oberammergau. Mit Mühe und Not erkämpften sie sich einen Kunstgenuß eigenster Art. Einen ganzen langen Tag auf den Bänken des dortigen Volkstheaters zu sitzen, ist immer eine harte Arbeit. Allein die Zuschauer hatten dann zuletzt auch etwas „geleistet," sie hatten das Passionsspiel nicht bloß gesehen, sie hatten es erlebt; und im Leben wie im Lieben steckt immer auch ein Stück Kampf und Leid. Wäre das Passionsspiel ganz leicht und bequem zu haben gewesen, so würden es die Meisten gar nicht aufgesucht haben. Und weil der Gläubige wie der Ungläubige bei tieferem Nachdenken sagen wird, daß das Mysterium der Leidensgeschichte Christi

nicht aufs Theater gehört, so wollten die Gläubigen wie die Ungläubigen diese Leidensgeschichte erst recht auf dem Theater sehn, in dem Rahmen eines Volksschauspiels, welches, seit es von der Kritik entdeckt wurde, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr aufgehört hat, Volksschauspiel zu sein.

Wir suchen hier was uns fehlt, was uns sonst überall abhanden gekommen ist. Aber wir suchen es nicht überall. Im Hochgebirg gab und gibt es Heiligenmaler, die halb Bauern, halb Künstler sind. Wenn heute Jemand ein altes cyklisches Bildwerk eines solchen Bauernkünstlers entdeckte, welches halb nach mittelalterlichen Traditionen, halb im Pathos des Jesuitenstils die Passion recht naiv, derb und hölzern und doch auch mit genialen Einzelzügen darstellte — das große Publikum würde wenig Geschmack an diesem Bildercyklus finden und der Kenner würde ihn nur historisch würdigen. Und doch böte solch ein Werk das treffende Seitenstück zum Oberammergauer Passionsspiel.

Ich kehre von den grünen Bergeshalden Oberammergaus zum Hof- und Stadttheater zurück.

Unsere Schauspieler pflegen eifrig das klassische Drama, nicht bloß wegen seiner wuchtigen, typisch gewordenen Rollen, an welchen so große Traditionen bedeutender Vorgänger haften, sondern auch weil sie zeigen wollen, daß der darstellende Künstler heute auf der Höhe der Bildung steht, entwachsen dem alten Komödiantentum, daß er ein vornehmer Künstler geworden ist, den Dichterfürsten sein Bestes dankend und sein Bestes gebend.

Aus ähnlichen Gründen entsproßt bei den ausübenden Musikern das umgekehrte Resultat. Auch sie wollen zeigen,

daß sie auf der Höhe der Bildung stehn, daß sie vornehme Künstler geworden sind, dem alten Musikantentum entwachsen. Aber die allgemeine Phrase der musikalischen Bildung gehört der Neuzeit, und mancher unsterbliche klassische Meister war bei Lebzeiten sozial noch ein wirklicher Musikant: — der moderne To[illegible]m mit Vorliebe in den Werken möglichst u[illegible]chst romantisch-moderner Meister sein Bestes z[illegible]ch als der echte Virtuose zu legitimieren.

Der junge [illegible]lob, daß wir mit dem klassischen Rapha[illegible] sind und uns nicht viel mehr um ihn zu [illegible]en; der junge Musiker freut sich, daß er den klassischen [illegible]k, den klassischen Haydn und Mozart zur Seite schieben darf in seinen künstlerischen Studien. Aber wenn man die alten Klassiker nicht mehr in der eigenen Kunst sucht, dann sucht man sie in einer fremden.

Wir können nie so einseitig werden als wir's gerne möchten, wider Willen beugen wir uns Alle dem Gesetz der Ergänzung, und bei allem Realismus können wir uns doch vom Idealen nicht ganz befreien, bei aller himmelstürmenden Genialität suchen und verehren wir doch das klassische Maß, wenn es uns nur nicht unmittelbar auf den Leib gemessen wird.

Der Mensch muß immer irgend einer hohen, gleichsam übermenschlichen Erscheinung der Vergangenheit in entsagender Pietät huldigen. Glauben wir die alte Zeit auch noch so durchgreifend besiegt zu haben, glauben wir überall auch noch so mächtig fortgeschritten zu sein, so ist es uns andererseits wieder um so tiefer Bedürfnis, nebenbei zu Shakespeare

und Goethe als Unerreichten und Unerreichbaren emporzublicken. Und wären es diese nicht, dann würden es andere sein; das Bedürfnis, irgend eine unerreichte Höhe des persönlichsten Schaffens in dem verlorenen Paradies vergangener Tage zu suchen, bleibt allezeit lebendig; — ich nenne es ein religiöses Bedürfnis. Und dieses Bedürfnis neidlos bewundernder Pietät waltet heute überwiegend zu Gunsten unserer klassischen Tragiker.

Man sollte nun meinen, ein Abglanz dieser Gunst für die hohe Tragödie älteren Stiles müsse dann auch auf die lebenden dramatischen Dichter fallen. Dies ist aber keineswegs der Fall. Zur Ehrfurcht vor den Toten gesellt sich die Furcht vor den Lebenden. Die begeisterte Teilnahme, welche das Publikum den klassischen Tragödien entgegenbringt, gilt nicht der Tragödie; sie gilt den von der Geschichte geweiheten Dichtern. Man folgt ihnen sogar durch ein Trauerspiel von fünf Akten. Auch den lebenden Dichtern folgt das Publikum gerne, sofern sie ihm nur kein fünfaktiges Trauerspiel bieten. Große Talente mit teilweise trefflichen dramatischen Werken stehen in den Reihen dieser modernen Poeten: Hebbel, Freytag, Geibel, Gottschall, Heyse, Wilbrandt und Andere. Das Drama, welches die Gegenwart schuf, besitzt doch auch gar manchen Vorsprung vor dem Drama einer vergangenen Zeit. Steht es auch nicht gleichsam monumental im historischen Volksbewußtsein, so eignet ihm dafür der Reiz der Neuheit; waltet in dem Poeten auch nicht jene Urkraft des Genius, wie sie nur nach Jahrhunderten in einem gottbegnadeten Sterblichen sich wieder offenbart, so ist der moderne Dichter doch Geist von unserm

Geiſte, erfüllt von den Ideen, welche eben jetzt die Zeit, die Nation bewegen, dazu vielleicht auch Meiſter einer der Bühnentechnik unſerer Tage entſprechenden Form, während die Alten für ein ganz anderes Theater ſchrieben.

Trotz alledem [illegible] ſten Tragödien moderner Dichter wohl reiche[illegible] um jemals „den Erfolg.“ Sie „ſchlugen dur[illegible] Bühnen, behaupteten ſich bei andern und w[illegible] n [illegible] gar nicht aufgeführt oder doch nur „zum er[illegible] lt“ — und nicht wieder. Das war dann [illegible] liges Schickſal.

Bei der [illegible] hrt. Den allgemeinſten Erfolg haben un[illegible] ier die modernen Meiſter. Man begehrt Novitäten, man will nicht das Klaſſiſche, ſondern das Neue. Was heute jenſeit des Freiſchütz liegt, gehört dem Kenner, was diesſeit dem großen Publikum. Dauernd behaupteten ſich nur wenige der größeſten Meiſterwerke älterer Zeit.

Dramen haben übrigens nicht bloß Hörer ſondern auch Leſer. Und der Beobachter des deutſchen Buchhandels wird in unſerer Frage dem Beobachter der Bühne beſtätigend zu Hülfe kommen. Die Zahl der groben und feinen Drucke klaſſiſcher Tragödien von den kritiſchen Ausgaben bis zu den Zweigroſchen-Bändchen herab ward neuerdings Legion. Niemals wurden die großen Tragiker aller Zeiten und Völker ſo viel gedruckt und geleſen wie heutzutage, — das heißt die Tragiker der Vergangenheit. Trauerſpiele lebender Autoren ſind dagegen ein ſehr zweifelhafter Verlagsartikel, ſelbſt wenn der Name des Autors weitberühmt wäre und von volkstümlichſtem Klang.

Erzählende und dramatiſche Poeſie alter und neuer Zeit ſteht ſich in ihrem gegenwärtigen Erfolge hier kreuzweis gegenüber. Auf zwanzig Leſer von Goethes Götz, Egmont, Fauſt kommen vielleicht zehn Leſer des Werther und fünf Leſer des Meiſter oder der Wahlverwandtſchaften. Und doch iſt Goethe als Epiker nicht minder bedeutend und feſſelnd denn als Dramatiker, ja der Grundzug ſeines Genius neigt viel mehr zur erzählenden als zur handelnden Poeſie; — aber der Genius ſeiner Litteraturperiode ſtrebte deſto mächtiger zur Dramatik, und dies ahnt auch heute noch die Leſewelt und greift zunächſt zu ſeinen Dramen.

Läßt dagegen ein moderner deutſcher Poet Novellen und Romane und zu gleicher Zeit Tragödien drucken, ſo kommt vielleicht auf hundert Leſer ſeiner Novellen nur ein Einziger, der ſeine Trauerſpiele zu leſen begehrte. Der Dichtergeiſt unſerer Epoche drängt eben zur erzählenden Poeſie, und das Publikum folgt dieſer Strömung — ungewollt und unbewußt.

Das Luſtſpiel auf der heutigen deutſchen Bühne zeigt ein ganz anderes Bild als die Tragödie.

Bei Menſchengedenken ſagte man noch: wir Deutſche bringen kein fein anmutiges Luſtſpiel zuſtande, kein geiſtreiches, leichtgewobenes Intriguenſtück. Das können nur die Franzoſen. Und ſo beherrſchte damals die Flut der franzöſiſchen Ueberſetzungen unſer komiſches Repertoire. „Wir ſind von Stamm und Art zu ſchwerfällig für ſolch zierliche, witzige Kunſt!“ riefen die Einen; — „wir ſind zu gediegen für ſolche leichte Ware!“ die Andern. Man ſuchte die un-

leugbare Unfähigkeit bald als Schwäche bald als Stärke des deutschen Geistes darzustellen.

„Uebrigens fehlen uns auch die rechten Schauspieler für dieses Genre," so fügte man hinzu. „Unsere Komiker können humori[illegible]ksmäßig derb und naiv sein, aber die [illegible]eistreiche, frei sprudelnde kecke Laune der [illegible]ht ihnen, und vor allem vermissen wir das [illegible] Ineinandergreifen, das hinreißende All[illegible]nspiels. Hier sind die Franzosen Meiste[illegible] Paris gehen, um zu erfahren, wie man

Binnen we[illegible] ist es gründlich anders geworden. Eine lange Reihe höchst ergötzlicher deutscher Komödien ging über unsere Bretter, Lustspiele, bei denen man wirklich lachen kann und die doch keine plumpen Possen sind. Benedix, Wilbrandt, Moser, Wichert, Lindau, Putlitz, L'Arronge und Andere haben die französische Uebersetzungsware verdrängt; und die neue leichtgeschürzte Komödie ersetzt die ältere schwerfällige. Der Kunstwert dieser Stücke mag, wie schon die bunte Reihe der Autornamen zeigt, sehr verschieden sein: der durchschlagende Tageserfolg der Gattung ist unbestreitbar. Gefällt ein solches Lustspiel, dann geht es als Zugstück über alle große und kleine Bühnen. Eine Zeitlang kamen nach Schiller und Shakespeare gleich Moser und Wichert in der Zahlenstatistik des Theaterkalenders. Vielleicht gingen sie Jenen gar voran. Selbst die gestrengsten Kunst- und Sittenrichter verirrten sich ins Theater, um doch auch einmal das „Stiftungsfest," den „Erfolg" oder „Ultimo" zu sehen und zwei Stunden zu lachen, wobei es dann gleich-

gültig blieb, ob sie hinterdrein behaglich lobten oder grieß-grämlich räsonnierten. Man erzählt sich, einzelne Lustspiel-dichter hätten ein artiges Vermögen mit einem einzigen Stück gewonnen. Die Herausgeber der Feuilletons und Monats-hefte klagten, daß es ihnen neuerdings immer schwerer falle, gute Novellen zu erlangen, weil die guten Novellisten der verlockenderen Fahne des Lustspiels folgten.

Man sieht, ich spreche vorsichtig bald im Präsens, bald im Präteritum, denn ich weiß nicht genau, ob bei dieser Hochflut der Lustspiele das Präsens nicht heute bereits zum Präteritum geworden ist. Aber unantastbar bleibt doch: das äußerlich Erfolgreichste, was die deutschen Poeten neuester Zeit auf die Bühne gebracht, sind unterhaltende Lustspiele und geistreiche Situationsstücke gewesen. Weit entfernt also, daß uns hier der Ernst der Gegenwart besonders gefangen hielte, suchen wir ihn vielmehr recht leichtmütig abzuschütteln.

Die erfolggekrönten Lustspiele nehmen ihren Stoff ohne Ausnahme aus dem Leben unserer Zeit. Auch hier ent-decken wir sofort scharfe Gegensätze. Bei der großen Oper begehrt man heute durchweg romantische Stoffe, beim ernsten Drama historische Sujets, neben denen man auch moderne duldet, beim Roman hält sich die Vorliebe für älteste, alte und neueste Zeit der Handlung fast die Wage, bei der Novelle neigt das Zünglein zur Gegenwart, beim Lustspiel „ziehen" die vergangenen Jahrhunderte wenig oder gar nicht mehr.

Letztere Wahrnehmung läßt sich auch in anderen Lit-teraturperioden machen; sie gründet in der Natur der Sache. Die Lust des Lebens und der lächerliche Unsinn der Menschen schillern in hundert täglich wechselnden Farben, sie gehören

dem Tage, unendlich gesondert und besondernd nach Völkern, Sitten und Zeiten; das Leid des Lebens, wo es am höchsten und tiefsten, ist allgemein menschlich in seinen schlichten, großen, ewig wiederkehrenden Zügen, es verbündet Völker und Zeiten, es [illegible]chen Menschheit. Darum bleibt uns der t[illegible]mmer ein gegenwärtiger, auch wenn er fer[illegible] angehörte.

Nicht so de[illegible]rößer der Narr, um so mehr ist er ein [illegible]ust. Wir wechseln unsere Thorheiten wie [illegible]gleich irgend eine allgemeine Urthorheit [illegible]t; allein nur die Thorheiten der Gegenw[illegible] so wahr und notwendig, daß wir sie ganz naiv und inwiefern komisch finden. Die Thorheiten einer vergangenen Zeit dünken uns abgeschmackt wie eine abgetragene Mode. Wir müssen uns erst historisch vergegenwärtigen, daß die Menschen einmal so einfältig hatten sein können. Unsere eigene Einfältigkeit dagegen begreifen wir ohne allen historischen Apparat. Der Humorist reizt die Zeitgenossen zum Lachen, die Nachkommen zum Nachdenken; jene vergnügt er, diesen gibt er Rätsel auf. Und unser Theaterpublikum will keine kulturgeschichtlichen Rätsel lösen. Aristophanes bedarf weit mehr des Kommentars als Sophokles; man setzt sich aber nicht ins Theater mit einem Kommentar in der Hand. Das leisten höchstens die Wagnerianer. Hätte Cervantes seinen Don Quixote als Lustspiel geschrieben, so wäre Don Quixote längst veraltet; nur als Roman vermochte er sich jugendfrisch zu erhalten — für Leser, die des Dichters Zeit nachzuleben vermögen.

Also ist es nichts Auffallendes, daß wir auf der heu-

tigen komischen Bühne die Gegenwart suchen und die modernen Dichter bevorzugen, welche uns allein diese geliebte und bewunderte, lustige und lächerliche Gegenwart im Hohlspiegel der Satire zeigen.

Mit dem neuen leichten Lustspiel entwickelte sich auch ganz von selbst eine neue beweglichere Kunst der Darsteller. Die alten Klagen sind verstummt; in Wien, Berlin, München kann man die komischen Zugstücke des Tages mit einer Freiheit, Lust und Laune, mit einer so raschen Schlagfertigkeit des Ensembles gespielt sehen, wie man sie sonst nur bei den Franzosen bewunderte.

Nun sollte man meinen, an dieser Gunst und Pflege, welche sich der anmutig heiteren komischen Muse zuwendet, müsse doch auch die Oper teilnehmen. Ganz und gar nicht! Auf der musikalischen Bühne herrscht jetzt einerseits die große Ausstattungsoper und das Musikdrama, andererseits die Musikposse mit all ihrer ausgelassenen oft recht derben Lustigkeit und Frivolität. Die dazwischen liegende Gattung der anmutigen, geistreich feinen komischen Oper, von welcher uns Mozart im Figaro, Boieldieu in der weißen Frau, Rossini im Barbier so reizende Vorbilder aufstellten, lebt fast nur noch in einer kleinen Auswahl älterer Werke fort. Als Novität würde sie auch wenig Aussicht auf Erfolg haben, selbst wenn ein bedeutender moderner Meister seine frischeste Kraft daran setzte. Das musikalische Publikum hat nur noch sehr wenig Sinn für anspruchslose Heiterkeit und leicht bewegte Grazie, vorab im Theater. Selbst das Wort „Operette" hat seine Bedeutung gewechselt. Früher verstand man darunter ein kleineres, leicht aber doch vornehm fein ge-

arbeitetes musikalisches Lustspiel, in der Art von Schuberts „Häuslichem Krieg", Webers „Abu Hassan", Boieldieus „Kalif"; heutzutag ist Operette eine derbe musikalische Posse geworden in der Art von Millöckers „Bettelstudent". Im ganzen Reperto[illegible]ens nach komischen Opern, die etwa den [illegible]Paul Lindaus oder Will-brandts entsprächen [illegible]ne Kunst bietet, versagt die andere. In [illegible]als wir ein vortreffliches Ensemble der [illegible]Komik im Lustspiele gewannen, verlore[illegible]per. Welcher Sänger ist heute noch berü[illegible]ht beschwingtes Parlando, welche Sängerin [illegible]ch sprudelnde Koloratur? Die großen Talente streben alle nach dem tragischen, leidenschaftlichen, erhabenen Vortrag; die echten Soubretten und graziösen Buffos sterben aus.

Wir leben dermalen, wie ich vorhin dargelegt, in keiner Periode, die dem Schaffen des tragischen Dichters besonders günstig wäre; aber auch die Herrschertage der Lyriker liegen weit hinter uns.

Noch vor etlichen Jahrzehnten galt ein Poet gar nicht für einen gehörig beglaubigten Dichter, wenn er nicht wenigstens einen Band Lyrik hatte drucken lassen, einen Band „Gedichte", wie man damals sagte; denn unter Gedichten schlechthin verstand man Lieder. Und in der That waren die Lieder das Beste und Dauerhafteste gewesen, was uns die Romantiker und Jungdeutschen samt der folgenden Generation bis Platen und Geibel geboten hatten. Aeltere Leute erinnern sich noch jener Tage, wo ein neues Lied von

Lenau und Freiligrath ein Ereignis war, wo ein einziges Bändchen Lieder Georg Herwegh berühmt, ja zum Mann des Tages machen konnte. Das lyrische Produktionsfieber hatte alle Welt ergriffen; denn die Herrschaft einer Kunstgattung bekundet sich allezeit nicht bloß in der Fülle des Tüchtigen, sondern auch in der Unmasse des Mittelguts und Schofels. Als man die besten Symphonien und Sonaten schrieb, da schrieb man auch die meisten und schlechtesten, und genau so geschah es, als man die besten Lieder dichtete.

Wie ist das heutzutage anders geworden!

Wenige Menschen halten es noch der Mühe wert, schlechte Lieder zu dichten, weil selbst die besten so selten zünden. Erwischt man einen Jüngling über lyrischen Versuchen, so bekennt er verschämt seine That, weil er sie nicht leugnen kann. Früher hätte er die „Versuche" stracks drucken lassen.

Der lyrische Nachwuchs wird seit Jahrzehnten immer spärlicher. Und selbst die alten Liedersänger gaben zuletzt ihr Bestes kaum mehr im eigentlichen Lied, sondern in liedartigen Erzählungen, in poetischen Kulturbildern, im Gedankenspiel des Grübelns und Sinnens über Gott und die Welt, über das Reich des Bewußten und Unbewußten, über das kleine Etwas, welches der modernste Mensch Leben und das große Nichts, welches er Tod nennt.

Nur der Humor sicherte zuletzt einzelnen Liedern noch Erfolge, die an die schönsten früheren Zeiten gemahnen, wie Scheffel zeigt.

Genau wie bei der klassischen Tragödie liest man wohl noch die älteren Lyriker, welche „stehen", aber kaum mehr die jungen, welche erst auf die Beine kommen wollen. Es

fehlt uns das Organ für dieselben und ihnen fehlen im andern Sinne des Wortes jene „Organe“ des Buchhandels, die vordem auch das kleinste Gedicht aus der Masse des Gedruckten hervorzuheben wußten. Denn es kommt nicht bloß aufs Dichten an, das Gedichtete will auch in richtiger Form gedruckt sein. [illegible]eck besaß der alte Lyriker die Taschenbücher [illegible] dann die belletristischen Blätter. Dazu b[illegible] Anthologien, welche den Dichter auf billi[illegible]chten, indem sie ihn und seinen Verleger [illegible] Taschenbuche herrschte die Lyrik, im bellet[illegible]behauptete sie die angenehmsten Vorde[illegible] In unsern modernen Feuilletons und illustrierten [illegible]ngen dagegen werden „Gedichte“ zwar auch noch gelegentlich mitgeteilt, aber sie stehen gar bescheiden in der Ecke. Die Lyrik heischt kleines, feines Format; unsere Zeitungen sind viel zu groß und unförmlich, unsere Bücher viel zu dick geworden, als daß da ein kleines Gedicht noch einen besonderen Eindruck machen könnte. Die Leser lesen auch zu geschwind, sie lesen über die Lyrik hinaus. — Mit wie wenigen Druckbogen konnte sich Uhland noch einen unsterblichen Dichternamen machen!

Ein Lied will nicht bloß gelesen, es will gesungen sein. Mit dem poetischen Liederfrühling verbindet sich allemal der musikalische. Von Hölty bis Geibel, von Schulz bis Mendelssohn hat das musikalische Lied dem poetischen treu zur Seite gestanden; als Jedermann Lieder dichtete, sang auch Jedermann sein Liedchen. Wir haben auch heute noch vortreffliche Liederkomponisten, wie wir ausgezeichneter lyrischer Dichter nicht entbehren. Aber die eigentliche Sangesfreudig-

keit in der einsamen Stunde am Klavier wie im geselligen Kreise hat doch bedeutend abgenommen. Die Männergesangvereine singen mit Vorliebe lange durchkomponierte Chorballaden und meiden das einfache Strophenlied. Das Lied im Hause erstirbt, seit die Strophen wie dramatische Scenen durchkomponiert werden, mit Klavieretuden als Begleitung. Wir haben den naiven Sinn für den echten schlichten Liedesklang verloren. Wir haben uns poetisch und musikalisch ausgesungen, und das ist nicht zum Verwundern, wenn man erwägt, welche Liederfülle seit hundert Jahren dem Munde deutscher Dichter und Sänger entströmt ist. Der Mensch wird zuletzt mit Allem fertig, sogar mit dem Lenz und der Liebe und ganz zuletzt auch mit sich selbst. Ein halbes Jahrtausend mußte vergehen, bis auf die große lyrische Periode der Minnesänger die gleich große Periode Goethes, Uhlands und Heines folgen konnte. Vielleicht brauchen wir wieder ein halbes Tausend Jahre, bis es im deutschen Dichterwalde zum drittenmal von allen Zweigen schallt.

Darum entbehrt aber die Gegenwart doch der Lyrik ganz und gar nicht. Wir brauchen nur in eine Gemäldeausstellung zu gehen und die Landschaften zu betrachten. Da sehen wir etwa eine weite dunkle Moorfläche mit einer Pfütze, worin sich der goldigrot verglühende Abendhimmel spiegelt: — reinste Stimmungslyrik! Oder gelb belaubte Herbstbäume, aus einem Nebelmeer aufragend, nirgends feste Form, nirgends Zeichnung, keine Gedanken, lauter Ton, Luft, Licht, Gefühl, Ahnung: — eine mehr als Matthisonsche Lyrik steht vor unsern Augen. Als Eichendorff seine Waldlieder sang, waren die in Oel gemalten Waldbilder nicht halb so lyrisch

wie heute. Die Landschaftsmaler holen jetzt nach, was sie damals versäumten, sie bieten uns, was uns die Poeten versagen.

Wir huldigen gegenwärtig dem dramatischen Geist in allen Künsten; dem [illegible]s, dem großen Heldengedichte, gleichviel o[illegible]ners oder Dantes, Virgils oder Miltons hab wir [illegible]ängst entsagt. Klopstocks Messias erscheint [illegible]ie der letzte Versuch. Die Theoretiker sind wum[illegible]über Vorbedingung und Wesen des wahren [illegible]ie haben uns ganz klar bewiesen, warum ein[illegible]as un[illegible] Nibelungenlied nur in naiven Kulturperioden entstehen konnte, sie haben ganz genau dargethan, daß das Epos überhaupt mehr entstehe und erwachse als gemacht werde, und daß wir bildungsbewußte Menschen zur Schöpfung eines neuen Epos nicht berufen seien. Da unsere Zeit eine solche Schöpfung in der That nicht aufzuweisen hat, so glauben wir an jenen Orakelspruch, entsagen und beruhigen uns.

Allein was die eine Kunst nicht gibt, das bietet die andere, vielleicht nicht gerade heute, aber sie bot es doch gestern und könnte es morgen wieder bieten. Wir erfreuen uns des Gesetzes der Ergänzung. Der größte deutsche Maler des neunzehnten Jahrhunderts, Peter Cornelius, malte seine Scenen aus der Ilias, überhaupt seine großen Bildercyklen in echt epischem Geiste, er wählte epische Stoffe mit besonderer Vorliebe, er schöpfte sie zum Teil aus jenen epischen Urquellen der Bibel, des Homer, des Nibelungenliedes. Seine ganze Schule folgte dem epischen Zuge vorab in ihren Kirchen-

bildern Diese Künstler protestierten geradezu gegen die dramatische Heiligenmalerei des Rubens und der späteren Italiener, die ihnen unkirchlich erschien, weil sie der epischen Ruhe entbehrte. Unter allen großen Malern seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war Cornelius der ausgesprochenste Epiker des erhabenen Stils, dem doch zugleich auch eine hohe Naivetät eignete, durch die er fast fremd in seiner eigenen Zeit steht und noch fremder in der unsrigen.

Aber man sieht, der Geist des echten Heldengedichtes war doch nicht ganz erstorben, er lebte nur in einer andern Kunst wieder auf.

Uebrigens wäre es ganz falsch zu wähnen, daß wir heute keine epische Poesie im weiteren Sinne des Wortes, keine erzählende Dichtung besäßen. Im Gegenteil! Novelle und Roman, Erzählungen in Prosa und in Versen sind ja zur Zeit unser Eigenstes und oft auch unser Bestes. Wie früher die Lyrik den Markt überschwemmten, so gegenwärtig die Novellistik. Tausende von Menschen können gar nicht einschlafen, ohne allabendlich ihr Stück Zeitungsnovelle gelesen zu haben. Wir leben in einer sehr epischen Zeit. Der Musiker wird diesem Satze freilich widersprechen, denn seine Kunst ist dermalen ganz dramatisch vom Walzer und der Klavieretude bis zur Oper und dem Oratorium. Allein eben darum erzählen die Dichter so gerne und viel, damit sie diese Einseitigkeit in der Musik und nebenbei auch in ihrer eigenen Kunst ergänzen. Sie erzählen vielleicht sogar mit gemütlichem, volksmäßigem Humor, wie Fritz Reuter gethan! Ach! und in der heutigen Musik höheren Stiles vermissen wir Humor, Volkstümlichkeit und Gemütlichkeit so sehr!

Trösten wir uns. Die Musiker werden den gemütlichen Humor von den Poeten und Genremalern schon wieder lernen.

II.

Ueber der poet[illegible] ruht eine gewisse Windstille, in der Musik h[illegible]

Zunächst der Sturm [illegible]cteikämpfe. Künstlerische Parteien gab und [illegible] es [illegible] und sie pflegen sich auch anderswo zu befehden. [illegible] ie war die Organisation und Taktik der polit[illegible]en P[illegible]i mit ihrem ganzen Apparat von Vereinen, [illegible]ng [illegible]eldfonds, sozialen und andern Allianzen so folgerecht und wirksam auf eine künstlerische Partei übertragen, wie gegenwärtig bei den Wagnerianern. Sie kommen und gehen, reden und schreiben, bewundern und verachten, jubeln und schweigen, klatschen und zischen mit einer so strammen, durchgreifenden Disciplin, wie noch gar nie geklatscht, gezischt, gejubelt und geschwiegen worden ist. Auch andere, minder geschulte, minder mächtige Parteien halten stramm zusammen, nur fehlt ihnen die Centralisation auf ein einziges, alles Andere ausschließendes Ziel. Selbst das bedeutendste musikalische Talent muß sich heute an irgend eine der herrschenden Schulen und Parteien anschließen, wenn es nicht erdrückt und erstickt werden will. Ein „Wilder", der lediglich sein eigener Herr wäre, hätte auf keinen Erfolg zu hoffen.

Die Poeten haben entsagen gelernt, weil sie litterarhistorischen Blick besitzen. Der vernünftige Poet weiß und bekennt, daß wir zur Zeit keinen Dichter haben, der sich mit

Schiller und Goethe vergleichen könnte, daß wir in einer Periode reichen, vielfach erfreulichen, nicht aber großen weltbewegenden poetischen Schaffens leben. Und wenn also Jemand sagt, er lese lieber Goethes Iphigenie zum zwanzigstenmale als irgend ein gerühmtes neuestes Drama zum zweitenmal, so schilt man ihn darum keinen Orthodoxen, sondern findet das ganz natürlich.

In der Musik ist es wieder umgekehrt. Gefallen uns Mozarts Symphonien besser als Liszts symphonische Dichtungen, so sind wir Reaktionäre, — vielleicht aus Beschränktheit, vielleicht aus Heuchelei. Das Neue ist doch offenbar besser wie das Alte; wer dies verkennt, der verschließt sich dem „Fortschritt." Sollen wir zur Zeit des deutschen Reichs nicht besser Musik machen können wie zu Zeiten des Bundestags, oder des Rheinbundes oder gar des heiligen römischen Reiches deutscher Nation? Ist es nicht verdrießlich, immer zu hören, daß die Kunstform vordem reiner, das Ideal höher, das Schaffen naiver gewesen sei und die Genies häufiger als heutzutage? Solche Ansichten läßt sich der junge Tondichter nicht mehr bieten, er protestiert dagegen, und — er beginnt auch die jungen Wortdichter bereits zu gleichem Proteste zu bewegen. Die kaum gerühmte Entsagung der Poeten nimmt allerneuestens merklich ab; vielleicht geht sie dann zur Abwechslung auf die Komponisten über.

Innerhalb seiner Kunst begehrt der Musiker vor allen Dingen Neuheit, Neuheit um jeden Preis. Mangel an Originalität, Anlehnen an ein fremdes Vorbild ist der höchste Tadel. Wenn man einem Maler sagt, sein neuestes Bild habe ganz Rembrandtsches Kolorit, oder die Technik verrate

in jedem Zug das Studium des Rubens oder Van Dyk, so fühlt er sich außerordentlich geschmeichelt. Sagen wir dagegen einem Musiker, seine neueste Oper trage so ganz den Stempel von Mozarts reizender Melodik und die Rhythmen der Ouverture erinnerten aufs schönste an Webers leuchtendes Muster, — n eine Grobheit gesagt.

Wir leben in k wiegend religiöser Kunst. Die religiöse Poesie nt, die kirchliche Malerei herrscht nicht mel ornelius und Overbecks Tagen, in der B mehr der Dom sondern der Palast den m gang des Stiles. Aus der Kirche ist di m mehr ins Theater, in den Konzertsaal und das Haus übergesiedelt; die Produktivität in kirchlich und religiös musikalischen Werken ist gegen frühere Jahrhunderte bedenklich zusammengeschrumpft. Es scheint demnach, als sei das Bedürfnis nach religiöser Erhebung durch die Kunst der Gegenwart fast abhanden gekommen.

Und doch ist dieses Bedürfnis vorhanden und sucht ganz besonders da nach seiner Befriedigung, wo man dies am wenigsten erwarten sollte — im Konzertsaal.

Es gibt heutzutage Tausende, die von Kirchenbildern und geistlichen Liedern gar nichts wissen wollen, aber sie schwärmen für Beethovens Missa solennis und versenken sich in die Schauer mystischer Andacht beim Anhören eines vierstimmigen Chorals. Es gibt Leute, die schon längst an keinen Gott und keinen Teufel mehr glauben, aber sie hören mit Begeisterung den Messias und die Matthäuspassion. Irgend ein Stück religiöser Erbauung können wir eben doch nicht

entbehren; wenn wir's in der Kirche nicht suchen, dann suchen wir's auf dem Musikfest oder im Abonnementskonzert. Es gibt Freidenker, denen jeder orthodoxe Glaubenssatz und jeder pietistische Gefühlshauch in tiefster Seele zuwider ist, und doch rümpfen sie die Nase über die kindliche, rein menschlich fromme Kirchenmusik Mozarts und Haydns, weil sie ihnen zu weltlich und gar nicht kirchlich genug dünkt, und sind vielleicht Cäcilianer strengster Observanz, die nur Palestrina gelten lassen, Palestrina, in dessen Messen der streng katholisch kirchliche Geist des Mittelalters seine spätesten aber höchsten musikalischen Triumphe feiert, Palestrina, den Muster- und Meisterkünstler des Tridentiner Konzils und der Gegenreformation!

Ganz ähnlich wie mit der Religion steht es mit der Romantik. Wir leben in einer höchst realistischen Zeit. Die Herrlichkeit des Mittelalters ist uns verblaßt und zerronnen. Jene ritterlich und minniglich romantischen Scenen, wie sie weiland die Düsseldorfer malten, sind aus der Mode, die romantische Dichterschule ist ein völlig überwundener Standpunkt. Doch was man in der einen Kunst beiseite wirft, das sucht man in der andern. Es gibt Leute, die jeden alten Turm abreißen möchten, weil er aus dem Mittelalter stammt, die sich über jeden gothischen Dom ärgern und jeden Zopfpalast bewundern; allein dieselben Leute versäumen keine Vorstellung des Tannhäuser und Lohengrin, ja sie gehen wohl gar in den Tristan, um im Geiste des Rittertums zu schwelgen. Die Oper kann ihnen gar nicht romantisch genug sein. Wenn wir die Romantik zur Thüre hinaus werfen, so kommt sie zum Fenster wieder herein. Seit die

Poeten von der romantischen Schule nichts mehr wissen wollten, bekannten sich die Musiker mit Stolz und Erfolg erst recht zur romantischen Schule.

Wer das Anmutvolle, das heiter Befriedigende und Beseligende, das ei[illegible]er Tonkunst sucht, wer musikalisch angere[illegible] sein will, der muß sich zu den Werken [illegible]en. Die Musik war so lange — über ein [illegible]t! — vorwiegend heiter und gemütlich gen[illegible] jetzt durchaus keine gemütliche Musik m[illegible] — außer etwa im Biergarten und im A[illegible] feinste Maler darf noch gemütlich sein. [illegible] schon diesen Gegensatz. Ein musikalischer Defregger, Knaus, Vautier oder gar ein musikalischer Ludwig Richter ist unter den jetzigen Musikern ganz undenkbar. Wäre ein solches Talent vorhanden, es würde ersticken oder verderben, seine angeborene Naivetät würde ihm zum Fluch.

Es gibt eine vornehme und eine geringe Musik, eine erhabene Kunst und ein dienstbares Kunsthandwerk: für die schlicht und gediegen bürgerliche, edel volkstümliche Gattung, die in der Mitte liegt, haben wir zur Zeit keinen Raum. Leidenschaftlich, nervenerschütternd und musikalisch gilt Vielen als synonym. In dieser sturmbewegten Welt der musikalischen Jugend hat sich eine eigene Sprache gebildet für das, was vom Künstler gefordert wird, eine Terminologie, die man in der übrigen Welt nicht zu sprechen und zu schreiben pflegt. Der Künstler sei „phänomenal", wo möglich ein „Heros", seine Werke „titanenhaft", sein Auftreten „sensationell"; dann wird auch der Beifall „phrenetisch" sein.

Sind die Werke jedoch nicht titanenhaft, dann seien sie wenigstens gelehrt. Kontrapunktische Studien stehen im höchsten Ansehen, und manche Musikschule leistet Erstaunliches im kontrapunktischen Unterricht. Auch hier reizen die Gegensätze zu tiefem Nachdenken: wir begehren entweder Zersprengung der Form, Flucht vor jeglicher Schablone, freiestes Walten eines leidenschaftlichen Pathos, oder — strengste Zucht der Form, feste kontrapunktische Schablone, kunstreich gelehrten Satz. In kühner Modulation und unerhörter Rhythmik spricht sich dann die Leidenschaft aus, in der thematischen Verwebung der Stimmen die Gelehrsamkeit. Die Melodie geht darüber verloren.

Aber der Mensch seufzt nun doch einmal nach Melodie, er begehrt sogar immer neue Melodien, und wenn wir die letzteren im Konzertsaal und in den großen Theatern nicht mehr finden, dann bietet sie uns doch immer noch der Ballsaal und das Volkstheater. Hier wagt man noch neue Melodien zu spielen und zu singen, die wenigstens so echt und klar sind, daß man sie sofort im Kopfe mit nach Haus tragen und unterwegs singen und pfeifen kann. Selbiges kann man — beiläufig bemerkt — auch bei den herrlichsten Melodien Beethovens.

Aus dem Tanzsaal wird die Melodie dereinst auch wieder in die kunstaristokratischen Räume aufsteigen. Vielleicht tanzt man dann nach Fugensätzen und singt Modulationsmelodien, die endlos und darum keine sind, im Kaffeehaus und im Sommertheater. Das entspräche ja auch dem Gesetze der Ergänzung. Ganz zuletzt kämen wir dann wohl gar wieder zurück zur klassischen Verschmelzung gegliederter

Melodie, freier Modulation und gebunden durchgearbeiteten Satzes, wobei jegliches Ausdrucksmittel auf seinen richtigen Ort beschränkt und das Ganze zum harmonischen Gleichmaß verbunden würde.

Der Maler soll vor allen Dingen malen; denn vom Malen, nicht v Bilden oder Bauen führt seine Kunst den M ein modernes und sehr glaubwürdiges Ex sollte auch der Musiker vor allen Dingen bewahre! Alles nur dies nicht! Das füh machen, zum Tonspielen. Der Musiker s ll darum auch gar nicht mehr Musiker n dichter. Man sieht, wir sind himmelweit entfernt von einer allgemeinen Aesthetik aller Künste. Jede Kunst sucht sich vielmehr ihre besondere, den andern Künsten oft genug widersprechende Aesthetik zu machen, kraft des Gesetzes der Ergänzung.

Und diese „Aesthetik" soll den Händen der Gelehrten entwunden und in die Hand der Künstler gelegt werden. Denn wer die Kunst selber übt, der hat doch wohl die gründlichste Wissenschaft von seiner Kunst. Vielleicht von dieser, aber schwerlich von allen! Nur die Geschichte aller Künste lehrt uns die Geschichte einer einzelnen Kunst erforschen und verstehen; nur die Philosophie des Schönen im Gesamtreich aller Künste ist des Namens der Aesthetik würdig. Ich fürchte, kein schaffender Künstler hat nebenbei noch Zeit für so universale Aufgaben.

In der ästhetischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts war die Musik noch das Aschenbrödel unter den Künsten. An Poesie, Malerei, Bildnerei und Baukunst entwickelte man

die Gesetze des Schönen, die Musik lief so gelegentlich neben=her. Wie wenig haben Lessing, Schiller, Goethe, Herder die reichen Musikschätze ihrer Zeit gekannt und gewürdigt! Nur durch Gluck streifte die Musik damals die wissenschaft=liche Debatte. Händels, Bachs, Haydns, Mozarts bahn=brechende Werke waren für die Kunstgelehrten kaum vor=handen.

Das ist ganz anders geworden. Die Musik bildet heute den bewegenden Mittelpunkt der ästhetischen Debatte; unsere ganze Kunstbildung ist mindestens zur Hälfte musikalisch. Die Musik ist die jüngste Kunst und als solche das ganz besondere Eigentum der Neuzeit. Sie ist mindestens ebenso mächtig geworden wie ihre älteren Schwestern. Wir haben hier eine ganz neue Situation, von der sich unsere Väter noch nichts träumen ließen. Und nirgends wurden und werden die alten ästhetischen Dogmen schärfer befehdet als von musikalischer Seite.

Gleich einem Planetensystem — so hören wir heute — sollen alle Künste ein erhabenes Ganze bilden, welches zu=nächst leibhaftig geworden ist in dem Gesamtkunstwerk des Musikdramas, und gleich der Sonne steht die Musik im Centrum dieses Planetenreigens und hält ihn im richtigen Takte zusammen. So versichern die Wagnerianer.

Vor Zeiten vernachlässigt und in den Winkel geschoben, nehmen die Musiker jetzt Revanche; sie treten an die Spitze, sie herrschen, sie machen sich ihre Kunstgeschichte, Aesthetik und Kritik selber. An die alten bescheidenen Musikanten sind sie nicht gerne erinnert, selbst wo dieselben in aller

Melodie, freier Modulation und gebunden durchgearbeiteten Satzes, wobei jegliches Ausdrucksmittel auf seinen richtigen Ort beschränkt und das Ganze zum harmonischen Gleichmaß verbunden würde.

Der Maler soll vor allen Dingen malen; denn vom Malen, nicht v[illegible] Bilden oder Bauen führt seine Kunst den Nam[illegible] ein modernes und sehr glaubwürdiges G[illegible] sollte auch der Musiker vor allen Dingen [illegible] bewahre! Alles nur dies nicht! Das fül[illegible] machen, zum Tonspielen. Der Musiker so[illegible] ll darum auch gar nicht mehr Musiker [illegible] n [illegible]dichter. Man sieht, wir sind himmelweit entfernt von einer allgemeinen Aesthetik aller Künste. Jede Kunst sucht sich vielmehr ihre besondere, den andern Künsten oft genug widersprechende Aesthetik zu machen, kraft des Gesetzes der Ergänzung.

Und diese „Aesthetik" soll den Händen der Gelehrten entwunden und in die Hand der Künstler gelegt werden. Denn wer die Kunst selber übt, der hat doch wohl die gründlichste Wissenschaft von seiner Kunst. Vielleicht von dieser, aber schwerlich von allen! Nur die Geschichte aller Künste lehrt uns die Geschichte einer einzelnen Kunst erforschen und verstehen; nur die Philosophie des Schönen im Gesamtreich aller Künste ist des Namens der Aesthetik würdig. Ich fürchte, kein schaffender Künstler hat nebenbei noch Zeit für so universale Aufgaben.

In der ästhetischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts war die Musik noch das Aschenbrödel unter den Künsten. An Poesie, Malerei, Bildnerei und Baukunst entwickelte man

die Gesetze des Schönen, die Musik lief so gelegentlich neben=her. Wie wenig haben Lessing, Schiller, Goethe, Herder die reichen Musikschätze ihrer Zeit gekannt und gewürdigt! Nur durch Gluck streifte die Musik damals die wissenschaft=liche Debatte. Händels, Bachs, Haydns, Mozarts bahn=brechende Werke waren für die Kunstgelehrten kaum vor=handen.

Das ist ganz anders geworden. Die Musik bildet heute den bewegenden Mittelpunkt der ästhetischen Debatte; unsere ganze Kunstbildung ist mindestens zur Hälfte musikalisch. Die Musik ist die jüngste Kunst und als solche das ganz besondere Eigentum der Neuzeit. Sie ist mindestens ebenso mächtig geworden wie ihre älteren Schwestern. Wir haben hier eine ganz neue Situation, von der sich unsere Väter noch nichts träumen ließen. Und nirgends wurden und werden die alten ästhetischen Dogmen schärfer befehdet als von musikalischer Seite.

Gleich einem Planetensystem — so hören wir heute — sollen alle Künste ein erhabenes Ganze bilden, welches zu=nächst leibhaftig geworden ist in dem Gesamtkunstwerk des Musikdramas, und gleich der Sonne steht die Musik im Centrum dieses Planetenreigens und hält ihn im richtigen Takte zusammen. So versichern die Wagnerianer.

Vor Zeiten vernachlässigt und in den Winkel geschoben, nehmen die Musiker jetzt Revanche; sie treten an die Spitze, sie herrschen, sie machen sich ihre Kunstgeschichte, Aesthetik und Kritik selber. An die alten bescheidenen Musikanten sind sie nicht gerne erinnert, selbst wo dieselben in aller

Beſcheidenheit Unſterbliches geleiſtet haben, indem ſie ſich begnügten Muſik zu machen.

Auch die Perioden widerſprechen und ergänzen ſich. Das Reich der Künſte iſt ſo weit und frei. Erſt wer es zeitlich und ri lichtungen durchmißt, erkennt die alln Gerechtigkeit.

Wir tret s reicher Leute.
Es iſt ſell aiſſanceſtile gebaut; aller bildneriſche S e zeigt den gleichen Stil. Und wenn die Möbel auch ſtark ins Rokoko und die Geräte und Gefäſſe noch ſtärker in den Zopf hinüber ſpielen, ſo ſtört dies nicht. Alle dieſe Formen heißen doch zuletzt „Renaiſſance," womöglich „deutſche Renaiſſance;" — für das, was man liebt, hat man immer einen ſchönen Namen und ein weites Gewiſſen.

Die Herrſchaft der Renaiſſance geht in dieſem Hauſe jedoch nur ſoweit das Auge reicht. Wo das Ohr, wo der innere Sinn der poetiſchen Phantaſie genießen ſoll, da tritt das Geſetz der Ergänzung dazwiſchen, und die Renaiſſance hört auf.

Wir treten in das Boudoir der Dame des Hauſes. Sie ſitzt auf einem Barockſtuhl am Renaiſſancekamin, deſſen oberer Aufbau mit einer reizend zopfigen Reliefgruppe von Schäfern, Schäferinnen und Amoretten geſchmückt iſt. Was die Dame wohl leſen mag? Etwa Guarinis pastor fido? oder Marinis „Adonis?" Solche Bücher würden ja ganz ſtilgemäß dem Geſchmack des Zimmers entſprechen. Gott

bewahre! Sie liest Emil Zola. Sie liest überhaupt nur neueste Litteratur, die in allen möglichen Stilen geschrieben sein mag, aber sicherlich nicht im Barockstile von Anno 1600.

Der Bücherschrank ist echt und alt, wirkliches siècle de Louis XIV.; es steht auch Racine, Corneille und Boileau darin, in meisterhaft nachgeahmt altertümlichem Leder-Einband. Allein wenn man diese Bücher aufschlägt, dann kleben noch alle Blätter zusammen; schlägt man dagegen die „ägyptische Königstochter," „Odhins Trost" oder „die Reise um die Welt in achtzig Tagen" auf, welche, gleich altertümlich gebunden, daneben stehn, dann sieht man bei jedem Bogen, wie fleißig diese Bücher neuerdings gelesen worden sind. Und die reizende Leserin ahnt gar nicht, daß der Schrank und ihre Lektüre zwei ganz verschiedene Welten darstellen. Beides ist neuester Geschmack, — aber in zweierlei Künsten.

In der Ecke steht ein Piano, auf welchem die schöne „Pianistin" jedoch fast nur Fortissimo zu spielen pflegt; denn sie bekennt sich zur neudeutschen Schule. Das Klavier ist mit reichem Schnitzwerk im italienischen Rokokostile verziert. Vielleicht singt hier die Dame zuweilen eine Arie aus Scarlattis Telemaco oder aus Hasses Adriano? Das wäre ja so reich verschnörkelte, oft so anmutige, oft auch pathetisch erhabene Rokokomusik; ihr Stil würde zum Stile des Klaviers passen und ist sogar noch etwas besser. Solchen Zopf verachtet aber die Dame um so gründlicher, weil sie ihn gar nicht kennt. Sie singt Wagner, Verdi und Rubinstein und spielt mit Vorliebe Chopin und Johann Strauß. — In dem Maße, als Rokoko und Zopf in den bildenden Künsten

zu neuen Ehren aufstiegen, sank beider Ansehen in der Musik.

Der Gemahl der Dame steht nebenan in seinem Bibliothekzimmer; — es zeigt ganz stilgetreu nur Formen aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der Mann ist tief versunken in [illegible] t er etwa in Brockes oder Gottsched? Ke[illegible]rt die Edda, um einiges Licht für die [illegible]u gewinnen, und in noch ernsteren Stund[illegible] in den „Parzival", um ihn mit dem [illegible]chen. Die Lektüre paßt eigentlich nicht [illegible]ber Mode ist doch beides, und das Ge[illegible]hlägt die Brücke, welche sonst nirgends zu

---

Wir rühmen mit Recht den hohen Aufschwung des modernen Kunstgewerbes und freuen uns, daß Maler, Bildhauer und Baumeister, echte Künstler von Rang und Namen, sich nicht für zu vornehm achten, um dem Gewerbe in die Hand zu arbeiten.

Vor fünfzig Jahren konnte man noch nicht so sprechen. Die bedeutenderen Künstler kümmerten sich damals meist noch kaum um das Handwerk, um den bildnerischen Schmuck von Haus und Gerät, sie begnügten sich selbst bei ihren Kunstwerken oft mit der dürftigsten ornamentalen Umrahmung.

Nicht bloß der künstlerisch-technische Fortschritt im Gewerbe selbst ist das Erfreuliche, sondern fast mehr noch die hohe Würdigung, welche das Handwerk bei den Künstlern

und im Publikum gefunden hat, die Allianz zwischen Künstlern und Gewerbtreibenden.

Von der Poesie und Musik gilt aber dermalen genau das Gegenteil.

Es gibt auch ein poetisches Kunstgewerbe; man nennt sein Produkt — Gelegenheitspoesie. Ein Lied zum Geburtstag, ein Hochzeitgedicht, ein Leichencarmen, gereimte Sprüche über die Thüre, auf Teller, Töpfe, Gläser, Tücher; ein Festspiel zum Jubeltage, Rätsel, Epigramme, Improvisationen: — das ist lauter poetisches Kunstgewerbe von grober und feiner Art. Der Dichter will ja kein reines Kunstgebilde schaffen; er bietet nur ein artiges Schmuckstück um die Prosa des Lebens zu verschönern. Wir scheuen dabei nur den Namen „Handwerk", weil wir fürchten, daß solche Poesie berufsmäßig fabriziert werden möchte, wie es weiland die Stadtpoeten und Hofpoeten, bis auf Lorenz Kindlein herab, gethan haben. Allein die Dichtkunst soll überhaupt nicht zum ausschließlichen Lebensberuf werden, und die höchste Poesie am allerwenigsten. Der Name „Gelegenheitspoesie" ist darum sehr treffend und schätzbar.

Sie sank aber entsetzlich tief im Kurse und merkwürdigerweise fast zur selben Zeit, als das bildnerische Kunstgewerbe im Kurse stieg. Goethe fand es durchaus nicht unter seiner Würde, ganze Bände von Gelegenheitsgedichten zu schreiben, die man ihm heute fast zum Vorwurf macht, die mancher Pedant aus seinen Werken weglassen möchte. Es steckt gewiß viel Handwerk darin, viel Spielerei mit Reimen, aber auch mancher vollwichtige Vers, der sogar zum geflügelten Worte geworden ist. Wir sollen es freundlich

anerkennen, daß der Dichterfürſt das poetiſche Kunſtgewerbe nicht verſchmähte zur ſelben Zeit, wo die akademiſch geſchulten Maler ſo ſtolz auf das Kunſtgewerbe herab ſahen. Der moderne Poet, wenn er ſich auch nur für einen Viertels-Goethe hält, macht kaum ein Gelegenheitsgedicht mehr, oder er thut es d[illegible] ſchämt.

Ich mö[illegible] dern, die Schleuſen dieſer Poeſie wieder[illegible] geſchweige denn die alten Stadt- und [illegible] Leben zu erwecken. Ich konſtatiere nu[illegible] wei Künſte abgelöſt haben kraft des Ge[illegible]

Beethov[illegible] Dutzend Hefte Tanzmuſik, — Walzer, Länd[illegible] ntretänze, Menuette, zum Teil für den Redoutenſaal in Wien, der „Tonheros“ komponierte nebenbei für Bälle! Das iſt doch offenbares Kunſthandwerk, denn die Muſik iſt hier nicht ſich ſelbſt Zweck, ſie dient einer anderen Kunſt, die ihrerſeits wiederum — und das iſt die Hauptſache — dem geſelligen Vergnügen dient. Daß Haydn und Mozart gleichfalls vielerlei für den Tanzſaal geſetzt haben, brauche ich kaum zu erwähnen.

Der moderne „Tondichter“, weit entfernt die tanzende Jugend mit ſeinen Melodien zu vergnügen, würde den Auftrag eines Tanzmeiſters für den nächſten Karneval mit Entrüſtung ablehnen. Recht abſichtlich ſchreibt er höchſtens Tänze, die man nicht tanzen, und Märſche, auf die kein Menſch marſchieren kann. Und doch würde er als Tanzkomponiſt nichts Geringeres thun, als was Viele unſerer beſten Maler und Bildhauer nebenher mit Stolz zu thun pflegen, indem ſie Motive und Ornamente zu ſchmuckreichen

Krügen, Kannen, Pokalen, Stühlen und Teppichen entwerfen: er würde das Kunstgewerbe veredeln helfen. Weß man sich in der einen Kunst mit Recht berühmt, deß schämt man sich in der andern, wie mir dünkt mit Unrecht.

Wir sitzen im Münchener Hoftheater. Der Hauptvorhang ist mit einer trefflichen Kopie von Guido Renis Aurora geschmückt, der Zwischenaktsvorhang mit dem Bilde der Poesie nach Raphael. Ein solcher Vorhang ist kein selbständiges Kunstwerk, kein Gemälde; sein eigentlicher Zweck ist ein rein technischer: er soll die Bühne verhüllen. Das Bild nehmen wir gerne mit in Kauf, weil uns im Tempel der Kunst künstlerischer Schmuck überall begrüßen soll; aber diese „Aurora", diese „Poesie" hat hier doch nur die Bedeutung eines kunstgewerblichen Produkts; die göttlichen Gestalten könnten durch eine einfach farbige Fläche oder durch eine schablonenhafte Ornamentmalerei ersetzt sein, und der Vorhang erfüllte seinen Zweck.

Obgleich Guidonische und Raphaelische Bilder vor uns stehen, betrachten wir sie doch nicht mit der Andacht, die wir ihnen sonst selbst im bloßen Kupferstich entgegenbringen würden. Wir plaudern, mustern bald flüchtig den Vorhang, bald etwas gründlicher das Publikum, essen wohl gar Gefrorenes, — Alles unbeschadet der Majestät der Kunst. Berühmte Maler haben neuerdings vortreffliche Entwürfe zu Theatervorhängen geliefert, ohne sich das Mindeste zu vergeben, ja zu ihrem großen Ruhme. Denn wir rühmen es ja, wenn sich auch der idealste Künstler dem Kunstgewerbe fördernd zuwendet.

Es wird ein Drama aufgeführt. Früher hörten wir

eine Ouverture vor dem Beginn und kleinere Musikstücke in den Zwischenakten, wohl gar Sätze aus den kleinen, knappen und doch so erquickenden Symphonien der klassischen Wiener Tonschule, die sich hierfür ganz besonders eigneten. Die Musik versetzte uns — mit dem Anblick des schönen Hauses und V[illegible] gehobene Stimmung, sie vermittelte gl[illegible] schen dem Alltagsleben, aus dem wir [illegible] idealen Welt der Bühne, die uns erwar[illegible] Zwischenakten, wo man sich mit allem [illegible], wohl gar auch austauschen will, di[illegible] nung leise und von fernher verbindend [illegible] lauderten vielleicht, und zum Plaudern v[illegible] rchesterbegleitung. Aber die Musik war doch nicht überflüssig. Jetzt ist sie verbannt! angeblich weil ein Tonspiel zum Ausfüllen von Pausen eine Entweihung der göttlichen Tonkunst gewesen und weil diese Musik vom größeren Teile des Publikums nicht mit gebührender Andacht angehört worden sei. Seltsamer Widerspruch! Dann müßte man auch Raphael und Guido von den Vorhängen verbannen, denn ihre Gebilde werden mehrenteils vom Publikum gleichfalls nicht mit gebührender Andacht betrachtet. Und doch haben wahre Kenner schon an manchem Theaterabend hinterdrein eingestanden, daß das Schönste, was sie diesmal gesehen hätten, der Vorhang gewesen sei, und das Beste, was sie gehört, die Zwischenaktsmusik.

Die Instrumentalmusiker sind in alter Zeit gering geschätzt worden; als Fiedler und Pfeifer waren sie gleich den Schauspielern die Parias unter den Künstlern, und ihre Kunst erhob sich erst seit zwei Jahrhunderten zu selbständiger

und herrschender Bedeutung. Sie blieben lange noch empfindlich, besorgt, sich selbst und der Würde ihrer Kunst etwas zu vergeben; sie meiden mit Argwohn Alles, was an das alte Kunsthandwerk des Musikantentums erinnert, und vergessen darüber leicht, daß wir heute das tüchtige, an den rechten Ort gestellte Kunstgewerbe mit ganz andern Augen betrachten. Die Maler, Bildhauer und Baumeister dagegen denken mit Stolz an ihr altes Kunstgewerbe zurück; denn dessen reichste Blütezeit war die Periode ihrer sozialen Emanzipation, war das Jahrhundert der Kunstfürsten, und Benvenuto Cellini ein Schüler Michel Angelos. Diente aber Cellinis Salzfaß, von welchem er so viel Wesens macht, auf der Tafel etwa vornehmeren Zwecken als ein Mozartsches Adagio im Zwischenakt einer Tragödie?

IV.

Bei der heutigen Malerei imponiert uns vorab die wimmelnde Vielgeschäftigkeit, die unabsehbare Mannigfaltigkeit der Richtungen und Gattungen. Die Zahl der selbstständig schaffenden Berufsmaler ist größer als die Zahl der Berufskomponisten, Berufsdichter, Bildhauer und Baukünstler zusammengenommen. (Hierbei kommt freilich in Betracht, daß Malen und Zeichnen auch ohne Nebengeschäft seinen Mann nährt oder — nähren sollte, was beim Komponieren und Dichten nur selten der Fall zu sein pflegt.)

Dazu ist die Schar der berufsmäßig malenden Damen ohne Vergleich stattlicher als das Häuflein der Komponistinnen und die Schar der Dichterinnen, während die Bild-

hauerinnen vollends sehr selten und die Architektinnen noch gar nicht vorhanden sind. Aber zugleich ist auch bei der Malerei der Kampf der Männer gegen die weibliche Konkurrenz am lebhaftesten. Die Maler, welche sonst der Ergänzung ihres Wesens durch die Frauen nicht abgeneigt sind, wünschen diesel bei Pinsel und Palette.

Ich stelle e Malernamen aus neuer und neuester Zeit ucht, wie sie mir gerade einfallen und or Ob sich diese Paare — Lebende und T miteinander vertragen würden, ist zw o dienlicher für meinen Zweck. Wilhel olf Menzel; — Makart und Führich; — Stem hein; — Wilhelm Diez und Gabriel Max; — Lenbach und Feuerbach; — Gustav Doré und Ludwig Richter; — Genelli und Meissonier; — A. v. Werner und M. v. Schwind; — Knaus und Piloty; — Vautier und Böcklein; — Schleich und Preller. Ich könnte in dieser Weise noch eine lange Reihe von Paaren weiter ordnen: es gäbe die originellste Polonaise von der Welt.

Ueberall Gegensätze, oft Widersprüche des Stils, der Technik, der Stoffe des Ideals! Und griffe man noch um etliche Jahrzehnte weiter zurück, so würden diese Widersprüche zu riesigen Maßen anwachsen. Der gemeinsame Charakterzug der Periode fehlt trotz alledem auch bei den Malern nicht, allein er ist weit schwerer zu erkennen und noch weit schwerer mit treffendem Schlagwort zu bezeichnen, als bei irgend einer andern modernen Kunst.

Die großen internationalen Kunstausstellungen bieten

ein ausgesuchtes Beobachtungsfeld für die Zwecke, welche ich in diesem Vortrag verfolge. Wir sehen da nicht bloß, wie sich die Gattungen und Schulen fliehen, um sich zu ergänzen, sondern wir gewahren auch das gleiche Spiel bei den wetteifernden Nationen und bei mindestens drei Generationen. Denn ist eine solche Ausstellung auch nur von lebenden Künstlern beschickt, so trifft sich's doch leicht, daß der älteste Aussteller der Großvater des jüngsten sein könnte. Der Geschmack zweier Menschenalter wird immer vertreten sein, wobei freilich die Jugend das Alter unbarmherzig in die Ecke zu schieben pflegt.

Ich freue mich dieser bunten Mannigfaltigkeit; sie sprüht Leben, sie verkündet Freiheit, Frische, Macht. Die Kunst erträgt keine Centralisation, sie widerstrebt der Diktatur einer alleinseligmachenden Schule, sie zerbricht die Fesseln jedes Diktators und wäre er der größeste Meister. Und doch möchte jede tüchtige Schule, jeder bedeutende selbstbewußte Künstler allein herrschen. Die allermeisten Künstler wollen nichts wissen vom Gesetze der Ergänzung, sie fürchten oder verachten es, und müssen sich ihm doch zuletzt allesamt beugen. Wenn Jeder allein Recht zu haben glaubt, wie wird er zugestehen wollen, daß das lebenswürdigste Leben und die befruchtendste Kraft der Kunst gerade darin ruht, daß viele Andere auch Recht haben?

In der Geschichte der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts hat sich seit Cornelius folgender Wechsel der herrschenden Technik vollzogen, der aber auch einen tiefer greifenden Wechsel des ganzen Kunstideales in sich schließt.

Zuerst kam: Zeichnung ohne Farbe (Cornelius);
dann: Farbe aus der Zeichnung (Leſſing, Piloty);
dann: Zeichnung aus der Farbe (Makart, Lenbach);
und zuletzt: Farbe ohne Zeichnung (landwirtſchaftliche
Stimmungsmaler).

Ich will dieſ … her erklären.

Zeichnung … bei Cornelius und ſeiner Schule ſpricht die … ſig mit, ſie wird geſſentlich zurückg … lorit war überwundener Zopf. Der Kart … die ſorgſam gezeichneten Kartons bieten … n Genuß als die läſſig ausgeführten Ge … war faſt nur ein notwendiges Uebel; mit … were drückte ſie auf den geiſtigen Gehalt und die ideale Form.

Farbe aus der Zeichnung. Bei den Düſſeldorfern kam die Farbe zu neuen Ehren, und in den dreißiger und vierziger Jahren ſtellte man München und Düſſeldorf gegen einander als die gegneriſchen Feldlager der großen Zeichner und der feinen Maler. Leſſing hat ſeine Landſchaften wie ſeine hiſtoriſchen Gemälde in feinſter Durchbildung gezeichnet, allein er flieht die Farbe nicht, ſondern entwickelt ſie an und aus der Form. Er zeichnete mit dem Pinſel, während Cornelius mit Kohle und Kreide malte. Als Gallaits und De Biefes Bilder 1844 die Runde durch Deutſchland machten, und das leuchtende Kolorit der neuen Belgiſchen Schule einen wahren Sturm des Beifalls wie des Widerſpruchs erregte, vermochte der Einfluß ihrer realiſtiſchen Farbenpracht jenes Grundverhältnis doch noch nicht zu erſchüttern, daß die Farbe aus der Zeichnung quoll. Ich nannte darum

Piloty hier neben Leſſing, ſo verſchieden beide ſonſt ſein mögen.

Zeichnung aus der Farbe. Lenbachs Porträtköpfe ſind gewiß gut gezeichnet. Allein die ſprechende Aehnlichkeit iſt durchaus nicht zunächſt durch den Kontur, durch die Linie bedingt, ſondern durch die Farbenmodellierung der Muskeln, durch das koloriſtiſche Spiel der Töne, Lichter und Schatten, und vor Allem durch das ſeeliſche Leuchten und Leben des Auges. Das Auge „ſpricht" am unmittelbarſten, aber das Auge iſt nur zum untergeordneteren Teile Form (darum wird es auch ſtets das Kreuz der Bildhauer bleiben); das ſeeliſche Leben des ſprechenden Auges iſt Licht, Glanz, Spiegelung, Farbe. In der Maillingerſchen Sammlung zu München findet ſich eine in Kreide gezeichnete Skizze Lenbachs zu einem Porträt Moltkes. Die Augen ſind aufs vollendetſte ausgeführt, in ſchwarzer und weißer Kreide wirken ſie wie gemalt. Alles Andere iſt nur angedeutet. Der Künſtler ſcheint mit den Augen begonnen zu haben, während wir in der Zeichenſchule mit dem Oval und der Naſe beginnen mußten. Der Blick macht die Aehnlichkeit und der Blick iſt das abſolut Maleriſchſte am ganzen Menſchen. Lenbach malt aus den Augen heraus, hier geſtaltet ſich die Form aus der Farbe; die weiteren linearen Formen vernachläſſigt er oft abſichtlich.

Zeichnung aus der Farbe! Von Makart gibt es ein Bild: Die Jagd einer ägyptiſchen Königstochter. Wir ſehen da die jugendliche Prinzeſſin mit ihren Damen jagdbare Tiere aller Art verfolgend: Säugetiere, Vögel, Fiſche und auch ein Amphibium, ein Krokodil. So bunte Jagdbeute hat

sich außerdem vielleicht nur im Paradiese auf so engem Raum zusammengedrängt oder in einer Menagerie. Wir fragen, was das Bild bedeute? Es bedeutet, daß der gleichheitlich tiefblaue ägyptische Himmel wundervoll absticht von dem überaus vielheitlichen Kolorit der wimmelnden Menschen- und Tiergestalten, — daß die gedämpfte Hautfarbe der ägyptischen Jungfrauen prächtig harmoniert mit den satten Tönen ihrer etwas sparsamen Bekleidung, — daß das Rot der Flamingos und das schillernde Blaugrün, Graugrün und Braungrün des Krokodils und der Fische ganz reizend gegen einander wirkt. Das Bild ist aus der Farbe erfunden, komponiert, gezeichnet, gemalt. Ob ich die Handlung des Bildes ganz richtig geschildert habe, kann ich nicht beschwören, denn ich schildere aus dem Gedächtnis; aber daß mir die Farben fest im Kopfe geblieben sind, das weiß ich ganz gewiß. Makarts Gedanken kann man vergessen, Makarts Farben vergißt man nicht.

Bei seinem „Einzug Karls V. in Antwerpen" erregte das Kostüm zweier Damen, die neben dem Pferde des Kaisers einhergehen, kulturgeschichtliche Bedenken. Die Einen behaupteten, der Oberstceremonienmeister habe damals solche Toiletten wirklich zugelassen, die Andern bestritten es. Der Streit ist ganz müßig. Die beiden Frauen sind aus der Farbe komponiert, und Makart bedarf überall des Nackten um den höchsten Triumph seiner Farbe zu zeigen. Bei Lenbach spricht das Auge, welches bei Makart meist nur träumt; um so lebendiger sprechen Haut und Muskeln bei ihm. Sein Geist sitzt im Fleisch.

Die Blumenhändler verkaufen neuerdings Makartsträuße,

aus überlebensgroßen gelben, braunen, goldenen Halmen, Palmen, Blättern, auch Pfauenfedern u. dgl. zusammengesetzt. In der Natur finden wir keine vergoldeten Gräser, aber auf dem Bilde wirken sie wunderbar harmonisch. Cornelius ging in der Zeichnung über die Natur hinaus, um die Formenwirkung zu steigern, Makart geht in der Farbe über die Natur hinaus um der höchsten Farbenkraft willen. Zu unserer Zeit, wo viele Maler glauben, die treueste Naturnachahmung sei das wahre Ziel der Kunst und nur durch die Siege des Kolorits, der Maltechnik, hätten wir uns auf den Gipfel des Realismus emporgeschwungen, — in dieser selben Zeit malt der genialste Maltechniker mit Absicht und höchst reizvoll die Natur unnatürlich und fesselt dadurch erst recht den Sieg des Kolorits an seine Fahne.

Wen es aber verdrießt, die Natur so bezaubernd unnatürlich gemalt zu sehen, der braucht nur die Salonscenen Lossows oder die Loretten Piglheins zu betrachten: da findet er umgekehrt die Unnatur ganz wunderbar natürlich gemalt.

Endlich komme ich zur Farbe ohne Zeichnung.

Sie findet sich ganz besonders in der Landschaftsmalerei. Die höchste Aufgabe des Landschafters — so spricht man heute — ist Luft und Licht. Luft und Licht haben keine Farbe, geschweige Form, aber sie bedingen und geben „Farbentöne." Felsen, Bäume, Häuser, alle fast gezeichneten Formen stören die Alleinwirkung von Luft, Licht und Ton; wie impertinent drängten sich bei den älteren Malern Burgen, Kapellen, Brücken, Baumstämme und Felswände in den Vordergrund! Man male Wasser ohne Wellen oder auch lauter Wogengetümmel, Himmel ohne Wolken oder ein ganzes

Wolkenmeer, neblige Waldung ohne erkennbare Bäume, verduftenden Hintergrund, Moorflächen, Haiden und Steppen, unabsehbare Kartoffeläcker, — nur keinen Aufbau, keine Couliſſen! — dann gelangt man zuletzt zum Triumph der reinen Stimmu[illegible]rwahrheit. Ob auch zum Triumph der [illegible]ſen wir in andern Stilgattungen, bei [illegible]en. Ein Erdrutſch ohne klare Linien, ei[illegible]in Grashang ohne alle Plaſtik heißt in [illegible]errain", und der Schüler muß vor allen [illegible]rrainſtudien fleißig nach der Natur aufn[illegible]ur „intimen" Landſchaft.

Zeigt das [illegible] dann muß der ſchöne Rahmen um ſo mehr F[illegible] reiches Rokokoſchnitzwerk, golden, braun, ſchwarz, je nach dem Ton des Gemäldes. Das Bild wird auf den Rahmen hin gemalt und im Rahmen, und man fragt ſich beſorgt, was einmal aus dem Bilde werden wird, wenn es früher oder ſpäter ſeinen angeſtammten Rahmen verlieren ſollte? Die wenigſten alten Bilder unſerer Galerien beſitzen noch ihren Originalrahmen — und wirken doch.

In manchen Kunſtſchulen läßt man die Schüler jetzt landſchaftliche Komponierübungen machen, nicht wie ſonſt in frei improviſierten Zeichnungen, ſondern in improviſierten Farbenharmonien, wobei ſich dann die Zeichnung nachgehends hineintragen läßt, wie es ſchon Juſtinus Kerner mit zuſammengeklatſchten Dintenkleckſen zu thun liebte.

Das ſind Zeichen und Züge der Zeit.

Allein es wäre durchaus ungerecht, in ihnen das Wahrzeichen unſerer heutigen Malerei ſchlechthin zu erblicken. Das

Gesetz der Ergänzung waltet bei unsern Malern mächtiger als irgendwo, und keine andere Kunst zeigt ein gleich vielverschlungenes Ineinandergreifen und Entgegenwirken grundverschiedener Charaktere und Richtungen.

Wir brauchen uns nur der vorhin genannten feindlichen Brüder, der „Künstlerpaare" in bunter Reihe zu erinnern, von welchen ich ausging. Welch eine Welt von Kunst und Gedanken, von Formen und Stoffen stellt sich in diesen Namen dar! Und es sind Meister darunter, die man auch in künftigen Jahrhunderten noch rühmend nennen wird, an deren Werken sich auch noch künftige Geschlechter, gleich uns, erfreuen werden.

Mancher meiner verehrten Zuhörer wirft mir vielleicht im Stillen vor, ich hätte dieser ungleichen Paare viel zu wenige genannt. Er vermißt die Charakteristik anderer gleich wichtiger Meister und Richtungen. Denn Jeder möchte gerne auch seinem Heiligen ein Lämpchen angezündet sehen. Allein ich will ja keine Kunstgeschichte der Gegenwart geben. Ich habe nur mein Gesetz aufgestellt, ich suchte es durch Beispiele zu erläutern und zu erweisen. Beispiele brauchen nicht vollständig zu sein, und man wählt sie wo und wie man sie am bequemsten findet.

V.

Leben wir in einer künstlerischen Zeit?

Gewiß nicht!

Die politischen, sozialen, wirtschaftlichen, militärischen Interessen überwiegen. Die Kolonien in Westafrika sind

dem großen Publikum wichtiger als ein Dutzend neuer Dramen; die Unfallsversicherung der Arbeiter regt mehr Menschen zum Nachdenken an als die Frage über die Grenze der Naturnachahmung in der Malerei; der Kulturkampf brannte doch in den Köpfen als der Kampf über d

Die künstl uf unsern höhern Schulen weit zurück geg athematische ꝛc., und ein poetisches Genie sicht, in allen Gymna- sialklassen sitzen besitzen eine erstaunliche Kunstgelehrsamk ige Wechselwirkung von Kunst und Wiss rringert. Es gibt keine Aesthetik mehr, — so sagen viele Künstler —, und die Kunstkritik, welche früher von den vornehmsten Schrift- stellern gehandhabt wurde, fällt jetzt oft genug Künstlern anheim, die in ihrer Kunst stecken geblieben sind. Die Ge- lehrten treiben Goethephilologie, aber Goetheschen Geist bei den schaffenden Künstlern entzünden sie nicht. Das Alles sind keine Wahrzeichen einer künstlerischen Epoche.

Auch hat man noch nicht gehört, daß ein Maler in den Reichstag gewählt oder ein Dichter Minister geworden wäre, oder daß die Regierungen einen Musiker auch nur mit diplomatischen Missionen betraut hätten. In künstlerischen Perioden kam Aehnliches doch zuweilen vor. Die Kunst schmückt unser Leben, aber sie ist nicht mehr die erste Groß- macht der Kultur wie weiland in Hellas und Italien. Wir haben keinen Perikles und keine Medizäer, ja wir könnten sie nicht einmal recht brauchen, wenn wir sie hätten. Die berühmten Fürsten und Staatsmänner der Gegenwart haben

gar keine Zeit mehr, Verse zu machen, Geige zu spielen oder in Oel zu malen. Der wahre Mäcen, wie der wahre Kritiker, muß jedoch immer zugleich die Kunst, wenn auch ganz verstohlen, üben, die er begünstigt oder kritisiert.

Wenn wir nun aber auch in keiner künstlerischen Zeit leben, so leben wir doch in einer äußerst kunstreichen und kunstfertigen. Niemals vorher, nicht einmal in Griechenland oder Florenz, wetteiferten alle Künste gleicherweise in so rastloser, sich ergänzender Thätigkeit, niemals vorher ehrte, rettete und genoß man die alten Kunstschätze aller Zeiten so eifrig wie heute. In kunsthistorischer Kenntnis und historischer Gerechtigkeit kann sich keine frühere Periode mit der Gegenwart messen. Und an fröhlichem Schaffenstrieb und kräftigem Selbstbewußtsein fehlt es unsern Künstlern auch durchaus nicht, noch an steigend gediegener Schule der Technik.

Gervinus stellte einmal den Satz auf: die Gegenwart, von anderen, realeren Interessen erfüllt, vermöge die großen Kunstepochen der Vergangenheit so wenig zu erreichen, und die noch ungehobenen Schätze alter Zeiten seien so unermeßlich groß, daß wir am gescheidtesten thäten, eine Weile mit eigenem Schaffen zu feiern und uns vielmehr auf Studium und befruchtenden Genuß der unerreichten Meisterwerke unserer Vorfahren zu beschränken.

Das ist eine arge Ketzerei. Wir vermögen die großen Kunstwerke früherer Perioden gar nicht einmal zu verstehen, geschweige zu genießen, wenn wir nicht selber rastlos Neues schaffen.

Und unsere heutigen Künstler schaffen des Trefflichen

so viel und mancherlei! Kraft des Gesetzes der Ergänzung, welches heute mächtiger waltet als je zuvor, heilen wir uns dann gegenseitig von unsern künstlerischen Uebertreibungen und Einseitigkeiten. Wir müssen es den unverzagt und begeistert weiter arbeitenden Künstlern doppelt danken, daß sie den Mut nicht verlieren in dieser Zeit, die keine künstlerische ist, und daß sie dieser Zeit wenigstens den Ruhm einer höchst kunstreichen Tag für Tag gewinnen.

Die Kunst lebt und wird leben. Es steigt und fällt ihre Welle, es ebbt und flutet ihr Strom; aber ihr himmlischer Urquell bleibt unversiegbar.

Er würde versiegen, wenn eine Schule in allen Künsten herrschte, ein Kunstgesetz nivellierend für alle gälte, wenn ein Meister irgendwelcher Allkunst jemals die Diktatur gewänne, wenn uns der Trost versagt wäre, daß wir bei der einen Kunst finden, was wir bei der andern vermissen.

Die Kunst dürstet nach Freiheit, nach Mannigfaltigkeit; sie ist unendlich individuell und zerbricht jegliche Geschmacksdespotie. Ein gesundes Volk kann künstlerisch nicht einseitig werden, wenn es auch wollte, — solange Kunst und Künste, Künstler und Nation sich gegenseitig treiben und ergänzen. So war es in dem künstlerischen Hellas, so ist es auch heute in unserer kunstreichen Gegenwart:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns!"

Arcangelo Corelli im Wendepunkte zweier musikgeschichtlicher Epochen.

(Vorgetragen in der Historischen Klasse der Münchener Akademie der Wissenschaften am 7. Januar 1882.)

I.

Das siebenzehnte Jahrhundert trägt in der Musikgeschichte den Charakter einer Episode.

Es hat keine so großen, schöpferischen Meister aufzuweisen wie das sechzehnte in den überragenden Gestalten Palestrinas und Orlando Lassos oder wie das achtzehnte in Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, deren Hauptwerke heute noch lebendig fortwirken. Die allermeisten Tonschöpfungen des siebenzehnten Jahrhunderts bieten im Gegensatze hierzu fast nur noch antiquarisches, historisches Interesse. Seine Meister wurden von den Vorgängern und Nachfolgern verdunkelt und verfielen der Geschichte.

Allein zum Ersatze ist dieses Jahrhundert höchst wichtig für die Genesis neuer musikalischer Formen, die sich aus älteren Anfängen damals langsam zu steigender Klarheit und wachsendem Einfluß entwickelten und aus unter-

geordneten Versuchen des sechzehnten Jahrhunderts zur Herrschaft neuer Kunstgattungen im achtzehnten hinüberleiteten.

Die Meister dieser episodischen Zeit lösten bewußt und unbewußt die mittelalterlichen Musikformen auf, welche durch Palestrina ihren reichsten und reinsten Inhalt gewonnen hatten, und entwarfen die Grundlinien der modernen Formen. Und wer im Sinne solcher überleitenden Vorarbeit der Geschichte verfällt, der hat darum doch nicht umsonst gearbeitet.

Ist also auch das siebenzehnte Jahrhundert arm für den heutigen praktischen Musiker und für den genießenden Musikfreund, so gewährt es dafür dem wissenschaftlichen Forscher vorab auf dem Gebiete der musikalischen Technik und Tektonik überaus reiche Ausbeute, die noch lange nicht ganz gehoben ist.

Jene neuen Formen und Gattungen waren: die italienische Oper und das französische Musikdrama, die weltliche Kantate und das Oratorium mit den Unterformen des Recitativs und der Arie; dann der Sonate und Suite mit ihren zahlreichen Verzweigungen bis hinauf zur Symphonie und dem Streichquartett.

Zwar hatte das sechzehnte Jahrhundert hier überall bereits die ersten Keime gebracht, wie das achtzehnte die klassische Blüte bringen sollte; aber dazwischen bereitete das siebenzehnte den Boden und förderte und regelte das Wachstum der neuen Form und Art.

Und nicht bloß der Form. Denn auch im geistigen Gehalte, im Kunstideal ward damals eine große Wandlung angebahnt. Im sechzehnten Jahrhundert hatte noch die strenge objektive Kirchenmusik geherrscht, in der ersten Hälfte des

achtzehnten hingegen gelangte die freiere, subjektivere geistliche Musik zur höchsten Macht, die Messe weicht dem Oratorium, um vollends in der zweiten Hälfte der weltlichen Tonkunst den überragenden Platz zu räumen. Daneben war die rein instrumentale Kunst, die absolute Musik, im sechzehnten Jahrhundert noch in ganz untergeordneter Dienstbarkeit verharrt, während wir sie in der ersten Hälfte des achtzehnten bereits ebenbürtig neben dem Gesange erblicken. Und rasch gelangt sie dann in der folgenden symphonischen Periode zur fast despotischen Herrschaft.

Der scharfe Gegensatz des achtzehnten Jahrhunderts zum sechzehnten, der gewaltige Umschwung begreift sich aber nur durch die dazwischen liegende rastlos zersetzende und ebenso rastlos formbildende Thätigkeit des siebenzehnten Jahrhunderts.

Unter den Meistern dieser episodischen Zeit behauptet der Römer Arcangelo Corelli (geb. zu Fusignano 1653, gest. zu Rom 1713) einen hervorragenden Platz.

Man hat ihn stets geehrt als den Begründer des kunstreichen Geigenspiels und des konzertmäßigen Geigensatzes, als den Ahnherrn einer langen Geschlechterreihe glänzender Geigenvirtuosen, die in ununterbrochener Folge von Meistern und Schülern bis auf Viotti herabreicht. Allein es erging ihm dabei wie geraume Zeit sogar Seb. Bach: über dem Virtuosen Corelli wurde der Komponist Corelli vergessen, dessen beste Werke sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie auf alles bloß virtuosenhafte Beiwerk strenge verzichten, wie man lange genug über den Orgelvirtuosen Bach den universal epochemachenden Tonsetzer Bach vergessen hat. Beides

ist leicht begreiflich. Der reproduktive Musiker gehört der Gegenwart voll und ganz; je schöpferischer dagegen der „produktive" Musiker war, um so mehr gehört er auch der Zukunft. Die Zeitgenossen spendeten Corelli das höchste Lob, indem sie ihn „Virtuosissimo di Violino" nannten und auf mehreren gleichzeitigen Porträts ist er mit einem Notenblatte in der Hand dargestellt, welches die Anfangstakte seiner fünften Solo-Sonate zeigt. Diese Solo-Sonaten des Virtuosen galten lange und gelten vielfach auch heute noch für sein ausgezeichnetstes Werk, jedenfalls waren sie das verbreitetste, und unter ihnen gewann die zwölfte, La Follia, die größte Popularität bis auf diesen Tag, obgleich sie doch wohl die schwächste und inhaltlich ärmste von allen ist. Aber sie ist die virtuosenhafteste. Eine Aussprache dieser alten Tradition, die in dem Komponisten Corelli zunächst den Virtuosen ehrt, finden wir selbst noch bei Fètis, wenn derselbe in seiner Biographie universelle des Musiciens die Solo-Sonaten als Corellis Chef-d'oeuvre bezeichnet.

Allein der Schwerpunkt des großen kunstgeschichtlichen Einflusses, den Corelli als Komponist übte, liegt nicht in diesem Werke sondern in seinen Geigentrios und in den Concerti grossi. Die letzteren bieten uns den Schlüssel zum historischen Verständnis der italienischen Orchestrierung wie sie, im scharfen Gegensatze zu Bachs Orchester, bis ins letzte Dritteil des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland herrschte; die ersteren dagegen, die Kirchen- und Kammertrios, sind die Vorläufer des klassischen deutschen Streich-Quartetts, wobei freilich das verbindende Mittelglied jener zahlreichen italienischen Triokomponisten aus der ersten Hälfte

des achtzehnten Jahrhunderts nicht übersehen werden darf, die den strengen Stil Corellis unter dem Einflusse des Opernsatzes schmeidigten, popularisierten und trivialisierten, — eine Gruppe von Kleinmeistern, die jetzt ganz verschollen und historisch noch gar nicht gewürdigt ist.

Der Kammerkomponist Corelli, der Meister des alten Streichtrios und der Prophet des neuen Streichquartetts, ist es, auf welchen ich hier vorzugsweise mein Augenmerk richte.

Er wird uns aber in dieser historischen Stellung nur verständlich, wenn wir seine Werke untersuchen im Zusammenhang mit der ganzen musikalischen Bewegung seiner Zeit, im Wendepunkt jener zwei großen Epochen. Gleich einem Januskopfe schaut er vor- und rückwärts. Das gilt zumal von der Periode seiner eingreifendsten schöpferischen Thätigkeit, in den achtziger und neunziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts. Was Corelli damals geworden war, das ist er in seinem späteren Lebensalter auch wesentlich geblieben.

II.

Corelli gehört zu jenen Meistern, die sich auf ein enges Kunstgebiet beschränken (wir besitzen von ihm nur Kammer- und Konzertmusik für Streichinstrumente). Innerhalb dieser Gattung hielt er dann weiter eine bestimmte Form fast ausschließend fest, — die Sonatenform, oder genauer die Form der Kirchensonate und der Suite. Auch im Aufbau dieser Form gestattet er sich im Einzelnen wenig Freiheit, ringt aber nach fein abgestuften Unterschieden der Empfindung und des Ausdrucks. Großes und Gewaltiges hat er uns

nicht zu sagen; aber was er uns sagt, ist die vornehm feine, oft geistreiche Aussprache eines edeln, reinen und innigen Gemüts.

Ein kühner Neuerer war er durchaus nicht. Diese Rolle würde schon seinem persönlichen Wesen widersprochen haben, welches cht, anspruchslos, ja mit- unter sogar als erlegen geschildert wird, selbst in jenen J eines europäischen Rufes erfreute und mit A mungen überhäuft wurde. Sein Gesicht, e seine Musik — wenig- stens nach dem oni [1]) — erinnert eher an einen etwas re r Herren, an den „Mar- quis von Ladenl ihm der Kurfürst Philipp Wilhem von der Pfalz verlieh,[2]) als an einen Künstler.

Corelli war nicht frühreif; er veröffentlichte sein erstes Werk erst im dreißigsten Lebensjahre (1683), steht aber mit

---

[1]) In einer Radierung nachgebildet bei Vidal, Les instruments à archet, Paris 1877, II. Vol. S. 114.

[2]) Laut der Inschrift auf Corellis Grabmal im Pantheon zu Rom. Dort heißt es: Arcangelo Corellio .... Philippi Wilhelmi Comitis Palatini Rheni S. R. J. Principis ac electoris beneficentia Marchioni de Laden(s)burg .... Petrus Cardinalis Ottobonus .... monumentum ponere curavit. Philipp Wilhelm regierte von 1685 bis 1690; er war, wie Häusser sagt (Gesch. der rhein. Pfalz II, 761), „unter seinen Zeitgenossen als ein gelehrter Fürst gerühmt." Corelli soll sich einige Zeit am kurpfälzischen Hofe aufgehalten haben; dies könnte aber nur während der Regierung des Kurfürsten Karl (1680—85) gewesen sein. Wenn Wasielewski („Die Violine und ihre Meister" S. 44) angibt, daß Kurfürst Philipp Wilhelm jene Gedenktafel habe errichten lassen, so wird dies schon durch den Wortlaut der Inschrift wiederlegt, abgesehen davon, daß Philipp Wilhelm bereits 23 Jahre vor Corelli gestorben ist und diesem also schwerlich einen Grabstein gesetzt haben wird.

demſelben auch ſchon feſt und fertig in abgeſchloſſener Eigenart vor uns, die ſich ſpäter nur glättet, läutert und erweitert, nicht aber im Weſen verändert. Er ſchrieb vergleichsweiſe nur wenig, nur ſechs Werke. Allein dies ſind dann wirkliche opera, wie er ſie auch ausdrücklich nennt; ſie umfaſſen zuſammen 72 Sonaten.

Sie gliedern ſich in zwei Gruppen, welche zugleich chronologiſch als zwei Perioden erſcheinen:

Erſte Periode: Opus 1—4; 48 Kirchen- und Kammer-Trios von 1683—1694: Corelli führt den älteren mehrſtimmigen Sonatenſtil der Italiener zu ſeinem Höhepunkte und bereitet die Formen des ſpäteren klaſſiſchen Streichquartettes vor.

Zweite Periode: Opus 5 und 6; 12 Solo-Sonaten für die Violine (1700) und 12 Concerti grossi (1712). Hier tritt Corelli der Virtuoſe mehr in den Vordergrund, erſcheint aber in dem letzten Werke zugleich auch als Mitbegründer einer auf größere Vollſtimmigkeit gebauten neuen Orcheſtrierung, zunächſt des Streichchores.

Das Anſehen und der Einfluß dieſer Kompoſitionen nicht bloß in Italien ſondern im muſikaliſchen Europa iſt ſchon durch die zum Teil recht ſchönen geſtochenen Ausgaben bezeugt, welche bei Lebzeiten des Meiſters und unmittelbar nachher in Rom, Bologna, London, Amſterdam, Antwerpen und Paris erſchienen. Einen alten deutſchen Druck finde ich nirgends verzeichnet. Es könnte dies auffallen, da Corelli einige Zeit in Deutſchland gelebt und gewirkt hat, in fortdauernder Beziehung zu deutſchen Künſtlern und Fürſten ſtand (noch ſein letztes Werk iſt dem Kurfürſten Johann Wilhelm

von der Pfalz[3]) gewidmet), und nach dem Zeugnisse von Printz, Quanz, Mattheson u. A. unter den deutschen Musikern noch lange als eine große Autorität geachtet und studiert wurde. Die Armut Deutschlands nach dem dreißigjährigen Krieg[illegible] Zustand unsers damaligen Musikalienverl[illegible] rklärt aber wohl zur Genüge, daß sich [illegible]r wie anderswo, statt in einheimischen [illegible]nd London zu wetteifern, lieber mit einh[illegible] der Pariser und Londoner Drucke begnüg[illegible].

Erst in ne[illegible]m es Chrysander in seinen „Denkmälern [illegible] deutsche Ausgabe Corellis in diplomatisch getreu[illegible]ruck der römischen und Bologneser Originaldrucke durch Joseph Joachim herstellen zu lassen. Diese höchst verdienstliche Ausgabe geriet aber ins Stocken, und so besitzen wir davon bis jetzt nur den ersten Band, welcher die 48 Trios, also die frühere Periode Corellis umfaßt. Es ist dies aber der kunstgeschichtlich wichtigste Teil von unsers Meisters Schaffen, und da seine späteren Solo-Sonaten ohnedies immer verbreiteter waren und in Neudrucken zugänglicher geblieben sind, als jene fast verschollenen

[3]) Kurfürst Johann Wilhelm (reg. von 1690—1716), durch seine Kunst- und Prunkliebe bekannt, war der Gründer der Düsseldorfer Gemäldegalerie. Auch Corelli, mit Carlo Cignani und Carlo Maratta befreundet, war ein leidenschaftlicher Bilderſammler und brachte eine stattliche Privatgalerie zusammen, die er dem Kardinal Ottoboni vermachte. Händel sagte (nach Hawkins, bei Chrysander, Händel I, 226), Gemälde, die er umsonst sehen konnte, seien Corellis besondere Liebhaberei gewesen. Allein durch das unentgeltliche Betrachten von Bildern pflegt man doch keine Sammlung zu erwerben.

Trios, so darf man wohl sagen, daß selbst durch die unvollendete Chrysandersche Ausgabe das Studium und die Kenntnis Corellis wieder neu erweckt worden ist. Zu bedauern bleibt nur, daß sein letztes Werk, die Concerti grossi, bis auf diesen Tag zu den größten Seltenheiten gehört.

Ich bekenne, daß es mir noch nicht gelungen ist, dasselbe zu Gesicht zu bekommen. Für meine Ausführungen waren in erster Linie Corellis Kammer- und Kirchentrios, dann seine Solo-Sonaten entscheidend und diesen Werken habe ich ein vieljähriges und eingehendes Studium gewidmet. Die wenigen gelegentliche Hinblicke, in welchen ich die Concerti grossi berühre, gründen sich auf die Notizen Wasielewskis und Anderer. Emil Naumann in seiner „Illustrierten Musikgeschichte" neigt zu der Ansicht, daß Corelli gar keine solche Konzerte geschrieben habe und daß dieselben nur nach zwölf seiner Geigensonaten von A. Geminiani bearbeitet worden seien. Vielleicht liegt jedoch dieser Hypothese eine Verwechselung mit den von fremder Hand für Streichtrio bearbeiteten Solo-Sonaten des Corelli zu Grunde. Jedenfalls ist es Naumann so wenig wie mir selbst gelungen, die fraglichen Concerti zu sehen und mit den übrigen Werken des Meisters vergleichen zu können. Sonst wäre ja der Zweifel sofort gehoben.

Auch in anderer Weise wurde das Studium Corellis neuerdings gefördert durch Jos. Wilh. von Wasielewski, der in seinen beiden Schriften: „Die Violine und ihre Meister" (1869) und „Die Violine im siebenzehnten Jahrhundert und die Anfänge der Instrumentalkomposition" (1874) unsern Künstler eingehend und gründlich gewürdigt hat. Daß üb-

rigens auch ein so ausgezeichneter Kenner wie Wasielewski sich erst einleben mußte in die Kenntnis Corellis, beweist das Verhältnis der zweiten Schrift zu der erstgenannten. Das jüngere Buch ergänzt, vertieft und berichtigt die Ausführungen des [illegible] sammengenommen geben erst das treffend[illegible] unsers Meisters. Noch größeren Dank [illegible] erwarb sich Wasielewski durch die Part[illegible] „Instrumentalsätzen vom sechzehnten bis [illegible]en Jahrhunderts" (Bonn, M. Cohen 187[illegible] hier eine reiche Auswahl zwei-, drei- und [illegible]natenwerke von den Vorläufern Corellis [illegible]askera (1593) bis zu seinem Zeitgenossen Bassani, Veracini und Giuseppe Torelli, nach Handschriften und Drucken der Bibliotheken von Berlin, Dresden, Brüssel und Bologna. Und dieses ebenso seltene als wertvolle Material setzt uns erst in den Stand, durch Vergleichung mit den Vorgängern die Schranken wie die Größe von Corellis historischem Verdienste genauer zu würdigen.

Wasielewski hat aber hiermit die Untersuchung über Corelli keineswegs abgeschlossen, sondern dieselbe vielmehr erst recht eröffnet, und so glaube ich denn auch im Nachfolgenden auf manche unbeachtete Thatsache aufmerksam machen und manche neue Gesichtspunkte hervorheben zu können.

III.

Nicht weil Corelli im Anfang sondern weil er in der Mitte der neuen instrumentalen Bewegung steht, weil er ihren ersten Höhepunkt bezeichnet, erscheint er epochemachend. Er hat die Geigensonate und das Streichtrio nicht erfunden, aber er hat die älteste Form beider Gattungen so scharf gefestet, so klar ausgerundet und mit einem so entsprechenden Inhalte erfüllt, daß seine Sonate und sein Trio für lange Zeit maßgebend blieb, soweit nur der Einfluß der italienischen Musik reichte. Sein Name wurde zum Stichwort der Periode und blieb im Gedächtnis der Nachkommen auch als die Namen und Werke seiner Vorgänger und Nachfolger längst vergessen waren.

Die Instrumentalsätze eines Marini, Neri, Vitali, Bassani, Veracini gehören doch zunächst der Spezialgeschichte der italienischen Musik; Corelli gehört der allgemeinen Musikgeschichte.

Seine Werke drangen schon um deswillen über Italien hinaus in die Welt, weil er selber persönlich in die Welt gekommen war, weil persönliche und künstlerische Bezüge ihn, den Italiener, zugleich mit den beiden andern großen Musikvölkern verbanden, mit den Deutschen und Franzosen.

Im siebenzehnten Jahrhundert begannen die Musiker zu wandern: ein persönlicher internationaler Austausch hebt an, wie ihn die frühere Zeit nicht gekannt hat. Am fleißigsten wanderten die Italiener, und ihre Wanderschaft steigert sich nicht selten zur Auswanderung, um in der Fremde dauernd kolonisatorisch zu wirken, auf Grund der Ueber-

zeugung, daß Italien das Land der höheren musikalischen Kultur sei.

Hier gehen die Instrumentalkomponisten voran, welche als Virtuosen ihre eigenen Werke vortrugen und an den Höfen musikliel[illegible]inen längeren Aufenthalt nahmen. Deutl[illegible]nd England wurden am häufigsten besu[illegible]it lockte auch Rußland. Nicht ganz so den[illegible] Opernkomponisten, dafür wanderten aber die [illegible]brachten die italienischen Opern mit. Am [illegible] die Kirchenmusiker. Ihr persönliche[illegible]r Einf[illegible]uch viel mehr örtlich begrenzt, ihre W[illegible]rgen, wobei zudem noch die konfessionellen Schranken hemmend in den Weg traten. Die sinkende Macht der Kirchenmusik seit dem Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts gegenüber der aufsteigenden Herrschaft der weltlichen wird zu einem Teile schon durch die scheinbar geringfügige Thatsache erklärt, daß der weltliche Musiker in alle Welt wanderte, während der Kirchenmusiker zu Hause blieb.

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wanderten die Italiener nach Deutschland um zu lehren und blieben Italiener; die Deutschen wanderten nach Italien um zu lernen und verwelschten dort nicht selten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kehrte sich aber die Sache um. Die bedeutendsten der ausgewanderten Italiener verdeutschten oder französisierten sich in der Fremde, wie Sacchini, Piccini, Cherubini, Viotti, Clementi; denn die nationalen Centren des europäischen Musiklebens lagen nun nicht mehr in Rom und Neapel, sondern in Wien und Paris.

Das so überaus wichtige musikalische Wanderleben und Auswandererwesen jener beiden Perioden verdiente nach Ursache und Wirkung einmal selbständig untersucht zu werden.

Corelli ist nicht viel und nicht lange gereist; aber seine Wanderjahre sind zugleich seine Lehrjahre gewesen; erst nachdem er von ihnen heimgekehrt, begann er seine Werke zu veröffentlichen, und für seinen späteren internationalen Einfluß waren seine Reisen doch sehr maßgebend.

Sein erster Ausflug nach Paris (1672), von wo ihn Lullys Eifersucht wieder verscheucht haben soll, gilt neuerdings für sagenhaft oder schlechthin für erdichtet, weil Hawkins [4]), der von dieser Reise erzählt, seine Nachricht nicht näher begründet habe, auch sonst über einen Aufenthalt Corellis in Paris nichts aufzufinden sei.

Allein wenn wir in den Biographien der älteren Musiker, und vollends der kleineren Meister, nur diejenigen Thatsachen gelten lassen wollten, welche urkundlich belegt sind, dann bliebe von den meisten Musikergeschichten wenig oder gar nichts mehr übrig. Und wo will man dann weiter heute noch in Paris einen Nachweis darüber finden, daß sich vor mehr als zweihundert Jahren einmal ein neunzehnjähriger, damals noch sehr unbekannter italienischer Musiker des Studiums halber vorübergehend dort aufgehalten habe?

Hawkins sagt von Corelli: About the year 1672 his curiosity led him to visit Paris probably with a view to attend the improvements wich were making in music under the influence of cardinal Mazarin.

---

[4]) History of the science and practic of music, T. IV, 308.

Vidal (a. a. O. II, 111 ff.) citiert dieſe Stelle, um den Zweifel an Corellis Pariſer Aufenthalt zu beſtärken; denn Mazarin († 1661) ſei damals ſchon elf Jahre tot geweſen. Auf Mazarins Todesjahr kommt es aber hierbei meines Erachtens nicht an. Wenn unter dem Einfluſſe des Kardinals [illegible]s, Verbeſſerungen, in der Muſik gemacht [illegible]nnten dieſelben auch über ſeinen Tod hinaus [illegible] noch lange nachher einen fremden Künſtler [illegible]rbeilocken. Es fragt ſich nur, welches d[illegible] geweſen ſein könnten?

Mazarin [illegible]chte des Pariſer Opernweſens genannt, [illegible]en Verſuch machte, durch eine italieniſche Truppe die italieniſche Oper bei den Franzoſen einzubürgern. Dieſer Verſuch mißlang jedoch vollſtändig und führte ſpäter (nach des Kardinals Tode) vielmehr zum Gegenteil, nämlich zu den Anfängen einer national franzöſiſchen Oper. Von Verbeſſerungen unter dem Einfluſſe des Kardinals kann alſo hier doch nicht geredet werden.

Dagegen gibt uns Vidal ſelbſt, nur wenige Blätter vor ſeiner Kritik der Hawkinsſchen Stelle, auf Seite 102, ſehr dankenswerte Notizen aus ſonſt ſchwer zugänglichen zeitgenöſſiſchen Quellen, die uns an eine „Verbeſſerung“ ganz anderer Art unter Mazarins Auſpicien denken laſſen. Zu der Zeit, da der Kardinal auf der Höhe ſeiner Macht ſtand, veranlaßte Ludwig XIV. die Einführung der Streichinſtrumente bei der Kirchenmuſik durch Lully, und als im März 1660 der päpſtliche Heiratsdispens für Ludwig und die Infantin Maria Thereſia in Paris einlief, wurde dieſes

Ereignis durch ein vom Streichchor begleitetes Tedeum gefeiert. Ein langer Streit entbrannte über dieſe Neuerung der kirchlichen Inſtrumentalmuſik, die den Einen ein Fortſchritt, den Andern eine Profanation deuchte; allein ſie behauptete ſich. Ein Jahr nach Corellis angeblichem Aufenthalte in Paris ſchreibt der „Mercure galant“: On ne chante presque plus d'airs à quatre parties dans les temples et les menuets y sont devenus à la mode.

Nun wurde es ſpäter eine der Lebensaufgaben Corellis, die Inſtrumentalmuſik in der Kirche immer feſter einzubürgern, und er hat epochemachend die Geigen neben die Orgel und über die Orgel geſtellt. In ſeinen für die Kirche geſchriebenen Streichtrios läuft der Einfluß der franzöſiſchen Suite ganz deutlich mit unter, ja es fehlt ſogar der echte Menuett nicht (z. B. Op. I, Son. 7, Satz 3), dem nur die ausdrückliche Ueberſchrift fehlt.

Sollte da nicht wenigſtens die Hypotheſe erlaubt ſein, daß bei den „improvements“, welche unter Mazarins Einfluß, oder mindeſtens zur Zeit, da der Kardinal herrſchte, in der franzöſiſchen Muſik eingeführt wurden, an die Geigenmuſik in der Kirche zu denken ſei, und daß alſo gerade die Stelle bei Hawkins, um derentwillen man Corellis Pariſer Reiſe bezweifelt, dieſelbe vielmehr wahrſcheinlicher mache? Aber ſelbſt wenn unſer Meiſter jene Reiſe gar nicht unternommen hätte, behält die Sage davon, wie ſo manche Künſtleranekdote, dennoch eine tiefe innere Wahrheit: ſie verſinnbildet Corellis Richtung und ſeinen geiſtigen Rapport mit der muſikaliſchen Bewegung in Frankreich.

Von Lully, der damals die franzöſiſche Muſik geradezu

persönlich vertritt, dürfen wir aber auch in anderem Sinne nicht absehn, wenn wir Corelli würdigen wollen.

Man beachtet Lully gewöhnlich nur als den Schöpfer der Tragédie lyrique, und in dieser weitwirkenden That gründet auch sein großer historischer Name. Allein die Forderung, die Musik dem Worte, die Melodie den rhetorischen Accenten zu opfern, wurde von Lully selbst nur auf den dramatischen Gesang beschränkt, und in ihrem Erfolg beschränkte sie sich zunächst nur auf die französische Opernbühne für einen kurzen Zeitraum. Von dieser Tendenz bleibt Corelli völlig unberührt. Er bereitet die Herrschaft der absoluten Melodie vor bei einer rein musikalischen Architektonik des Instrumentalsatzes und ist insofern ein folgerechterer Widersacher des französischen Musikdramatikers als selbst die gleichzeitigen italienischen Opernkomponisten.

Aber Lully paralysierte seine eigene Einseitigkeit durch die zahlreichen instrumentalen Intermezzos, Pantomimen, Ballette, mit welchen er seine melodielos deklamatorischen Gesangsscenen durchwob. Ja, er war früher schon ein anerkannter Meister dieser absoluten, architektonischen Musik, bevor er (seit 1673) der Meister der dramatischen Recitation wurde. Lullys Tänze, Pantomimen und Ouverturen verbreiteten sich auch ins Ausland, während sein dramatischer Gesang nur in Frankreich Wurzel fassen konnte. Obgleich er, meines Wissens, niemals größere selbständige Instrumentalwerke komponierte, verdient er doch einen Platz in der Geschichte der Instrumentalmusik. Und zwischen diesem Lully und unserm Corelli besteht allerdings ein geistiges Band. Beiden gemeinsam ist das Streben, zum Urquell der

Melodie, zum Volksliede, zurückzugreifen, wie es als Tanzlied sein schärfstes rhythmisches Gepräge und den nächsten Uebergang vom Gesang zum Instrumente gefunden hat; Beiden gemeinsam aber auch das Streben, die Tanzweise über sich selbst zu erheben, so daß sie sich als melodisch schöne Form der Aussprache mannigfaltigster Stimmungen bietet.

Man braucht nur die Correnten, Sarabanden und Giguen in den Sonaten der Vorgänger Corellis, eines Marini, Magni, Vitali, Bassani (vgl. Wasielewski „Instrumentalsätze" S. 17, 18, 46, 56, 57), mit den entsprechenden Corellischen Tanzweisen zu vergleichen, um zu erkennen, wie Corelli diese, ich möchte sagen kunsthandwerklichen, Formen doch erst auf ihre künstlerische Potenz erhoben hat.

Hierin ist er denn auch Lully weit überlegen; aber dieser französisierte Florentiner, dessen Kunstverstand größer war als sein Genie, überragt dafür seinen römischen Landsmann durch die vielgestaltigen neuen Probleme, welche er der Tanzmusik zu erschließen sucht, ganz besonders nach der Seite der orchestralen Tonmalerei. Auf diesem Wege folgte ihm Corelli nicht, wohl aber Franz Couperin in vielen Klaviersätzen seiner „Ordres". Couperins Technik aber wirkte anregend auf Sebastian Bach, wie Corellis auf Händel. Und so sehen wir Deutsche, Italiener und Franzosen auch hier wieder in weittragender Wechselbeziehung, und wenn Corelli auch niemals in Paris gewesen wäre, so führen doch die Wege seines Schaffens öfters nach Paris.

Unbestritten ist, daß Corelli um 1680 längere Zeit in Deutschland verweilte und zwar am bayrischen und pfälzischen Hofe. Printz sah ihn am markgräflichen Hofe zu Ansbach,

wo ſpäter Giuſeppe Torelli wirkte und ſtarb; Chryſander berichtet von ſeiner Anweſenheit in Hannover, wo damals die Inſtrumentalkapelle vorzugsweiſe Lully ſpielte [5]).

Was Corelli auf ſeinen deutſchen Wanderjahren bei unſern Künſtlern gelernt und welchen rückwirkenden Einfluß er etwa auf di das läßt ſich nicht mehr nachweiſen; nur de ſeiner Werke und ſeiner Schüler bis in di te Generation liegt uns deutlich vor Au

Seine dir Beziehungen zur deutſchen Kunſt knüpfen ſ an München oder Heidelberg, Ansbach Ha ndern an Rom, wo er (1708) mit Händel zuſammentr

Händel war damals dreiundzwanzig, Corelli fünfundfünfzig Jahre alt. Die größten Gegenſätze des Künſtlercharakters ſtanden in den beiden Männern verkörpert nebeneinander: — der junge Deutſche dem bereits auf der Höhe des Mannesalters ſtehenden Italiener an Geiſt und Gaben gewaltig überlegen, ein univerſal angelegtes Genie, voll Drang und Kraft die ganze weite Welt ſeiner Kunſt zu umfaſſen, während Jener, ein feines, in gemeſſenen Schranken trefflich entwickeltes Talent, mit dem größeren Teile ſeines Schaffens ſchon abgeſchloſſen hatte; — Händel ungeſtüm, ſelbſtgewiß; Corelli zurückhaltend und beſcheiden; der Eine nach dem Tiefen, Großen und Gewaltigen ringend, der Andere eine anmutige, ſinnig gemütvolle Kunſt in ruhigem Gleichmaß pflegend.

---

[5]) Chryſander, Händel I, 357.

Man erzählt gewöhnlich nach Hawkins, wie Händel seinen Humor über Corelli habe spielen lassen, und wie dieser nicht imstande gewesen sei, eine Ouverture Händels mit dem Feuer vorzutragen, welches der deutsche Meister forderte und dem Italiener vergebens zu veranschaulichen suchte. Dies läßt sich wohl begreifen. Doch sollte man dabei nicht vergessen, daß andererseits Händel auch seine Achtung vor dem älteren und mit Recht berühmten Meister dadurch thatsächlich aussprach, daß er auf dessen Wunsch nachher eine Sinfonia im mehr italienischen Geschmack statt jener Ouverture setzte.

Kunstgeschichtlich wichtiger als diese Anekdote ist aber der Austausch und die gegenseitige Anregung, welche wir in den Werken beider Meister nach ihrem Zusammentreffen in Rom wahrnehmen. Mit Recht bemerkt Wasielewski, daß Händel die methodisch normale Behandlung der Streichinstrumente Corellis in sich aufgenommen habe, während andererseits Corellis Instrumentalsatz in seinen vier Jahre später veröffentlichten Concerti grossi bisweilen sehr stark an Händels Orchesterstil erinnere.

Die vorstehenden Andeutungen genügen wohl, um darzuthun, daß der bescheidene, auf so eng begrenztem Kunstgebiet thätige Corelli zu seiner Zeit nicht bloß Italien angehörte, sondern der musikalischen Welt und die damalige internationale Machtstellung der italienischen Musik, empfangend und schaffend, wesentlich fördern half.

IV.

Ich wende mich nun zu einer genaueren Unterſuchung von Corellis Kirchen- und Kammertrios (Op. I—IV.), in welchen ich nach die bedeutendſten Vorſtudien des ſiebe ts zu der ſpäteren klaſſiſchen Kammermuſ Streichquartetts erblicke.

Der dreiſtim hier dem vierſtimmigen voraus; durch hu hre mußte das Streichtrio bis zur äußerſten ng dargeboten werden, bevor es durch d erdrängt wurde. Wenn Corelli die Dreiſtim greu mit ganz beſonderer Vorliebe handhabt, ſo folgt er hierin nur dem herrſchenden Geſchmacke ſeiner Zeit und ſeines Volkes, den er aber veredelt und feſtigt.

Durch das Trio nimmt er Stellung als weltlicher Komponiſt gegenüber den Kirchenkomponiſten, als Meiſter der Geige gegenüber den Meiſtern der Orgel und des Kirchengeſanges. Der Kirchenſatz gründete auf der Vierſtimmigkeit und ſtrebte nach noch reicherer Polyphonie; denn er ging aus vom Chorgeſang und den natürlichen vier Lagen der menſchlichen Stimme. Der weltliche Inſtrumentalſatz dagegen iſt, gleich dem Volksliede, von der Einzelſtimme ausgegangen, welche zunächſt eine zweite, dann eine dritte Stimme zur Begleitung ſucht.

Dieſe Gegenſätze ſtehen zu Corellis Tagen noch ſchroff nebeneinander. Während ſich Ottavio Pitoni bemühte, eine zwölfchörige, d. h. eine achtundvierzigſtimmige Meſſe zu

ſchreiben [6]), erblickten die Italieniſchen Opern- und Geigenkomponiſten vielmehr in durchſichtiger reiner Dreiſtimmigkeit den Triumph einer ſchönen, anmutigen Harmonie.

Der höhere Rang der Dreiſtimmigkeit vor der Polyphonie ward zu einem förmlichen Dogma des muſikaliſchen Fortſchrittes. Matheſon [7]) behauptet, daß in einem Trio mehr Kunſt ſtecke als in vielſtimmigen Sätzen, daß ein rechtes Trio das größeſte Meiſterſtück der Harmonie ſei; er beruft ſich dabei auf die gleiche Anſicht italieniſcher und franzöſiſcher Schriftſteller und läßt ſeine Weisheit in den Verſen des Chriſtoph Donaverus gipfeln:

Crede, tribus bene qui cecinit, bene pluribus ille
Noverit harmonico concinuisse sono.

Die gedachte Dreiſtimmigkeit iſt dann aber hoffentlich korrekter, als die Proſodie dieſes Diſtichons.

Obgleich nun der vielſtimmige Satz als beſonders kirchlich, der dreiſtimmige als weltlich galt, ſetzt Corelli doch auch ſeine Kirchenſonaten für drei Stimmen. Er hält ſo folgerecht auf die reine Dreiſtimmigkeit, daß er in ſeinen ſämtlichen 48 Trios den Geigen nicht einen einzigen Doppelgriff gibt. In ſeinen Soloſonaten dagegen wimmelt es von Doppelgriffen, weil der Geiger mit dem Basso continuo drei reale Stimmen darſtellen ſoll. Dieſe Sonaten ſind darum viel ſchwerer als jene Trios; denn der Geiger hat hier für Zwei zu ſpielen. Wir begreifen dann auch, daß ſpäter eine fremde Hand die Soloſonaten als Trios bearbeitete und

[6]) S. Proske Musica divina, Tom. I. LVI.

[7]) „Neu eröffnetes Orcheſter“ (1713) und „Vollkomm. Kapellmeiſter“ (1739), S. 344 f.

solchergestalt Verwirrung in den Katalog der Corellischen Werke brachte. Der Bearbeiter zog nur die Dreistimmigkeit ans Licht, die bereits in den scheinbar zweistimmigen Sätzen steckte.

Schon der bloße Titel „Trio“ wirkte vor hundertundfünfzig Jahren wi ung. Eine Sonate für Violine und Klavi ein Duo nennen, nannte man darum auch nan in diesem Falle das Klavier für zwei Setzte man dagegen zu drei Solostimmen Klavier, so zählte man das letztere nicht s von vier Spielern ausgeführte Musik rio.

In Corellis Concerti gr welche orchestral angelegt und stellenweise zu vier-, ja sechsstimmigem Satze gesteigert sind, bilden die drei Soloinstrumente doch wieder ein Trio, als Kern des Ganzen.

Dies führt zu der weiteren Thatsache, daß das italienische Opernorchester noch bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunders, auch wenn es über vollen Streich- und Blasechor verfügte, dennoch zumeist dreistimmig gehalten war (die Viola mit dem Basse oder die zweite Violine mit der ersten gehend). Die Instrumentation der Opernarien Hasses, der zu Dresden über das beste Orchester seiner Zeit verfügte, bewegt sich, scheinbar dürftig aber absichtlich, in überwiegender Dreistimmigkeit und selbst noch Jomellis Opernpartituren zeigen meist ein nur dreistimmig geführtes Streichquartett; in seinen Messen und seinem Miserere dagegen behandelt er das Quartett vierstimmig; denn hier schrieb er für die Kirche.

Seb. Bach, von der Kirchenmusik ausgehend, steht jenem italienischen Orchester ganz ferne; er denkt polyphon, auch wenn er eine Arie begleitet. Händel, weit mehr von italienischer Kunst berührt, und durch die Oper zum Oratorium dringend, behauptet eine mittlere Stellung.

Auf die Frage, wie sich denn jene so langdauernde und weitgreifende Vorliebe der Italiener für den dreistimmigen Satz ästhetisch erklären lasse, dürfte Folgendes zu antworten sein: Man rang, die Melodie zu befreien. Die thematische Vielstimmigkeit aber hatte die Melodie gefesselt und verhüllt. Die Melodie ist der Zeichnung, die Harmonie der Farbe vergleichbar; Corelli und die italienischen Opernkomponisten strebten vor allem nach einfach schöner, klarer Zeichnung bei nur leichtem, durchsichtigem Farbenauftrag. Sie arbeiteten wohl thematisch, aber die sich kreuzenden Stimmen sollten doch immer der Hauptstimme, der leitenden Melodie dienen. Die Entwickelung des freien Satzes aus dem gebundenen war ihr Problem, und drei Stimmen führten leichter zu dessen Lösung als vier oder mehrere. Die Kunst, im vielstimmigen Satz bald frei bald gebunden zu schreiben, melodisch und thematisch zugleich, die Kunst, die alte und neue Technik zu verschmelzen und auf die höhere Potenz des echten Quartettstils zu erheben, ist dann vollauf erst Haydn und Mozart gelungen, und auch diesen erst in ihrer mittleren Periode. Corellis Trios sind primitive und doch überaus feine Vorstudien dazu.

Zum Verständnis seiner durchsichtig dreistimmigen Schreibart ist aber nicht bloß der Rückblick auf die alten Kontrapunktisten förderlich, sondern auch der Vorblick auf

die Satzweise unserer Zeit. Wir sind neuerdings in der Musik immer koloristischer geworden, ganz wie in der Malerei und streben darum nach tief gesättigten, stark kontrastierenden Modulationen, die nur durch selbständige vollklingende Mittelstimmen erreicht werden können. Das hierdurch gewonnene harmonische Helldunkel dämpft und verschleiert dann die melodischen Hauptumrisse nicht minder stark als es die alten Kontrapunkte gethan, aber in ganz anderer Weise. Gerade dieses Helldunkel, welches wesentlich im Alt und Tenor liegt, floh Corelli. Er wollte einen lichten, frischen Klang mit klarsten Konturen der Melodie. Darum schrieb er seine Trios auch nicht für Violine, Viola und Violoncell sondern für zwei Violinen und Baß. So hatten es seine Vorgänger gethan, so thaten auch seine Nachfolger bis weit über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die beiden Geigen, enge geführt, häufig gekreuzt, bewegen sich dabei überwiegend in einer höheren Mittellage; der Baß schreitet in der Tiefe, manchmal volle zwei Oktaven von den Oberstimmen entfernt, seinen einsamen Weg und steigt nur selten zur Tenorlage auf.

Man hat schon oft bemerkt, daß Corellis Geigenstimmen das dreigestrichene d nur selten überschreiten und hat dies durch die erst schwach entwickelte Technik des damaligen Violinspiels erklärt. Diese Technik war aber nach anderer Richtung (Doppelgriffe und Harpeggien) gar nicht schwach. Corelli bedurfte keiner hohen und höchsten Lagen, weil er keine tieferen Mittelstimmen hat, welche die Oberstimme gedeckt und verdunkelt hätten. Je tiefer und voller, d. h. dunkler, unsere Mittelstimmen wurden, um so höher mußten

dagegen die Geigen geführt werden, um ihren hellen, herrschenden Klang zu behaupten.

Wenn aber Corellis Geigen nicht hoch gehen, so gehen sie andererseits auch nicht tief, und auf Letzteres hat man meines Wissens noch nicht aufmerksam gemacht. Man kann die erste Stimme seiner meisten Triosätze, ja mitunter eines ganzen Trios spielen, ohne die G-Saite auch nur ein einzigesmal zu berühren. Und selbst die zweite Geige steigt nur selten, nur gleichsam notgedrungen zu den vollen tiefen Klängen der G-Saite herab; höchstens wird bei feierlich langsamen Schlußkadenzen von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Corelli verschmäht es also geradezu, die sämtlichen Klangregister seines Instrumentes auszubeuten, und hier stand doch keine technische Schwierigkeit im Wege.

Allein er braucht keinen Alt und Tenor, er will keinen haben, weil ihm der helle, freudige Klang der höheren Saiten schöner dünkt und die Sopranmelodien, welche er so einseitig sucht, am klarsten hervortreten läßt. Seine beiden Geigenstimmen sind konzertierende Soprane, die sich in gleicher Lage kreuzen.

Dies wurde noch lange nachher als förmliches Dogma der Theorie gefordert. Im Jahre 1752 schreibt noch Quantz[8]): „Ein Trio muß so beschaffen sein, daß man kaum erraten könne, welche von beiden (Ober-) Stimmen die erste sei." Wie getreu die Praktiker selbst jener späteren Zeit noch diesem

[8]) Vergleiche Joh. Joach. Quantzens Versuch einer Anweisung die Flöte traversière zu spielen, S. 303, ein Werk, welches keineswegs bloß eine Flötenschule sondern auch eine Kompositionsschule und eine Fundgrube lehrreicher historischer Notizen ist.

Gebote folgten, das bezeugen z. B. die Trios Aleſſandro Beſozzis (1700—1775) und Johann Chriſtian Bachs (des „Mailänder Bach"), zweier Meiſter, die zwar nach Anlage und Inhalt der Sätze bereits ganz andere Wege eingeſchlagen haben wie Cor[illegible] b[illegible] im Punkte der Stimmlagen und der in[illegible]ik noch wörtlich dasſelbe gilt, was ich hier [illegible].

Bei Corelli [illegible] 5) dagegen geſtaltet ſich die Sache ſofort [illegible] geführte Baß des begleitenden Cembalo [illegible]e liegen hier weit enger bei einander als [illegible]d die Geige ſteigt nicht ſelten und wirku[illegible]n Lage herab. Nicht ein verändertes Ziel ſondern die anderen Mittel der Klangwirkung geſtatteten und geboten Beides.

V.

Corelli ſteht in einer Uebergangsperiode. So folgerecht, ja einſeitig darum auch ſeine Triotechnik nach dem neuen Ziele der Befreiung und Herrſchaft der Melodie ringen mag, ſo ſcharf und ſtreng er die damals moderne und weltliche Dreiſtimmigkeit durchführt, ſo hängt ſeinem dreiſtimmigen Satze doch noch die Eierſchale der alten Kirchenmuſik an: — der „Basso continuo", mitgeſpielt von der Orgel bei den Kirchenſonaten, von Klavier oder Orgel bei den Kammerſonaten.

Mit dieſem „Continuo" ſtehen wir vor dem Kreuz aller modernen praktiſchen Muſiker, die ſich bemühen, ſolche Werke des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunders durch die

Aufführung für uns neu zu beleben, und was ich hier sage, gilt nicht bloß von Corelli und seinen Genossen, sondern auch von gar manchem Continuo Bachs und Händels.

Im Continuo legt uns der alte Meister folgendes Rätsel vor: Es gibt ein streng dreistimmiges Werk, die drei Stimmen sind voll und ganz in der Partitur ausgeschrieben, aber mit dem Basse (Violone o Arcileuto) geht nun noch unausgesetzt die Orgel oder das Klavier, welche nichts Neues und Selbständiges bieten, sondern nur die in Ziffern angedeuteten Harmonien verdoppeln und ergänzen sollen. Also hatte der Komponist doch das Bedürfnis nach gesättigteren Mittelstimmen, also empfand er doch die Leere des übergroßen Abstandes zwischen Sopran und Baß! Und er füllt sie aus — nicht durch eine vierte selbständige Stimme; denn da wäre ja das Trio ein Quartett geworden, sondern durch ein viertes Instrument, welches aber keine selbständige Stimme führt, also durch eine Tautologie. Erst ein Menschenalter nach Corellis Tode begannen die Italiener bei ihren Trios diesen Continuo hinwegzulassen; bei den Solis und bei vielstimmigen Werken hat er sich noch länger behauptet.

Zu den drei Stimmen, deren Gang aufs Genaueste vorgeschrieben ist, gesellt sich im Continuo ein viertes Instrument, welches improvisierend ausfüllen soll. Auch dieses Improvisieren erscheint uns unorganisch, und wir möchten heutzutage eine solche Improvisation wohl kaum mehr dulden, selbst wenn sich der rechte Mann dazu fände. Wir suchen also den Continuo schriftlich zu enträtseln, wir schreiben ihn aus.

Wie die alten Meister sich diese Enträtselung dachten,

das hat uns Joh. Ph. Kirnberger in einem klassischen Muster gezeigt, indem er den Continuo der Triosonate aus dem „Musikalischen Opfer" seines Lehrers Seb. Bach vierstimmig aussetzte[9]). Und so hat man sich denn auch neuerdings oft genug in mehr [illegible] rechter Ausfüllung alter Continuo-Bässe ve [illegible] te dergleichen auch leicht bei Corellis Pa [illegible]

Denken wir [illegible] maten von einem großen Streichchor ausg [illegible] laufende Orgelbegleitung durch wechselnde [illegible] der Aussparung wie durch geschickte Registri [illegible] st, dann mag das Ganze auch für ein mo [illegible] n klingen. Die bloß verstärkende und ergänzende Rolle des Orgel-Continuo stört uns nicht, weil wir durch Kirchengesang und Oratorienwerke an dieselbe gewöhnt sind. Bei diesen ist dann auch der historische Ursprung aller Continuobässe zu suchen. Der Kirchenchor bedurfte der fortwährenden Tonangabe und Harmonieverstärkung durch die Orgel, und als man den Gesang auf Instrumente übertrug und so zur selbständigen polyphonen Instrumentalmusik kam, nahm man den gewohnten Fundamentalbaß der Orgel aus alter Gewohnheit mit und übertrug ihn im Zimmer aufs Klavier. Erst als der letzte Continuo aus dem Konzertsaale verschwand, war die Emancipation der Instrumentalmusik von der Kirchenmusik vollendet.

Soweit ist nun aber Corelli auch in seinen Kammer-Trios noch lange nicht. Ueberwiegend aus Tänzen zusam-

---

[9]) Diese Ergänzung Kirnbergers ist neuerdings abgedruckt in der Petersschen Ausgabe.

mengesetzt, haben diese doch noch den Continuo des Klaviers, der uns die wirksame Ausführung der reizenden kleinen Werke aufs äußerste erschwert. Schon aus dem Grunde, weil die tonschwachen Cembali des siebenzehnten Jahrhunderts ganz andere Instrumente waren als unsere volltönenden Flügel. Besetzen wir ein solches Trio einfach, so erdrücken die unaufhörlichen Akkordenfolgen des modernen Klaviers die feine Stimmung der Geigen. Auch widerstrebt es unserm Fundamentalbegriff der höheren Kammermusik, zu drei realen Stimmen unablässig noch eine bloße Ausfüllstimme zu hören. Und überdies ist das früher so bescheiden dienende Klavier seit Mozart und Beethoven so herrschgewaltig und herrschsüchtig geworden, daß uns dessen bloße Dienerrolle befremdet und stört. Nach vielen praktischen Versuchen, die ich angestellt, fand ich zuletzt folgende Wege um die so überaus schönen Corellischen Kammertrios, ohne irgendwelche fremdartige Zuthat, dem modernen Ohre zu retten. Entweder: Man spare den voll ausgeschriebenen Continuo des Klaviers nur für kräftige Tuttistellen auf, und lasse bei den zarteren und weicheren Partien die drei Streichinstrumente für sich allein den vollen Zauber reiner Dreistimmigkeit entfalten. Oder: man beseitige den Continuo ganz und gar. Dies kann aber nur geschehen, indem man die Lage des Basses häufig um eine Oktave erhöht und dadurch den allzugroßen und leeren Abstand zwischen Ober- und Unterstimmen aufhebt. Ein Blick in die Partituren lehrt, daß uns dies der Komponist sehr leicht gemacht hat, und da wir doch Corellis Baßinstrument, Violone oder Arcileuto, gewiß nicht mehr anwenden werden, sondern unser Violoncello, so haben wir

auch ein Recht, seinen Baß violoncell-mäßig umzuschreiben. Noch viel schöner jedoch, namentlich auch bei großer Besetzung, wird sich die Klangwirkung gestalten, wenn wir die Baßstimme, häufig um eine Oktave erhöht, durchaus der Viola übertragen te- und Tuttistellen, das Violoncello in nit einsetzen lassen, gleich dem Pedalbasse Corelli so eigentümliche Charakter der Za t kommt auf diese Weise wohl am schönst

Corellis Kirchensonaten wurden ihrer Zeit in Italien beim Gottesdienste gespielt. Ich berichtete bereits, daß damals die Geigen in die Pariser Kirchen eingedrungen waren. Auch in Italien vollzog und festigte sich gleichzeitig, wenn nicht früher, diese Neuerung. Schon Carissimi hatte Instrumente zu seinen Motetten gefügt, und Corellis „Lehrer und Vorbild" Giovanni Battista Bassani hatte in Bologna seine Messen und Motetten von Geigen begleiten lassen. Nur in Rom hielt man die profanen Instrumente strenge fern vom Gottesdienst. Allein Corellis Sonaten weckten so sehr die Andacht und Bewunderung der Römer, daß von nun an auch in den römischen Kirchen die Sonate ihren Platz eroberte und das begleitende Orchester von den kunstreichen Gesängen der Messe nicht mehr zurückzuhalten war.

Die leidenschaftliche Vorliebe für konzertmäßige Instrumentalmusik beim Gottesdienste steigerte sich dann im achtzehnten Jahrhundert bis zum Uebermaße. Erzählt uns

doch Dittersdorf in seiner Selbstbiographie, daß der Geiger Spagnoletto in der Kirche San Paolo in Bologna ein Violinkonzert von Tartini zwischen den Psalmen und der Vesper gespielt habe unter dem stillen Beifall eines großen Publikums von Kennern und Musikfreunden.

Die Kirchensonaten Corellis bestehen größtenteils aus vier Sätzen: einem langsamen Satze als Introduktion, einer Allegrofuge, einem langsamen Mittelsatze, der mitunter auch zum bloßen Ueberleitungssatze zusammenschrumpft und einem raschen, öfters fugierten Schlußsatze. Das Ganze fällt solchergestalt in einen etwas bedenklichen Parallelismus auseinander. Dies verhinderte jedoch nicht, daß diese Form, die übrigens Corelli nicht geschaffen hat, sich noch bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhielt, wie wir denn sogar noch von einem Zeitgenossen Haydns und Mozarts, Florian Gaßmann (1729—74) sechs Kirchenquartette für Streichinstrumente mit je zwei langsamen Sätzen und zwei Fugen besitzen.

Die Präludien und langsamen Mittelsätze in Corellis Kirchentrios sind zwiefacher Art, entweder eine bloße Einleitungsmusik oder selbständige hymnenartige Adagios.

Ausnahmsweise schreibt unser Meister wohl auch ein Allegropräludium. Dies zeigt dann (wie z. B. Op. I, 7 und 9; Op. III, 6) die Form der alten Toccata in einem etudenartigen Spiel mit ganz kurzen nachahmenden Motiven und Figurengruppen. In solchem präludierenden Suchen und Anschlagen der Grundharmonie (schon der Wortbegriff der Toccata und der synonymen früher gleichfalls gebräuchlichen Tastata deutet darauf hin) hatten sich die alten Orgelmeister

zuerst von der Gesangmelodie zu einer rein instrumentalen Figurierung von Läufen und Harpeggien herüber gewagt [10]).

Tieferen künstlerischen Wert als die Präludien besitzt jene zweite Gruppe der langsamen Sätze in Corellis Sonaten, welche ich hymnenartige Largos oder Adagios nannte. In der Regel in die Mitte gestellt, finden sie sich mitunter auch am Anfange, wie z. B. das überaus edle und stimmungsvolle Grave, womit die fünfte Sonate des ersten Werkes beginnt.

---

[10]) Die Frage, was eine Toccata sei? läßt sich so allgemein gar nicht beantworten; denn zu verschiedenen Zeiten, ja bei verschiedenen Meistern derselben Zeit hat dieses Wort einen ganz verschiedenen Sinn. In den Intonazioni d'Organo der beiden Gabrieli (1593) stehen die Toccaten als sehr breit ausgeführte Vorspiele neben den weit knapper und kürzer präludierenden „Intonationen." In Frescobaldis Fiori musicali (1635) ist die Toccata gegenteils ein ganz kurzes Präludium. In dem „Wegweiser die Orgel recht zu schlagen," Augsb. 1692 ist umgekehrt die Tastata ein kurzes Vorspiel, die Toccata und Toccatina dagegen eine kleine, aus zwei bis drei Sätzchen gebildete Orgelsonatine. In Joh. Speths Ars magna consoni et dissoni (Ende des siebenzehnten Jahrhunderts) ist die Toccata eine freie, über mehrere Motive ausgeführte Fantasia. Georg Muffat in seinem Apparatus musico-organisticus (1690) gibt vollständigen drei- bis viersätzig aufgebauten Orgelsonaten den Titel Toccata. In Seb. Bachs Klavierübung, vierter Teil (um 1742) stehen zwei Toccaten, welche wir Fugenphantasien mit breit angelegtem Vor- und Nachspiel nennen würden. Clementi macht in einer Sonate von 1781 die Toccata gar zum Finale! und gibt unter diesem Namen einen regelrechten zweiteiligen Sonatensatz, Presto, der durch gar nichts mehr als etwa die reiche Figurierung an die alte Toccata erinnert. Stilvolle neueste Toccaten (von Rheinberger u. a.) dürfen wir wohl als selbständige Instrumentalsätze bezeichnen, welche auf zwei kurzen, stark kontrastierenden kontrapunktischen Motiven aufgebaut und bald thematisch streng, bald freier durchgeführt sind, mit energisch entwickelter Figurierung, die dann, bei der Kürze der Motive etudenmäßig klingt und also wieder auf Gabrielis Toccatenform zurückdeutet.

Corelli ſoll ein beſonderer Verehrer Paleſtrinas geweſen ſein und ſich bei ſeinem Aufenthalte in Deutſchland um die Verbreitung Paleſtrinaſcher Werke eifrig bemüht haben. Letzteres möge dahingeſtellt bleiben. Aber manche jener Adagios erſcheinen wirklich vom Geiſte des großen Präneſtiners berührt. In einfachſter Rhythmik angelegt, im ſchlichteſten Choralton und doch höchſt geiſtvoll harmoniſiert, atmen dieſe Hymnen eine kindesreine Frömmigkeit, die uns bald an das Et in terra pax hominibus der Missa brevis von Paleſtrina, bald an Mozarts Ave verum erinnert. Wir hören Streichinſtrumente und glauben einen reinen A capella-Geſang zu hören. Die Kirchentonarten haben freilich dem neuen Dur und Moll bereits Platz gemacht, dennoch dünken wir uns vom Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts zum Ende des ſechzehnten zurückverſetzt. Es wird uns auf einmal wieder klar, daß die Inſtrumentalmuſik anfangs nichts weiter als ein auf Inſtrumenten geſpielter Geſang geweſen iſt, wie es bei Forſters Liederbuch von 1539 heißt: „zu ſingen und (oder) auf allerlei Inſtrumenten zu gebrauchen," und wie wir bei Frescobaldis wunderſamen Orgelſätzen über das Kyrie und Christe eleison des gregorianiſchen Chorals[11]) keine Orgel mehr hören, ſondern einen Kirchenchor ohne Worte.

So wäre es auch leicht, manchem Corelliſchen Grave und Adagio Worte zu unterlegen, und wir hätten einen Kirchenchor. (Vgl. die Mittelſätze von Op. I, 3, 9; Op. III,

[11]) Aus dem „Fiori musicali" neuerdings abgedruckt bei Franz Commer „Kompoſitionen für die Orgel aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert," Heft II.

7, 8). Gleich den Altmeistern der Orgel hält er hier seine Geigen und Bässe fast durchweg im Tonumfang der Singstimme; er gibt ihnen keine Fortschreitung, keine Figurierung, die nicht streng gesanglich wäre.

So manch … und anderer späteren Italiener sind glei… Text, auf die Geige übertragen; aber sie s… die bereits den Einfluß der Opernarie verrat… ios sind akkordliche Chorgesänge im Kirch… dabei nicht, daß er ein Zeitgenosse und … herrschgewaltigen Opernkomponisten A… war. Die eben so frisch aufblühende Ope… t … Macht über ihn gewonnen.

Wohl aber finden sich einzelne Sätze in seinen Sonaten, die den Einfluß des schlichten weltlichen Volksliedes neben dem Kirchengesang verraten. Denn zum melodischen Motiv drängt es ihn überall, obgleich er auch die thematischen Motive des gelehrten Satzes gar wohl zu handhaben versteht. Aber die kontrapunktisch-thematischen Motive hatte er in der Schule gelernt, die melodischen quollen ihm aus der Seele. Er steht zwischen zwei großen Epochen, und dem melodischen Motiv gehörte die Zukunft. Noch herrschte der Kanon und die Fuge und sollte durch Händel und Bach sogar zu weit höherer und höchster Herrschaft gelangen; aber fünfzig Jahre nach Corellis Tode siegte die freie Melodie und mit diesem Siege erstand unsere klassische symphonische Periode. Corelli hat sie geweissagt.

Ich wende mich zu den Allegrosätzen seiner Kirchen-Trios. Sie basieren entweder auf Formen der Tanzmusik

oder — der Fuge, wobei der Meister dann auch mitunter eine Tanzweise fugiert.

Manche dieser Tanzweisen sind recht heiter, ja mutwillig, wobei die fröhliche Laune dann freilich durch ernsthafte kontrapunktische Arbeit gezügelt, aber keineswegs unterdrückt wird. So ist z. B. in Op. I, 9 das Schlußallegro eigentlich eine Corrente, jener Tanz, mit welchem man die Bälle des siebenzehnten Jahrhunderts, wie heutzutage mit der Polonaise, zu eröffnen pflegte. Die kanonischen Imitationen der drei Stimmen erinnern uns zwar daran, daß wir nicht im Tanzsaale sondern in der Kirche sind, allein der Komponist scheint doch das Bedürfnis einer noch deutlicheren Mahnung selber empfunden zu haben, denn er läßt die Corrente in vier hochfeierliche Adagiotakte auslaufen, die nun fast wie ein „Amen" klingen! Das Finale der folgenden Sonate ist eine verkappte Gavotte, der nächstfolgenden eine Giga, die man nicht einmal verkappt nennen kann. Bach hat in so mancher Sarabanda seiner Suiten und Partiten den Kirchenstil in die Tanzmusik getragen; Corelli bringt umgekehrt die Tanzweise in die Kirche. Und doch haben wir auch hierbei nicht entfernt den störenden Eindruck des Fremdartigen oder Frivolen. Der Meister ist nicht minder fromm, wenn er sich im leichten Schwunge des Menuett, als wenn er sich im Schwerschritte des Chorals bewegt.

Für religiös und künstlerisch naive Gemüter gibt es keinen besondern Kirchenstil; die weltliche Kunst wird von selber kirchlich, wenn wir sie möglichst rein und hoch fassen. Skeptische und künstlerisch reflektierte Perioden und Menschen

ſuchen dagegen das Kirchliche im Heraufbeſchwören abgeſtorbener altertümlicher Formen.

Und nun noch ein Wort von den Fugen der Corelliſchen Kirchenſonaten. Es wäre ungerecht, dieſelben mit den ſtrengen, ernſten [illegible] tiefſinnigen, großartigen Fugen unſerer [illegible]er von Froberger bis zu Buxtehude und [illegible] vergleichen. Sie können ſich mit den [illegible] dieſer Werke weder an äußerer Kunſt [illegible] Gehaltes meſſen. Aber ſie ſind und bl[illegible]äftige, fein und geiſtreich gearbeitete Fug[illegible]en Sätzen ein wirkſames Gegengewicht [illegible] liegt in den rhythmiſch und melodiſch meiſt ſehr originell und ſchön erfundenen Themen; wer aber mit der Fugentechnik vertraut iſt, der weiß, daß nur Derjenige ein gutes Fugenthema erfinden kann, der es auch gut durchzuführen verſteht; denn die verſchiedenen Möglichkeiten ſtilgerechter Durchführung müſſen ſchon von vornherein in dem Thema ſtecken und in ihm vorgeahnt und vorgedacht ſein.

Den Geſamtcharakter der Corelliſchen Kirchenſonaten möge noch eine Paralelle erläutern. Unter den gleichzeitigen deutſchen Meiſtern der inſtrumentalen Kirchenmuſik ſteht Keiner nach Geiſt und Richtung Corelli näher als Georg Muffat. Er kam nach Paris und ſtudierte Lully; dann weilte er zu Rom, als Corelli eben ſeine erſten epochemachenden Werke veröffentlicht hatte. Aus Muffats Orgeltoccaten[12]) (1690)

[12]) Vergl. namentlich die beiden Toccaten, welche Prof. Herzog in ſeinem „Album für Organiſten“ S. 55 und 67 mitteilt.

spricht uns derselbe reine, milde, kindlich fromme Geist an, wie aus Corellis Werken, derselbe Sinn für die formschöne Melodie eignet Beiden; in der Technik des Satzes begegnen sie sich häufig; Muffat ist harmonisch gründlicher und tiefer und hält strenger an den typischen Formen des alten Kirchensatzes, Corelli ist erfindungsreicher, originaler und bahnbrechender. Der liebenswürdige Passauer Domkapellmeister wurde vergessen, während der römische Geigenvirtuose weltbekannt blieb. Aber in unserer Zeit, wo wir Muffat wiedergefunden und schätzen gelernt haben, verstehen wir unsern italienisch anmutigen deutschen Meister erst ganz und begreifen, daß er so schreiben konnte, wie er schrieb und doch auch ein Zeitgenosse und Landsmann des tiefsinnig mächtigen, herben Dietrich Buxtehude sein konnte, wenn wir ihn mit Corelli zusammenhalten — im Wendepunkte zweier Epochen.

VIII.

Zu Corellis Zeit gab es noch keine öffentlichen Konzertinstitute wie heutzutage. Wenn er Sonaten in der Kirche spielte, so hatte er dort wohl ein großes und gemischtes Auditorium und trat an die volle Oeffentlichkeit; Kammermusik dagegen schrieb man für einen erlesenen Kreis von Kennern und Kunstfreunden, für das Hauskonzert und zwar zunächst im vornehmen Hause. Aus den Sälen der Fürsten- und Adelsschlösser drang diese aristokratische Kunst dann aber auch in den Kreis bürgerlicher Leute, die sich keine Kammermusiker halten konnten, die aber selbst gesellig musizierten; die Kammermusik wird später zugleich Hausmusik. Durch

die Dilettanten ist sie volkstümlich und mächtig geworden. Ihre Triebkraft stockte und ihre Macht sank, als sie zuletzt den Dilettanten über den Kopf gewachsen war.

Diese Entwickelung währt von der zweiten Hälfte des siebenzehnten J[illegible] die ersten Jahrzehnte des neunzehnten, v[illegible]ven. Wesen und Wachstum unserer K[illegible]) ohne diese äußerlichen Thatsachen gar [illegible] aller Art Musik ist die Frage, unter w[illegible]rünglich gepflegt wurde, überaus wichtig.

Corelli fan[illegible]ch für seine Person wie für seine Kunst [illegible]s Kardinals Pietro Ottoboni [13]), der an jedem Montag Konzerte aufführen ließ durch seine eigenen Instrumentalisten, die päpstlichen Sänger und bedeutende fremde Künstler, unter welchen Händels Name vor Allen glänzt. Der Kardinal bot bei diesen Musikabenden, die Corelli leitete, seinen Gästen nicht bloß die erlesensten Kunstgenüsse (auch die Poesie gesellte sich zur Musik), sondern entfaltete auch äußerlich eine „majestätische Pracht."

Die „Akademien" Ottobonis sind ebenso vorbildlich für die spätere ähnliche Kunstpflege deutscher und namentlich österreichischer Fürsten und Edeln, wie Corellis Trios, Sonaten und Konzerte vorbildlich wurden für die späteren Formen der klassischen deutschen Instrumentalmusik.

Wir begreifen den durchweg vornehmen Charakter der Corellischen Kammertrios erst ganz, wenn wir sie uns für jenen erlesenen kunstaristokratischen Zirkel geschrieben denken.

[13]) Ausführliches über diesen merkwürdigen Mäcen gibt Chrysander, Händel I, 211 ff.

In der Gliederung der Sätze unterscheiden sich dieselben von den Kirchentrios durch die Suitenform. Bei den späteren zwölf Solosonaten hat Corelli nur sechsen diese Form gegeben, der andern Hälfte die Kirchenform; bei den Concerti grossi stellt sich die Form der Kirchensonate zur Form der Suite wie acht zu vier.

Die bewegliche Tanzweise erhält in den Kammertrios ihr Gegengewicht durch feierliche Präludien, zwischendurch eingestreute Adagiomittelsätze und den getragenen Hymnen- oder Liedeston der Sarabanden. So verflechten sich auch hier wieder Motive des Kirchensatzes mit einer oft fein kontrapunktierten Tanzmusik. Bei Tartini und anderen späteren Meistern finden wir noch lange die gleiche Mischung.

Scheinbar eine bloße Mosaik kleiner Tonstücke, welche lediglich durch die Einheit der Tonart zusammengehalten werden, zeigen die Kammertrios bei genauerem Studium doch auch ein Band innerer Einheit, der einheitlichen Gemütsstimmung, die in Kontrasten und Parallelen oft recht fein zum Kampfe und zum Abschlusse kommt. Man vergleiche z. B. in Op. II das frische, muntere elfte Trio mit dem zart anmutigen zehnten, und halte beiden andererseits das achte gegenüber, welches einen tief schwermütigen Charakter ausspricht. Jedes dieser drei Trios hat eine Allemande; rhythmisch sind diese drei Tänze sehr ähnlich gehalten; allein die Allemande der munteren Sonate soll Presto gespielt werden, die Allemande der anmutigen Allegro und jene der melancholischen gar als ein schwer einher schreitendes Grave. Weit entfernt also bloß Tanzstücke zusammenzureihen, beugt Corelli die Tanzweise sogar im Tempo

der angeſtrebten Stimmung und gibt Tänze, die gar keine Tänze mehr ſind. Denn die echte Allemande verträgt das Grave ſo wenig wie das Preſto, da ihr vielmehr das Allegro moderato eignet. (Nach Mattheſon[14]) ſoll ſie „das Bild eines zufriedenen [illegible] Gemütes ſein, das ſich an guter Ordnung [illegible])

Corelli war [illegible] aliener, welcher ſo frei verfuhr. Auch [illegible] gern wird die feierliche Sarabanda mi[illegible] Allegro oder gar zum Preſto.

Dies führ[illegible]ern Punkte. Corelli beſchränkt ſich in [illegible] nur wenige Tanzformen (Allemande, Corrente, Gavotte, Sarabanda und Giga, wozu noch ein einzigesmal die Ciaconna kommt). Er hält Haus mit dieſen fünf Arten, während die ſpäteren Suitenkomponiſten eine weit reichere und buntere Muſterkarte von Tanzweiſen führen. Durch jene Beſchränkung erhalten ſeine Trios eine gewiſſe Einförmigkeit, die ich nicht rühmen will, gewinnen andererſeits aber auch eine Einheitlichkeit, die dann doch ein Vorzug iſt.

Da es ſich hier um ſpaniſche, franzöſiſche und deutſche Nationaltänze handelt, ſo könnte man erwarten, daß Corelli dieſe Unterſchiede ausbeuten und in Rhythmik, Melodik und Modulation, recht naturaliſtiſch nachbildend, gegen einander ſetzen werde. Dies thut er jedoch ganz und gar nicht. Er glättet ſtatt zu ſchärfen und italieniſiert die ſpaniſchen Sarabanda nicht minder wie die deutſche Allemande oder die

[14]) Vollk. Kapellmeiſter S. 232.

französische Gavotte. Namentlich wandelt er die spröde Grandezza der Sarabanda gerne um in den zarten weichen Gesang einer italienischen Canzonette oder auch in schlicht andächtige Hymnenweise. Der Melodik des heimischen Volksliedes müssen sich bei ihm alle ausländischen Tanzweisen beugen, so daß sie durchaus nicht mehr echt klingen, aber das gesamte Kunstwerk der Sonate klingt dafür um so echter. Die Tanzformen gaben ihm nur die Grundlage rhythmischer Mannigfaltigkeit, und das Charakteristische weicht dem Schönen.

Hier wie in manchem anderen Stücke deutet Corelli prophetisch auf Haydn, der uns den französischen Menuett so gründlich 'verdeutscht und in so manchem Andante den italienischen Siciliano, in so manchem Rondo sogar die Zigeunermusik ins Deutsche übersetzt hat. Die Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts bestrebten sich in ähnlichen Fällen umgekehrt, die deutsche Musik zu magyarisieren oder zu slavisieren.

Eine klar und folgerecht entwickelte Aesthetik der Tonkunst gab es zu Corellis Zeiten noch nicht. Und wann hat es eine solche überhaupt gegeben? Die Künstler tasteten und experimentierten damals noch, die wahren Ziele der neuen Instrumentalmusik zu finden. Die Gefahr einer Verirrung in den Nebel der Tonmalerei und Tondichterei lag dabei nahe genug, wie Kuhnau zeigt, wenn er „biblische Historien mit Auslegung" in 6 Sonaten gibt, Buxtehude, wenn er die Natur der 7 Planeten in 7 Klaviersuiten darstellen will, Froberger, wenn er seine Reiseabenteuer in Instrumentalsätzen schildert. Auch Couperin, der in den seltsamen Ueber-

schriften seiner Klavierstücke bald Rätsel aufgibt, bald Rätsel löst und uns gar eine ganze fünfaktige Komödie auf den Tasten vorspielen will [15]), geriet auf diesen Abweg. Nur läßt man sich in solchen Dingen kleine schalkhafte Spielereien eher gefallen [illegible] Probleme. Daß auch altitalienische C[illegible] Klippe der Tonmalerei streiften, bestäti[illegible] die in den „Instrumentalsätzen" ꝛc. mi[illegible]n Carlo Farina (1627) und Marco Ucc[illegible]

Von derlei [illegible] Corelli vollständig frei. Statt des vergel[illegible] Bilder und Vorstellungen in Tönen zu mc[illegible]n Worten schildern und aussprechen kann, begnügt er sich weislich, die innere Logik des musikalischen Aufbaues in einer durch Melodie und Harmonie allein zu erzielenden innerlichsten Aussprache der Empfindung und Stimmung voll und rein wirken zu lassen. Er ebnete dadurch die Bahn, auf welcher später unsere klassischen Meister der Symphonie und des Quartetts das Höchste erreichten, indem sie in ihrer Instrumentalmusik nichts weiter gaben als — Musik.

Stilistisch zeichnen sich Corellis Kirchen- und Kammertrios durch hohe Einfachheit aus, die darum doch nicht arm oder leer klingt, selbst heute nicht, nach fast zweihundert Jahren.

Die Größe der damaligen italienischen Meister des Instrumentalsatzes wie der Oper gründet überhaupt in dem

---

[15]) S. „Werke von Couperin," herausg. von Joh. Brahms, in den „Denkmälern der Tonkunst," S. 208 ff.

Streben, durch die denkbar einfachsten Mittel ergreifend schön zu wirken; sowie dieselben Künstler durch die Lust an dem äußerlichen Formenspiel der Coloratur und anderem melodischen Schnörkelwerk verlockt, diesem Streben untreu werden, sinken sie dann aber auch doppelt tief herab. Wo einem A. Scarlatti, Pergolse, Leo und selbst Hasse wahrhaft Schönes und Großes gelang, da war es allemal das einfach Schöne und einfach Große. Kein Kunstschriftsteller hat gerade diese eigenste Signatur jener Italiener schärfer erfaßt und beredter dargestellt als Wilhelm Heinse in seiner „Hildegard von Hohenthal," einem Buche, welches, trotz der poetischen Schlaken der verunglückten Romanform, in seinen abhandelnden Teilen mit unvergleichlicher Intuition in Geist und Form jener Meister eindringt und einführt.

Schöpferisch bahnbrechend in der gedachten Richtung war Giacomo Carissimi vorangegangen; schon vor Corelli hatte er von 1640—80 auf dem Gebiete des Gesanges ganz ähnliche Ziele verfolgt, wie unser Meister auf dem instrumentalen. Man könnte ihn den Corelli der Kantate nennen. Vom kirchlichen Stile ausgehend, vereinfachte er denselben, indem er ihn mit dem volkstümlich schlichten Melos verband. Sein Ideal war das einfach Schöne. „Wie schwer ist es, so leicht zu sein!" soll er angesichts seines eigenen Schaffens gesagt haben. Dasselbe Wort ließe sich auch in Corellis Mund legen, während bei Bachs Werken die Zuhörer vielmehr umgekehrt ausrufen möchten: „Wie leicht ward es ihm, so schwer zu sein!"

Die Violinstimmen der Corellischen Trios sind fast durchweg streng gesanglich geführt; alles Beiwerk von bloß

ſchmückenden Coloraturen, Mordenten, Trillern ꝛc. iſt verſchmäht; nicht einmal der damals unvermeidliche Triller bei der Schlußkadenz iſt vorgeſchrieben.

Ob dieſe Stimmen ſo ganz ohne Verzierung vorgetragen wurden, wie ſie [illegible] Ich bezweifle es. Allein wir ſind dem [illegible]r, daß er die übliche Verſchnörkelung [illegible] ſeiner in ihrer einfachen Cantilene ſo reiz[illegible]m Belieben des ausführenden Künſtler[illegible] Nach unſerm Belieben fügen wir ſie [illegible]. Wie dankbar würden wir gleicherwei[illegible]n er gerade ſo verfahren wäre wie Core[illegible]lichen Melodien nicht mit endloſem Beiwerk von Trillern und Mordenten ſelber wieder verdorben hätte! Er ſtellt uns nun vor die Gewiſſensfrage, ob wir dieſe Melodien ſchmucklos ſchön ſpielen ſollen, wie ſie im Grunde gedacht, oder zopfig aufgeputzt, wie ſie leider geſchrieben ſind. Aber Couperin iſt Klavierkomponiſt, und die Klavierſonate wurde von jeher ſchnörkelhafter behandelt als der mehrſtimmige Geigenſatz. Durchs Klavier wären wir auch niemals zu der edeln Feinheit des Quartettſtils gekommen.

Was ich hier von der erquickend reinen, geſanglichen Führung der Violinſtimmen Corellis ſagte, das gilt vollauf nur bei ſeinen Trios. In den Soloſonaten wuchert ſchon vielerlei Verſchnörkelung. Namentlich lockt ihn hier der Verſuch eines freien Allegros (deſſen volles Gelingen erſt einer ſpäteren Zeit vorbehalten war) zu einer Art Akkordcoloratur, die zopfig trocken faſt wie eine Schulübung klingt (z. B. Sonate III, Satz 4; VI, 3 ꝛc.), und er entgeht dieſer Manier

ſelbſt in fugierten Sätzen nicht; in der „Follia“ aber erſcheint ſie in ſchlimmſter Geſtalt. Wenn dieſe Sonaten den Trios auch in breiterer Anlage einzelner Sätze und kühnerer Führung ſo mancher Melodie, mitunter auch in originellerer Harmoniſierung überlegen ſind, ſo ſtehen ſie doch im Ganzen hinter jenen ſchon darum zurück, weil bereits der Mehltau des Virtuoſentums auf ihnen liegt. Nicht in dem Prunk glänzend reicher Technik, ſondern in der rührenden kindlichen Reinheit, in dem zarten Goldton des keuſchen einfach Schönen ruht Corellis Größe, die Größe eines Virtuoſen, der aller Virtuoſität entſagt, ruht das Geheimnis des ergreifenden Eindrucks, den ſeine Werke auch heute noch machen, wenn ſie fein, rein und innig vorgetragen werden. Und hierin ſind ſeine älteren Trios der Soloſonaten weit voraus.

Merkwürdig iſt, daß trotz des Virtuoſentums, welches ſich in der Solotechnik der italieniſchen Geiger nach Corelli immer breiter macht und bei Tartini (das Recht der Gattung überhaupt vorausgeſetzt) zu imponierender Meiſterleiſtung ſteigert, — die eigentlichen Triokomponiſten an dem Kanon der melodiſchen Einfachheit überwiegend feſthielten. Eben darum wurden ſie vielleicht kunſtgeſchichtlich ſo wenig beachtet, denn lange genug ſahen die Kritiker im Fortſchritte der Technik ſchlechthin den Fortſchritt der Kunſt. Allein eben darum auch bilden ſie eine Brücke zum klaſſiſchen Streichquartett, welches aus der Virtuoſenſonate nicht erwachſen konnte und nur ſolange rein und echt blieb, als es ſich dem Virtuoſentum jeglicher Art ferne zu halten verſtand.

Dieſe zahlloſen, jetzt völlig vergeſſenen Trios der ſpäteren Periode übten einen ſtillen aber tiefgreifenden Einfluß. Hat

doch selbst Phil. Em. Bach, der uns in seinen Klaviersonaten so ganz andere, neue Wege führte, in jungen Jahren dem italienischen Trio nach Form und Art gehuldigt [16]). Und Haydn schrieb, wohl schon gleichzeitig mit seinen ersten Quartetten, die wiederum eine neue Bahn einschlugen, nebenbei doch auch noch Trios für 2 Geigen und Violoncello nach der beliebten alten Weise. C. F. Pohl hat in seiner inhaltreichen und grundlegenden Biographie Haydns (Band I, S. 344 ff.) hierauf aufmerksam gemacht, dabei aber, wie mir scheint, die Bedeutung dieser Trios, ihren Gegensatz zur alten Orgelmusik und ihren Zusammenhang mit der neu aufsteigenden Quartettmusik nicht eingehend genug gewürdigt. Pohl führt 34 solcher Triokomponisten der späteren Zeit an, Deutsche und Italiener in bunter Reihe, und doch wohl alle, wenigstens in ihren Triowerken vom italienischen Geiste berührt.

Ich möchte zu Pohls Verzeichnis ergänzend noch folgende Meister fügen, deren Trios mir bei meinen Studien durch die Hände gegangen sind: Alessandro Besozzi, Franc. Zanetti, Demachi, Franc. Negri, Carlo Monza, Giov. Ferrandini, Giov. Elia Selva, Pietro Beretta, Joh. Christ. Bach, Leopold Gaßmann, Florian Deller, Anton Stamitz. Diese Komponisten wenden sich, wenigstens in den mir bekannten Trios, von der Form der Kirchensonate wie von der Suitenform gleicherweise ab und bringen dafür ein dreiteiliges Trio, dessen erster Satz Andante, Adagio oder Moderato, der zweite ein breit ausgeführtes, selten fugiertes, Allegro,

[16]) Bitter, Ph. E. Bach, S. 59.

der dritte ein Menuett ist oder doch Tempo di Menuetto. Man erkennt diese Grundform in den ältesten Klavier- und Violinsonaten wieder, die Mozart in seiner Kindheit (1763 bis 1768) schrieb und in vielen Klaviersonaten und Klaviertrios Haydns. Das Volks- oder Kirchenlied ist dann bei jenen Spätitalienern kaum mehr melodisch beeinflussend gewesen, wohl aber die Kantilene der Opernarie. Im Quartett und der Symphonie schuf Haydn einen ganz andern Aufbau der Sätze. Seine Schüler blieben aber auch im Quartett noch ausnahmsweise der dreiteiligen Form des spätitalienischen Trios getreu. So hat Ignaz Pleyel in der (wohl in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts komponierten und dem Könige von Neapel gewidmeten) achten Sammlung seiner Quartette noch ein solches, welches ganz nach Art jener italienischen Trios aus einem Adagio, einem kontrapunktisch gehaltenen Allegro und einem Schlußmenuett, sämtlich in gleicher Tonart besteht, — vielleicht als ein Zeichen der Huldigung für den königlichen Gönner in Italien.

VIII.

Bei einem Geigenkomponisten, der so ganz aus der Seele seines Instrumentes erfand und schrieb wie Corelli, fragen wir auch nach der Art der Instrumente, die ihm dienten und auf welche er rechnete. Können wir uns doch auch den großen Unterschied in Bachs, Mozarts und Beethovens Klaviermusik nicht vollauf erklären, ohne einen Seitenblick auf die grundverschiedenen Instrumente ihrer Zeit. Bei Corelli steigert sich das Interesse der Frage noch durch den

Umstand, daß sein Leben in die Periode der höchsten Blüte jenes niemals wieder erreichten Kunstgewerbes der großen Cremoneser Meister fiel.

Als Corelli seine 48 Trios schrieb, standen ihm zweierlei ausgezeichnete Instrumente bereits zu Gebote: die Brescianer Geigen eines Maggini (1590—1640) mit ihrem kräftigen aber noch etwas herben und melancholischen Klang, und die Cremoneser Geigen der Amati, insbesondere des Nicolo Amati (1596—1664) mit ihrem kleineren, aber äußerst weichen, „leise verschleierten, jungfräulichen" Silberton. Dieser zweifache, eng verbundene Klangcharakter des spröden und doch edel zarten Tones entspricht auch dem Geiste von Corellis Werken.

Der größte aller Meister des Geigenbaues, Antonio Stradivari, war zwar ein Zeitgenosse Corellis, ja sogar neun Jahre älter als dieser. Allein zu der Zeit, da Corelli durch seine Trios die Kammermusik zu neuer Höhe emporhob, arbeitete Stradivari noch in der Weise seines Lehrers Nicolo Amati (sogenannte amatisierte Stradivari-Geigen, bis 1680). Dann mühete er sich, neue und eigenartige Verbesserungen des Geigenbaues zu erfinden (bis 1700), und erst von da bis gegen 1725 stand er auf der Höhe seiner originalen Meisterschaft.

Diese Periode fällt noch zu einem guten Teil mit der zweiten Periode Corellis zusammen (1700—1712), mit der Zeit seiner Virtuosensonaten und seiner orchestralen Konzerte.

Vidal sagt (a. a. O. I, 120): Lorsque Stradivari faisait ses recherches pour arriver à la perfection du violon, il avait à sa disposition des violinistes de talent

et bien certainement Corelli n'a pas été étranger aux essais multipliès qu'a dû faire le grand maître pour mener à bonne fin ses expériences. Obgleich ein direkter Einfluß Corellis auf die Verbeſſerungen des Stradivari nicht nachgewieſen iſt, ſo hat dieſe Anſicht bei der künſtleriſchen Herrſcherſtellung, die unſer Meiſter damals in Italien einnahm, doch viele Wahrſcheinlichkeit.

Man könnte alſo ſagen: die Brescianer und ältere Cremoneſer Schule des Geigenbaus wirkte mitbeſtimmend auf Corellis Spiel und Schreibart. Dagegen wirkten ſeine Kunſtbeſtrebungen mitbeſtimmend auf die Fortſchritte, durch welche die jüngere Cremoneſer Schule (Antonio Stradivari und Giuſeppe Guarneri) den Gipfel der Tüchtigkeit und des Ruhmes im Geigenbau erreichte.

Die Bäſſe Corellis aber zeigen deutlich, daß er das Violoncello im heutigen Sinne, wie wir es den Bemühungen Stradivaris (ſeit 1700) verdanken, bei ſeinen Trios noch nicht beſeſſen hat. Eher ließe die Führung des Baſſes ſeiner Soloſonaten ſchon an ein mitgehendes Cello denken. Aber erſt in den Concerti grossi tritt dasſelbe als Soloinſtrument unter dem Namen eines Violoncello di concertino ausdrücklich hervor.

So verkünden Corellis Werke ſelbſt in dieſen äußerlichen Dingen den Wendepunkt zweier muſikgeſchichtlicher Epochen.

Dieſem Vortrage füge ich bei der Herausgabe noch eine Frage bei, die mancher Leſer bei der Lektüre vielleicht ſchon ſelber geſtellt hat:

Können Corellis Kirchen- und Kammertrios heute noch

wirksam aufgeführt werden? Können sie uns — abgesehen von ihrem kunsthistorischen Wert — auch heute noch eine Quelle künstlerischen Genusses sein?

Ich beantworte diese Frage unbedingt mit Ja! setze aber rasch hir ung in der rechten Weise durchgebildet w.

Wir haben weifache Probe gemacht.

Im Winte in Konzert der k. Musik- schule mit der , 5 eröffnet. Die drei Stimmen waren or besetzt; der Continuo, von Herrn M in stilgerechter Weise harmonisch erg Orgel ausgeführt. Das Ganze, von Herrn Konzertmeister Abel mit den nötigen Vortragsschattierungen ausgestattet, aufs sorgsamste einstudiert und meisterhaft dirigiert, übte eine ergreifende Wirkung. Aber es wähne Niemand, eine solche Wirkung zu erreichen, wenn er nicht die gleiche mühevolle Vorarbeit an ein so einfaches Werk gesetzt hat, welches technisch gar keine Schwierigkeit bietet, umsomehr aber ein selbständiges Mitschaffen und Durchbilden seitens der ausführenden Kräfte heischt.

Der Münchener „Orchester-Verein", der sich schon seit Jahren um die Pflege älterer, anderswo jetzt völlig unbekannter Konzert- und Kammermusik verdient gemacht hat, führte in demselben Winter ein Kammertrio Corellis auf mit einfacher Besetzung von zwei Violinen und Violoncell. Auch hier war der Eindruck ein erfreulicher und würde noch ein viel größerer gewesen sein, wenn man den Basso continuo des Klaviers in weiser Aussparung hinzugefügt hätte.

Nicht jedem Publikum kann man heute Corellische Trios

bieten, wohl aber einer kunstsinnigen Hörerschaft, die sich den Sinn für das keusche, einfach Schöne gewahrt hat.

Vor allem aber sind diese Werke ein Schatz für das Haus. Wir klagen, daß die häuslichen Quartettabende immer seltener werden, die Quartettfreunde immer weniger werden, daß das Klavierspiel alle andere, feinere und geselligere Hausmusik erstickt und erdrückt. Die Quartettspieler sind mehrenteils selbst schuld daran, weil sie ihr Repertoire immer enger greifen und sich Aufgaben stellen, die sie nicht ausführen können. Die meisten Quartette Beethovens und seiner Nachfolger müssen von tüchtigen Musikern gespielt werden, sie sind zu schwer für bloße Liebhaber. Neue leichte und doch gediegene Quartette werden gar nicht mehr geschrieben. Solange bis dies nicht wieder geschieht — und wir würden es mit Jubel begrüßen, wenn es wieder geschähe! — bleibt für den häuslichen Quartettkreis gar nichts übrig, als in die anspruchslose ältere Litteratur zu greifen und neben Haydn, Mozart und Beethoven auch Pleyel, Krommer, Peter Hänsel, Gyrowetz u. A. nicht zu verschmähen, dann aber auch zurückzugehen zu so manchem drei- und vierstimmigen Geigensatze aus den größeren Werken Bachs und Händels und zu den alten italienischen und deutschen Triokomponisten, wo dann Corellis Trios eine überaus reiche und anmutende Ausbeute liefern.

Indem wir wieder ein Ohr gewinnen für den knappen, kurzen Periodenbau, die klare Architektonik und einfache Melodik dieser Triosätze, erwächst uns ein erhöhtes Verständnis, eine gesteigerte Genußfähigkeit für die späteren Werke unserer klassischen Meister.

Die virtuosenhaften Solosonaten Corellis, Tartinis, Vivaldis, Leclairs oder auch Domenico Scarlattis werden heute häufig wieder gespielt, obgleich sie neben großen Schönheiten so vieles zopfige Schnörkelwerk enthalten. Die viel reineren, schnör[illegible]is liegen unbenützt trotz der schönen Jo[illegible]sgabe.

Es würde [illegible]ch Freunde echter Hausmusik angeregt [illegible]erke nicht nur auf dem Papier zu studie[illegible] kunstverständigen häuslichen Kreisen wi[illegible] zu genießen.

Novelle und Sonate.

Zwei Leute, die sich bis dahin fern gestanden, entdecken plötzlich, daß sie verwandt sind, zwar etwas weitläufig, aber sie sind Vettern. Man denkt nach über die neue Verwandtschaft, man entsinnt sich verschollener Beziehungen von Haus zu Haus, eine ganze gemeinsame Familiengeschichte taucht auf; kurzum: ist nur einmal der erste Knoten wieder angeknüpft, so sehen sich die Beiden bald so enge verbunden, wie sie es vordem nicht im Traume geahnt hätten.

Und was das Wichtigste: ein Jeder lernt dabei seine eigene Hausgeschichte genauer kennen, als es sonst jemals geschehen wäre.

Das gilt im Leben, das gilt auch in der Kunst.

I.

Novelle und Sonate! Man könnte fragen, ob sie überhaupt näher verwandt sind als von Adam und Eva her? Allein prüfen wir einmal ihren irgend denkbaren Familienzusammenhang Schritt für Schritt; vielleicht entdecken wir

nicht nur unerwartete äußere Verwandtſchaftsgrade, ſondern auch tiefere Züge der Seelenverbrüderung.

Beim Stammbaum erfragt man zuerſt die Namen.

Novelle und Sonate: Beide Namen ſind italieniſch, beide nichtsſag[illegible]e bedeutet eine Neuigkeit, der andere et[illegible]endes, wie Sprachreiniger der Zopfzeit übe[illegible]n „Klingſtück“ im Gegenſatz zum „Singſ[illegible] Folglich ſind beide Namen ſchon zu einer [illegible]o dieſe Kunſtformen nur erſt im Keime v[illegible] wo man ſich noch nichts Rechtes dabei [illegible] Der Name war früher fertig als die [illegible]ptete ſich, — obgleich die Sache gar nicht unterſcheidend bezeichnend, — als ein herkömmliches Wortbild, wie die meiſten Namen.

Die Novelle wie die Sonate ſtammt aus Italien; allein die Novelle wanderte nach Spanien, Frankreich, Deutſchland, England, Rußland, Dänemark — in alle Welt; die Sonate ward in Frankreich vorherrſchend zur Suite, und aus den franzöſiſchen und italieniſchen Anfängen wurde bei uns eine höhere Sonatenform, ſo daß man Deutſchland die zweite Heimat und zuletzt die wahre Heimat der Sonate nennen kann.

Italien gab uns die Novelle, um ſie für ſich nur ſparſam feſtzuhalten; es gab uns die Sonate, um ſie ſelber faſt ganz zu verlieren.

Nur der Hiſtoriker denkt bei der neueren deutſchen Novelle und Sonate noch an den italieniſchen Stammbaum, ſo gründlich haben wir uns beide verdeutſcht. Auch in der äußeren Fülle kann ſich der moderne deutſche Novellenſchatz

gar wohl mit den Schätzen des Auslandes messen; in unserm Sonatenschatze überragen wir aber alle anderen Musikvölker. Die Sonatenform, welche uns jetzt schlechthin deutsch erscheint, verhalf uns zum unbestrittenen Siege in der instrumentalen Kunst; Italiener und Franzosen glauben in der dramatischen und kirchlichen Gesangmusik mit uns wetteifern zu können, aber vor unsern Klassikern der Sonate, vor den deutschen Großmeistern des Quartettes und der Symphonie müssen sie sich beugen.

Novelle und Sonate sind moderne Gestalten.

Ich weiß recht wohl, daß die alten Aegypter schon zu Moses Zeit Novellen geschrieben haben, daß es uralte chinesische Novellen gibt, und daß man den goldenen Esel des Apulejus am Ende ebenso gut eine Novelle taufen könnte, wie manche poetische Erzählung des Mittelalters. Allein wir nennen auch die Musik eine moderne Kunst, obgleich doch die alten Griechen sich und uns schon genügend mit einer Musik geplagt haben, die eben keine rechte Musik war, und so dürfen wir aus gleich triftigem Grunde die Novelle auch eine moderne Kunstform nennen. Von der Sonate wird dies vollends Niemand bestreiten.

Sind nun auch beide modern, so sind sie doch nicht gleichalterig. Die poetische Erzählung und Anekdote wird Novelle im vierzehnten Jahrhundert, der reine Instrumentalsatz kryſtallisiert sich zur Sonate im siebzehnten.

Allein, was ist denn eigentlich eine Novelle? Was ist eine Sonate?

Beide Fragen sind gleicherweise ein Kreuz der Aesthetiker, gar oft beantwortet und doch noch offen. Und die

Künſtler ſchaffen, die Kunſtfreunde genießen fort und fort Novellen und Sonaten, ohne zu fragen. Statt das Weſen beider lehrhaft zu unterſuchen, will ich die Geſchichte reden laſſen.

Ich führe [illegible] Wiege der Novelle, ein Bild in flüch[illegible]nd, welches Winterhalter in einem dur[illegible]eit verbreiteten Gemälde ſauber und [illegible]hat. Schauplatz iſt der Garten einer [illegible]ne Gruppe ſchöner junger Damen und H[illegible]n Raſen im Schatten der Büſche und B[illegible]t von Flüchtlingen. Denn in Florenz wüt[illegible] jungen Leute ſind hierher geflüchtet, um das ungeheuere Elend zu vergeſſen und friſchen Lebensmut zu ſchöpfen. Sie erzählen ſich Geſchichten und zwar ganz planmäßig. Eine der Damen als Königin des Tages mit dem Lorbeerzweige geſchmückt, beſtimmt das Thema, über welches ein Jeder reihum eine Geſchichte erfinden oder aus dem Gedächtnis ſchöpfen ſoll. Der Goldton der Frührenaiſſance verklärt die heitere Gruppe, der Florentiner Himmel des vierzehnten Jahrhunderts leuchtet über den Blumen, Bäumen und Mädchen: — es iſt Boccaccio, deſſen dichteriſche Phantaſie dieſe Gruppe von zehn leichtlebigen Menſchen erſchaffen hat, die ſich in zehn Tagen zehnmal zehn Novellen erzählen, Boccaccio in ſeinem Decamerone.

Die Natur der Novelle iſt hier durch die Aufgaben der einzelnen Tage und ihre Löſung in naivſter Weiſe dargelegt. Die Königin gibt ein allgemeines Thema; z. B. es ſoll gezeigt werden, wie man durch ein geſchicktes Wort Neckereien auf das Haupt ihres Urhebers zurückwirft, oder

wie ein raſcher Entſchluß Gefahr und Kränkungen abwendet, wie ſtandhafte Liebe trotz aller Hinderniſſe dennoch endlich ſiegt, oder auch welche Trauer und Not die Liebe den Liebenden ſchafft u. ſ. f. Es iſt alſo eine geläufige Wahrheit, die auf neue Weiſe erhärtet, ein pſychologiſches Problem, welches gelöſt, ein Paradoxon, das ſeines ſcheinbaren Widerſpruchs entkleidet werden ſoll; aber nicht durch eine lehrhafte Beweisführung in Worten, ſondern durch die poetiſche Dialektik der Thatſachen, durch die artig verflochtene Handlung einer Geſchichte, die uns unvermerkt zum überraſchenden und dennoch überzeugenden Schluſſe führt. Dies war und iſt das Weſen der Novelle vor fünfhundert Jahren wie in unſern Tagen.

Eben darum ſind denn auch jene hundert Urnovellen, welchen das Programm der Novelliſtik gleichſam auf einem Spruchband aus dem Munde hängt, eine unerſchöpfliche Quelle ernſten Studiums für den Aeſthetiker. Damen und Jünglingen unſerer Zeit verbietet man freilich mit gutem Grund die Geſchichten zu leſen, welche ſich jene jungen Leute von Florenz im vierzehnten Jahrhundert erzählt haben. Da ſprüht und glüht die zügelloſe Sinnenluſt der Renaiſſance, die Novellen ſind negative Sittenbilder; ſie ſind auch zugleich Tendenzgeſchichten; denn der Dichter gießt die volle Schale ſeines Spottes über die entarteten Pfaffen und Klöſter ſeiner Zeit.

So erſcheint die Novelle im Anfange klein, oft eine bloße Anekdote, mehr der Unterhaltung dienend als künſtleriſcher Erhebung, dazu leichtfertig, anſtößig, frivol, boshaft, und ſie hat ſich auch ſpäterhin nicht immer von dieſen Muttermalen befreien können.

Und doch ahnte man ſchon frühe, daß die Form dieſer mutwilligen kleinen Geſchichten zu Größerem berufen ſei.

Petrarca ſoll in ſeinen alten Tagen die Novelle des Boccaccio von der Griſeldis auswendig gelernt haben, ſo gut gefiel ſie [illegible] ins Lateiniſche, und die letzten Zeilen [illegible] Brief, mit welchem er dieſe Ueberſet[illegible]ndte, — der ſtrenge alte Petrarca, der [illegible]e nicht mehr gelten laſſen wollte und nu[illegible]ches Epos „Afrika“ hoch-hielt!

Keiner k[illegible]ne Jugend hinaus, auch wenn er noch [illegible] Dame war Königin im Kreiſe der novelliſtiſchen Erzähler und Erzählerinnen: ſo ſpielen denn auch heute noch die Frauen die Hauptrolle in der Novelle. Viele Leute meinen ſogar eine Novelle ſei notwendig eine Liebesgeſchichte! Ernſthafte Männer leſen oft grundſätzlich keine Novellen, weil ſie denken, das ſei leichte Ware, für Jünglinge und junge Mädchen eben gut genug, für eine Geſellſchaft nach Art jenes Florentiner-Kreiſes, deſſen Genoſſen Alle jung und ſchön, aber durchaus nicht beſonders ernſthaft waren.

Mit den Anfängen der Sonate ſteht es freilich anders. Sonatenſchreiben war vorweg eine männliche Kunſt, die ſogar in das Gebiet der Kirchenmuſik hinübergriff, und die Tanzweiſen doch nur aufnahm, um ſie ſtrenger, edler zu geſtalten und dem wirklichen Tanzboden zu entrücken. Es gab allerdings eine Zeit, wo auch die Klavierſonate ganz beſonders für Damen-Muſik galt, und aus Mozarts Sonaten ſpricht oft mehr Liebesglut als aus mancher Novelle, die

mit der glücklichſten Heirat oder mit dem jammervollſten Liebestode ſchließt. Damals erſchien ein „Journal de musique pour les dames“, welches faſt nur zärtliche Sonaten enthält. Doch dieſe Zeiten ſind vorbei. Keiner kommt ganz über ſeine Jugend hinaus. Die Sonate iſt wieder ſehr pathetiſch, ſehr ernſthaft, ſehr männlich geworden, und gar manche junge Dame ſpielt grundſätzlich keine Sonaten, weil ſie denkt, das ſei gelehrte Muſik, mehr zur Plage als zur Luſt erſonnen.

Verſetzen wir uns nun auch in die frühe Jugendzeit der Sonate. Wir müſſen da freilich um volle drei Jahrhunderte herabſteigen, aus der Frührenaiſſance ins Rokoko, etwa in die achtziger Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Im Palaſte des Kardinals Ottoboni zu Rom verſammelt ſich jeden Montag nachmittag eine erleſene Geſellſchaft, um die neueſten Sonaten des großen Corelli zu hören. Der Meiſter geigt, von einem zweiten Geiger und einem Celliſten konzertierend begleitet, während ein vierter Muſiker am Flügel durch ausfüllende Accorde die Harmonie verſtärkt. Es iſt eine ſehr ſchlichte Muſik, knapp in der Form, durchſichtig im Bau, anſpruchslos, ohne Virtuoſentechnik, aber geiſtreich, fein und einfach edel. Vier kurze Sätze bilden die ganze „Kammerſonate“: Zuerſt ein kleines feierliches Präludium, dann eine leicht bewegte Allemande, eine liedartig getragene Sarabande und eine raſch verſchwebende Corrente oder Giga zum Schluß. Alſo Tanzmuſik, aber veredelt, ſtiliſiert, kontrapunktiert. Die Künſtler ſpielen nicht eine Sonate, ſondern gleich ein halbes Dutzend, und im Kontraſte tritt dann die Bedeutung der einzelnen Sonaten

erſt klar hervor. Die erſte hatte etwa eine innig wehmutvolle Grundfarbe, die zweite war neckiſch, die dritte gravitätiſch, die vierte jubelte, die fünfte grübelte, die ſechſte grollte. Einheit der Tonart und Einheit der Stimmung, das iſt das Doppelband, welches die vier Sätze einer jeden dieſer Sonaten zuſammenhält. Aber dieſe Stimmung ſchreitet fort, entwickelt ſich verſchiedenartig von Satz zu Satz. Nehmen wir als Beiſpiel die neckiſche Sonate. Das Präludium macht uns mit einem Ernſte, dem es nicht recht Ernſt iſt, darauf aufmerkſam, daß etwas Luſtiges kommen werde. Die Allemande, in der Bewegung ſcharf geſtoßener Achtelnoten, läßt die zwei Geigen ein launiges Parlando gegen einander ſingen, wie ein Plauderduett einer komiſchen Oper, und der Baß brummt ſeine ſchweren tiefen Viertel recht wie der mürriſche Alte dazwiſchen. Dann gebietet aber die Sarabande dem tollen Treiben Halt und führt uns durch eine weiche getragene Melodie zu beſchaulicherer Stimmung. Allein ſo wohlthuend dieſer lyriſche Ton augenblicklich wirkt, darf er doch nicht Herr werden. Der Schlußſatz, die Giga, ſchlägt ihn zurück, ſie ſetzt in kecken Sprüngen mit verdoppeltem Mutwillen ein, die Geigen reißen ſelbſt den widerſtrebenden Baß mit ſich fort, der im ſchnellen Staccato mitpoltern muß, daß ihm faſt der Atem ausgeht; die Kantilene der Sarabande, weit entfernt, uns aus der neckiſchen Laune herauszuführen, diente alſo nur dazu, die Luſtigkeit der Giga durch den Kontraſt zu ſteigern, und ſo behauptet der Humor zuletzt um ſo ſieghafter das Feld.

Wir haben da bei der Sonate ein Thema — der Seelenſtimmung — wie bei der Novelle ein Thema des

Gedankens oder pſychologiſchen Problems. Dieſes Thema wird durchgeführt, dieſes Problem gelöſt, bei der Novelle durch die Dialektik der Handlung, bei der Sonate durch die bewegende Macht der Gegenſätze, der Parallelen, der Steigerung.

Die Sonate kann freilich nicht erzählen wie die Novelle. Dennoch kennt ſelbſt die reine Inſtrumentalmuſik einen erzählenden Vortrag. Dies wird uns beſonders klar bei der Vergleichung zweier unſerer größten Klaſſiker der Sonate: Haydns und Beethovens. Haydn hat uns in ſeinen Sonaten, Quartetten und Symphonien faſt immer etwas zu erzählen. Darum beginnt er ſo gern ganz ſchlicht, piano, mit dem unſcheinbarſten Motiv, wie der Märchenerzähler: „es war einmal —.“ Und wenn er dann gleich in der Durchführung ſeiner größeren Sätze zum tiefen Widerſtreit der Gefühle, zum vollen Kampfe der Leidenſchaften vorſchreitet, ſo behauptet er doch auch hier ſeine epiſche Objektivität, das heißt, wir haben nicht den Eindruck, als ſei der Komponiſt perſönlich in dieſe Konflikte hineingeriſſen und als kämpften wir Hörer ſelber ſie in uns durch, ſondern als erzähle uns der Meiſter mit ergreifender Wahrheit von ſolchen Konflikten Dritter. Daher regt Haydn mehr an als auf, die ſelige Ruhe und Verſöhntheit der Geſchichte ſchwebt bei ihm über allen Seelenkämpfen, und wer Haydn nicht als Erzähler, als Epiker begreift, der begreift ihn überhaupt nicht. Ganz anders Beethoven. Mit wuchtigen Schlägen oder mit geheimnisvollen Accorden kündet er uns gerne ſchon im Anfang ſeiner Tonſtücke, daß er uns unmittelbar in den Kampf der Leidenſchaften reißen, daß er uns nicht von Kampf und Sieg

erzählen, sondern vor unserm Geistesauge ringen und uns selber zwingen will, mitzuringen. Er dramatisiert Sonate und Symphonie, er führte sie dadurch in der That über sich und aus sich heraus, nicht indem er, wie man fälschlich meint, die Form zersprengte, sondern vielmehr das ursprüngliche Gedankenproblem der erzählenden Sonate. Und trotzdem stehen so viele der dramatischen Sonaten Beethovens der Novelle wieder so nahe!

Doch zurück nach Rom, zu Corelli, in den Palast des Kardinals. Der Meister meint es sehr ernst mit seinen kleinen schlichten Sonaten. Als einige Zuhörer während des Vortrages plaudern, legt er die Geige weg, und über den Grund befragt, sagt er artig, er besorge durch sein Spiel das Gespräch zu stören. Er spielt die einfachen, scheinbar kunstlosen, erzählenden Sätze mit größter innerer Erregung, sichtbar erzitternd, das Gesicht glüht, die Augen leuchten. Er ahnt, daß diese Musik, so unscheinbar neben den reich polyphonen Sätzen des damaligen Kirchengesanges, eine neue Kunstperiode vorverkünden. Die alten Meister ließen sich's sauer werden mit ihren kleinen Sonaten. Mußte doch Tartini den Teufel zu Hilfe rufen, daß er ihn zu seiner schwersten Sonate begeistere! Und er nagelte nachher diese Sonate an die Wand seines Zimmers, daß er das Musterstück immer vor Augen habe.

Die Italiener schrieben übrigens nicht bloß Sonaten für das Haus, sondern auch für die Kirche, wo dann Fugen und andere kunstvoll polyphone Sätze statt der Tanzstücke sich stimmungsverwandt zusammenreihen. Die Kirchensonate wurde ins Hochamt eingelegt und das Publikum suchte und

bewunderte zuletzt die Geigenvirtuosen während des Gottesdienstes wie heute im Konzert. So diente die jugendliche Sonate selbst der Kirche, während die jugendliche Novelle gar unkirchlich war. Die Novelle wurde aber allmählich tugendhafter, die Sonate weltlicher.

Die Kirchensonate trat zurück und verschwand, und ihre strengeren Formen verschmolzen sich mit den freieren Tanzweisen der Suite in der klassischen deutschen Sonate des achtzehnten Jahrhunderts.

Novelle und Sonate wollen einsam genossen sein oder doch nur im engeren geselligen und häuslichen Kreise. Eine Sonate, die von Vielen für Viele gespielt wird, nennen wir darum gar nicht mehr Sonate, sondern Symphonie.

Novellen liest man nicht in großen Sälen vor, sie ertragen kein massenhaftes Auditorium. Der Lesende würde da kein mezza voce des erzählenden Tones anbringen können, kein accelerando und ritardando, er würde die Feinheiten des Aufbaues nicht fein zu markieren vermögen, er dürfte nicht jenes parlando herrschen lassen — ich verfalle ungesucht in musikalische Ausdrücke — jenes parlando, welches die Seele des guten Novellenvortrags ist*). Ein Drama, ein Epos mag man vor Tausenden lesen; für eine Novelle sind hundert Hörer schon zu viel.

*) Im Vorwort zur zweiten Auflage meines Novellenbuchs „Am Feierabend" bemerkte ich, daß jede Novelle ihr besonderes Lesetempo in sich trage und daß es fast zweckmäßig scheine, wenn der Dichter die Tempi seiner Novellen vorzeichnete, wie der Komponist die Tempi seiner Sätze. Ich gab dann auch, halb im Scherz halb im Ernst jeder einzelnen Novelle ihre Tempoweisung: Allegro con spirito, Larghetto etc.

Aehnlich bei der Sonate; sie gehört nicht in den großen Konzertsaal. Gewiß haben viele Meister der Geige und des Klaviers schon Massen entzückt und hingerissen durch den Vortrag einer Sonate. Allein man frage diese Meister, ob sie dieselbe S viel sonatenhafter, d. h. viel echter, im elt hätten oder ganz einsam? Sie Aehnlich beim Streichquartett. Der r des Traulichen, Gemütlichen eines h nds begeistert weit mehr zu der Wärı wahren Quartettvortrags als aller Gl einer öffentlichen Soiree. Im großen einste Individualisierung, man kann nicht geistreich plaudern, nicht gemütlich erzählen, nicht weltvergessen sinnen und träumen, wenn die Menge Kopf an Kopf vor uns steht. Ich spreche von der Sonate; dieselben Ausdrücke könnten auch von der Novelle gelten. Die große Symphonie ist keine Sonate mehr, sie ist über dieselbe hinaus gewachsen, wie Drama und Roman über die Novelle. Nur die Sonatenform liegt der Symphonie noch zu Grunde, wie die Novellenform dem Romane.

Die Novelle ist in erster Linie Familienlektüre, die Sonate Hausmusik. Ergriff doch das musikalische Hausinstrument, das Klavier, welches sich selbst allein genügt und zur einsamen Kunstübung lockt, zuletzt derart breiten Besitz von der Sonate, daß Viele bei diesem Worte jetzt nur noch an Klaviersonaten denken.

Es wäre gut, wenn sich unsere Sonaten- und Novellenschreiber allezeit erinnerten, daß beide Kunstformen im Hause ihre eigenste Heimat gefunden haben. Der Novellist würde

dann seine Stoffe nicht mit Vorliebe aus der sozialen und moralischen Krankenstube holen, wie es leider oft geschah und geschieht. Eine Novelle, die uns mit Gott und der Welt entzweit, statt uns im Innersten zu versöhnen, ist darum schon ästhetisch unecht, und nicht minder eine Novelle, die wir hinters Sofakissen verstecken müssen, wenn wir von unserer Frau oder Tochter bei der Lektüre überrascht werden. Der Novellist kann und soll auch in die Abgründe des Menschenherzens steigen, es kommt nur darauf an, zu welchem Zweck und in welcher Weise, und ich möchte keine Novelle schreiben, die ich nicht meinen Kindern vorlesen könnte. Im Hause hat unsere beste Sonatenmusik jene Keuschheit der Form und des Gedankens gefunden, die ihr eine ewig jugendliche Schönheit verlieh; eine gefallsüchtige Sonate, ein prunkendes Quartett ist nicht echt. Beethoven führte Sonate und Quartett zuletzt weit über den Rahmen der Hausmusik hinaus, allein es ist sein unsterblicher Ruhm, als eines wahren Klassikers, daß er bei aller Form- und Gedankenfülle die strenge Zucht und die schlichte Hoheit der reinen Sonate — einer Musik, um Gottes willen nicht um des Autors oder Publikums willen — niemals verloren hat.

Ein Novellist muß vor allen Dingen zweierlei können: erfinden und erzählen. Wem nicht stets neue Erfindungen und Geschichten von selber zuströmen, wer mühsam nach Stoffen sucht, der ist kein Novellist. Schildern und ausmalen soll man in der Novelle so knapp wie möglich, man soll erzählen. Die vorherrschende Situations- und Stimmungs-Novelle ist der Anfang vom Ende der Novellistik. Lange Gespräche der handelnden Personen stören den novellistischen

Grundton; man soll die Leute nur ausnahmsweise selber sprechen lassen, in der Regel aber bündig erzählen, was sie gedacht und gesagt haben. Durch die Dialoge werden die Novellen zu lang, und das ist ein großer Fehler. Die Novelle ist kei… …he Novellen und drama- tische Sonaten …). Beim Erzählen ist der Plan, der A… …ist; eine Thatsache, ein Motiv muß n… …ndern hervorgehn. Zum breiten Schild… …Erzähler gar keine Zeit. Wer eine eb… …Geschichte frischweg be- richtet, der n… …igen gewiß nicht über Not aufhalten, un… …erzählen, als berichte er eine „Neuigkeit," die er jeden selbst erlebt habe. Die besten Novellen sind darum relativ kurz. Aber es ist schwer, eine kurze und gute Novelle zu schreiben, weit schwerer als eine ellenlange.

Aehnliche Forderungen stelle ich an die Sonate. Der echte Sonatenkomponist muß vor allen Dingen dreierlei können: erfinden, musikalisch erzählen und aufbauen. Die genialsten Motive helfen in der Sonate nichts, wenn die Architektonik schwach und unlogisch ist. Die Stimmungs- bilder einzelner Sätze sollen die fortlaufende Handlung nicht überwuchern und verdecken, aber die Handlung sei eine epische, keine dramatische. Die alten Sonaten waren klein wie die ältesten Novellen; seit die Sonaten gar zu lang geworden sind, wurden sie langweilig und über- lebten sich. Der wahre Novellist begnügt sich nicht mit ein paar Novellen, er schreibt bändeweis, weil er kurz schreibt, weil sich die Fülle seiner Phantasie nicht im breiten Aus-

malen des Einzelnen, sondern in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit immer neuer Erfindungen ausspricht. Man braucht darum weit weniger Erfindungskraft, um ein guter Romanschriftsteller als um ein guter Novellist zu sein. So schrieben die großen Sonatenmeister auch ihre Sonaten bändeweis. In der Mannigfaltigkeit ihrer Sonaten-Charaktere enthüllt sich erst ihre Größe, wenn wir viele dieser Werke mit einander vergleichen. Das zeigt uns Beethoven wie kein Anderer.

Die Novelle rühmt sich keiner vornehmen Ahnen: die Anekdote, die Sage, das Märchen, dem Volksmunde entsprungen, waren ihre nächsten Vorfahren. Auch die Sonate stammt wenigstens mütterlicherseits aus dem Volke durch das Volkslied und Tanzlied der Suite; väterlicherseits hat sie allerdings einen aristokratischeren Stammbaum, der seine Wurzeln in die gelehrt vielstimmigen Kirchengesänge treibt.

Der volkstümliche Ursprung blieb bedeutsam für Novelle und Sonate in ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte.

Die unverwüstliche Jugendfrische der italienischen und spanischen Novellen ist wesentlich bedingt durch ihren volkstümlichen schlichten Erzählerton und die aus dem Anekdoten- und Sagenschatze des Volkes, ja der Völker geschöpften Stoffe. Auch die künstlerisch so viel reicher durchgebildete und in ihren Themen so viel selbständigere moderne Novelle kann und muß sich verjüngen durch die stets erneute Berührung mit der Mutter Erde, mit der volksmäßigen schlicht erzählten Anekdote, Sage und Geschichte.

Wenn mich ein heutiger Novellist fragte, welche Novellen er lesen solle, um sich zur Produktion anzuregen, so würde

ich ihm antworten: gar keine. Denn bei einem fertigen Kunstwerke gleicher Gattung soll man sich niemals die Inspiration für ein neues holen. Dagegen würde ich ihm dringend zur Lektüre empfehlen: Grimms Märchenbuch, Sebastian Franks Sprichwörter, Zinkgreffs Apophtegmata und ähnliche [illegible] eiserne Inventar volkstümlicher G[illegible] Erzählerkunst der Jahrhunderte niede[illegible] damit er das Alte nachahme, sondern [illegible]as gutes Neues ersinne. Begehrt der M[illegible]toren, so nenne ich ihm einen norddeu[illegible]eutschen, die beide keine Novellen gesc[illegible]ei denen man doch die feinsten Geheim[illegible]n Vortrags lernen kann: Justus Möser und Johann Peter Hebel.

Die erzählenden Stücke der „Patriotischen Phantasien" sind mit volkstümlicher Kraft geschrieben und zeigen, wie man ethische und soziale Probleme meisterhaft novellistisch lösen kann, ohne eine Novelle zu beabsichtigen. Und im „Schatzkästlein" erprobt Hebel die seltene Kunst, aus dem alten Anekdotenschatz des Volkes neue Kabinettsstücke zu machen, indem er mit leiser Hand andeutend novellistische Züge aus den derben alten Geschichten entwickelt und sie in seine eigene stilvolle Sprache übersetzt, die er als ein Kind des Volkes mehr erlebt als erlernt hatte. Mösers „Phantasien" waren ursprünglich Zeitungsartikel und Hebels „Schatzkästlein" besteht aus Kalendergeschichten. Dennoch überdauerten beide wegen ihres volkstümlich novellistischen Gehaltes fast die ganze anspruchsvolle Novellenlitteratur ihrer Zeit. Eine Kalendergeschichte kann der roheste Versuch einer

Novelle sein, und doch ist es der höchste Ruhm eines novellistischen Meisters, eine gute Kalendergeschichte zu schreiben.

Man kann zwei Perioden der deutschen Sonate unterscheiden, deren erste in Händel und Bach gipfelt, die zweite in der großen Trias Haydn-Mozart-Beethoven; denn auch unsere heutige Sonatenkunst steht noch unter dem überwältigenden Einflusse Beethovens. Es wäre lehrreich, den Gegensatz jener beiden Perioden im Hinblick auf die Verwertung volkstümlicher Motive zu prüfen.

Man fände dann wohl folgenden Grundunterschied: Bach setzt seine Suiten aus den überlieferten volkstümlichen Lied- und Tanzformen zusammen, allein er behandelt sie kunstgelehrt; Haydn dagegen gibt umgekehrt seinen epochemachenden Quartetten die kunstgelehrte Grundform der vier im engeren Sinne sogenannten „Sonatensätze," allein er erfüllt und belebt sie mit volksmäßigen Liedweisen und Tanzrhythmen. Was uns bei ihm wie bei seinen beiden großen Ruhmesgenossen und auch bei so vielen kleineren Meistern der alten Wiener Tonschule als das „deutsch Gemütliche" immer aufs neue anmutet und erquickt, das ist nichts Anderes als der Geist des deutschen Volksliedes, welcher die vornehm kunstgelehrte Sonatenform durchweht. Heutzutage nennen manche Musiker das warme kindliche Gemüt jener Meister und das Gemütliche überhaupt philisterhaft. Wie froh wären wir doch, wenn wir wieder ein paar solcher gemütlicher Philister besäßen!

II.

Nov[illegible]e und Sonate erfüllten eine große kunstgeschichtliche [illegible]lmission, sie waren weit maßgebender für die En[illegible]ng [illegible]nen Poesie und Musik, als man ge[illegible]möchte sagen, ein Hauptunterschied [illegible] Zeit gegenüber früheren Perioden gri[illegible]ittelalter und das klassische Altertum keine [illegible] Sonate hatte.

Shakespe[illegible] die Novelle voraus, sie sind, wie sie [illegible] ohne die vorangegangene Frühblüte de[illegible] Shakespeare die äußere Fabel einzelner [illegible]ienischen Novellenbüchern schöpfte, ist ja allbekannt, doch lege ich hier minderes Gewicht auf diese Thatsache; denn ich behaupte einen anderen weit tiefer greifenden Einfluß der Novelle bei diesem größten Dramatiker, einen Einfluß, der aus seinen psychologischen Problemen und aus dem Gang der Handlung hervorspringt. Eine gründliche Ausnahme machen hier nur Shakespeares Königsdramen; an ihnen hat die Novelle der Renaissance kein Teil, sondern vielmehr die mittelalterige Chronik und zwar nach Form und Inhalt. Sie dramatisieren die naive Geschichtserzählung, aus welcher der Dichter gewaltige Charaktere und Ideen und tiefgreifende ethische Konflikte entwickelt, entbehren aber der novellistischen Zuspitzung auf ein leitendes durchgreifendes Problem, und eben darum auch jener abgerundeten Form, des „Rondos" der Novelle, die alle Fäden der Einzelscenen von vornherein so anspinnt und verschlingt, daß sie zuletzt notwendig in dem bestimmten

Knoten zusammenlaufen müssen. Darum sind aber auch diese Königsdramen so ganz einzig in ihrer Art, von der ganzen späteren Ausbildung des Dramas verschieden, und wir verstehen und genießen sie nur als eine litterarhistorische und insbesondere shakespearesche Spezialität.

Ganz anders bei Shakespeares übrigen Tragödien und insbesondere bei seinen Schau- und Lustspielen. Die Farbenfülle der persönlichen Charakteristik, welche uns im Einzelnen fesselt, und doch einem letzten psychologischen Gesamtprobleme dient, der Gang der Handlung, welcher spannt und überrascht — die fast unvermeidliche Liebesgeschichte — vorab jedoch die Oekonomie und Rundung der Komposition — das alles erinnert uns, daß die Novelle damals als eine wahre „Neuigkeit," das heißt als eine neue maßgebende Grundform im ästhetischen Bewußtsein des Zeitalters lebte. Wer diese Thatsache recht überzeugend erkennen will, der vergleiche die Shakespearesche und überhaupt die ganze neuere dramatische Poesie mit der antiken. Was wir im Kolorit unsers Dramas einerseits romantisch, andererseits realistisch, was wir in seinem Aufbau modern nennen, das ist ihm großenteils mit der Novellistik gemeinsam.

Und weil mit diesem historischen Einfluß der Novelle auf das neuere Schauspiel ein gut Teil von dessen eigenstem Wesen bloßgelegt ist, darum auch nicht minder von dessen ganz besonderem Unwesen. Unsere gröbsten Fehler sind der Exzeß unserer feinsten Tugenden. Sagt man von einer Tragödie, sie sei novellistisch, so ist dies herber Tadel; rühmt man von einem Lustspiel, daß es einen feinen Novellenstoff enthalte, so ist dieses Lob ein verhüllter Vorwurf. Der

rechte Dramatiker soll das novellistische Element verwerten, aber er soll sich die Novelle nicht über den Kopf wachsen lassen. Daß ihm diese Gefahr droht, ist eben ein Beweis für die moderne Herrschaft der Novelle.

Nun wied[illegible]atz: ein Hauptunterschied unserer Poesie [illegible]rühere Perioden gründet darin, daß das [illegible] antike Welt keine Novelle und keine Sonat[illegible]eser Satz auch jetzt noch zu kühn dünkt [illegible] erscheint, dem stelle ich eine Parallele [illegible] bildenden Künste erläuternd zur Seite [illegible]tunterschied der modernen Historienbilder [illegible]hen und altitalienischen gründet darin, daß jene alten Meister noch keine entwickelte Landschafts- und Genremalerei besaßen. Der Historienmaler dünkt sich freilich ebenso erhaben über den Landschafts- und Genremaler wie der Dramendichter über den Novellisten. Und dennoch sind die unterscheidend stimmungsvollen und individuell charakteristischen Züge unserer Geschichtsbilder erst durch die Stimmungspoesie der Landschaft und das charaktervolle Kleinleben des Genrebildes zur Macht und Herrschaft auch in der hohen Kunst des historischen Gemäldes gelangt. Und gar manchem heutigen Historienmaler wächst das Genre über den Kopf, wie gar manchem Dramatiker die Novelle.

Ich schlage folgendes Thema zu einer litterarhistorischen Preisaufgabe vor: Wie hat die Novelle ihre gestaltende und läuternde Kraft seit vier Jahrhunderten bei den größeren Kunstformen der epischen und dramatischen Poesie geltend gemacht? Das Thema wäre vielleicht neu, und jedenfalls

könnte es zu neuen Gedanken und Gesichtspunkten führen. Denn da die unscheinbare Novelle ihren Einfluß leise und unvermerkt übte und gar mancher Poet unter diesem Einflusse stand, den er nicht ahnte, so wären noch allerlei geheime Fäden zu enthüllen. Vielleicht hält Mancher ein solches Thema bloß für ein Paradoxon; allein Paradoxa leiteten schon oft zu tieferer Erkenntnis. Und da übrigens das Paradoxon ein Lieblingselement der Novelle ist, so darf ein Novellist wohl auch einmal eine paradoxe Preisaufgabe stellen.

Man pflegt bei solchen Aufgaben gewisse Fingerzeige für die Bearbeiter vorauszuschicken. Ich gebe ein paar statt vieler.

Cervantes hat im Don Quixote den alten Ritterroman zwiefach aus dem Felde geschlagen durch die Novelle. Denn wenn wir sein epochemachendes Buch auch einen Roman nennen, so ist es doch eigentlich ein großer Novellenkranz, der sich zu einer Gesamtnovelle ineinander schlingt. Mit seiner Satire vernichtet der Dichter den albernen Romanticismus jener Romanwelt; aber mit seiner novellistischen Form vernichtet er zugleich auch die Unform des Romans.

Auch Voltaire schrieb im Candide und Zadig Romane, welche genau genommen Novellen sind. Der Vergleich mit Cervantes ist lehrreich. Die poetische Kraft des Spaniers wächst und erblüht erst recht mit der novellistischen Form; bei dem französischen Dichter dagegen drückt die Novelle auf den Roman, die poetische Unmittelbarkeit verschwindet durch die allzu scharf präzisierte Novelle. Voltaire bringt uns das novellistische Problem und Programm in jenen großen,

wie in den noch reizender epigrammatiſchen kleinen Erzählungen ſo klar und deutlich, ſo bewußt und gewollt auf dem Präſentierteller, daß wir allen Glauben an ſeine Helden und ihr Schickſal verlieren und nur noch den Scharfſinn des Autors mit Händen greifen. Man kann auch Novellen ſchreiben, die vor lauter Novelle die Poeſie verlieren, wie Dramen, die vor lauter Dramatik aufhören, dramatiſch zu ſein. Beide ſind wie gemacht zu pathologiſch-anatomiſchen Demonſtrationen des Aeſthetikers.

Wieland wurde ſeinerzeit der deutſche Voltaire genannt, zumeiſt aus ſehr äußerlichen Gründen. Heutzutage liegen uns die Unterſchiede Wielands und Voltaires näher als ihre Verwandtſchaft. Ein Hauptunterſchied beider wurzelt darin, daß Voltaire, der Erzähler, bis zum Exzeß Novelliſt war, während wir bei Wielands Romanen und erzählenden Gedichten ſo oft vergebens nach der knappen Gedrungenheit und der ſcharfen poetiſchen Dialektik der Novelle ſeufzen. Wieland ſchrieb Novellen, ſogar „Moraliſche Novellen“ und ein „Hexameron von Roſenheim,“ welches aber gegen das Dekameron von Florenz klaftertief abfällt. Die echte Novelle lag der deutſchen Poeſie des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt fern, ſie erſteht erſt in der ſpäteren Periode Goethes, und voll und ganz gehört ſie der neueren und neueſten Zeit; während die ächte Sonate ſo recht dem achtzehnten Jahrhundert angehörte bis herüber zur Spätperiode Beethovens. Als wir die moderne Novelle gewannen, verloren wir die klaſſiſche Sonate.

Leſſing hätte der berufenſte Novelliſt unter ſeinen Zeitgenoſſen werden können, das bezeugen ſeine kleinen Luſtſpiele,

ſein Nathan, das bezeugen ſelbſt die Novellenkeime in ſeinen Fabeln; wäre er ein Muſiker geworden, ſo würde er gewiß die ſonatenhafteſten Sonaten geſchrieben haben und als Novelliſt vielleicht — gleich Voltaire — allzu novelliſtiſche Novellen. Allein der Tag der neuen deutſchen Novelle war noch nicht gekommen.

Dieſes Tages Anbruch verkündet Goethe, der aber auch zugleich das Muſterbild der neuen deutſchen Novelle vollendet, im Fortſchreiten vom Werther zu den Wahlverwandtſchaften. Und auf der Mitte dieſes Weges ſtellt er klar und bewußt das Programm der Novelle novelliſtiſch dar in den Unterhaltungen des Ausgewanderten. Eine reizende Aufgabe wäre es hierbei — für unſere Preisbewerber — den novelliſtiſchen Einfluß in Goethes Dramen nachzuweiſen, vorab im Taſſo; dann in Hermann und Dorothea, dem epiſchen Gedicht, welches nur ein großer Novelliſt ſo dichten konnte.

Je weiter wir vordringen in der modernen deutſchen Litteratur, um ſo reicher bietet ſich der Stoff des Nachdenkens über die geſtaltende und läuternde Kraft der Novelle. Jean Paul hat niemals eine echte Novelle geſchrieben; ſein ganzer Gegenſatz zu Goethe iſt ſchon in dieſem einzigen Worte vorgedeutet. Walter Scott war zwar ſchwach in ſeinen kleinen Novellen, aber die Engländer nennen ſeine großen Romane nicht ganz unpaſſend „Waverley-Novellen," denn der novelliſtiſche Geiſt und Aufbau gab dieſen Romanen erſt das klaſſiſche Gepräge. Die älteren Romantiker — Tieck voran — flüchteten ſich vor ihrer eigenen Formloſigkeit in die Novelle. Dem „jungen Deutſchland" zerrann die Novelle unter den Händen, aber mit der Rückkehr zu ſtrengeren Kunſtformen

erſtarkte auch die Novelle wieder. Ihre Aufgabe iſt ja naturgemäß enger und beſcheidener als die der großen lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Dichtformen; allein wenn die deutſche Poeſie der Gegenwart in der Novelliſtik auch nicht ihr Höchſtes geben konnte, [illegible] ihr Eigenſtes und günſtigen Falles auch [illegible]e. In der Lyrik und dem Drama ſind [illegible]ie Novelliſtik erſchloß ſich uns mehr und [illegible]nes Gebiet. Man braucht nur einen Fr[illegible]it älteren Romanen, ein Lindauſches ob[illegible]ſpiel mit älteren deutſchen Komödien, ei[illegible]g mit den humoriſtiſchen Proſaſchriften [illegible]eichen, um den tiefgreifenden Einfluß der modernen Novelle zu ermeſſen.

Große Leute herrſchen, kleine beeinfluſſen. Die Novelle gehört zu den kleinen Leuten; ſie beeinflußt die moderne Litteratur durch ihr Weſen und Prinzip, aber auch durch die Maſſenhaftigkeit, in welcher ſie einherflutet. Welch ungeheure Maſſe guter, mittelmäßiger und ſchlechter Ware wirft unſere Novelliſtik jetzt tagtäglich auf den Markt, wobei natürlich Stümperarbeit und leichteſtes Fabrikat weitaus überwiegen. Ernſthafte Männer ſtoßen ſich daran und verſichern, daß ſie grundſätzlich gar keine Novelle leſen. Und doch läßt ja ſelbſt unſer Herrgott wegen eines Gerechten Gnade ergehen für zehn Ungerechte. Uebrigens handelt ſich's hier nicht einmal um Gnade, und ich möchte ſagen, die Unzahl der elenden Novellen iſt ſogar ein Stolz der heutigen Novelliſtik, denn ſie wäre gar nicht vorhanden, wenn nicht auch ſo viele gute Novellen geſchrieben würden, wenn das Bedürfnis novelliſtiſcher Lektüre nicht ſo groß, wenn die Kunſtform der Novelle nicht

ein so ganz besonderes Eigentum unserer Zeit wäre. Es ist eine wunderliche Marotte feinsinniger Leute, denen aber der historische Sinn fehlt, daß sie meinen, in der Kunst solle eigentlich nur wenig aber Vortreffliches produziert werden. Ein Blick in die Geschichte würde sie belehren, daß jeder höchste Aufschwung des künstlerischen Genius sich gleicherweise in der Massenhaftigkeit wie in der Tüchtigkeit darstellt. Ist dann die Periode zu Grabe gegangen, so wird die schlechte Masse vergessen, die Meisterwerke dauern, und so verklärt der Tod nicht bloß die Individuen, sondern auch die Epochen.

Man sieht, das Thema von der Macht der Novelle und von ihrem gestaltenden und läuternden Einfluß auf andere poetische Formen eröffnet eine unabsehbare Perspektive.

Nun könnte man aber auch die gleiche Preisaufgabe stellen betreffs der Sonate. Der Bearbeiter würde dabei zwar weniger Neues zu bringen vermögen, aber noch ungleich Bedeutenderes als bei der Novellenfrage. Denn durchs ganze achtzehnte Jahrhundert und tief ins neunzehnte hinein hat die Sonate fast unsre ganze Musik beherrscht, und wer die Musikgeschichte der großen Zeit von Bach bis Beethoven schreibt, der gibt zugleich eine Geschichte der Sonate, mag er es wollen oder nicht.

Bach erhebt den reinen Instrumentalsatz zu ebenbürtigem Range mit der Gesangmusik, indem er zeigt, daß die noch jugendlich spröde und herbe Form der Suite und Sonate den tiefsten Gedankengehalt in unermeßlich reichem Tonspiele aussprechen könne. Haydn begründet die Herrschaft der Instrumentalmusik über den Gesang für unsere ganze klassische Periode durch die vollendete Sonatenform im Quartett und

der Symphonie. Mozart und Beethoven festigen und erweitern diese Herrschaft. Die Sonate wird im achtzehnten Jahrhundert sogar eine soziale Macht, in höherem Sinne noch als die Novelle im neunzehnten. Durch Streichquartett und Klaviersonate wurde die Musik erst ein allgemeines Bildungsmittel der modernen Welt, wie es keine frühere Zeit besaß. Hundert Jahre lang wird die ganze Tonkunst sonatenhaft, sogar die Kirchen- und Kammermusik. Die Arie hat den wesentlichen Bau eines Sonatensatzes, sie wird zur gesungenen Sonate. Wenn wir aus Händels Messias oder aus Bachs Matthäus-Passion alle sonatenhaften Nummern streichen, so bleiben fast nur noch die Recitative und Chöre übrig, und wenn wir uns aus dem Don Juan jegliches Sonatengebilde hinweg denken, so bleiben von größeren Nummern nur noch die Finales. In Haydns großer B-dur-Messe ist sogar das Credo wie eine viersätzige Sonate behandelt. Die Sonate war in der That das Credo dieses Künstlers.

Die drei großen Klassiker der Instrumentalmusik, Haydn, Mozart und Beethoven, eröffneten den Reigen ihrer Werke jeder mit einem Sonatenwerke als Opus 1; bei Haydn waren es Streichquartette, bei Mozart Sonaten für Violine und Klavier, bei Beethoven Klaviertrios. Die Sonate in der mannigfachsten Form begleitete sie von da durchs ganze Leben, allein sie blieben alle drei nicht in der Sonate stecken, sondern gewannen durch die gleichzeitige Pflege des Opern-, Oratorien- und Kirchenstiles erst jene Universalität, welche den wahrhaft großen Meister macht.

Es ist ebenso gefährlich, bloß Sonaten zu komponieren,

wie lediglich Novellen zu dichten. Beide Gattungen, ausschließend geübt, verleiten zuletzt zum äußerlichen Formenspiel und zur Schablonenarbeit. Drama und Epos muß dem Novelliſten mächtigere Gedanken zuführen, wuchtigere Stoffe und breitere Formen; und wenn die Bühnen- und Kirchenmuſik geläutert, gezügelt, verfeinert, gerundet wurde durch die Sonate, dann gewann dieſe wieder den wärmeren Pulsſchlag der Leidenſchaft und die ſtrengere Dialektik des polyphonen Satzes durch den rückwirkenden Einfluß von Oper und Oratorium.

Glucks und Mozarts Opern ſtehen mit Vorzügen und Schwächen in der Schwebe gegeneinander: in Glucks Opern iſt etwas zu wenig Sonate, in Mozarts etwas zu viel.

Es entwickelte ſich damals ein Deſpotismus der Sonate, der bis ins zweite Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts dauerte. Die älteren muſikaliſchen Romantiker machten darum Front gegen die Sonate, ſie wollten ſich befreien von den Feſſeln ihres Formzwanges, während gleichzeitig die Romantiker der Poeſie ihre Rettung in der Formſchule der Novelle ſuchten. Webers Sonaten zeigen den redlichen Willen des Komponiſten, möglichſt wenig ſonatenhaft zu ſchreiben, und der Fortſchritt von ſeiner Oper Sylvana zu Freiſchütz und Euryanthe bekundet die ſteigende Emanzipation der romantiſchen Oper von der Sonate. Unter den ſchwächeren Jüngern der romantiſchen Schule entartete die Sonate vollends, und ihre ganze Muſik ward form- und zuchtlos.

Dagegen ſuchten Mendelsſohn und Schumann die Sonate der Romantik wieder zurück zu erobern, wobei ſie nur an Bach und Beethoven anzuknüpfen brauchten. Daß

sie dies gethan, daß sie mit ihren Werken des Sonatenstils wieder Zucht und Ordnung, Plan und Maß in die ausgewucherte romantische Musik gebracht, ist ihr unvergängliches Verdienst.

Die verschiedenen Künste rückten niemals gleichzeitig und in gleicher Front vor, und der Geschmack des Publikums noch viel weniger. Schumann und die jungdeutschen Poeten haben mancherlei Geistesverwandtschaft, Schumanns Töne verbinden sich in angeborener Sympathie mit Byrons und Heines Versen. Und welche Kluft trennt trotzdem die Kunstform jenes Musikers und dieser Dichter! Schumann hält zur Sonate, ja er restauriert sie als der kunstgelehrte Romantiker, während den Jungdeutschen bei all ihrer Novellistik dennoch die Novelle unter den Händen zerrann, ich meine die echte Novelle, welche gleich der Sonate durch feste knappe Zeichnung und die klare Dialektik des Aufbaues der Situationen entzückt und anderen Kunstformen vorleuchtet.

Schumann komponierte kleine Instrumentalsätze unter dem Titel „Noveletten". Zu Beethovenschen Sonaten suchte man novellistische Motive aus dem Leben des Meisters, man dichtete auch Novellen über solche Sonaten. Uebrigens ließe sich gar mancher schöne Novellenstoff, auch wenn er mit Musik und Musikern nichts zu schaffen hat, im äußern Aufbau ganz anmutig nach den vier Sätzen der Sonate entwickeln, als Allegro, Scherzo, Adagio und Finale. Der Gedanke liegt so nahe, daß vielleicht dergleichen Novellen auch schon geschrieben wurden. Moritz von Schwind malte sogar ein Bild, welches eine Novelle aus der Sonate entwickelt und sich in vier architektonisch verbundenen Scenen

nach jenen vier Sonatensätzen aufbaut; ich meine das auch im Stich verbreitete, zum Schmuck eines Musikzimmers bestimmte Oelgemälde, welches man seltsamerweise „Schwinds Symphonie" getauft hat. Beethovens Phantasie für Klavier, Orchester und Chor, ein Werk der freieren Sonatenform, gab dem Maler die leitenden Grundgedanken. Uebrigens zeigen auch Schwinds berühmte Märchencyklen von den sieben Raben, vom Aschenbrödel und der schönen Melusine eine novellistische Anlage und Durchbildung des Stoffes, und gerade darin liegt gutenteils der moderne Charakter ihres Gesamtaufbaues: sie entwickeln und runden sich und schließen sich ab wie eine Novelle oder Sonate. Und Schwind war ein leidenschaftlicher Freund der echten Sonatenmusik.

III.

Auf zahllosen Punkten berühren sich Novelle und Sonate; und doch hat noch kaum Jemand von ihrer Verwandtschaft gesprochen. Man kann dieselbe ästhetisch und kunsthistorisch nachweisen, man könnte es aber auch in novellistischer Form, und statt zu einem Vortrage hätte ich mein Thema wohl gar zu einer Novelle gestalten können, die den Titel führte: „Novelle und Sonate." Der Redner pflegt seine leitenden Gedanken zum Schluß gerne noch einmal in gesteigerter Form zusammenzufassen. Ich thue dies, indem ich frischweg den Plan einer Novelle skizziere, welche „Novelle und Sonate" heißen soll, und überlasse jedem, der ihn haben mag, den Plan zu beliebiger Ausführung. Denn Novellenstoffe lassen

ſich leicht verſchenken, ſie ſchweben heutzutage überall in der Luft; man muß ſie nur haſchen.

Ich denke mir einen jungen Mann von durchaus modernem Schnitt, dazu reich und vornehm, denn da wir unſerer Nov rbreitung ſichern wollen, ſo ſoll ſie in n und zwar als „Salonnovelle“ durc n. Der junge Mann iſt Muſikenthuſiaſ onatſcheines für Bayreuth, alſo geſchwore aten, mit Ausnahme jener ſpät- und nc ſich ſelbſt zerſprengen.“

Er lernt ſtern kennen, die Töchter einer Witwe, gebrochenen Verhältniſſen lebt, aber doch immer noch auf ariſtokratiſchem Fuße. Der Vater hat ſich vor mehreren Jahren erſchoſſen, das Helldunkel geheimnisvollen Unglücks verſchönt die drei Frauengeſtalten. Die jüngere Tochter glänzt als Pianiſtin, ſie ſpielt mit Vorliebe Liszt und Chopin, deren Werke ihr jedoch hier und da zu leicht und einfach erſcheinen, weshalb ſie dieſelben durch freie Zuthat von Oktavengängen und Verdoppelungen ſchwieriger und vollgriffiger macht. Excentriſch von Grund aus, weiß ſie ihre ſchwärmenden Gedanken doch immer mit Geiſt vorzutragen, ja zwiſchendurch mit einer bezaubernden leiſen Selbſtironie. Als geſchworene Peſſimiſtin hält ſie dieſe Welt von der Milchſtraße bis zu den verſchiedenen Erdenwürmern, die man Tiere oder Menſchen nennt, für die denkbar ſchlechteſte, das heißt für ſo ſchlecht geraten, daß ſie mit knapper Not beſtehen kann; denn wäre ſie noch ein klein wenig ſchlechter, ſo würde ſie gar nicht zuſammenhalten. Dem entſprechend erklärt unſere junge Dame auch diejenige

Musik für die kosmisch harmonischte, welche denkbar wenig Gesang und Wohlklang besitzt, nur gerade so viel, daß man sie mit knapper Not Musik nennen kann. Da die klassischen Schöpfer der Sonate auf dem Boden des Optimismus standen, der Gottes Welt wunderlicherweise für schön, ja für die bestgelungene ansah, so verachtet sie die Sonate aus Grundsatz.

Kein Wunder, daß sich der Jüngling ganz besonders hingezogen fühlt zu diesem Mädchen. Tönen ihm doch aus ihrem schönen Munde, der für diese verpfuschte Welt nicht übel geraten ist, seine eigenen Ideale zurück! Und auch sie findet bald, daß der junge Mann so ziemlich die gelungenste Erscheinung sei in dieser denkbar schlechtesten Welt. Die Liebe keimt auf und zwar aus ganz modernem Boden.

Anfangs scheint es dem Liebenden, als vereinige die Geliebte alle Reize, doch bald vermißt er einen: den Reiz des Widerspruchs. Etwas Ketzerei erhöht die Anmut schöner Frauen im Auge vieler Männer, welche den nämlichen Meinungsgegensatz bei einem Freunde unausstehlich finden würden. Vermutlich weil wir uns bei Frauen wie bei Kindern im Gefühl unserer Ueberlegenheit sonnen; was wir sonst Irrtum oder Unverstand nennen, das kommt uns hier wie ein artiges Spiel der Laune vor oder wie entzückende Naivetät. Ein sehr bedenklicher Selbstbetrug; denn mit andern Worten: wir freuen uns der eingebildeten Beschränktheit der Frauen, weil wir nicht merken, wie beschränkt wir selbst in dieser unserer Einbildung sind.

Dieses Paradoxon wäre für sich schon ein dankbarer Novellenstoff, den wir aber für jetzt beiseite lassen. (Jede vollwichtige Novelle muß nämlich, nebenbei bemerkt, ein

halbes Dutzend anderer Novellenstoffe keimartig in sich schließen, die der Autor nur andeutet, um den Leser zu spannen und zu täuschen über sein letztes Ziel. Wenn beim Erfinden einer Novelle nicht gleich sechs andere Novellen einfallen, die [illegible] ja doch ein armer Mann.)

Doch zu [illegible] er Jüngling vermißt den Reiz des Wid[illegible] in menschlichen Gründen; er vermißt ihn [illegible] kraft seiner künstlerischen Richtung. De[illegible] Partei, zu der er schwört, gefällt sich ja [illegible] lledem zu widersprechen, was die Welt [illegible] mustergültig, unerreichbar schön anerkan[illegible] jede Autorität der Kunstgeschichte und jedes Gesetz der Aesthetik, ihr höchstes Ideal ist der auf Noten gesetzte Widerspruch, ihr höchster Ehrgeiz Neuheit um jeden Preis. Aber indem die schöne Pianistin mit echt weiblicher Glaubenstreue dieses Neueste und Paradoxeste fortwährend als ein Evangelium behandelt, indem sie es nun selber wieder klassisch macht, raubt sie ihm den eigensten Zauber. Aus Aerger widerspricht ihr darum der Liebende, wo er doch hätte zustimmen müssen, und erschrickt hinterdrein, daß er hatte widersprechen können. Sie erkennt wohl seine Verstimmung, aber nicht deren Grund, sie glaubt zu wenig gethan zu haben, sie übertreibt und erscheint dem jungen Manne — als Karikatur, als eine leibhafte Satire auf seinen eigenen Enthusiasmus. Und das ist sehr schlimm. Bei einem Freunde mag es uns gefallen, wenn er des Guten zu viel thut; bei der Geliebten stört uns dies allezeit. So wird aus dem glühenden Verehrer unvermerkt ein verstimmter Widersacher und Quälgeist. Und zwar stoßen

ihn dieſelben Eigenſchaften der Dame ab, durch welche er ſich zu ihr hingezogen fühlte.

Die leidenſchaftsvolle Pianiſtin hat aber eine etwas ältere Schweſter, ein Weſen ganz anderer Art. Sie kümmert ſich nicht um künſtleriſche Prinzipienfragen und muſiziert nur ganz heimlich für ſich; ſie waltet fleißig im Hauſe und beſitzt eine feinere und reichere Bildung, als man ſo obenhin wahrnimmt. Ihre Rede iſt höchſt einfach und natürlich, trifft aber allemal den Nagel auf den Kopf. Ueber ihrem ganzen Weſen ruht eine ſtille Heiterkeit, die ſich auch Anderen in ihrer Nähe mitteilt. Anfangs war ſie dem jungen Mann ſehr gleichgültig; er ſtellte ſie tief unter die glänzendere Schweſter. Allein in dem Maße, als dieſe ihn abſtößt, fühlt er ſich zu ihr getrieben. Zunächſt weil ſie ihn dauert; dann weil er ſie gerne etwas emporheben, belehren, bekehren möchte. Man braucht aber nur ein ſchönes Mädchen zu bedauern und vollends ſie bekehren zu wollen, ſo hat ſie uns ſchon halb gewonnen. Ein neues, echt novelliſtiſches Problem; denn alle tiefere Novelliſtik iſt angewandte Pſychologie.

Doch widerſtrebt das Mädchen aller Bekehrung des Jünglings und er widerſtrebt den Reizen ihrer Seele. Denn gar zu klar und einfach, wie ſie ſich gibt, fehlt ihr alles Unergründliche, Geheimnisvolle. Aber warum fühlt er ſich trotzdem in ihre Nähe gebannt? Er weiß es nicht, während er's bei der jüngeren Schweſter viel zu genau wußte. Er denkt darüber nach. Da ſtößt er auf ein neues Rätſel. Die beiden Schweſtern ſind im Lebensalter nur um ein Jahr verſchieden, ſie ſehen ſich auffallend ähnlich, ſelbſt der Blick

des Auges, der Ton der Stimme sind fast gleich, sie haben stets zusammen gelebt, genau dieselbe Schule des Schicksals durchgemacht — und doch welch tiefster Unterschied von Geist, Seele, Charakter! Wie erklärt sich derselbe? Unvermerkt dämme[illegible]n aus dieser Frage nun doch ein Gel[illegible]über dem Wesen des klar verständigen [illegible].

Er fragt [illegible]es nur möglich sei, daß sie bei so erste[illegible] doch so ganz anders geworden als ih[illegible]entgegnet, das sei nicht immer so gew[illegible]zeit hätten sie beide auch in all' ihrem [illegible]n übereingestimmt. „Da kam," so fährt sie fort, „das große Unglück. Wir sahen den Vater sterbend, in seinem Blute vor uns liegen — ich war sechzehn Jahr alt. Er hatte sich selbst das Leben genommen, nicht weil eine große Schuld, ein großer Konflikt ihn dazu trieb, sondern weil er's nicht mehr der Mühe wert hielt, weiter zu leben. So sagten uns seine eigenen Worte. Aeußerlich war es ihm so gut geworden wie wenigen, er lebte in der Fülle des Glücks, allein er lebte beruflos, ziellos wie viele reiche Leute; er genoß niemals den Frieden eines vollendeten Tagewerks; er jagte ehrgeizig nach unerreichbaren Zielen und grübelte über Unergründliches; er wußte nicht, warum er auf der Welt war, darum ging er hinweg. Gewöhnliche Menschen wissen's auch nicht, bleiben jedoch trotzdem ganz gerne da; allein er war kein gewöhnlicher Mensch.

„Die Mutter wurde todkrank vor Schreck und Schmerz nach der schauerlichen Katastrophe. Sie genas, aber noch

viele Monate war sie in Tiefsinn versunken. Wir Töchter sollten sie trösten und heben, wir sollten uns selber trösten. Da trat der ganze große Unterschied unserer Natur zu Tage, der bis dahin verborgen gewesen: wir beide trösteten uns in verschiedener Weise, dies war der Anfang, und zum Schlusse lebte jede von uns in einer ganz anderen Welt."

Sie sprach kein Wort weiter. Doch ihr Freund dachte sich eine ganze große Gedankenkette hinzu. Wir wissen oft lange Zeit nicht, wer wir eigentlich sind, und die Welt weiß es noch viel weniger; aber durch die Art und Weise, wie wir ein großes Unglück ertragen, wird es offenbar, wer wir sind — offenbar uns selber und der Welt.

Gar gerne hätte der Jüngling das Mädchen noch weiter gefragt, wie denn ihre Schwester und wie sie selbst sich getröstet habe; allein er wagte es nicht, denn er empfand, wie schwer es ihr angekommen, vorher auch nur die kargen Worte über das Geheimnis ihrer Seele zu reden. Also saßen sie beide schweigend eine Weile nebeneinander. Dies heilige Schweigen wurde plötzlich unterbrochen durch das Klavierspiel der jüngeren Schwester im Nebenzimmer. Sie spielte eine „Phantasie" oder „Rhapsodie" oder dergleichen in wild leidenschaftlichen Modulationen, die sich ziellos jagten und überstürzten. Vor einer Stunde hätte der junge Mann diese Musik noch als genial bewundert, jetzt klang sie ihm unausstehlich wie eine endlose ungelöste Dissonanz, die nagend, bohrend, zersetzend sich einwühlte in den hohen Zug seiner Gefühle und Gedanken. Er konnte den schneidenden Kontrast nicht aushalten, er verabschiedete sich hastig und eilte nach Hause, wo er sich zunächst ärgerte, daß er gegangen war.

Es war ihm, als müsse er den Spuk jener überreizten Tonfolgen, die sich wie ein Gespenst in seinen schönsten Traum gedrängt, die ihn wie ein Nervenfieber geschüttelt hatten, durch ganz andere Töne vorerst beschwören, als müsse er sich zuerst wieder musikalisch ins Gleichgewicht setzen, bevor er's im klaren Denken vermöchte.

Er setzte sich ans Klavier, und wie von selbst kam ihm eine alte Melodie in die Finger, die er seit Jahren nicht mehr gehört, aber als Knabe oft gespielt hatte, ein kurz abgerissenes Motiv in Sechsachteln, Presto, E-moll. Es stimmte zu seiner eigenen Unruhe und dünkte ihm doch so rührend, friedeverheißend; denn seine Kinderzeit widerhallte wie ein fernes Echo aus dem Motiv. Er besann sich lange, woher es wohl sein möge; endlich fand er's: es war der erste Satz von Haydns E-moll-Sonate. Er suchte die Sonate und mußte lange suchen; war ihm dies doch eine längst überwundene Musik gewesen, die er mit den Schulbüchern in die Ecke geworfen hatte!

Aus dem vergilbten Hefte spielt er nun die vollständige Sonate; jede Note erscheint ihm wieder wohlbekannt und doch ist ihm das Ganze so völlig neu. Anfangs spielt er nur so wie zum Spiele, allein je tiefer er sich hineinversenkt, um so mehr vergißt er das Klavier, den Komponisten, die Sonate, er glaubt die Stimme der anmutig bescheidenen ältern Schwester zu hören, sie erzählt ihm in den Tönen, was sie vorhin verschwiegen und was er sie zu fragen nicht gewagt, sie erzählt, wie sie sich in dem großen Unglück getröstet, wie sie Frieden und Versöhnung errungen, ja wie sie nun erst ihre eigenste Natur, wie sie sich selbst gefunden

habe. War ihm doch früher nie dieser stetig vorschreitende Gang der Stimmung in dem anspruchlosen Tonwerke klar geworden: das ungestüme Zweifeln und Grübeln in den abgerissenen Perioden des ersten Satzes, das Nachsinnen in den oft unterbrechenden Halten und Pausen, das vergebliche Ringen nach breiterem freieren Strome der Gedanken, die leis verhallende, halb erstickte Frage, womit der Satz, zur Anfangsfigur zurückkehrend, schließt! Und dann hebt das Adagio an im weichen G-dur wie ein elegisches Lied, immer noch mit fragenden Accenten, unterbrochen von der wieder aufwallenden Bewegung der Läufe und Harpeggien, ohne Schluß in wenigen abgebrochenen Accorden zur ursprünglichen Molltonart zurückleitend, in welcher nun das Finale unmittelbar einsetzt. Kein leidenschaftsvoller Schmerz, keine schwere Melancholie klingt mehr aus diesem Adagio, sondern wehmütige liebevolle Entsagung, das kindliche Vertrauen auf den Meister dieser Welt, der es auch mit unsern Schmerzen gut gemacht hat. Und in solchem Sinne hat alle echte Musik einen religiösen Zug. So kann nun auch das Finale in frisch bewegtem Gange einsetzen — molto vivace — aber nicht heiter, sondern unschuldsvoll — innocentemente, wie der Komponist vorschreibt. Im steten Wechsel zwischen Moll und Dur, in der denkbar einfachsten Form leicht variierter kurzer Melodien ohne alle Durchführung singt es von Frieden und Versöhnung, welche zwischendurch doch noch die Thräne ahnen läßt. Es ist kinderleicht und doch sehr schwer zu spielen, denn man muß selbst den Frieden haben und singen können mit unschuldiger, reiner Stimme wie ein Kind.

Unser Jüngling hätte denselben Läuterungsprozeß des

Gemüts reicher und mächtiger ausgesprochen gefunden, wenn er zu so mancher Beethovenschen Sonate gegriffen haben würde. Allein sein Glück führte ihn gerade zu dem keimhaft schlichten älteren Werke. Denn bei Beethoven hätte er Beethoven gehört, der sich selber nicht vergißt und nicht vergessen läßt; bei Haydn dachte er gar nicht an den Tondichter und sein Genie und seine Kunst: er hörte das Mädchen erzählen. Und er hatte zugleich in anmutiger Weise jenen einzigen Reiz entdeckt, der diesem Mädchen noch fehlte, den Reiz des Geheimnisses. Das Unglück hatte sie, die keine Künstlerin, zum freudig entsagenden Glauben an die göttliche Harmonie der Welt geführt, wie alle großen Künstler. Ihre Schwester dagegen, die Künstlerin, war durch das Unglück einem prahlerischen Weltschmerze verfallen, wie so viele große und kleine Manieristen. Was weiter geschah in unserer Geschichte, das kann sich Jeder denken.

Der junge Mann hatte eine Novelle erlebt, durch welche er zu der vergessenen und verachteten Sonate zurückgeführt wurde; indem er dann aber in dieser Sonate die wahren Grundgedanken der novellistischen Stimmung erkannte, ging ihm erst ein Licht auf über den psychologischen Knotenpunkt seiner erlebten Novelle. Während er diese Novelle nunmehr harmonisch zu Ende führte, spielte er fleißig Sonaten. Dagegen erfaßte ihn ein rechter Widerwille gegen alles Novellenlesen. Denn er entdeckte, daß er eigentlich eine schwache, mißlungene, weil höchst einseitige Novelle erlebt habe, und da er weiter fand, daß eine überaus große Zahl moderner Novellen genau an derselben Schwäche leide, so erschien ihm die ganze Novellistik wie die Karikatur seines schönsten Lebens-

abschnittes, und wir wissen schon, wie sehr er sich vor Karikaturen fürchtet. Die Hauptschwäche seiner Novelle besteht nämlich darin, daß in ihr lauter Personen auftreten, die auf Gottes Welt nichts weiter zu thun haben, als ihren Gefühlen, Stimmungen, Gedanken und Launen nachzuhängen, sich dabei zu lieben und abzustoßen und endlich zu fliehen oder zu heiraten.

Der junge Mann wurde in der Ehe nun selber ein Mann, er lernte den Ernst der Arbeit vollauf kennen und erlebte dann zwischendurch in den Konflikten des religiösen, sozialen und politischen Lebens so manche Novellenstoffe weit tieferer männlicherer Art und fand noch viel mehr dergleichen in der Geschichte, daß er seinen Abscheu überwand und auch die Litteratur auf Novellen reicheren und männlicheren Gehaltes musterte.

Da fand er deren auch nicht wenige, aber freilich, er mußte sie suchen. So versöhnte sich der Mann der erlebten Novelle auch wieder mit den gedruckten. Und da ihm auch gar viele bloß spielende Sonaten begegneten, jedoch aus einer Zeit, wo die Sonate herrschte, nicht aus der Gegenwart, wo man vor lauter musikalischem Tiefsinn kaum mehr eine Sonate schreiben kann, so schloß er, daß das heutige Uebermaß der spielenden Novellen als Wahrzeichen der modernen Herrschaft der Novelle mit in den Kauf zu nehmen sei.

Der „Tag", der jene Ueberzahl gebar, schwemmt sie schon rasch genug wieder hinweg. Die Novellen und Sonaten aber, die in strenger schlichter Form einen tiefen Gedankengehalt bergen und verbergen, werden dauern und mit ihrer

läuternden und formbildenden Kraft leise aber sicher auf die größeren wuchtigeren Kunstgattungen wirken.

Auf kleinen Altären lodert das heilige Feuer der Wahrheit und Schönheit oft am reinsten. Darum soll man es dort besonders eifrig bewahren und pflegen. Und wer in der Kunst das Wahre und Schöne treuen Sinnes im Kleinen sucht, dem wird sich's ungesucht dann auch im Großen offenbaren.

Zwei Rektorats-Reden.

I.

Lessing als Universitätsfreund.

Gesprochen beim Antritte des Rektorates der Münchener Universität am 29. November 1873.

Ein ehrwürdiges Herkommen, so alt wie unsere Hochschule, gebietet dem neuen Rektor, daß er beim Beginne des Winters eine Rede an die Studierenden halte und drucken lasse, welche sie zu ihren Pflichten ermahnt.

Das will ich heute thun, und zwar will ich Sie, meine jugendlichen Zuhörer! zu Ihrer ersten Pflicht ermahnen, zu der Pflicht, etwas zu lernen.

Allein Mahnworte, und selbst gedruckte, verhallen gar geschwind, und Ihre Studienzeit wird lange dauern, hoffentlich so lang wie das Leben; — Mahnworte verhallen um so geschwinder, je allgemeiner sie sind, und doch soll ich als Rektor zu den Jüngern aller Fakultäten sprechen, folglich — im Allgemeinen!

Ich will Ihnen aber einen Mann stellen, der die Kunst, im Allgemeinen das Besondere zu sagen, weit besser ver-

ſteht als ich, ich will Ihnen einen Freund empfehlen, einen echten Univerſitätsfreund, der Sie Alle lehren wird, wie man lernt, wann und ſo oft Sie wollen. Univerſitätsfreundſchaften ſind dauerhaft: er wird Ihnen treu bleiben bis ins höchſte Alter, [illegible] nur die gleiche Treue bewahren.

Dieſer m[illegible] derzeit hülfbereite Freund aller Fakultäten [illegible] Ephraim Leſſing.

Als bald [illegible] die erſte Geſamtausgabe ſeiner Schriften [illegible] Herder wenige aber inhaltvolle Zeilen [illegible] „Was ein Jüngling aus und von Leſſing lernen kann, *) und dachte ſich dabei einen Jüngling, mit klaſſiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, bevor er die Univerſität bezieht.

Ich denke mir dagegen den jungen Mann auf der Univerſität.

Wir überraſchen einen Studioſus der Philoſophie, der mit ſeinem Collegium logicum nicht ganz ins Reine kommen kann: er ermutigt ſich durch die Lektüre einer Leſſingſchen Vorrede. Da denke ich dann, der junge Mann hat doch philoſophiſchen Blick; denn in den knappen Vorreden Leſſings ſehen wir wunderbar klar, wie dieſer Denker ſeine Anläufe nahm oder vom Ziele rückwärts ſeinen ganzen Ideengang überſchaute; aus jedem Satze leuchtet eine wahre Poeſie der Logik! Kein deutſcher Schriftſteller hat kürzere und Keiner beſſere Vorreden geſchrieben: man könnte ſie als

*) „Briefe zur Beförderung der Humanität.“ Br. 55.

ein besonderes Büchlein, als eine Vorreden-Anthologie zusammenstellen und man hätte ein Brevier paränetischer Weisheit in der reizendsten epigrammatischen Form.

Wenn mir ein junger Theologe erzählte, daß er eben Polemik und Apologetik treibe, sich aber zwischendurch erfrische durch ein paar Seiten aus der Hamburger Dramaturgie, so dächte ich: der wird einmal ein tüchtiger Theolog, er geht zur rechten Schmiede. Denn ob es Angriff und Verteidigung der Dogmen des französischen und deutschen Theaters gilt, oder der Dogmen der Ketzer und der Kirche, — die echte Methode bleibt immer die nämliche — und sie ist so belehrend durchsichtig in der Hamburger Dramaturgie.

Ein Mediziner brütet über Lessings Schrift von den geschnittenen Steinen; er kommt nicht los davon: es ist die Kunst der feinen Analyse, die ihn fesselt. Vielleicht thäte er besser, etwas über den Steinschnitt zu lesen als über die geschnittenen Steine? Allein er lernt da beobachten, folgerecht und durchdringend beobachten und obendrein an einem recht spröden Gegenstand. Und was wäre ein Arzt, der nicht beobachten gelernt?

Der Jurist erfährt aus Lessing nichts über die Grenzen von Staat und Kirche, aber wenn er in Mußestunden sich bei seinem Freunde Rats erholt über die Grenzen zwischen Poesie und Bildnerei, dann wird ihm dies auch für jenen Grenzstreit Frucht gewinnen. Es steckt mehr juristischer Geist im Laokoon als in manchem dicken Rechtsbuche.

Was sie studieren sollen, das zeigt Lessing den Jüngern der Fachwissenschaften nicht, aber wie sie studieren sollen, das demonstriert er so gut, daß es ihm wenige Professoren

nachmachen werden. Oder richtiger, er demonſtriert es gar nicht, ſondern nötigt vielmehr die Leſer, es von ſelber zu finden.

Leſſing hat ein ſtrenges und ein freundliches Geſicht. Ein ſtrenges: er ſchärft uns unerbittlich das wiſſenſchaftliche Gewiſſen; — ein freundliches: er lehrt uns aufs anmutigſte, wie wir lernen ſollen.

Freundſchaft muß ſtätig ſein, bewährt in jeglicher Lage. Der Freund ſoll uns anregen, nicht aufregen, er ſoll uns ergänzen und fördern, aber nicht beherrſchen, er ſoll uns nicht eiferſüchtig allein beſitzen wollen.

Darum iſt es gut, daß Leſſing ſchon lange geſtorben iſt. Ein lebender Schriftſteller wird Einzelnen viel Wichtigeres bieten als Leſſing, allein der treue ſtill anregende Freund für Alle kann nur ein längſt Verſtorbener ſein, wir ſagen ſinnig — ein Verklärter.

Hätte ein Rektor vor fünfzig Jahren den Studierenden ſolch einen allgemeinen Freund der Studien empfehlen wollen, ſo wäre ihm damals wahrſcheinlich Leſſing noch gar nicht lange genug tot geweſen, er würde einen viel ältern Autor gewählt haben, einen griechiſchen oder römiſchen Klaſſiker und zwar gleichfalls mit gutem Fug. Denn auch die Alten beunruhigen und beherrſchen uns nicht, was ſie ihrer Zeit gewiß thaten; heute bilden ſie uns nur noch und erheben uns.

Leſſing hat über Vieles geſchrieben, was uns dem Stoffe nach jetzt ganz gleichgültig, was materiell veraltet iſt, und er hat über noch Mehreres nicht geſchrieben, was uns

jetzt brennend berührt. Darum tritt er uns ruhig, objektiv gegenüber, und wir ihm desgleichen, aber freilich so objektiv wie die Alten ist er uns doch noch lange nicht geworden. Einzelne brennende Fragen der Gegenwart spuken vor bei Lessing, die Funken sprühen zwischen den Zeilen.

Gehört Lessing heutzutage einer Partei oder gehört er allen Parteien? Bei seinen religiösen Schriften wird man über diese Frage streiten, beim ganzen Lessing schwerlich. Ohne Zweifel aber können alle wissenschaftlichen Parteien mit gleicher Frucht zu Lessing in die Schule gehen und lernen wie man lernt, eine einzige ausgenommen, die nicht rückhaltlos nach Erforschung der Wahrheit strebte, allein die wäre eben darum keine wissenschaftliche Partei.

Der Studierende bedarf zweierlei Persönlichkeiten, die ihn einführen in die Wissenschaft und zweierlei Bücher, durch welche er sich selbst einführt. Er bedarf der gelehrten Schule und aber auch des freien wissenschaftlichen Umganges mit Menschen und Büchern.

Ich rede hier nicht von der Schule: die muß sich jeder Professor in seinem Fache nach eigenen Heften herausbilden und noch weniger von gelehrten Lehr- und Handbüchern. Ich rede vom freien litterarischen Verkehr und zwar zunächst mit einem längst verstorbenen Schriftsteller.

Fürchten Sie nicht, daß ich Sie vom streng gesammelten Fachstudium ablocken, daß ich Sie zur Zersplitterung verführen wolle. Unser Geist bedarf des Wechsels, nicht um sich zu zerstreuen, sondern damit er vielmehr die Kraft gewinne, sich desto energischer zu sammeln; der einseitige Mensch

kann dauernd arbeiten, aber dauernd schaffen kann nur der vielseitig angeregte. Es waltet da ein eigentümliches Gesetz der Ergänzung, und in einem scheinbar ganz fern liegenden litterarischen oder künstlerischen Umgang schärfen sich unsere Organe oft am besten für das eigentliche Tagewerk.

Es ist kein [illegible] unserer tüchtigsten Juristen leidenschaftliche [illegible] daß Schiller durch Philosophie und Ge[illegible]ch Naturstudium sich für die Dichtkunst t[illegible]rich der Große Belletrist war und Flöte[illegible] nicht Zufall oder gar Laune, Zeitverde[illegible] war die Erfüllung eines ganz gesunden

Der Stud[illegible] folgerecht und unermüdet seine Kollegien studieren; aber der Student, welcher bloß seine Kollegien studiert, ist kein rechter Student, so wenig als der Professor, welcher bloß für sein Kollegium arbeitet, der rechte Professor ist.

Und in diesem Sinne wäre Lessing nicht einmal ein fern liegender Umgang für den Studierenden, sondern der allernächste, weil ein echt wissenschaftlicher.

Lessing gehört keiner einzelnen Fakultät, aber was er mit dem hellen Auge seines Geistes erfaßte, das legt er uns so tief und anregend zur Arbeit vor und zum Genusse, daß er eben darum allen Fakultäten gehört.

Lessing war kein Universitäts-Professor, allein er hatte vollauf das Zeug Einer zu werden, wenn er gewollt hätte. Ob er freilich für das Katheder seiner Zeit gepaßt haben würde? Ich glaube kaum. Aber für das Katheder unserer Zeit würde ein Lessing vollkommen passen; das dürfen

wir sagen zu Lessings Ruhm und auch — zu unserer Ehre. Wie viele Universitätslehrer seiner Zeit gibt es dagegen, die man sich jetzt noch auf unsern Kathedern denken könnte?

Ich sage, Lessing hätte ein Professor werden können, ich sage nicht, daß irgend eine seiner Schriften kathedergerecht sei; das sind sie durchaus nicht. Er hat einen großen Ruhmesgenossen, der sich gleichfalls ganz vortrefflich — nur um ein Kleines weniger als Lessing selber — zum Umgang für Studierende empfiehlt: Herder! Auch Herder besaß das volle Zeug zu einem Professor, ja er wäre um ein Haar Professor in Göttingen geworden. Dennoch sind auch seine Schriften nicht kathedergerecht, nur aus einem entgegengesetzten Grunde wie Lessings.

Ich will die Gründe bei Beiden angeben, denn zusammengefaßt erläutern sie den Unterschied des akademischen Lehrers und des akademischen Freundes.

Ein Kollegium soll ein Ganzes sein. Die wissenschaftliche Vorlesung wird erst vollendet durch den systematischen Aufbau, die folgerechte Entwickelung eines Teiles aus dem andern, das Ebenmaß der Gliederung. Und wenigstens ein Hauptkollegium soll auch ein bedeutendes Wissensgebiet als Ganzes umfassen und von Anfang bis Ende gleich liebevoll darstellen. Die Zeiten sind vorbei, wo ein Professor etwa im Winter die Geschichte des Mittelalters las, und wenn er zu Ostern glücklich bei Klodwig angekommen war, so rühmte man das als wissenschaftliche Gründlichkeit. Der Student hat das Recht, ein Kollegium, welches man ihm angekündigt, auch vollständig zu erhalten. Aus diesem

Rechte erwächst ihm dann freilich aber auch eine Pflicht — das Ganze zu hören. An einem Kollegium naſchen, iſt leicht, ein Kollegium ganz zu hören, nicht gerade ſchwer, aber ein Kollegium als Ganzes zu hören — das iſt eine Kunſt — und eine Pflicht!

Der Profeſſ in einzelnen Teilen ſeines Kollegiums neu dachtes, Eigenſtes geben, ſonſt gehört er . Und es iſt eine Luſt mit Neuem vor d n! Aber dieſe Luſt haben wir nicht alle T r eine Laſt. Denn wir ſollen ebenſo getreu uch das längſt Bekannte und Geläufige de igen; ſie wollen lernen, ſie wollen das Ga eiſcht eine ſchwere Zucht der Selbſtüberwindung, am ſchwerſten für den ſelbſtändigen Geiſt, die fremden Reſultate, die bekannten feſtſtehenden Thatſachen mit vollem Gleichmaß ins Ganze des Vortrages einzuordnen. Und doch — wir müſſen's thun. Die Zeiten ſind abermals vorbei, wo ein Profeſſor für beſonders genial galt, der nur Epiſoden an Epiſoden reihte, der nur in Aphorismen ſprach, der nur die Blitze ſeines eigenen Geiſtes leuchten ließ. Vor fünfzig Jahren ging das noch an; wer es aber heute verſuchte, dem würden anfangs die Hörer in Maſſen zuſtrömen und nach etlichen Wochen in Maſſen davonlaufen.

Und alſo ſoll das Kollegium ein Ganzes ſein, nach ſeiner äußeren Ausdehnung wie nach dem gleichmäßig umfaſſenden Inhalt der geſamten Wiſſensreſultate.

Nun iſt aber Leſſing durchweg Spezialiſt und Monographiſt. Er gibt Skizzen und Studien, aber er hat kein

größeres Wissensgebiet mit Zusammenfassung eigner und fremder Resultate selbständig behandelt; er hätte auch gar nicht die Geduld besessen. Er lehrt, was er will, nicht was Andere wollen. Bei all seinen riesigen Kenntnissen ist der Quell seiner Gelehrsamkeit doch — Liebhaberei. Man verstehe mich recht: wie die ächteste Poesie Gelegenheitspoesie im Goethe'schen Sinn, so ist auch die originalste gelehrte That zuletzt Liebhaberei im Lessing'schen. Ein Professor soll aber nicht bloß seine originalen Thaten bringen, er soll auch fremde mit gleicher Liebe darstellen.

Dies thut nun Herder, ein überaus feinfühlig und empfänglich organisierter Geist. Er führt uns durch ganze große Wissensreiche, und obgleich seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" unvollendet geblieben sind, so kann man doch sagen, was er davon vollendet hat, das bietet uns fremde und eigne Ergebnisse, wie sie der ächte Professor geben soll. Und dennoch lehrt auch Herder nicht wie ein ganzer Professor. Denn ihm fehlt nun wieder jene durchsichtige Klarheit der Disposition, jene unerbittlich strenge Ordnung des Stoffes, die das wahre Meistergeheimnis des Kathedervortrages ist. Diese Klarheit besaß Lessing ohne das Katheder, Herder konnte sie, trotz der Kanzel, nicht gewinnen, obgleich er einmal sagt: „wer sich klare Bestimmtheit in irgend einer Sache erwerben will, der doziere sie!" Wir erkennen gar oft die Notwendigkeit dessen am genauesten, was uns am meisten fehlt.

Ich nannte Lessing einen Spezialisten, und das ist ja heutzutag eine große Empfehlung. Es wäre sehr zu wünschen,

daß alle unſere Spezialiſten Leſſing ſtudierten. Er durchforſcht das Einzelnſte, Kleinſte mit treueſtem Fleiße, aber ſofort erwachſen ihm daraus Gedanken von unabſehbarer Tragweite, denn er faßt das Kleine in ſeinem großen Zuſammenhang und erhebt die trockenſte Unterſuchung über ſich ſelbſt durch die [illegible]een und die Kunſt des Wortes.

In der Wiſſe[illegible] gibt [illegible]keinen kleinen Stoff, es gibt nur kleine Be[illegible]r gut wär es, wenn alle unſere Spezialiſten [illegible]n!

Wir beſitzen gegenwä[illegible] meiſten Disciplinen einen reichen Nachwuchs vo[illegible]zi[illegible] trefflich geſchulten jungen Gelehrten bei einem empfindlich[illegible] Mangel an Privatdocenten — die docieren können. Denn auf dem Katheder reicht der gewöhnliche Spezialismus nicht aus, da braucht man Leſſing'ſchen Spezialismus, der doch im innerſten Kerne univerſal iſt. Für das Katheder begeiſtert nicht, vom Katheder herab zündet nicht der nackte gelehrte Stoff, ſondern die bedeutenden Gedanken, welche aus jenem Stoffe entwickelt werden, entwickelt in edel gediegener Form.

Ich kehre zu Leſſing zurück.

Die akademiſche Jugend liebt die Polemik. Der Profeſſor trägt ein trockenes Kapitel vor, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer erlahmt: da wirft er ein paar polemiſche Hiebe hinein, er gießt etwas kritiſche Lauge über einen Gegner: — ſofort beleben ſich Aller Blicke, das ganze Kollegium lauſcht! Nichts wäre dankbarer, als recht ſcharf und fleißig zu polemiſieren im Hörſaal, — wenn es nur auch eben ſo nützlich, wenn

es nicht gar so gefährlich wäre. Die Jugend greift gerne zum Schwert, sie sieht auch gern, wenn Andere fechten.

Nun gut! Lessing führt unbestritten die schärfste Klinge unter den deutschen Klassikern. Aber mit seiner Polemik hat es eine ganz ähnliche Bewandtnis wie mit seinem Spezialismus. Er streitet niemals bloß, um den Gegner zu vernichten, sondern vielmehr, daß über des Gegners Irrtum die Wahrheit triumphiere, welche über alle Personen geht. So führt ihn der Kampf mit der lutherischen Orthodoxie seinerzeit zuletzt zum „Testamente des Evangelisten Johannes" für alle Zeiten: „Kindlein liebet Euch!" und aus dieser Polemik erwuchs ihm wiederum sein eigenes poetisches Testament: — der Nathan.

Nichts veraltet rascher als Polemik, nichts ist widerwärtiger zu lesen als die gelehrten Händel vergangener Tage. Lessing's Polemik ist fast allein nicht veraltet: „er machte den Pastor Götze unsterblich, indem er ihn zerschmetterte!" Seine Streitschriften bieten selbst Dem einen Genuß, der nicht auf seiner Seite steht, ja wir bewundern ihn, wenn er sich Blößen gibt; denn selbst da erkennen wir, daß er viel ehrlicher noch mit sich selber ringt als mit dem Gegner, und daß es ihm zuletzt überhaupt nicht um den Gegner zu thun ist, sondern um die Wahrheit.

Lessing hat die Art gedankenreicher Leute, daß er gerne mit sich selber spricht. Er wirft im Schreiben Fragen auf, die er beantwortet, Einwände, welche er widerlegt, und gerade wo er die schärfste Schneide seiner Dialektik zeigt, dialogisiert er am liebsten, und behält dann wohl gar das

letzte Wort im Sinne. Das soll der Leser für sich ausdenken und aussprechen.

Man kann sagen, die Lust an der Polemik ist so mächtig in Lessing, daß er in Ermangelung eines andern Gegners mit sich selber polemisiert; aber diese Polemik erscheint dann zugleich als Ausfluß der Bescheidenheit, Selbsterkenntnis und Gerechtigkeit, sie wird zur sokratischen Methode, auch ohne die äußere Form des Dialogs.

Und in diesem Sokratisieren bietet Lessing, der Freund, unsern Zuhörern eine so köstliche Ergänzung zu dem, was wir Ihnen als Lehrer bieten können.

Der Professor auf dem Katheder dialogisiert nicht; er dociert. Er hört immer nur sich selber reden, er hat immer Recht, er behält jeden Tag das letzte Wort. Das ist ein Unglück, aber es geht einmal nicht anders. Es wäre für uns so heilsam, wenn wir nach dem Kolleg ein wenig Lessing lesen würden, um zu sehen, wie sparsam dieser Mann sich das letzte Wort gönnt!

Lessing liest sich nicht rasch. Wer mir sagt, daß er ihn rasch und bändeweise lese, der dünkt mir verdächtig: er wird diesen Autor überlesen, aber nicht lesen.

Bei der Lektüre Lessings müssen wir gar oft innehalten, Atem schöpfen, aufspringen und weiter denken. Wir lesen wohl auch wieder zurück und bedenken das Vorhergehende im neuen Lichte des Folgenden zum zweitenmal. Lessing hat dies mit den Alten gemein, daß seine Schriften zwar nur den vollen Genuß bieten, wenn man sie ganz liest, und doch auch einen Vollgenuß, wenn man nur ein-

zelne Teile, ja einzelne Sätze offenen Auges und Geistes herausgreift. Jeder Satz ist selbständig im Ganzen.

Ebendarum ist Lessing aber auch ein so spröder Autor. Er sagt nicht Alles was er weiß, aber er zwingt uns, von selbst zu weiterem Wissen vorzudringen. Sein Stil ist so durchsichtig klar, so schön und dennoch will er enträtselt sein; er ist wie geschmiedet, wie damasciert, und Lessing ist ebenso freigebig mit Gedanken als karg mit Worten.

Die spätern Gegner Lessings, namentlich die Romantiker, wußten an seinen Leistungen so ziemlich Alles zu tadeln. Sie fanden seine Poesie prosaisch, seine Kunstkritik einseitig nüchtern, die Wahl seiner wissenschaftlichen Stoffe beschränkt, seine Philosophie fragmentarisch, seine Theologie negativ. Nur Eines ließen sie ihm: sie fanden seinen Stil bewundernswürdig. Als ob ein Stil bewundernswürdig sein könne, der nicht aus der Tiefe bewundernswürdiger Gedankenarbeit und Geistesharmonie herausgebildet wäre! Stil und Gedanken sind wie Leib und Seele, aber nicht wie Rock und Leib.

Die Gegenwart urteilt gerechter. Allgemein wird jetzt erkannt, daß gerade das Studium von Lessings Styl stähle, daß es ein Bad der Verjüngung sei *für den Denker*; wir holen uns neue Gedanken aus seinem niemals veraltenden Styl.

Diese schriftstellerische Eigenart unsers Meisters kann nun aber auch ganz speziell pädagogisch auf den Studenten wirken. Ich halte nämlich Lessing für einen besonders guten Lehrer *in der schweren Kunst ein Kollegium zu hören*.

Die wahre Feinheit dieſer Kunſt beſteht darin, erſtlich, daß man hörend — d. h. ſcheinbar bloß rezeptiv — doch zugleich ſelber arbeitet und produktiv iſt, — und zweitens, daß man den Profeſſor, der nun ſeinerſeits unmittelbar produziert und mit den Gedanken ringt, indem er frei vorträgt, ſo recht im Prozeſſe ſeiner Arbeit belauſche.

Beides iſt ſchwer; ja man merkt erſt recht, wie man eigentlich Kolleg hören ſollte, wenn man ſelber ſo ein zehn oder zwanzig Jahre Kolleg geleſen hat. Das iſt nun ein verdrießlicher Zirkel; denn man kann doch nicht zugleich Student ſein, bevor man Profeſſor und Profeſſor bevor man Student wird.

Der Zuhörer ſoll in ſeinem Hefte beileibe nicht Alles nachſchreiben, was der Lehrer ſagt, und wörtlich ſtenographierte Hefte vollends ſind etwas grauſam Verkehrtes; er ſoll vielmehr den Vortrag augenblicklich durchſchauen, die Grundlinien der Gliederung herausgreifen, das Wichtige vom Unwichtigen mit ſicherer Hand ſondern, kurzum er ſoll denken, ordnen, prüfen, indem er ſchreibt. Das iſt ſeine Produktivität, während er rezipiert.

Studiert er aber dann zu Hauſe ſein Heft, ſo ſoll er langſam leſen, öfters innehalten, Atem ſchöpfen und weiter ſpinnen, was die Feder nicht wiedergegeben hat, er ſoll auch häufig zurückgreifen und das Vorhergehende im neuen Lichte des Folgenden abermals bedenken — und da verfalle ich beim Schildern des wahren Studiums eines Heftes faſt genau in dieſelben Worte, die ich vorhin bei der Schilderung der wahren Lektüre Leſſings gebrauchte!

In der That! wer Leſſing leſen lernt, der lernt auch

ein Kollegium hören und ein Heft ſtudieren und durchbricht ſo den verdrießlichen Zirkel, daß man eigentlich ſollte Profeſſor geweſen ſein, um genau zu wiſſen, wie man Student ſein müſſe — und umgekehrt. Bei den Kollegienheften iſt übrigens die Hauptſache, daß man ſie mit Verſtand geſchrieben und ehrlich geſchrieben hat. Gar mancher fleißige Student hebt ſich ſeine ſchön geſchriebenen Hefte auf und läßt ſie einbinden, um ſie im ſpäteren Leben wieder zu leſen. Er lieſt ſie aber gewiß in ſeinem Leben nicht wieder. Deshalb war es doch gut, daß er ſie aufgehoben hat und ſo feſt hat einbinden laſſen. Wären ſie nicht mit wirklichem Selbſtſchaffen niedergeſchrieben worden, ſo würde er gar nicht auf den Gedanken des Aufhebens und Einbindens gekommen ſein. Die gebundenen, aber niemals wieder geleſenen Hefte ſind das dauernde Zeugnis der Pflichterfüllung und ſchmücken als ſolches jede Bibliothek.

Nun komme ich zum zweiten Punkt. Der Zuhörer ſoll den vortragend ſchaffenden Lehrer in ſeiner Arbeit belauſchen. Auch dies iſt eine ſchwere Kunſt, die man zu Hauſe ein wenig vor- und nachüben müßte. Unſer Univerſitätsfreund bietet uns die Gelegenheit dazu. Keinen andern Schriftſteller belauſchen wir ſo ſicher in der Arbeit, bei keinem ſehen wir ſo genau, wie er ſeine Gedanken packt, läutert, durchbildet, am Gegenſatze erprobt: kraft eben der vorgedachten ſokratiſchen Methode ſeiner Dialektik, die er im Geſpräche mit ſich ſelbſt entfaltet.

Es iſt aber noch eine weitere zwiefache Eigenſchaft der Leſſingſchen Schriften, welche uns ſo recht in die Geheimniſſe ſeines Arbeitens blicken läßt — zwiefach — nämlich eine erfreuliche und eine betrübende.

Erfreulich ist die Selbstkorrektur, womit er seine Concepte und die wenigen ihm vergönnten neuen Auflagen durchfeilte. Die feinen Varianten sind des Studiums würdig, und wer sich Lessing zum Freunde wählt, der wird natürlich nicht zu einer gewöhnli[illegible]seiner Schriften greifen, sondern zum kri[illegible]nns, der die volle Gestalt des Originals [illegible]ietet. Lessing hatte vor all' unsern deut[illegible]st das Glück, einen Lachmann als Her[illegible] und er hat dieses Glück verdient. Die [illegible]in die gelehrte Werkstatt, hier wie bei den [illegible]och haben wir bei Lessing e i n e n Vorteil. [illegible]n wir nur die Abschreiber der Codices und die philologischen Kritiker in ihrer Arbeit belauschen; bei Lessing belauschen wir den Autor als Selbstkritiker.

Wenn Lessing redet, reizt er zum Denken, aber auch — wenn er schweigt. Da komme ich zu jener zweiten Eigentümlichkeit, die uns wehmütig stimmt, — ich meine die Fragmente der unvollendeten und das Fragmentarische seiner vollendeten Werke.

Kein Zweiter unter den großen deutschen Schriftstellern hat uns gleich viel unausgeführte Entwürfe hinterlassen und gleich zahlreiche Anfänge unvollendeter Schriften jeglicher Art, die mit beredten verheißungsvollen Sätzen beginnen, und plötzlich bricht dem Autor das Wort ab, — er schweigt für immer!

Diese vielen Fragmente sind nicht für den großen Leserkreis, sie gehören dem Jünger wie dem Meister der Wissenschaft. Tiefer noch als bei den Korrekturen belauschen wir Lessings Arbeit bei den Fragmenten und Entwürfen. Und

mit unwiderstehlichem Zauber locken sie uns, im Geiste den Plan selber auszubauen, oder den Fortgang seiner abgebrochenen Ideen zu enträtseln.

Aber nicht bloß der Zauber des Rätsels für den Verstand ruht über diesen Fragmenten, sondern mehr noch der Zauber der Tragik für die poetische Saite unsres Gemüts. Man hat viel Tragisches in Lessings äußern Lebensumständen gefunden; doch als der tiefere tragische Zug erscheint es mir, daß er so viel Großes begonnen, was er nicht vollendete, und zwar keineswegs bloß darum, weil es ihm überall an Muße gefehlt hätte, sondern weit mehr noch, weil sein rastlos drängender, rastlos Neues erfassender Geist in sich selbst nicht zur Ruhe des Abschlusses gelangen konnte. Der wahre Weltschmerz kommt nicht von der Welt außer uns, sondern er gründet in den verhängnisvollen Tiefen unserer eignen Natur, bei dem verstandesscharfen Lessing eben so gut wie bei dem mystisch tiefsinnigen Beethoven.

Und so ist auch Lessings gesamtes Schaffen, die Summe seiner vollendeten Werke ein Torso geblieben, aber vergleichbar jenem Torso des Herkules, in dessen Studium sich ein Michel Angelo für die schaffende Kunst begeisterte, ein Winckelmann für die schildernde Kritik!

Ich habe Ihnen Lessing als Freund empfohlen. Ist das nicht ein gewagtes Wort?

Heute vor siebzehn Jahren, am 29. November 1856, stand ein trefflicher Mann, der nun schon lange heimgegangen ist, auf dieser Rednerbühne, mit dieser nämlichen goldenen

Kette geschmückt, und sprach über die Systeme der Philosophen. Von Pythagoras zu Heraklit sich wendend, sagte er: „Der geistvollste unter allen vorplatonischen Philosophen nach Pythagoras ist — mein seliger Freund, der einsame jonische Denker Heraklit von

Manche stutzten, [illegible] Ernst von Lasaulx den alten Heraklit seine[illegible]" nannte, und so stutzt vielleicht auch he[illegible] ich Ihnen die Freundschaft Lessings e[illegible]

Wie kann m[illegible]s nie gekannt hat, seinen Freund nennen? [illegible] Gegenseitigkeit voraus; und so genügt es n[illegible]emand schätze und liebe, ich muß auch von ihm wiedergeschätzt und wiedergeliebt werden, wenn ich ihn meinen Freund nennen will.

Nun hat Lasaulx vermutlich in einem ganz andern Nebensinne von seinem Freunde Heraklit gesprochen als ich hier von Ihrem Freunde Lessing rede. Lasaulx dachte wohl gar an ein geheimnisvolles Leben vor diesem Leben, während ich nur an ein offenkundiges Leben nach dem Tode denke, an das Fortleben des schöpferischen Geistes in seinen Werken. Und doch treffen wir Beide gewiß zusammen in einem gemeinsamen Grundgedanken.

Kann uns ein längst Verstorbener auch nicht mehr sagen, ob er unser Bemühen, sich ihm zu nähern schätzt und billigt, so hat er uns wenigstens in seinen Werken einen Maßstab hinterlassen, daran wir selber wahrzunehmen vermögen, ob wir seines Umganges nicht ganz unwert sind. Und wenn wir nun merken, daß wir im Lessing'schen Geiste steigend klarer erkennen, steigend wahrer und harmonischer das Er-

kannte darſtellen, ſo nähern wir uns nicht blos Leſſing, ſondern Leſſing nähert ſich auch uns.

Allein wer wäre ſo anmaßlich, daß er behauptete, durch die Kraft der Dialektik und durch den Nerv des Wortes Leſſings Freundſchaft in dieſem Sinne fortſchreitend ſich erobert zu haben! Da iſt ja Leſſing ein ſo originales Genie, daß ſelbſt der Meiſter von ſolch einer Eroberung ſeiner Freundſchaft nicht zu reden wagen wird und zwar um ſo weniger, je mehr er Meiſter iſt. Alſo müßte der Schüler gar verzweifeln, Leſſing ſeinen Freund nennen zu dürfen.

Man kann aber auch von Niemand fordern, daß er ein Genie ſei, wohl aber fordert man von Jedem, daß er ein Charakter.

Der wiſſenſchaftliche Charakter: das iſt der Punkt, wo Jeglicher Leſſing zum Freunde gewinnen kann, der überhaupt verdient, ein Jünger der Wiſſenſchaft zu heißen, — und der wiſſenſchaftliche und ſittliche Charakter fällt bei Leſſing wunderbar in Eines zuſammen.

Vier Kardinaltugenden ſind es, in welchen die Größe von Leſſings wiſſenſchaftlichem und ſittlichem Charakter zugleich gipfelt.

Vorerſt ſeine Beſcheidenheit. Er iſt demütig vor ſich ſelbſt, wie jedes wahre Genie; er zeigt uns gern und offenherzig, wie er ſucht, zweifelt, irrt, ſtrebt und ringt; aber er prahlt nicht mit dem, was er gefunden hat.

Dann ſein Mut: der Mut der Wahrheit im Glauben an die Macht des Geiſtes, welcher ohne Menſchenfurcht bekennt, was ihm Wahrheit geworden iſt.

Dazu die Gerechtigkeit. Vernichtend gegen unlautere,

halbe und aufgeblasene Naturen, sucht Lessing mild und gerecht verleumdete Charaktere zu retten, Verschollenes ans Licht zu ziehen, ehrlich strebende Zeitgenossen in helleres Licht zu setzen. Selbst im geselligen Gespräche liebte er es, die schwächere Partei zu unterstützen, nicht aus Lust am Paradoxen, sondern aus ritterlichen Gerechtigkeitssinnes.

Wo es ab … heit galt — und ihr galt es in seinen … a beseelte ihn der selbstlose, unermüdli… rheit. Und dies ist die vierte Kardinalt… eilich die erste; denn sie bedingt die an… hr kräftigte und läuterte er sich zu allen übrige…

Prüfen Sie sich auf diese Kardinaltugenden und fragen Sie dann, ob Lessing Ihre Freundschaft annehmen kann, ob Sie die seinige gewinnen können? Das dürfen und sollen Sie! Wir mögen verzichten auch nur annähernd zu denken und zu schreiben wie Lessing; aber auf die wachsende Reinheit des sittlich-wissenschaftlichen Charakters verzichten, das hieße auf Alles verzichten.

Und bedenken Sie ja: Freundschaft steht nicht still, sie ist niemals abgeschlossen; sie wächst oder sie stirbt. Beobachten Sie genau, ob Lessings Neigung für Sie zunimmt, ob die Freundschaft gewachsen ist? Sie werden dann auch beurteilen können, ob Sie selber gewachsen sind.

Man soll Lessing schon frühe lesen, weil man ihn später immer wieder lesen soll. In verschiedenen Lebensaltern wirkt er verschieden auf uns, er nähert sich in neuer Weise, wir vergleichen die frühere und die spätere Weise und da können

wir dann wieder im größeren Stile ermeſſen: — ob und wie wir gewachſen ſind!

Von Leſſing, dem Künſtler, habe ich heute ſchon geſprochen.

Sie werden fragen: Wo? Denn ich habe das Wort noch gar nicht in den Mund genommen. Ich erwidere: überall! Ich ſprach ja von ſeiner Dialektik — ſie iſt Kunſtwerk! — von ſeiner ſokratiſchen Methode — ſie iſt des Künſtlers; — von ſeinem Stil — er iſt naives und hochverfeinertes Kunſtprodukt zugleich! Ja ſelbſt ſeine Polemik, ob zürnend oder ſpottend, ründet und adelt ſich künſtleriſch. Die Kunſt ſteht bei ihm nicht neben der Wiſſenſchaft, ſie ſteckt darin. Er ſchreibt einmal: die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit. Wie wenig beſagt dieſes Wort und — wie viel! wenn man's recht verſteht.

Es war der leuchtende Vorzug unſerer klaſſiſchen Litteraturperiode des vorigen Jahrhunderts, daß ſich in ihr die Kunſt mit der Wiſſenſchaft unlösbar verſchmolz. Keine Nation that es hierin der deutſchen gleich, die alten Griechen einzig ausgenommen.

Wir haben es heute in den meiſten Wiſſenſchaften viel weiter gebracht als zu Leſſings und Goethes Tagen, aber wie weit ſind wir oft genug von jenem hohen Ideale gewichen! Wir leben in einer Zeit voll wimmelnder Kunſtbetriebſamkeit und doch — — in einer künſtleriſchen Zeit leben wir nicht; denn die Kunſt durchdringt ſelten noch das Wiſſen, ſelten das Leben. Wir fordern jetzt zwar von dem Künſtler, ſofern er höher ſtrebt, daß er wiſſenſchaftlich ge-

bildet sei; aber der Denker muß sich entschuldigen und fragen ob es auch erlaubt ist, wenn er kunstgebildet und kunsterfüllt an das hohe Werk geht, seinen Gedanken litterarische Gestalt zu geben.

Ich breche [illegible] in den Ton des Strafpredigers verfal[illegible] lesen Sie Lessing!

Untersuchen [illegible]arum Lessings gelehrte Schriften so jug[illegible]nd, und warum andere noch weit gelehr[illegible]erer Autoren längst verdorret sind und [illegible]der Künstler sagt Ihnen die Antwort.

Es gibt [illegible] keine Kunst brauchen; dennoch bedarf [illegible]er, welcher ihnen dient, für sich der Kunstbildung; denn wahrhaft Großes, Unsterbliches schafft überall nur — die harmonische Persönlichkeit.

Meine Herren! Die deutschen Universitäten haben gegenwärtig heiße Kämpfe und Wettkämpfe zu bestehn. Wir müssen alle Kraft aufbieten, daß wir uns behaupten.

Die deutschen Universitäten sind Stiftungen aus alter Zeit, eingefügt, so gut es gehen wollte, in den fremdartigen Organismus der modernen Staatsanstalten, des modernen Schulwesens; — ausgerüstet mit einer korporativen Verfassung, die heutzutage nie und nimmer so gemacht werden würde, die fortbesteht weil sie besteht; — gegliedert in Fakultäten, die, soviel man daran ändern und spalten mag, doch der gegenwärtigen Gliederung der Wissenschaft von Grund aus nicht entsprechen, — und trotz alledem ging und geht

aus diesen altmodischen Universitäten, an welchen das Herz der Nation hängt, fast Alles hervor, was den unermeßlichen geistigen Fortschritt der Nation angeregt und befruchtet hat, und die konkurrierenden Schulen neueren Stiles beziehen ihre besten Kräfte fort und fort von diesen altmodischen Universitäten.

Ich vergleiche dieselben dem englischen Parlament. Das ist auch ein winkeliges altmodisches Bauwerk, im Laufe der Jahrhunderte erwachsen, und nur der Engländer weiß und versteht eigentlich ganz, was dieses Parlament ist, wie nur der Deutsche ganz versteht und weiß, was eigentlich eine deutsche Universität. Und doch erhob und verjüngte sich die englische Nation fort und fort durch jenes altmodische Parlament.

Der Reigen der akademischen Lehrer sitzt hier vor Ihnen in altertümlichem Gewand, wie eine Erscheinung aus längst vergangenen Tagen; alte Zepter werden uns vorgetragen, die ihre ursprüngliche Bedeutung gewechselt haben; wir bedecken unser Haupt mit diesem Barett, dessen Symbolik heutzutag nur wenige mehr kennen. Aber veraltet dünkt uns das altertümliche Gewand doch nicht, weil es uns an ewig Neues mahnt, weil wir ihm eine dauernd gültige Deutung geben. Dieser Talar ist der Talar der Humanisten. Genau wie wir hier vor Sie treten, so betraten Reuchlin, Erasmus, Celtes den Lehrstuhl. Man trug diesen Talar zur Zeit der Wiedergeburt, da die Wissenschaft sich selber wieder fand und im Geiste freier Forschung auf die eigenen Beine stellte. Und so denken wir: der Talar der alten Humanisten soll auch uns neuen Humanisten gut stehn; wir denken's, damit wir uns behaupten!

Und auch Sie, meine jugendlichen Zuhörer, sind in einer ganz ähnlichen Lage. Auch der „deutsche Student" wird mehr und mehr ein Bild aus alter Zeit. Ihre burschikosen Ansprüche mögen romantisch poesievoll sein, aber sie stimmen kaum mehr mit dem nüchternen modernen Arbeitsleben; Ihre sozia zumeist nur mehr Einbildung als Wi jaftlich gebildete Jugend ist nicht mehr a Universitäten zu suchen, seitdem die Konk en Hochschulen hinzugetreten, seit ernstes e Litteratur so viel allgemeiner geworde. gewonnen werden kann. Und fragen Sie großen Industrie- und Handelsstädten: uch außerhalb der akademischen Kreise. Kurzum, Sie müssen alle Kraft aufbieten gleich uns, daß Sie sich behaupten als eine jugendliche Aristokratie des Geistes.

Aber was bleibt uns — der ganzen akademischen Bürgerschaft — dann zuletzt Auszeichnendes und Eigenstes?

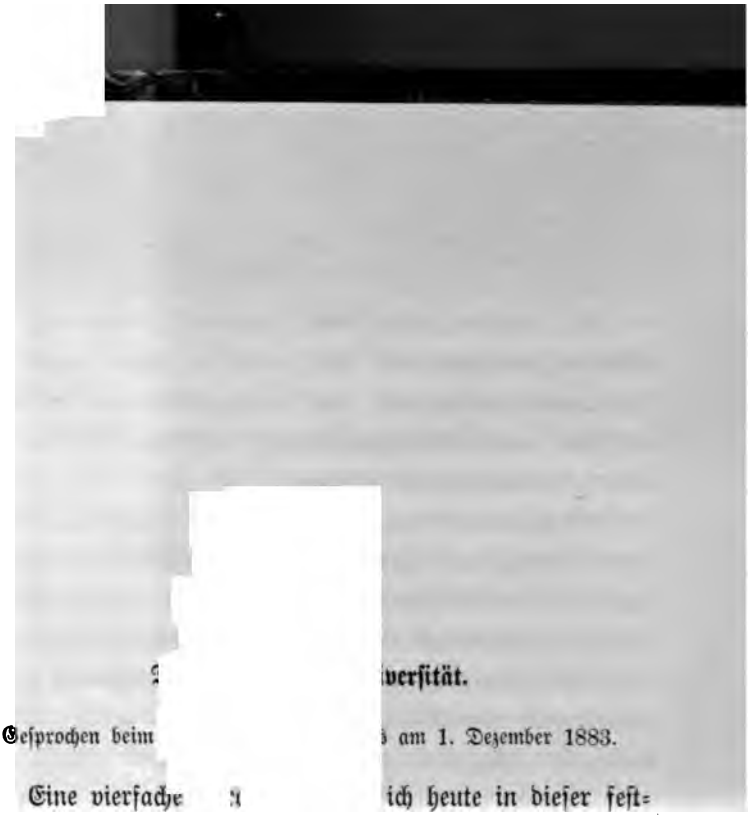
Uns bleibt der *höchste Universalismus der humanen Bildung*! Uns bleibt die Verbindung und Weihe aller Fachgelehrsamkeit durch die philosophische Fakultät, das ist die Fakultät jener reinen Geisteswissenschaft und Naturforschung, welcher lediglich die Erkenntnis Selbstzweck ist, — die Weihe durch die philosophische Fakultät, die bei uns bekanntlich zuletzt kommt — *weil sie alle andern Fakultäten zusammenhalten muß*. Im Lessingschen Geiste macht sie den Universalismus spezialistisch und den Spezialismus universal, und die heimliche Liebe zur Kunst haben die Philosophen noch immer am wenigsten abgeschworen.

Also gehörte Lessing denn doch wohl insbesondere zur philosophischen Fakultät? Doch nein! er gehört in mehrere Fakultäten, oder in alle, oder in gar keine, oder er bildet am Ende gar eine eigene Fakultät für sich. Genug: wir wollen ihn zum Freunde haben!

So lange der Geistesstrom fortflutet, welchen ein Lessing aus dem Felsen schlagen half, so lange werden sich auch die altertümlichen deutschen Universitäten jugendfrisch behaupten.

Und mit diesem Lessing dürften wir sobald noch nicht fertig werden, wie er auch in der kurzen Spanne seines Lebens mit sich selber nicht fertig geworden ist. Allein er sagte:

„Lange leben ist nicht viel leben; viel denken ist viel leben!“



[illegible]versität.

Gesprochen beim [illegible] am 1. Dezember 1883.

Eine vierfache [illegible] ich heute in dieser fest-

lich geschmückten Halle: Die hohen Ehrengäste im Vordergrunde; zur Rechten und Linken die verehrten Genossen des akademischen Lehramtes in den Farben aller Fakultäten, im weiten Mittelraume des Saales unsere studierende akademische Jugend, und — noch eine vierte Corona — auf hohem Balkone: die Damen!

Es läge nahe und wäre verlockend, eine Ansprache an diese gesammte erlesene Zuhörerschaft zu richten in der Form einer wissenschaftlichen Studie, wozu der Redner den Stoff aus seinem nächsten Arbeitskreise schöpfen könnte. Allein die Pflicht des Tages heischt Beschränkung; das alte Herkommen fordert, daß der Rektor der Universität in dieser Stunde eine ermahnende Ansprache an die Studierenden richte.

Und so fasse ich zunächst diese engere Corona ins Auge.

Anmerkung. Nach stenographischer Aufzeichnung mit einigen Zusätzen.

Indem aber mein Blick hinüberschweift zu der Schar unserer jugendlichen Freunde, den Vertretern der ganzen Studentenschaft, gedenke ich, aus wie vielen Ländern und Orten Sie hierhergeströmt sind, zum Teil aus weiter Ferne, wie bunt sich Ihre Reihen mischen nach Heimat und Landsmannschaft der Einzelnen.

Sie alle aber gewannen eine neue gemeinsame Heimat hier in diesem Hause. Sie wurden akademische Bürger, Bürger dieser Universität. Ist Ihr Aufenthalt bei uns auch nur vorübergehend, so soll doch die Frucht desselben dauernd nachwirken, und Sie sollen ein Heimatsgefühl für unsere Universität bewahren, auch wenn Sie schon längst von ihr geschieden sind.

Ich möchte nun topographisch untersuchen, wo diese Heimat liegt, wo denn unsere Universität selber eigentlich zu Hause ist und wir mit ihr.

Unsere Universität liegt in München, und wir nennen sie kurzweg Münchener Universität, obgleich die deutschen Universitäten offiziell nicht nach der Stadt, sondern nach den Namen der Stifter und des Landes genannt werden.

Eine städtische Universität ist unsere Hochschule nicht. Nur einmal bestand eine städtische Universität innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches: das war die reichsstädtisch nürnbergische Universität Altdorf. Es ist ein Blatt in dem stolzen Ruhmeskranze der Reichsstadt Nürnberg, daß sie allein eine Universität gegründet hat, die seit 1578 stufenweise entstanden, mitten in der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges (1623) ihre kaiserlichen Privilegien gewann und sich durch mehr als zwei Jahrhunderte behauptet hat.

Hätten sich in alter Zeit andere Reichsstädte, hätten sich die großen Hansastädte zu ähnlichen Schöpfungen aufgeschwungen, so würden jene Städte in den schlimmen Tagen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich einen andern Charakter behauptet, sie würden jugendkräftiger und strebsamer den en damals aufblühenden Residenzstädten d

Aber wenn versität München keine städtische Unive ie doch im Boden dieser Stadt. Das h hat in den jüngsten Jahrzehnten wu an Fülle, Macht und Originalität; un, usehends nicht nur volkreicher, sondern) vu charaktervoller, sie umstricken mit ihrem Einfluß, was nur in ihre Nähe kommt, sie gewinnen an fesselnder Eigenart.

So können sich auch die alten Universitäten dem Einflusse der modernen Stadt nicht entziehen. Die Großstadt bestimmt mehr, als man gewöhnlich glaubt, den Geist der Universität in ihren Mauern. Die Rolle, welche beispielsweise die Wiener Universität, ja die Wiener Studentenschaft seit 1848 bis auf diesen Tag gespielt hat, wäre außerhalb Wiens undenkbar. Anderseits gehen viele der schärfsten Züge akademischen Lebens in der Großstadt geradezu verloren.

In den alten kleinen Universitätsstädten dagegen, die, was sie sind und bedeuten, wesentlich ihrer Universität verdanken, erhält auch heute noch die Stadt ihren auszeichnenden Charakter durch die Universität.

Hier in München behaupten wir eine glückliche Mittelstellung. Die Universität kam nach München, als unsere

Stadt noch mäßig groß war. Aber jenes alte München von 1826 stand doch bereits festgewurzelt in seinem Wesen, als Hauptstadt des Königsreichs, als deutsche Kunstmetropole. Durch seine Akademie der Wissenschaften war es auch schon längst eine hervorragende Stätte deutscher Gelehrsamkeit. Da erst siedelte die Universität in seine Mauern über. Sie mußte sich den Boden erobern und sie hat ihn erobert. München ist inzwischen herangewachsen zu einer Großstadt voll des mannigfaltigsten Betriebes, durch Interessen aller Art Fremde und Heimische fesselnd. Die Stadt München hat die Universität nicht verschlungen und die Stadt wird nicht beherrscht durch die Universität, aber beide fördern sich gegenseitig.

Wenn irgend eine deutsche Hochschule, dann hat die unsrige den Einfluß der städtischen Heimat recht deutlich an sich selbst erlebt. Sie gehörte im Laufe der Zeit drei Städten und ist mit jedem Ortswechsel eine andere geworden. Nicht bloß durch den Einfluß des Ortes, aber doch auch mit demselben. In Landshut konnte sie sich freier entfalten als in Ingolstadt, in München freier als in Landshut; die Universität hätte nicht entfernt das werden können, was sie geworden ist, wenn sie bis auf diesen Tag in Landshut oder Ingolstadt geblieben wäre.

Wir wissen auch recht gut, daß wenigstens ein Teil der Anziehungskraft, die unsere Universität nach außen übt, der Stadt München gutgeschrieben werden muß. Die künstlerische Atmosphäre, die uns hier umgibt, lockt auch den Jünger der Wissenschaft, das größte und eigenartigste städtische Zentrum süddeutschen Lebens reizt den Mittel- und

Norddeutschen zum Besuche, und die wanderlustige Jugend mag so gerne in der einzigen Universitätsstadt des deutschen Reiches weilen, von deren Zinnen man die Gipfel der Alpen sieht.

So fühlen wir Alle uns dann heimisch auf dem Boden dieser schönen St[illegible]inden und sind dankbar für das freundlich[illegible]tgegenkommen, welches die Universität jed[illegible]rgerschaft, welches sie insbesondere auch [illegible]r Stadt München gefunden hat.

Die Münchener [illegible] in Bayern. Sie ist eine bayerische Lc[illegible]enau genommen heißt sie die „Ludwigs-Maximilians-[illegible]ersität" nach dem erlauchten Namen ihres Gründers und ihres Erneueres. Ein historisch Unkundiger könnte fragen, welcher Ludwig und welcher Maximilian gemeint sei? denn wir sind so glücklich, mehrere Ludwige und mehrere Maximiliane zu besitzen, die sich alle als Förderer, zum Teile als epochemachender Förderer unserer Universität hervorgethan haben. Und bei diesen fürstlichen Namen gedenken wir auch gerne unseres erlauchten Beschützers, Seiner Majestät des regierenden Königs, dem die Universität so viel verdankt und dem sie immer zu Treue und Dank sich verpflichtet fühlen wird.

Die meisten deutschen Universitäten führen ihre Namen von Fürsten, und alle deutschen Universitäten mit Ausnahme der drei schweizerischen sind von Fürsten gestiftet.

Die Mehrzahl der alten Universitäten des romanischen Südens entstanden im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert und im Anfang des fünfzehnten. Sie gehören dem

Mittelalter an. Die meisten deutschen Universitäten dagegen wurden im fünfzehnten und insbesondere im sechzehnten Jahrhundert gegründet. Sie gehören der Zeit der Renaissance, sie erwuchsen unter dem belebenden Frühlingshauche des aufblühenden Humanismus und unter den Märzstürmen jener gewaltigen religiösen, sozialen, politischen und nationalen Kämpfe, welche wir mit einem Gesamtnamen die Reformation nennen. Zur selben Zeit aber festigte sich immer mehr die neue landesherrliche Macht, die Macht der absoluten Fürsten der Renaissance. Und gerade die absoluten Fürsten thaten sich als Gründer und Patrone der Universitäten hervor, während doch diese akademischen Stiftungen und Korporationen in ihrer inneren Verfassung keineswegs monarchisch zugespitzt waren, sondern den aristokratisch-republikanischen Charakter behaupteten.

Die deutschen Universitäten waren von Anfang an und blieben Landesuniversitäten, was man von den älteren romanischen Universitäten nicht sagen kann. Jene fürstlichen Gründungen erscheinen als die ersten prophetischen Akte künftiger „Kulturpolitik" zu einer Zeit, wo man sonst noch wenig Kulturpolitik trieb. Fast alle neuere staatliche Kulturpflege begann mit der Pflege geistiger Interessen, um erst durch dieselben zur Erkenntnis und Pflege der materiellen übergeleitet zu werden. Dies zeigt namentlich ein Blick in die deutsche Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Schicksal unserer hohen Schulen, als Landesuniversitäten, verknüpfte sich fortan aufs engste mit der politischen Geschichte des Landes. Es wäre eine schöne Aufgabe, darzustellen, wie die Partikular-Geschichte der deutschen

Territorien ſich ſpiegelt in der Geſchichte ihrer Univerſitäten, wie das Steigen und Fallen dieſer Anſtalten keineswegs bloß durch die großen wiſſenſchaftlichen Strömungen oder den Einfluß gelehrter Größen, ſondern ebenſo ſehr durch jeweils herrſchende Staatsweisheit oder Staatsthorheit bedingt war.

Achtzehn deutſche Univerſitäten ſind verſchwunden, ſie verſanken zum Teil nach jahrhundertelanger Blüte. Wie die Zeit der Renaiſſance und Reformation beſonders reich war an Gründungen neuer Hochſchulen, ſo hat die Zeit der großen politiſchen Umgeſtaltung Europas am Schluſſe des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts beſonders viele ſolcher altberühmter Anſtalten hinweggefegt. Die Univerſitäten der drei geiſtlichen Kurfürſtentümer Köln, Trier und Mainz verſchwanden in den Revolutionsjahren (von 1791—98); die braunſchweigiſche Univerſität Helmſtädt ging im neuen „Königreich Weſtfalen" zu Grunde (1809), das reichsſtädtiſche Altdorf teilte das Schickſal der Reichsſtädte und des alten Römiſchen Reiches (1809); die ſächſiſche Univerſität Wittenberg verſchwand bald nach der großen Kataſtrophe Sachſens (1817). Dagegen erinnert uns das Stiftungsjahr der Berliner Univerſität (1809) an die innere Erhebung Preußens nach ſeinen Niederlagen und die Gründung Bonns (1818) an die Neugeſtaltung Preußens nach ſeinen Siegen.

Alle dieſe Jahreszahlen reizen zum Nachdenken.

Weit mehr als bei anderen Schulen hing der Lebensfaden der Univerſitäten an dem Lebensfaden der Staaten, welchen ſie angehörten.

Fürſtliche Gründungen und ſelbſtändige Stiftungen und

Korporationen in alter Zeit, sind sie mit der wachsenden Staatsmacht Staatsanstalten geworden. Wie die Kulturpolitik früher schon bei Kunst und Wissenschaft begann, so wurden auch die Schulen früher „verstaatlicht" als andere Organismen unseres Kulturlebens. Und wären auch nicht höhere Gründe, so führt schon das fortwährend steigende Ausgabebudget unserer Universitäten, welches längst nicht mehr aus den alten Stiftungsmitteln gedeckt werden kann, auch die reichsten dieser Schulen dem Staate immer mehr in die Arme. Die entscheidendsten Neugestaltungen in Geist und Form unserer Universitäten sind aus dem Wesen des modernen Staates hervorgewachsen, unbeschadet so vieler alter Institutionen, die sich im akademischen Leben behauptet und mit dem Neuen zu einem so eigenartigen Ganzen verbunden haben.

So ist denn unsere Hochschule nicht nur zu Hause in München und im Lande Bayern, sie ist auch zu Hause im bayerischen Staate. Jede Immatrikulation wird, wie schon der Wortlaut der Matrikel besagt, „unter den Auspizien Seiner Majestät des Königs" vorgenommen, jede Doktorpromotion ausdrücklich unter denselben Auspizien vollzogen. Ueber der Selbstregierung unserer Körperschaft, die wir als ein kostbares Kleinod bewahren, waltet die obere Instanz der Staatsregierung, und ihrer Fürsorge, wie der Fürsorge der Volsvertretung ist das Gedeihen unserer Alma mater zum großen Teile anheimgegeben.

Das akademische Bürgerrecht ist nur vorübergehend und wirkt nicht ausschließend wie ein politisches Bürgerrecht; dennoch soll sich auch der ausländische akademische Bürger heimisch wissen nicht nur in dem Lande, sondern auch in dem Staate, welcher die hohe Schule schirmt und fördert.

Die Förderung von Staat und Universität ist aber zu allen Zeiten gegenseitig gewesen. Der Staat legitimiert sich in gewissem Sinne nach außen durch den Besitz einer Universität. Das haben jene Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts wohl gewußt, welche Universitäten gründeten, um in einer Zeit [illegible] skämpfe die selbständige Kulturbedeutu[illegible] beurkunden und zu behaupten. Sta[illegible]mal eine eigene Universität besitzen, [illegible]ten.

Es ist in [illegible]überflüssig, daran zu erinnern, daß di[illegible]ten auch ein wenig mitbedingt ist du[illegible]flege der Wissenschaft.

Indem di[illegible] für das Land und nach innen wirkt, erschließt sie zugleich das Land nach außen. Wir rufen unsere Lehrer aus allen deutschen Gauen und freuen uns, wenn Schüler aus allen Weltteilen kommen und die Früchte und Erinnerungen ihres hiesigen Studiums wieder überallhin mitnehmen. Auch die deutsche Wissenschaft soll ihre Flagge an allen Küsten zeigen.

Die übrigen Bildungsanstalten des Landes, die Elementar- und Mittelschulen, gehören dem Lande im engeren Sinne; für die allgemeine Bildung des eigenen Volkes sind sie wichtiger als die Universitäten. Aber die Hochschulen beiderlei Art, sollen und wollen zugleich nach außen wirken.

In älterer Zeit war die Zahl der deutschen Gymnasien weit kleiner als heutzutage, die Zahl der Universitäten größer. Damals war manches ‚Gymnasium illustre' in der That berühmt durch die Anziehungskraft, die es nach außen übte, die Oberklassen erschienen wie eine kleine philosophische

Fakultät, und aus solchen Gymnasien ist auch mitunter eine wirkliche Universität hervorgewachsen (z. B. Altdorf, Helmstedt, Rinteln, Paderborn). Heute besitzen wir hier eine viel schärfere Teilung der Arbeit wie der Wirkenssphäre.

Jeder Studierende unserer Universitäten kostet dem Staate Geld, und die Staatskasse bezahlt auch jedem Ausländer einen Teil seiner Studien, wofür der Letztere später keinen Ersatz leisten wird. Dennoch ist dieses Geld gut angelegt: es hilft das geistige Band zwischen Staaten, Stämmen und Völkern immer fester schlingen.

Die deutschen Universitäten betonen in ihrer Statistik gern die Zahl der immatrikulierten Ausländer. Das geschieht nicht aus Prahlerei, es hat einen tieferen Grund.

Wir wünschen nicht bloß Fremde an unsere Hochschule heranzuziehen, wir wünschen, daß auch unsere Söhne auswärtige Universitäten besuchen. Glücklich der Studierende, welcher dies in richtiger Wahl durchzuführen vermag! Die Prozentzahl der Fremden ist in neuerer Zeit fast an allen deutschen Hochschulen gewachsen. Nicht im Monopol, sondern im gegenseitigen Austausche wurzelt die Stärke der deutschen Universitäten. Jede dieser hohen Schulen ist Landesuniversität, aber eine Universität, die bloß dem Lande gehörte, wäre gar keine deutsche Universität.

Ich greife zum nächstliegenden Beispiele, zum Beispiele aus dem eigenen Hause.

München zählt gegenwärtig doppelt so viel Studierende wie vor zehn Jahren; die Zahl der Nichtbayern aber hat sich seitdem nicht verdoppelt, sondern vervierfacht. Die Ziffer unsers noch nicht ganz abgeschlossenen Personalstandes weist

im Augenblicke 2460 immatrikulierte Studierende auf, und unter dieſen 2460 ſind gegen 900 Nichtbayern, das heißt: mehr als ein Dritteil der ganzen Studentenſchaft gehört nicht unſerm engeren Heimatlande an.

Die Frage, woher die ſtarke Steigerung dieſes Prozentſatzes der Auswärtigen gekommen, läßt ſich nicht mit einem Worte erledigen. Das erfreuliche Reſultat wurde gewonnen, weil die Lehrkräfte bedeutend vermehrt und verbeſſert worden ſind; würde man hier ſtehen bleiben, geſchweige rückwärts gehen, ſo würde auch jene angenehme Ziffer alsbald bedeutend ſinken.

Die koſtbaren Anſtalten und Attribute unſerer Univerſität wurden erheblich erweitert und bereichert. Das wirkte gleichfalls mit.

Ich glaube auch ſagen zu dürfen: die Ausländer kommen in wachſender Zahl, weil der Fleiß, die Strebſamkeit, der Wetteifer bei Lehrern und Lernenden gewachſen iſt und weil der alte gute Ruf unſerer Studentenſchaft ſich fortdauernd behauptet hat.

Es gibt aber noch einen tieferen, weitergreifenden Grund: der auswärtige Beſuch Münchens nahm zu, weil die politiſche und moraliſche Machtſtellung Bayerns ſeit der Gründung des Reiches und im Reiche zugenommen hat, und weil das Reich ſelber ſich ſtätig feſtigte und kräftigte und ſo das Anſehen des deutſchen Namens ſteigerte in aller Welt. Je größere Harmonie im Innern Deutſchlands herrſcht, um ſo lebendiger wird auch der Austauſch der Univerſitäten ſein. Ein Blick in die Perſonal-Statiſtik unſerer Hochſchule von 1848 bis zur Gegenwart zeigt uns das Steigen und Fallen

des Prozentsatzes der auswärtigen Studierenden in engem Zusammenhange mit den inneren politischen Konflikten, welche unser großes gemeinsames Vaterland so lange geschädigt haben; und trotz der Berufung zahlreicher trefflicher Lehrkräfte vermochte München in den fünfziger und sechziger Jahren jene Anziehungskraft nach außen nicht voll und ganz zu üben, die es bei harmonischerem Zusammenhalt der deutschen Staaten untereinander damals sonst gewiß schon bewährt haben würde.

Wir haben ganz unvermerkt die Grenzen unserer engeren Heimat überschritten: die bayerische Landesuniversität München liegt in Deutschland.

Vor elf Jahren, im Sommer 1872, feierten wir das vierhundertjährige Jubiläum unserer Hochschule. Damals tagte eine erlauchte Versammlung in dieser Aula; dichtgeschart saßen hier die Vertreter aller deutschen Universitäten. Wir fühlten uns mit den Gästen daheim in Deutschland und die Gäste fühlten sich mit uns zu Hause in München.

Eine kurze Spanne Zeit war erst verstrichen seit dem Abschluß des Frankfurter Friedens, der den großen ruhmvollen Krieg gegen Frankreich beendigt hatte; eine kurze Spanne Zeit, seit in Versailles das deutsche Reich verkündet worden war. Die großen Ereignisse warfen vergoldend ihren Widerschein auf unser Fest. Die Münchener Universität war die erste, welche im neuen deutschen Reiche ihr Jubiläum beging, wie die Straßburger im Frühling desselben Jahres als die erste vom Reiche gegründet worden war; auch ein Wahrzeichen: der Wiedergewinn des Reichslandes wurde be-

ſiegelt durch die Gründung der neuen, oder richtiger durch die Erneuerung der alten Univerſität.

Im Kreiſe der Genoſſen, die ſich aus ganz Deutſchland bei unſerm Feſte eingefunden, gedachten wir gehobenen Sinnes wahrlich des großen Umſchwunges, der ſich kaum erſt unter unſern Augen vollzogen hatte.

Und doch war uns Männern der Wiſſenſchaft die Thatſache der nationalen Einigung im Innern und der Machtentfaltung nach außen nicht ganz ſo neu und wir betonten ſie auch nicht ganz ſo laut, wie es damals etwa auf einem Kongreß von Politikern oder von Offizieren, Kaufleuten, Induſtriellen geſchehen ſein würde.

Die Urſache liegt nahe.

Deutſchland iſt früher zum wiſſenſchaftlichen, litterariſchen und künſtleriſchen Gemeinbewußtſein gekommen als zum politiſchen; es hat die geſammelte Macht ſeines Denkens und Forſchens früher im Auslande anerkannt geſehen als die Macht ſeiner Waffen, ſeiner Induſtrie, ſeines Handels. Wir wären ſchlechte Patrioten und echte Doktrinäre geweſen, wenn wir es uns an dieſem vorbereitenden Teilerfolge der Nation hätten genügen laſſen. Aber ein Troſt und eine Weisſagung war uns dieſer Erfolg doch geweſen, und manches frühere Jahrzehnt unſerer Geſchichte erſcheint dem Auge des Gelehrten doch etwas heller und ſonniger als dem Auge des Politikers.

Im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert geſchah es wohl, daß man in deutſchen Ländern eine Univerſität gegen die andere gründete und ſie ſo recht zum Trutze dem Nachbar vor die Naſe ſetzte, und manche hohe Schule ward damals zu einer wahren Citadelle des konfeſſionellen Haders

und der politischen Streitsucht. Von Gemeinbewußtsein und brüderlichem Zusammenhalt aller deutschen Universitäten war in jenen Zeiten nicht die Rede, und ein Jubelfest, bei welchem die Vertreter des ganzen akademischen Deutschlands in Eintracht zusammen getagt hätten, wäre vor zwei- und dreihundert Jahren ganz undenkbar gewesen. Schon die kirchliche Zwietracht würde die Festgäste in die feindlichen Lager eines Corpus catholicorum und evangelicorum gespalten haben, und der Lutheraner hätte wiederum den Reformierten für einen schlimmeren Feind angesehen als den Katholiken und umgekehrt.

Parteien innerhalb der Wissenschaft gibt es heute so gut wie früher. Wir suchen aber den modern universalen Charakter der Universität gerade darin, daß an derselben Schule Männer von allerlei wissenschaftlicher Farbe nebeneinander wirken, wofern diese Farbe nur echt ist, und wollen nicht mehr, daß eine Universität gegen die andere zum kirchlichen und politischen Parteikampfe mit geschlossener Macht ins Feld rücke.

Und der verbündende und versöhnende nationale Beruf der deutschen Universitäten ist eben nicht erst jüngsten Ursprungs.

Seit den Befreiungskriegen hat sich ein tiefes nationales Gemeinbewußtsein aller deutschen Universitäten herausgebildet, so weit die deutsche Zunge klingt. Als noch Zollgrenzen und politische und polizeiliche Schlagbäume mancherlei Art die deutschen Staaten trennten, waltete doch schon freier Verkehr zwischen Lehrern und Lernenden der einzelnen Universitäten; und weil die Universitäten des gesamten deutschen

Vaterlandes sich als ein ideales Ganze fühlten, so förderten und erfrischten sie auch seitdem ganz in der Stille das Streben nach politischer Einigung. Im kleinen Bilde wissenschaftlichen Gemeinlebens hegten wir schon längst ein Vorbild der größeren politischen Einheit.

Die innere Erhebung bereitete allmählich die äußere vor — schon seit dem achtzehnten Jahrhundert. Vielleicht überschätzten die Gelehrten mitunter die Macht des Geistesschaffens, durch welche die „Nation von Denkern" trotz politischer Ohnmacht auch dem Auslande als Großmacht erschien. Allein seit Leibnitz und Kant, seit Schiller und Goethe, seit Bach und Händel hatten wir Europa doch in einer guten Probe gezeigt, was wir waren und was wir werden konnten.

Ich gedachte der Zusammenkunft der Vertreter aller deutschen Universitäten, wie sie diese Aula im Jahre 1872 gesehen hat. Wenn nun heute wieder eine solche Repräsentation hier tagte, würde sie noch ganz dasselbe Gepräge zeigen wie damals? — Wir würden gewiß nicht minder stark empfinden und aussprechen, daß wir alle zusammengehören, daß wir ein großes ideales Ganze bilden, wir würden uns in diesem engen Raume wieder zu Hause fühlen in Deutschland.

Aber wir würden auch die Anzeichen einer neuen Gruppierung entdecken, die sich fortschreitend allmählich unter den deutschen Universitäten zu vollziehen beginnt. Gruppierung ist nicht Trennung.

Wir beginnen nämlich zu unterscheiden zwischen Universitäten des deutschen Reiches und — wie man sich aus-

drückt — Universitäten deutscher Zunge. Und offenbar gestaltet sich ein engerer Zusammenhang zwischen den Universitäten des deutschen Reiches. Das ist ganz natürlich. Konnten sich schon in früheren unpolitischen Zeiten die Hochschulen dem Einflusse des engeren Staatsverbandes nicht entziehen, so werden sie sich in diesen hochpolitischen Tagen noch viel weniger dem Einflusse des großen nationalen Gesamtverbandes zu entziehen vermögen. In unserer Personalstatistik hat sich die Gruppierung nach Studierenden aus dem „Deutschen Reiche" und dem „Auslande" ganz von selber eingebürgert. Am „Schwarzen Brett" sehen wir soeben die Bewerbung um ein Stipendium ausgeschrieben, welches nur von Studierenden einer Reichsuniversität gewonnen werden kann. Das medizinische und pharmazeutische Studium ist durchs ganze Reich gleichartig geregelt und die bestandene ärztliche Approbations-Prüfung berechtigt zur Praxis im ganzen Reiche. In den anderen Fakultäten sind wir zwar noch nicht so weit. Doch bedingt bei den Juristen schon die Darstellung der Institutionen des Reiches einen neuen gemeinsamen Lehrstoff, der sich durch die Prozeßordnungen bereits erweitert hat und durch die zu erwartende deutsche Civilgesetzgebung noch ansehnlicher erweitern wird.

Selbst in den akademischen Sitten und Bräuchen unserer studierenden Jugend ist seit Jahren ein ausgleichender und verschmelzender Zug deutlich bemerkbar. Auch hier vollzieht sich leise ein wechselseitiger Austausch zwischen dem Norden und Süden des Reiches, während das Studentenleben auf den deutschen Universitäten Oesterreichs und der Schweiz noch weit mehr seinen besonderen Traditionen folgt.

Die verbindende Kraft des Reiches wird ihren Einfluß auf das Zusammenhalten der Reichsuniversitäten nicht nur behaupten, sie wird ihn steigern. Das ist ganz natürlich, notwendig und heilsam.

Aber vor zwei Dingen müssen wir uns hüten, sonst würde der Segen zum Fluche. Aus der „Gruppe", aus dem „Bunde" kann und darf keine Centralisation der Universitäten des deutschen Reiches erwachsen. Die deutschen Universitäten haben so vieles Gemeinsame und doch ist jede derselben ein Original und will es bleiben. Das sehen wir schon bei den drei Schwesteruniversitäten Bayerns, die sich so gründlich voneinander unterscheiden, als es nur irgend drei leibliche Schwestern vermöchten.

Jede Universität hat ihre besondere Geschichte, die in gar vielen Sitten und Einrichtungen heute noch nachwirkt. Namentlich waltet hier ein sehr bemerkbarer Unterschied zwischen den hohen Schulen älterer und neuerer Gründung. Man soll in diesen Dingen nicht uniformieren, man soll nicht statistisch schablonieren, man soll kein Normalstatut für alle schaffen wollen. Das hieße den Geist der „deutschen Universität" antasten. Denn gerade aus dem individuellen Leben, welches die Einigung niemals ausschloß, erblühte die innerste Kraft unserer Hochschulen.

Es gibt keine „erste Universität" in Deutschland, keine Normal- und Central-Universität, keine Reichs-Haupt-Universität. Zu allen Zeiten haben wir wechselnd tonangebende, hervorragende Universitäten besessen, je nach dem Einflusse großer Meister und ihrer Schulen, aber niemals hat eine einzige schlechthin und in allen Fakultäten die übrigen be-

herrscht. Es wäre sehr äußerlich, den Rang dieser Schulen nach der Zifferngröße der Studentenschaft zu messen, oder nach dem Reichtum ihrer Geldmittel, oder nach der Lage in der politischen Hauptstadt. Im deutschen Reiche zählen wir viele Haupt- und Residenzstädte, aber nur zwei Universitäten liegen in einer solchen Stadt, und auch diese sind erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts dorthin gekommen. Dagegen gedeiht eine große Zahl deutscher Universitäten besonders gut an ehemaligen Fürstensitzen, die als solche längst verwaist sind, in Haupt- und Residenzstädten außer Dienst. Das moderne Staatsleben drängt zur Hauptstadt, aber die übrigen unendlich mannigfaltigen Formen der Kultur suchen ihre selbständigen Mittelpunkte, wenigstens in Deutschland, überall im Lande.

Die „Centraluniversität" ist ein französischer und insbesondere ein echt napoleonischer Gedanke. Napoleon I. hat in Paris eine solche oberste Musteruniversität gegründet. Sie sollte an der Spitze des ganzen Unterrichtswesens stehen und alle anderen Schulen überwachen, den ganzen Lehrgang organisieren. Sie hat für Frankreich wenig getaugt und würde für Deutschland gar nichts getaugt haben.

Wollte man die Universitäten des deutschen Reiches äußerlich centralisieren, so würden sie in ihrem innersten Wesen auseinander fallen. Man schaffe eine privilegierte erste deutsche Universität, und die deutschen Universitäten werden aufhören, die ersten in Europa zu sein; man modele alle deutsche Universitäten nach einem Muster, und jener akademische Geist, um welchen uns alle Nationen beneiden dürfen, wird ersterben.

Indem wir uns des engeren Bundes der Hochſchulen des deutſchen Reiches erfreuen, dürfen wir aber auch nicht abſchließend und kalt werden gegen die übrigen deutſchen Univerſitäten jenſeit der Reichsgrenze.

Im Gegenteile, je feſter wir zuſammenſtehen, um ſo ſtärker wird unſere Anziehungskraft nach jener Seite wirken, um ſo treuer und thatkräftiger werden wir auch hier das größere Gemeinbewußtſein hegen.

Das deutſche Reich, ſo groß und ſtark es erſtanden, iſt doch nicht Deutſchland; es umfaßt nicht die ganze deutſche Nation. Mit dieſem geweiheten Namen bezeichnen wir, wie ſchon der Wortſinn ſagt, ein Naturvolk, welches verbunden iſt durch die Gemeinſamkeit des Stammes, der Sprache, der Sitte und des hiſtoriſchen Bodens, auf dem es erwuchs, in welchem es wurzelt. Faſt nie und nirgends decken ſich rein und dauernd die Begriffe von Staat und Nation. Ja es wäre gar nicht gut und würde zur Erſtarrung führen, wenn ſich dieſe Begriffe überall thatſächlich deckten. Und doch wird anderſeits die Nation erſt feſt und ſelbſtbewußt durch den Staat. In dieſem Widerſpruche, der ſtets zur Löſung drängt und doch ſich niemals löſt, gründet zum guten Teil der politiſch nationale Fortſchritt der Menſchheit.

Die Nation iſt dauerhafter als der Staat, und das Gemüt des Einzelnen wie der Völker wird allezeit am tiefſten ergriffen von der Naturmacht der nationalen Verbrüderung. Jede politiſche Trennung nationaler Glieder ſchmerzt uns, auch wenn wir viel dabei gewönnen. Denn vor allem wünſchen wir doch, die Nation möge ſich ſelber voll und ganz beſitzen. Darum empfanden wir es mit tiefem Schmerze,

daß ein Teil Deutschlands und der deutschen Nation durch die eherne Notwendigkeit von unserm Reiche politisch losgelöst werden mußte. Aber die geheimsten Bande der nationalen Blutsverwandtschaft sind darum doch nicht zerschnitten. Und wo wir irgend ein Wahrzeichen sehen, daß die politische Trennung nationaler Bestandteile keine absolute sei, da begrüßen wir dieses Zeichen freudig und hoffnungsvoll. So war die Allianz, welche seit etlichen Jahren das deutsche Reich mit Oesterreich wieder verbindet, nicht bloß ein Akt hoher staatsmännischer Weisheit, sondern zugleich ein Akt nationaler Notwendigkeit.

Die nördlichste deutsche Universität ist nicht Königsberg, sondern Dorpat, die südlichste nicht Freiburg, sondern Bern; die deutschen Hochschulen Oesterreichs, der Schweiz und Rußlands liegen eben so gut in unserer nationalen akademischen Gesamtheimat wie Berlin oder München. Dies dürfen wir Akademiker am allerwenigsten jemals vergessen, und wo deutsche Wissenschaft und ihre Priester und Jünger auf unsern Universitäten jenseit der Reichsgrenze von fremden Nationen bedrängt sein sollten, da werden wir uns der Gemeinschaft, die uns Alle trägt und hebt, um so wärmer und thatkräftiger erinnern.

Die Heimat unserer Universität ist nicht bloß in Bayern und im Reiche, sie ist im Herzen der ganzen deutschen Nation.

Dies darf ich sagen, auch ohne jenes kleineren Kreises unserer jungen akademischen Mitbürger zu vergessen, die gar keine Deutsche sind, sondern Söhne anderer Nationen. Es fällt uns nicht ein, die Studierenden aus Italien, Eng-

land, Fra reich hier zu germanisieren. Und doch sollen auch sie sich unter diesem gastlichen Dache heimisch fühlen in Deutschland. Sie sollen deutsches Wesen schätzen und ehren lernen, sie sollen und wollen ja ihren eigenen nationalen Geist befruchten und bilden im Studium deutscher Wissenschaft. A er Weise hätten berührt sein wollen von en Geistes, dann wären sie ja gar nicht

Im Jahre holländische Universität Leyden das Ju idertjährigen Bestandes. Mir war es da einer der Vertreter unserer Universität bei diesem einzigen Feste zugegen zu sein. Ich sage, bei diesem einzigen Feste. In der engen, alten Aula, welche Zeuge der ganzen reichen Geschichte dieser einst weltberühmten Universität gewesen ist, in der engen, alten Aula, welche Niebuhr die ehrwürdigste Stätte der Wissenschaft in Europa genannt hat, waren neben den Holländern Vertreter fast aller deutschen Universitäten versammelt und die Vertreter fast aller Länder Europas, dazu auch Sendboten fremder Weltteile.

Wir fühlten uns zu Hause in Leyden, aber wir fühlten uns zugleich auch zu Hause in Europa, zu Hause in der wissenschaftlichen Welt. Nur auf dem neutralen Boden des gastfreien Hollands war eine solche Zusammenkunft möglich. In Berlin, München, Wien, Paris, London wäre sie ganz undenkbar gewesen.

Wir hatten damals zugleich den Eindruck, als seien

wir wieder zurückgekehrt in die längst verschwundene Frühzeit der Universitäten, zur Renaissance, wohl gar ins Mittelalter, wo sich die Universitäten noch nicht nach Fakultäten gliederten, sondern nach Nationen. Wir standen ja zusammen, Nation neben Nation und verkehrten miteinander in Frieden und Eintracht; war doch die wissenschaftliche Heimat uns Allen gemeinsam!

Die Wände der Aula waren bis zum hintersten Winkel bedeckt mit den Brustbildern der alten Leydener Professoren. Auch hier blickte eine völkerverbindende Gesellschaft auf uns herab. Gar mancher dieser gelehrten Herren war aus der Fremde nach Holland gekommen, um hier ein neues Vaterland zu finden, die berühmtesten unter ihnen zu einer Zeit, wo Holland der klassische Boden der Philologie und des Völkerrechtes war. Und wäre Leyden nicht damals eine europäische Universität gewesen, so würden sich heute wohl kaum die Vertreter so vieler Nationen zu seinem Jubelfeste eingefunden haben. Es war so eng in der alten, überfüllten Aula, und doch trug der Blick so weit in dem engen Raume!

Wir mußten mitunter zurückgreifen zur alten Sprache der gelehrten Welt, zum Lateinischen, daß wir uns gegenseitig verständigten. Auf dem allgemeinen Kommerse der Studentenschaft begrüßte ein holländischer Student die fremden Gäste in lateinischer Anrede. Als darauf ein deutscher Professor in humoristischer Laune sagte, es scheine, daß die Studenten in Holland besser lateinisch sprächen, als in Deutschland die Professoren, da erhob sich ein deutscher Professor der Theologie und erwiderte in einer glänzenden

lateiniſchen Anſprache und zeigte, daß die deutſchen Gelehrten auch latein ſich ſprechen können.

Bei dem Bankette, welches Prinz Friedrich der Niederlande der Feſtverſammlung gab, begrüßte der erlauchte Wirt ſeine internationalen Gäſte mit ſündenden deutſchen Worten, — zur Verwu m.

Bald na ein preußiſcher Offizier in Uniform, ein d ſprach aus dem Steg= reif friſch und - zum Staunen der ge= lehrten Holländ

Wenn die Finnländer, Norweger, Portugieſen, w en waren, ſich verſtänd= lich machen wollte„ teiniſch ſprechen. Hätten ſie in ihrer Mutterſprache geredet, ſo würden ſie vermutlich nur ſich ſelbſt verſtanden haben. Bei dem großen Feſtakt in der Peterskirche hielt der Rektor von Leyden ſeine Hauptrede, wie ſich's geziemte, holländiſch. Aber uns Fremden war auch bereits eine gedruckte franzöſiſche Ueberſetzung in die Hand gegeben, damit wir dem Redner folgen konnten. Wir Deutſche durften dagegen auch in unſerm geliebten Deutſch reden und wurden doch von den Meiſten verſtanden und wir machten reichlich Gebrauch von dieſem Vorteil. Aber auch die Engländer und Franzoſen ſprachen oft genug in ihrer Mutterſprache und alle Welt verſtand ſie.

Man erkannte zuletzt doch recht klar, daß das Latein, die alte Gelehrtenſprache, heute nicht mehr ausreicht für den internationalen Austauſch der Wiſſenſchaft, daß wir überhaupt eine Weltſprache nicht mehr beſitzen, ſondern mehrere Sprachen der gebildeten Welt. Und mit Stolz und Freude

sahen wir bei diesem europäischen Kongresse thatsächlich bestätigt, was wir freilich längst wußten, daß unser Deutsch jetzt auch eine solche Weltsprache geworden ist. Vor hundert und mehr Jahren war dem noch nicht also. Im Jahre 1726 konnte noch Voltaire einen Essay „des differents goûts des peuples“ schreiben, in welchem er seinen Franzosen an den epischen Litteraturdenkmalen der Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Spanier und Portugiesen zeigt, was eigentlich nationaler Geschmack in Poesie und Sprache sei; von den Deutschen spricht er gar nicht, weil sie offenbar weder Poesie noch Geschmack hatten. Heute besitzen wir eine Weltsprache und eine Weltlitteratur.

Solche Gedanken kamen uns bei jenem Leydener Feste. Wir wurden inne, daß Deutschland nicht bloß geographisch in der Mitte liegt, sondern auch durch seine Geistesarbeit im Mittelpunkt der europäischen Bildung.

Keine andere Nation hatte entfernt so viel Gäste nach Leyden gesandt als die deutsche, denn fast jede unserer Universitäten war vertreten. Die Deutschen sind immer gern dabei, wenn es ein Fest zu feiern gilt, und dazu mochte auch die örtliche Nähe uns noch mehr als Andere nach dem stammverwandten Holland locken. Allein es lag auch ein tieferer Grund vor. „Die deutsche Universität“ ist erst repräsentiert, wenn alle deutschen Universitäten beisammen sind. Jede hat ihr Eigentümliches, jede ist ein notwendiges Glied des Ganzen, und erst in dieser Vielgestalt erfüllt sich die geistige Einheit, welche uns Alle verbindet.

Die deutschen Universitäten sind nicht die ältesten in Europa. Der Romane begann, was der Germane fort-

führte. Auch ist keine deutsche Universität jemals der akademische Mittelpunkt Europas gewesen, derart, wie etwa die Universität Paris im vierzehnten Jahrhundert, als man Paris noch die Stadt der Philosophen nannte — was uns heute kaum mehr in den Sinn kommen wird.

Allein wenn auch die deutschen Universitäten weder höchsten Alters noch höchster Herrschermacht sich rühmen können, so haben sie doch einen besonderen Ruhm für sich: sie haben die hohe Schule des Mittelalters herübergeführt in die Zeit der Renaissance und Reformation und in die Neuzeit. Sie sind der ursprünglichen Idee der Universität am treuesten geblieben und haben dieselbe doch am freiesten fortgebildet. Heute noch sind drei Perioden lebendig in Form und Geist unserer Universitäten: das Mittelalter, die Renaissance und die Gegenwart. Möge uns der moderne Staat doch auch weiterhin die Reste unserer Autonomie, unser Stückchen Renaissance und Mittelalter neben dem modernen Wesen gönnen! Durch das Festhalten und Fortbilden von drei Kulturperioden im Geiste der Neuzeit sind die deutschen Universitäten, die sich weder die ältesten noch die historisch berühmtesten nennen dürfen, heute doch die echtesten.

Hierin liegt die Anziehungskraft mitbedingt, welche sie auf die Jugend anderer Nationen üben. Die Zahl der an deutschen Universitäten studierenden Ausländer ist weit größer als die entsprechende Ziffer bei den hohen Schulen Englands, Frankreichs, Italiens. Zu der Zeit, als England und Frankreich mit ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht schon weit über die Erde griffen und Deutschland noch in sich zurückgedrängt war, sind die Universitäten im partikularistischen

Deutschland doch weit universaler angelegt gewesen als die hohen Schulen jener Nachbarländer, denen ein sehr partikulares Wesen eignet. Ein letzter leiser Abglanz des internationalen Charakters der mittelalterlichen Universitäten verblieb uns hier allezeit und bis auf diesen Tag. Und so erkennen und empfinden wir in dem engeren Kreise einer jeden deutschen Universität, was wir zu Leyden unter den Gästen aus aller Herren Ländern so lebhaft erkannten und empfanden: die Heimat der Universität ist die ganze wissenschaftliche Welt.

Wie aber die Weltlitteratur nur aus den Nationallitteraturen erwachsen kann und wie Weltpoeten gleich Homer und Shakespeare zugleich die echtesten Nationalpoeten waren, so wird auch der Denker und Forscher nur dann den hohen Ruhm gewinnen, daß sein Schaffen der wissenschaftlichen Welt gehöre, wenn die „starken Wurzeln seiner Kraft" im tiefsten Boden seines eigenen Vaterlandes ruhen.

Bei dem Worte Heimat denken wir zunächst an etwas Enges, Trautes. Wir denken an den kleinen Fleck Erde, wo wir das Licht der Welt erblickten, wir denken an das Haus, wo unsere Wiege stand, an die Bäume, unter denen wir als Kinder spielten. Wenn wir uns aber heute unter diese Bäume stellen, so sehen wir von da ins weite Land hinaus und nennen es Heimatland, wir sehen die Berge, wie sie in der Ferne verschwimmend den Horizont säumen und nennen sie Heimatberge. Und über den Bergen spannt sich das blaue Zelt des Aethers, und wir sagen, das ist der Himmel der Heimat. Und doch ist es derselbe Himmel,

welcher die ganze Erde überſpannt, und unſere Heimat war zuerſt doch und wird zuletzt ſein — unterm Himmel.

Es iſt eine enge, traute Heimat, die Sie, verehrte Kommilitonen, hier in dieſem Hauſe, in dieſen Räumen der Univerſität gefunden haben. Aber das Haus liegt in München, und München liegt in Bayern, und Bayern liegt im deutſchen Reiche, und das deutſche Reich gehört zum geſamten Deutſchland, und die große deutſche Gemeinſchaft aller Derer, die treuen Sinnes und reinen Herzens nach Erkenntnis ſtreben, gehört der Menſchheit, gehört der Welt.

Verehrte Kommilitonen! Ich ſoll Sie ermahnen in dieſer Stunde. — Ich habe Sie ermahnt. Nicht indem ich Sie aufforderte, ſtrebſam zu ſein, fleißig und geſittet; das verſteht ſich von ſelbſt; ſondern indem ich Ihnen zeigte, welch eine ſchöne Heimat Sie durch das akademiſche Bürgerrecht gewonnen haben.

Und ſeiner Heimat ſoll man Ehre machen, vorab einer Heimſtätte des Forſchens und Denkens, des höchſten geiſtigen Strebens, welches die Welt umſpannen möchte. Das äußere akademiſche Bürgerrecht haben Sie erworben durch die Matrikel; das tiefere, innere akademiſche Bürgerrecht müſſen Sie ſich täglich erarbeiten.

Faſſen Sie dieſes Bürgerrecht ernſt und hoch, denken Sie groß von ſeinen Pflichten und von ſeinen Früchten! — und Sie werden noch in ſpäten Tagen mit Stolz und Freude zurückdenken, wie Sie in Ihren Lehrjahren ſich einſtmals ſo beglückt daheim gefühlt haben in dieſem Hauſe der Wiſſenſchaft!

AC 35 .R54 1873 C.1
Freie Vortrage /
Stanford University Libraries
3 6105 039 482 216

DATE DUE

JAN 27 1986

STANFORD UNIVERSITY LIBRA
STANFORD, CALIFORNIA 9430